Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Princeton University Library
32101 063968844

Digitized by Google

575
497
1922

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

OTTO HARRASSOWITZ

Digitized by Google

Digitized by Google

Monatshefte für Politik und Wehrmacht

(auch Organ der Gesellschaft für Heereskunde)
verantwortlich geleitet von
Generalleutnant Keim

Nr. 604 Januar 1922 51. Jahrg.

Inhalt

	Seite
I. Politische Briefe (Scheidemann). Von Hans v. Liebig	1
II. Streiflichter. Von Graf Hoensbroech	13
III. Sozialistische Gesichtsklitterungen. Von General v. Zwehl	19
IV. Zur Frühjahrsschlacht in Frankreich 1918. Von Generalleutnant a. D. Balck	32
V Die britische Reichsmarinepolitik. Von Kapitän zur See a. D. v. Waldeyer-Harz	37
Gesellschaft für Heereskunde	42
Literatur:	
I. Bücher	42
II. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher	48

Nachdruck u. Uebersetzung, auch solche mit Quellenangabe, ohne Erlaubnis untersagt

Verlag von GB 1864 Georg Bath
Berlin S.W.11 Bernburgerstr. 24-25

Digitized by Google

Gegen GICHT wirkt unübertroffen Heilquelle Karlssprudel Post Biskirchen Tel. 6.

Waffen aller Art,
Ankauf, Verkauf, Umtausch.
G. Kätzel, Berlin W 8,
Markgrafenstr. 50.

Bei Bestellungen bitte stets die
Monatshefte für Politik u. Wehrmacht
zu erwähnen

R.O.K.
Loge.
Deutsche Wiedergeburt — bessere Zeiten durch bessere Menschen.
Wer das Heil unseres schwer geprüften Volkes in der Wiedererweckung und Erneuerung aller guten Kräfte durch eine leibliche u. geistig-seeliche Wiedergeburt von innen heraus erblickt. — Wer im Kreise gleich Denkender u. Fühlender echt deutsche Art edle deutsche Geselligkeit und wahrhaft deutsche Religiösität pflegen will. — Wer — trotz allem — auch heute noch stolz ist, ein Deutscher zu sein und sein Deutschtum über alles stellt, —
Der (Männer und Frauen) sende vertrauensvoll Zustimmigkeitserklärung mögl. m. Bild. u. **Deutsche Wiedergeburt** a. die Geschäftsst. d. Bl.

Soeben erscheint:
Dr. Karl Jaeger:
Zur Geschichte und Symbolik des
Hakenkreuzes.
Ladenpreis 4.— Mark.
Diese neueste Schrift der deutschvölkischen Bewegung zeigt in 14 Bildern den Werdegang des arisch-germanischen Glück-Symboles u. bringt an Stelle der bisherigen Literatur von etwa 30 Schriften allein über 100 Schriftnachweise, ist also die beste wissenschaftliche Arbeit über dieses umstrittene Gebiet
Leipziger Verlags- und Kommissionsbuchhandlung.

Für Zimmerschmuck!
Kriegsflagge
der Kaiserl. Marine, Größe 95×150 Mark: 40,—
Tischflagge
schwarz-weiß-rot, mit fein pol. Ständer, Höhe 60 ctm., Mark: 18,50
Voreinsendung oder Nachnahme.
Robert Windfelder,
Köln
Rinkenpfuhl 17,
Postscheck: Köln 66986.

Die Krone
Zeitschrift zur Pflege des monarchischen Gedankens und der nationalen Überlieferung im Sinne Steins und Bismarcks
(nationalpolitisch und literarisch)
Vierteljährl. 6 Hefte 15.40 M., Einzelheft 3 M.
Probeheft auf Wunsch
Verlag „Die Krone", Dresden-N. 22
Postscheckkonto Dresden 3446.

Ringendes Deutschtum verb. mit **Ringende Jugend** **Wochenzeitung für Politik u. Kultur**
mit den Beilagen: **Dichtung und Kunst :: Musik :: Deutsche Frömmigkeit :: Sexualethik .: Schule und Erziehung.** **Vierteljährlich M. 7.—**

Amtsblatt des Bundes für Sexualethik.

„Ich habe seit langem, — d. h. seit dem Erwachen der nachrevolutionären Jugendbewegung nicht viel Zeitschriften gefunden, die in gleicher Weise tief schöpferische Aufsätze in so großer Fülle aufwiesen. Allerdings sind die Schriftsteller der „R. J." Leute, die echter Jugendlicht entwachsen sind und die durch Lebenserfahrung und praktische Arbeit von selbst zu einer höheren menschlichen und künstlerischen Warte gelangt sind . . . ."
Alfred Leitgen, 1. Mai 1921. „Nationale Jugend"
Bezug durch alle Postanstalten.

Bücher des Verlages:
Der Sieg des Guten, als Grundlage einer Weltanschauung, v. Walter Bränlich Mk. 3,25
Freundschaft, ein Bekenntnis, von Fritz Hirschner Mk. 1,75
Jugendbewegung und Volksbildung, von Emil Engelherdt Mk. 1,75

Sprachrohr der innerlich Jungen

Gensen-Verlag e. G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde-W., Kurtinsstr. 3.
Im — jugendlichen — Sinne — zur — deutschen — Volksgemeinschaft.

Digitized by Google

I.

Politische Briefe.

Von

Hans von Liebig.

Scheidemann.

II.

Mit der Errichtung der Republik waren die Scheidemänner am Ziel ihrer inneren Politik angelangt; „das Volk hatte auf der ganzen Linie gesiegt", wie Scheidemann am 9. November der Menge verkündete, an dem Tag, der das Volk auf Jahrzehntelang in die Lohnsklaverei des Auslands stürzte. Was waren die Erfolge der äußeren Politik, welche die Sozialdemokratie während des Krieges getrieben hatte, nicht nur durch Beeinflussung der Wilhelmstraße, sondern auch auf eigene Faust? Ziel derselben war der „Scheidemannfrieden".

„Ich begann schon Ende 1914 eine Versammlungstour durch viele Großstädte, mit dem Programm: Für einen Frieden der Verständigung." Öffentlich wurden die Forderungen der Partei niedergelegt in dem schon einmal erwähnten Bericht über die Parteisitzung im August 1915. Sie lauteten auf Erhaltung der alten Grenzen und des Kolonialbesitzes Deutschlands und aller übrigen Länder, auf die offene Tür, Freiheit der Meere und sonstige wirtschaftliche Freiheit, Verwerfung jeder deutschen Eroberungsabsicht, Wiederherstellung Belgiens, Einrichtung eines ständigen internationalen Schiedsgerichtshofes für alle Völkerstreitigkeiten. Als Pole der sozialdemokratischen Politik bezeichnet Scheidemann einerseits die Abwehr der Vernichtung Deutschlands und andererseits den Kampf gegen die Umwandlung des deutschen Verteidigungskrieges in einen Eroberungskrieg." Am 29. Mai (1915) hatte ich in einer Reichstagsrede gesagt: „Das höchste und wertvollste Recht für jedes Volk ist in unseren Augen das Recht der Selbstbestimmung" . . . „Und drei Jahre später, auf der Höhe unserer militärischen Erfolge: „Grundsätzlich sind wir So-

602144

Digitized by Google

zialdemokraten Gegner aller Annexionen und Vergewaltigungen" . . . „Also ein durchgängiger Wille zum Verständigungsfrieden sans phrase." „Die folgerichtige Krönung unserer aufreibenden Arbeit für den Verständigungsfrieden war die Entschließung des Parteiausschusses (vom März 1917), in der zum erstenmal in Deutschland unter Übernahme des russischen Revolutionsprogramms die Formel „Ohne Annexionen und Entschädigungen" von einer politischen Partei angenommen wurde, die auf dem Boden des Verständigungsfriedens stand."

Nun ist Eines wohl auch für ein einfach gebautes Gehirn klar: Liebe, Freundschaft und Verständigung sind Dinge, die man nicht einseitig treiben kann; es gehören zwei dazu. Man kann, was man ist und was man hat, einem anderen opfern; zur Liebe und Verständigung zwingt man ihn damit nicht; man vermag nicht einmal seinen Haß damit zu mindern, wenn derselbe irgendwie tiefer sitzt. Werfe ich einem geliebten Mädchen, dessen unüberwindliche Abneigung gegen mich feststeht, mein Hab und Gut hin, so bin ich ein Narr; aber es ist schließlich meine Sache. Tue ich aber dasselbe mit dem Hab und Gut meines Nächsten, vielleicht sogar meiner Kinder oder meines Mündels oder sonstiger Menschen, für die ich mehr oder weniger verantwortlich bin, so ist das nicht mehr nur eine Narretei, sondern wird nach den Gesetzbüchern aller Länder als gemeines Verbrechen gewertet.

Scheidemann und seine Genossen hatten reichlich Gelegenheit, sich über die Gesinnung der Völker zu unterrichten, mit denen sie Verständigung suchten, „Völker" hierbei durchaus im sozialdemokratischen Sinn des „wirklichen" Volkes — davon später — gemeint. Scheidemann berichtet in seinem Buch ausführlich darüber. Gleich zu Anfang des Krieges, am 31. Juli 1914, fuhr Herman Müller, der spätere Reichskanzler, nach Paris, „um Stimmung zu machen für eine einheitliche Abstimmung bzw. für einheitliche Erklärungen im Reichstage und in der französischen Deputiertenkammer". Er vertrat in Paris den Standpunkt: „Die deutsche Regierung, insbesondere Bethmann Hollweg und der Kaiser seien für Aufrechterhaltung des Friedens bemüht. Die Entscheidung liege in Petersburg." Die Franzosen erklärten: „Wenn Frankreich von Deutschland angegriffen werden sollte, so müßten die französischen Genossen für das Kriegsbudget stimmen." „Unsere französischen Genossen sahen, für den Fall, daß Frankreich in den Krieg einbezogen würde, Frankreich als das vom deutschen Militarismus angegriffene Land an und meinten, daß sich Frankreich deshalb in einer anderen Situation befände als

Digitized by Google

6396

Deutschland." „Man würde in Frankreich ganz allgemein Deutschland die Schuld geben, wenn es zum Kriege käme." Auch die Erklärung Müllers, bei einer Aussicht auf eine gemeinsame Stimmenthaltung in beiden Parlamenten sei es seiner persönlichen Meinung nach ausgeschlossen, daß die deutsche Fraktion für die Kriegskredite stimmen würde, fand keinen Widerhall. „Der Verlauf der gesamten Debatte ließ keinen Zweifel darüber, daß die französische sozialistische Fraktion in der Kammer für die Kriegskredite stimmen würde."

Für die französischen Sozialisten war also Frankreich von allem Anfang an das Vaterland, das auch von französischen Arbeitern unter allen Umständen geschützt werden müsse, und Deutschland unter allen Umständen der Angreifer und der Feind. Unmittelbar darauf schickte die deutsche Sozialdemokratie Abgesandte in das neutrale Ausland. „Janssson konnte in Stockholm nicht sehr viel ausrichten, weil Branting von Beginn des Krieges an sehr ententistisch gesonnen war." „Südekums Mission wurde von den italienischen Sozialisten sehr unfreundlich aufgenommen; erreicht wurde in Italien nicht das geringste. Mehr Glück hatte ich in Holland." Scheidemann schreibt es sich zu, wenn die holländischen Genossen und ihr Parteiblatt Neutralität hielten. Aber ganz Holland hielt Neutralität, und ganz sicher nicht wegen Scheidemann. Wäre er nicht hingegangen, so wären die Genossen der Weisung der holländischen Regierung, Neutralität zu halten, höchstwahrscheinlich ebenso nachgekommen. Von der Gesinnung der holländischen Genossen und dem Einfluß Scheidemanns auf sie wird später noch die Rede sein.

Im Februar 1917 telegraphierte Samuel Gompers, der Präsident der amerikanischen Gewerkschaften, an Legien, er möge die deutsche Regierung von einem Bruch mit Amerika abhalten. Die deutschen Sozialdemokraten antworteten: „Die deutsche Arbeiterklasse hat seit Kriegsbeginn für den Frieden gewirkt und ist gegen jede Kriegserweiterung. Die Ablehnung des deutschen aufrichtigen Angebots sofortiger Friedensverhandlungen, die Fortsetzung des grausamen Aushungerungskrieges gegen unsere Frauen, Kinder und Greise, des Feindes offen eingestandene, auf Deutschlands Vernichtung gerichtete Kriegsziele haben die Verschärfung des Krieges herausgefordert. Eine Einwirkung meinerseits auf die Regierung ist nur erfolgversprechend, wenn Amerika England zur Einstellung des völkerrechtswidrigen Aushungerungskrieges veranlaßt. Ich appelliere an die amerikanische Arbeiterschaft, sich nicht als Werkzeug der

Digitized by Google

Kriegshetzer gebrauchen zu lassen und nicht durch Befahren der Kriegszone den Krieg zu erweitern. Die internationale Arbeiterschaft muß unerschütterlich für sofortigen Frieden wirken." Wie einsichtig die Parteileitung sein konnte, wenn sie wollte! Zu dem „Volke" hat sie immer ganz anders gesprochen! Die Amerikaner haben offenbar darauf nicht mehr geantwortet. Scheidemann schreibt lediglich: „Wie Gompers später die Kriegshetze gegen Deutschland und besonders gegen die deutsche sozialdemokratische Arbeiterschaft betrieben hat, ist bekannt. Diese Tätigkeit Gompers gehört mit zu den schwärzesten Kapiteln der modernen Arbeiterbewegung."

Am ausführlichsten verbreitet sich Scheidemann über seine diplomatischen Erfolge in Stockholm im Juni 1917. Seine rückhaltlose Schilderung, wie schändlich sich die deutschen Genossen dort von den anderen behandeln ließen, ist anerkennenswert. Man begreift da ohne weiteres, woher die Entente den Mut hatte, gegen die Genossen so grundschlecht zu verfahren, als sie Kanzler und Minister geworden waren. Mit welchem diplomatischen Rüstzeug die verbündeten mittelmächtlichen Genossen von vornherein auf die internationale Konferenz gingen, zeigt eine Äußerung des Österreichers Adler, der auf einer Art Vorkonferenz am 23. Mai 1917 in Kopenhagen in Gegenwart Borgbjergs, Staunings, Nina Bangs, Janssons, Andersens und Scheidemanns erklärte: „Wir den Krieg fortsetzen? Ich bitte, wir können ihn gar nicht mehr fortsetzen und wir wollen auch gar nicht. Das kann ich wirklich autoritativ für ganz Österreich feststellen. Ich weiß ganz genau, daß der Kaiser und Czernin unter allen Umständen Frieden haben wollen."

In Stockholm läßt am 4. Juni Troelstra in seiner Begrüßungsrede „durchblicken, daß es uns als den „Hauptangeklagten" am schlimmsten ergehen werde". Dann sprachen Ebert und Scheidemann. „Nach mir (Scheidemann) hielt van Kol (Holländer) eine wirklich sehr dumme Rede gegen Deutschland, seine Regierung und seine Sozialdemokraten, weil alle Schuld am Kriege bei diesem liege. Die ganze Ententeargumentation trug er kritiklos vor." (van Kol aus Holland, wo Scheidemann doch so viel Glück hatte!) Branting sprach in ähnlicher Weise, natürlich nicht so töricht wie van Kol, aber noch ententefreundlicher." Ebert wirft in der Debatte die Frage auf: „Sei die Konferenz ein Anklagetribunal oder sei sie zur Herbeiführung einer Verständigung berufen?"

Am 7. Juni hielt David eine zweistündige Verteidigungsrede.

Digitized by Google

gegen Kol und Branting. „Nachdem er eine halbe Stunde geredet, ging Branting (!)." Später heißt es noch einmal (am 12. Juni): „Wie gewöhnlich entfernte sich Branting." Nach der Verteidigungsrede sprach der Vorsitzende Troelstra David seine Bewunderung aus und dann „gingen wir nach einigen einfältigen Bemerkungen van Kols auseinander". In dem Zeitungsbericht über ihre Reden, die David und Scheidemann anzufertigen hatten, hatte Scheidemann die Rede Davids „sehr eindrucksvoll" genannt, was gestrichen werden mußte; auch „sollte nichts in dem Berichte bleiben, das erkennen lasse, daß die Komiteemitglieder mit uns debattiert hatten".

Der Schlußstrich, den Scheidemann in seinem Buch unter die Stockholmer Konferenz zieht, sieht so aus: „Damit war die Arbeit der Vorkonferenz und — wenn die Pessimisten recht hatten — vielleicht der ganzen Konferenz zu Ende. Die meisten Parteifreunde reisten ab, David, Müller und ich blieben noch, ohne Hoffnungen, nur um der Arbeiterschaft der Welt nicht jeden Glauben an das sozialdemokratische Gewissen der Ententeparteigenossen zu nehmen, und diesen nicht die billige Ausrede zu geben, daß wir ja die Verhandlungen abgebrochen hätten."

Also Erfolglosigkeit der sozialdemokratischen auswärtigen Politik auf der ganzen Linie, mit welchen Staaten nur immer die sozialdemokratischen Diplomaten in Beziehung traten! Es fehlt unter diesen Staaten noch Rußland, über das Scheidemann nur nebenbei einige Worte sagt: „Ich schließe diese Darlegungen (zum Frieden von Brest-Litowsk) unserer leider so spärlichen und wenig fruchtbringenden Beziehungen zum revolutionären Rußland."

* * *

Der Eigentümlichkeit, in den Beziehungen zum Auslande stets das Geringstmögliche an Erfolgen und das Höchstmögliche an Mißerfolgen zu erreichen, blieben die Scheidemänner bekanntlich auch treu, als sie die Herren in Deutschland geworden waren. Alle ihre Versprechungen, sie vermöchten dem deutschen Volke als Demokraten ganz andere Dienste zu leisten als die bisherigen kaiserlichen Machthaber, zerflossen vor der Wirklichkeit in eitel Wasser. Wie stehen die Scheidemänner überhaupt zu dem Volke, dem sie dienen zu wollen vorgeben? Haben sie sich überhaupt jemals mit der Frage abgegeben, was kommt dem Volke zugute, oder läuft bei ihnen die Betrachtungsweise jeder Lage nicht vielmehr immer darauf hinaus, zu fragen, welche Behandlung bringt uns unserem Ziel, die Herren in Deutschland zu werden, näher, ganz einerlei,

Digitized by Google

wie das Volk dabei fährt, und ohne jedes hinter der Herrschaft stehende höhere Ziel? Was ist für Scheidemann überhaupt „Volk"? Das Blut ist jenen „Volks"vertretern, die eben frisch aus Rußland oder Galizien angelangte Vollblutjuden sofort als Volksgenossen und Führer ihrer selbst und Oberführer der deutschen Arbeiter willkommen heißen, selbstverständlich kein Merkmal der Volkszugehörigkeit. Sie stimmen Bethmann beifällig zu, wenn er Belgien „ein Land mit einer vollkommen fremden, auch sprachfremden Bevölkerung" nennt. Von der Deutschblütigkeit der Wallonen, die nur verwelschte Rheinfranken sind, wissen diese Demokraten selbstverständlich nichts. Aber von dem harten Ringen der rein deutschen und eine rein deutsche Mundart sprechenden vlämischen Arbeiter- und Bürgerschaft um ihre Freiheit von der wallonisch französischen Unterdrückung könnten sie etwas wissen. Aber die Vlamen erhofften ja ihre Befreiung von einem Sieg Deutschlands; also lächelt man überlegen und stellt während des Krieges die vlämische Bewegung als eine künstliche alldeutsche Mache hin. Nachdem trotz des deutschen Zusammenbruchs und trotz des französischen Bündnisses mit Belgien die Bewegung sich immer mehr Bahn bricht, kann man sie zwar nicht mehr leugnen; aber übrig hat man nach wie vor für diese Volksgenossen nichts; die Millionen deutscher Arbeitergroschen, die ins Ausland wandern, gehen zu streikenden Engländern oder zu den Russen.

Was ist für Scheidemann Volk? Volk waren zunächst für Scheidemann die Arbeiter, die am 28. Juli 1914 in Berlin gegen den Krieg demonstrierten, die anderen sind „patriotische Schreier", auch wenn sie die Mehrheit haben. „Unsere Demonstration war gewaltig, vermochte aber nicht dauernd das Übergewicht über die patriotischen Schreier, die zumeist Schüler waren, zu behalten." Auf welcher Seite mehr Jugendliche zu sein pflegen, ob bei nationalen oder bei sozialistischen Straßenkundgebungen, kann jeder beurteilen, der einmal solchen Kundgebungen beigewohnt hat. „Volk" waren für Scheidemann ferner die Ubootskriegsgegner. „Auf einer großen Versammlungstour (Anfang 1917) . . . konnte ich einwandsfrei und beim wirklichen Volk feststellen, daß die Stimmung im Lande (gegenüber dem Ubootskrieg) allmählich unter den Nullpunkt gesunken war." „Volk" sind bei ihm ferner die Anhänger des Demokratisierungsgedankens. Er spricht anläßlich des Aprilstreikes 1917 von der „ungeheuren Mehrheit des Volkes, die als einzig möglichen Weg den gegen rechts gegangen wissen wolle: Frieden, Brot und konsequente Demokratisierung". „Die Psyche des Volkes sei eine andere geworden während des

Digitized by Google

Krieges"; „solange nicht vollkommen gleiche Rechte eingeführt seien, werde keine Ruhe ins Land kommen". Nach Frieden und Brot sehnte sich damals tatsächlich das ganze Volk, jene Demokraten und Parteifreunde Scheidemanns vielleicht ausgenommen, die noch nicht reich im Kriege geworden waren und es in den folgenden Jahren noch zu werden hofften und auch geworden sind. Nach konsequenter Demokratisierung verlangte auch damals im Innersten ihres Herzens und in wirklichem Begreifen der Forderung nur eine kleine Minderheit herrschaftslüsterner Demokraten und Sozialdemokraten. Für die dafür auf die Straße gehetzte Menge der Arbeiter war die Demokratisierung ein ebenso leeres Schlagwort wie die Gleichheit aller Rechte; sie hatten gemäß den Lehren ihrer Führer die unklare Vorstellung, mit der Erfüllung dieser Forderungen würde ihnen Frieden und Brot zuteil. Was es damit für eine Bewandtnis hatte, erfuhren die deutschen Arbeiter an der Art Frieden und der Art Brot, die ihnen die von den Scheidemännern durchgeführte Demokratisierung bescherte.

Am deutlichsten wird Scheidemann, wenn er von der „täglich wachsenden Not des Volkes, also der Parteigenossen im weitesten Sinne" spricht. „Volk" sind für ihn einfach die Leute, die auf die sozialdemokratischen Irrlehren bereits hereingefallen sind oder ihm reif zum Hereinfallen scheinen; wo immer er eine nähere Begriffsbestimmung vom Volke gibt, ist es eine einseitig parteipolitische. Für jeden, der wirklich ein inneres Verhältnis zu seinem Volke hat, ist die parteipolitische Gesinnung überhaupt nichts für die Volkszugehörigkeit Bestimmendes; mit der kommunistischen Gesinnung schließt sich ihm ein deutscher Arbeiter nicht aus der Volksgemeinschaft aus und mit der deutschnationalen Gesinnung reiht sich ihm ein Jude nicht in die Volksgemeinschaft ein. Für jeden, der auch nur eine Spur wirkliches völkisches Empfinden besitzt, ist das Volk ein Ganzes und die sozialistischen Arbeiter sind ein Teil davon; nur die deutschen Sozialdemokraten haben Volksführer, denen der sozialdemokratisch, d. h. sie wählende Teil des Volkes das Volk, das Ganze sind, und die übrigen Volksteile rückständiges Gesindel, Bourgeois, die sich vom Schweiße des Arbeiters mästen und am besten mit Stumpf und Stiel ausgerottet würden, soweit sie sich nicht noch zur Führerschaft der Scheidemänner und Cöhne bekehren lassen sollten. Solange der deutsche Arbeiter so denkt, sind die Scheidemänner und Cöhne der Befürchtung enthoben, er könne einmal auf den Gedanken kommen, sich aus anderen Kreisen politische Führer zu suchen als aus denen jüdischer Rechtsanwälte und Parteisekretäre gewordener Hand-

Digitized by Google

werker, denen die Politik ein besseres Einkommen versprach als das Handwerk. Oder ist schon einmal einem sozialdemokratischen Führer der Ruf besonderer Tüchtigkeit in seinem Handwerk vorangegangen? In allen andern Parteien gab es politische Führer die Menge, die auch in ihrem gelernten Berufe Ausgezeichnetes geleistet haben.

Scheidemann spielt sich in seinem Buche besonders gern als Anwalt der „Volks"teile auf, die in „Not" waren. Not herrschte im Kriege und nachher tatsächlich in weiten Kreisen, die bitterste in jenen festbesoldeten Mittelstandskreisen und in jenem Kleinbürgertum, das nicht sozialdemokratisch zu wählen pflegt. Aber wenn Scheidemann in besonders eindringlichen Tönen die Not des Volkes aufmarschieren läßt, handelt es sich immer um Teile des Volkes, die besser versorgt waren, als der große Durchschnitt. Ihm müssen Hunger und Entbehrungen als Entschuldigung dienen für Dinge, deren vaterlandsverräterische und volksverderbliche Wirkungen jetzt auch allmählich Arbeiter einzusehen beginnen. Er schreibt z. B.: „Aus einer politischen Verbitterung, wie sie an dem berichteten Fall (des Botschaftsrates Baron von Eckardstein; darüber wird sich der Berliner Arbeiter aufgeregt haben!) abgelesen werden kann, und aus Lebensmittelnöten . . . entstand der erste Massenstreik im April 1917." Wahnschaffe gegenüber lehnten Scheidemann und Genossen jeden Versuch, den Streik zu verhindern, ab und erklärten: „Ursache sei der Hunger." Es streikten ungefähr 125 000 Männer und Frauen der Munitionsindustrie. Nun gab es doch wohl damals im ganzen Volk, soweit es sich von körperlicher und geistiger Arbeit und nicht von Schieberei, Wucher und Kriegsgesellschaftsbeteiligung nährte, keinen besser versorgten und weniger unter Hunger leidenden Stand als den der Munitionsarbeiter, die während des ganzen Krieges wie rohe Eier angefaßt wurden. Von den Nöten des Feldzugs hatten diese in der Mehrzahl stets in der Heimat Gebliebenen überhaupt nichts gespürt. Aber ganz ähnlich war es ja auch mit den Meuterern im Felde. Nicht die meuterten, wie die Dichter des Pazifismus in ihren Dramen und Romanen es darstellen, die die furchtbaren Schrecknisse des Krieges jahrelang durchkostet hatten. Die erste Meuterei 1917 ging von Matrosen aus, die noch keine Schlacht erlebt und auch nie im Schützengraben gelegen hatten, die besser und reichlicher ernährt waren als alle Landsoldaten. Alle späteren Meutereien wurden von frisch an die Front geworfenen, nicht durch Erlebnisse im Feld, sondern durch Hetzereien in der Heimat aufsässig gewordenen Leuten an-

Digitized by Google

gezettelt. Wie wenig ernst die Ausrede des Hungers zu nehmen war, zeigt die Resolution der streikenden Leipziger Arbeiter — ebenfalls Munitionsarbeiter! — vom April 1917: „Die Versammlung verlangt sofortige hinreichende Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln und Kohlen: sie verlangt weiter: Erklärung sofortiger Bereitschaft zum Frieden ohne jede Annexion; Beseitigung des Belagerungszustandes und der Zensur; Abschaffung des Hilfsdienstgesetzes, freies und gleiches Wahlrecht in allen Bundesstaaten." Wem wirklich der Magen knurrt, der verbindet den Schrei nach Brot nicht mit soviel rein parteipolitischen Forderungen. Die Tätigkeit der Scheidemann, Ebert, Bauer und Genossen als Regierungsberater bestand in solchen Fällen stets darin, zur „Ruhe und zum Abwarten — natürlich nicht die Arbeiter, sondern die Regierung — zu mahnen. Für den Massenstreik im Januar 1918 läßt sogar Scheidemann selbst die Lebensmittelnöte unter den Tisch fallen und führt nur mehr solche politischer Natur an: „Einen wesentlich anderen Charakter trug der Massenstreik in Berlin im Jahre 1918. Die Zustände für die werktätige Bevölkerung waren direkt unerträglich geworden . . . Der Belagerungszustand wird wieder schärfer gehandhabt. Versammlungen der Arbeiter werden verboten; in Schlesien sollen sogar Betriebswerkstättenversammlungen 10 Tage zuvor angemeldet werden. Zeitungen werden unter schärfere Zensur gestellt. Der „Vorwärts" wird mehrfach hintereinander verboten . . . Im Osten sind die Verhandlungen ins Stocken gekommen." Das waren also die „unerträglichen Nöte der werktätigen Bevölkerung"! In einer Lage der ungeheuersten Gefahr für das ganze Volk, in einem Krieg, in dem es sich darum handelt, ob Deutschland überhaupt noch weiter bestehen soll oder ob es zerstückelt, ausgesogen, geknechtet und ins Elend geworfen werden soll, ob seine werktätige Bevölkerung in Freiheit und verhältnismäßigem Wohlstand weiterleben oder durch die Feinde versklavt, seiner sozialen Errungenschaften beraubt, von Schwarzen in Zucht gehalten werden soll, verschweigen die Scheidemänner dem „Volk" alle diese wirkliche Not und flößen ihm die Meinung ein, es sei in unerträglicher Not, weil die Preußen noch kein so fortgeschrittenes Wahlrecht haben wie die Bayern, weil Betriebsräteversammlungen 10 Tage vorher angemeldet werden sollen, weil man ein paar Versammlungen und Zeitungen verbietet, die dem für die werktätige Bevölkerung mehr wie für jeden anderen Stand draußen hart ringenden Heer in den Rücken fallen wollen, die ihm die zum Schutze der werktätigen Bevölkerung mehr als für die übrige Bevölkerung

Digitized by Google

unentbehrlichen Waffen aus der Hand schlagen wollen. Den Schiebern und Spekulanten geht es auch in der besiegten und waffenlosen Restrepublik Deutschland ganz gut. Aber wenn Scheidemann von Nöten des Volkes spricht, kann man immer die Herrschaftsnöte eines kleinen Klüngels sozialistischer Parteiführer, und wenn er vom Hunger des Volkes spricht, immer deren Hunger nach Herrschaftsämtern einsetzen, ohne den Sinn des Ganzen zu stören. Draußen in den Schützengräben lag auch „Volk", das sicher mehr hungerte als die Munitionsarbeiter; aber was kümmert es die Scheidemänner, wenn davon einige Tausend mehr als sonst tot oder zu Krüppeln geschossen werden, weil durch den Streik der Munitionsarbeiter nicht genügend rasch Munition nachgeliefert werden kann? Mit den Leuten draußen kann man von der Regierung keine Zugeständnisse in der Demokratisierung, die jeden Redebegabten ohne weiteres Wissen und Können Minister werden läßt, erpressen; aber demonstrierende Munitionsarbeiter sind gut dazu.

Die Kriegsgesellschaften, die nicht nur Regimenter Kriegstauglicher der Front entzogen, sondern mit eine der Hauptursachen der Lebens- und Bedarfsmittelnöte waren, gefährden die politischen Ziele der Scheidemänner nicht; stecken sie ja doch voll demokratisierungsgelüsterner Juden! Gegen die Mißstände dieser Gesellschaften wird gelegentlich in Volksversammlungen mit tönenden Reden losgezogen; in seinem Buch weiß Scheidemann mit keinem Wort von einem Einfluß zu erzählen, den er auf die Regierung in dieser Beziehung auszuüben auch nur versucht hätte. Ebensowenig hört man darin etwas von einem Kampf gegen Wucher- und Schiebertum. Wer das Buch Scheidemanns liest, weiß sofort, in einer von diesen Männern geschaffenen und beherrschten Republik müssen Schieber- und Wuchertum freieste Bahn haben, wie es ja auch gekommen ist.

In Leipzig und Berlin 1917 sind die Rollen noch verteilt; die Führer der Unabhängigen bearbeiten die Straße, und die der Mehrheitssozialisten ebnen den Weg bei der Regierung. Sobald die Scheidemänner merken, diese Teilung könnte ihrem Ruf bei der die Kulissenarbeit nicht erkennenden Masse zugunsten der offen vorgehenden Unabhängigen gefährden, lassen sie die Kulissenarbeit sein und gehen mit auf die Straße. Scheidemann erwähnt im Januar 1918 verbreitete, zum Massenstreik auffordernde Flugblätter, in denen es heißt: „Sorgt dafür, daß die Gewerkschaftsführer, die Regierungssozialisten und andere „Durchhalter" unter

Digitized by Google

keinen Umständen in die Vertretungen (Arbeiterräte, Betriebsräte und dgl.) gewählt werden"! So wollen sich die Scheidemänner bei der Revolutionsmacherei nun doch nicht beiseite schieben lassen! Die Überschrift über den unmittelbar auf dieses Flugblatt folgenden Abschnitt lautet: „Unser Eintritt ins Streikkomitee." Dieses Komitee bestand aus 11 Arbeiterdelegierten, den drei unabhängigen Abgeordneten Dittmann, Haase und Ledebour, und den drei Mitgliedern des sozialdemokratischen Parteivorstandes Braun, Ebert, Scheidemann. Dieser Streikleitung wurde am 29. Januar 1918 durch das Generalkommando auf Grund des Belagerungszustandes „jede weitere Zusammenkunft und jede weitere Betätigung" verboten. Die Mitglieder des Komitees mußten die Mitteilung dieses Verbotes an sie unterschriftlich bestätigen. „Ebert, der erste Reichspräsident, Bauer, der erste Reichskanzler, und ich, der erste Ministerpräsident der deutschen Republik, mußten also ein Jahr vor Übernahme unserer Ämter bestätigen, daß es uns wohl bekannt sei, eine wie schwere Strafe uns treffen würde, falls wir uns weiterhin an der Streikleitung beteiligten." „In den Morgenstunden des 30. Januar waren wir bereits alle wieder versammelt, denn keiner hatte auch nur eine Minute lang daran gedacht, wegen der Drohungen mit dem Jahr Gefängnis die den Arbeitern gegenüber übernommene Pflicht irgendwie zu versäumen." „Am 31. Januar waren Hunderttausende Männer und Frauen, denen man verboten hatte, geordnete Versammlungen abzuhalten, auf der Straße. Wir hatten vereinbart, wo die Mitglieder der Streikleitung zu den Massen sprechen sollten." „Es begann nun ein Hängen und Würgen, das wenig erbaulich war. Zu irgendwelchen Verhandlungen mit der Regierung m u ß t e es aber kommen, wenn der Streik nicht sang- und klanglos zusammenbrechen sollte."

Den Abschnitt, dem die letzten Sätze entnommen sind, überschreibt Scheidemann: „Die Rolle der Unabhängigen und die Borniertheit der Regierung." Er hat ganz recht. Man stelle sich nur vor, wie ganz anders es gekommen wäre, wenn eine weniger borniert Regierung den Streik sang- und klanglos hätte zusammenbrechen lassen und die Herren der Streikleitung am 31. Januar 1918 auf ein Jahr eingesperrt hätte, wie sie es dem Gesetze nach verpflichtet war, statt den Streik zu „einem schweren Schlage für die Regierung" werden zu lassen. Das „Volk" hätte zwar dann darauf verzichten müssen, von den Herren Ebert als Reichspräsidenten, Herrn Bauer als Reichskanzler und Herrn Scheidemann

Digitized by Google

als Ministerpräsidenten mit dem Frieden von Versailles und seinen Folgezuständen beglückt zu werden; dafür hätte es in einem wohlgeordneten Staat mit oder ohne Gebietsabtretungen und Entschädigungen der Feinde an uns bei erträglichen Preisen der Lebens- und Bedarfsmittel und angemessenen Löhnen ein zufriedenes Leben führen können. Aber die Regierung war ja viel zu eng befreundet mit Scheidemann und Genossen, um sie einsperren zu können.

* * *

Doch Scheidemann möge Richter seiner selbst sein. Er lehnt es ab, Vertreter und Kämpfer für das ganze deutsche Volk zu sein; für ihn sind, wie schon erwähnt, Volk nur die sozialistisch gesinnte Arbeitermasse und ihre Mitläufer. Dann erhebt sich die Frage: Ist es ihm *damit* ernst? *Wie* vertritt er *die*?

Es ist schon einmal die Stelle aus seiner Schlußbetrachtung über die Stockholmer Konferenz angeführt worden: „David, Müller und ich blieben noch, ohne Hoffnungen, nur um der Arbeiterschaft der Welt nicht jeden Glauben an das sozialistische Gewissen der Entente-Parteigenossen zu nehmen und diesen nicht die billige Ausrede zu geben, daß wir ja die Verhandlungen abgebrochen hätten." David, Müller und Scheidemann sind ohne Hoffnung; sie glauben also nicht an das sozialistische Gewissen der Ententeparteigenossen. Aber sie wollen diesen Glauben der Arbeiterschaft der Welt nicht nehmen; also sie wollen sie im falschen Glauben lassen, oder mit anderen Worten, sie betrügen bewußt die Arbeiter. Die der Welt? Nein, das ist wiederum gelogen; denn die Arbeiter der Entente bilden ja allein schon fast ¾ der Arbeiterschaft der Welt, soweit sie als Genossen in Betracht kommen. Und die haben ja kein sozialistisches Gewissen im Sinne Scheidemanns; können also auch keinen Wert auf den Glauben daran legen. Sie beschränken ihr sozialistisches Gewissen auf den Rahmen ihrer Nation und haben außerhalb dieses Rahmens nur jenes nationalistische Gewissen, das den Scheidemännern abgeht. Aber die Ausnahme der Ententeparteigenossen allein wäre noch immer bewußter Betrug. David, Müller und Scheidemann sprechen doch von der Stockholmer Konferenz, und an der nahmen gar keine Ententeparteigenossen teil. Weil die Teilnehmer der Konferenz, die *neutralen* Parteigenossen, nicht die Spur des sozialistischen Gewissens zeigen, endet die Konferenz „hoffnungslos". Also auch den Genossen der neutralen Länder kann der Glaube an das Gewissen, das nicht bei ihnen vorhanden ist, nicht erhalten

Digitized by Google

werden. Es bleiben also von der Arbeiterschaft der Welt nur die deutschen und die deutschösterreichischen Arbeiter übrig, denen die Scheidemänner den falschen Glauben an das sozialistische Gewissen der Ententeparteigenossen erhalten wollen; nur der deutsche Arbeiter wird von ihnen betrogen.

Warum müssen die Scheidemänner den deutschen Arbeiter betrügen? Auch darauf gibt das Scheidemann'sche Buch klare und erschöpfende Auskunft. Weil auf dem Glauben der deutschen Arbeiterschaft an das sozialistische Gewissen der Ententegenossen allein die Bereitwilligkeit beruht, dem gesamten anderen Teil des deutschen Volkes und dem kämpfenden Heer den Dolch in den Rücken zu stoßen, und ohne diesen Dolchstoß die Scheidemänner nicht zu der Republik kommen, in der sie Ministerpräsidenten und ähnliches werden. Die deutschen Arbeiter, welche die Waffen niederlegten und die noch zum Kampf bereiten zum Niederlegen der Waffen zwangen, haben mit verschwindenden Ausnahmen fest geglaubt, ihrem Beispiel würden sofort die Ententeparteigenossen folgen; sie wollten niemals die einzigen, sondern immer nur die ersten die Waffen Niederlegenden sein; einer müsse einmal anfangen; dann werde sich die Bewegung dank des allgemeinen sozialistischen Gewissens von selbst fortsetzen; das war ihr Gedankengang. Diese Meinung hätten sie niemals haben können, wenn die Scheidemänner ihnen die Wahrheit, die sie genau kannten, gesagt hätten.

(Fortsetzung folgt.)

II.

Streiflichter.

Von

Graf Hoensbroech.

Der Leipziger Kapp-Prozeß verlangt offene Worte. Meinem Empfinden nach ist das Leipziger Urteil nicht nur ein Fehlspruch, sondern ein Schmachspruch, der durch seine Begründung und durch die Ausführungen des Oberreichsanwaltes noch schmählicher wird. Vorweg sei betont, daß ich den Kapp-Putsch von seinem ersten Anfange an verurteilt habe. Nicht in seinem Ziele, uns von den Revolutions-Leuten und ihrer Miß-

Digitized by Google

regierung zu befreien und wieder geordnete Zustände herbeizuführen. Dies Ziel war damals und ist heute noch ein erstrebenswertes; sondern verworfen und verurteilt mußte der Kapp-Putsch werden in seinen Mitteln, die, kurz gesagt, in Unfähigkeit und Kopflosigkeit bestanden. Zeugenaussagen und Aussagen der Angeklagten im Leipziger Prozeß haben die ganze Jämmerlichkeit in Vorbereitung und Ausführung des März-Unternehmens 1920 aufs neue bestätigt. Und doch sind die Leipziger Verhandlungen ein Schlag ins Gesicht gesunden Rechtsempfindens. Im Leipziger Prozeß ist von den obersten Hütern deutschen Rechtes der Grundsatz aufgestellt worden: „Macht schafft Recht, der Erfolg ist für Rechtsbildung entscheidend". Nach der „Germania" (17. Dez. 1921) hat der Oberreichsanwalt gesagt: „Aus der Macht vom 9. November ist Recht geworden. Jede Staatsumwälzung, sofern sie wirklich durchdringt, ist und muß Recht schaffend sein. So ging auch am 9. November der Weg von der Revolution zur Gesetzlichkeit. Dieser Weg ist in seinem ersten und wichtigsten Stadium am 11. August 1919 durch Schaffung der Weimarer Verfassung beendet worden. Wenn man so die Umwandlung von der Macht zum Recht betrachtet, kann man sich fragen, ob es überhaupt vollendeten Hochverrat gibt. Denn eben dieser vollendete Hochverrat ist bereits Recht schaffend geworden. Es gilt das Wort aus dem Wallenstein: Entworfen nur; ist's ein gemeiner Frevel; gelungen, ein unsterblich Werk." Man traut seinen Augen nicht. Also, allein der Erfolg entscheidet! Erweist sich irgendjemand stärker als der bisher rechtmäßig bestehende Staat, gelingt es ihm, ihn umzustürzen und ein, wenn auch ganz entgegengesetztes Gebilde an seine Stelle zu setzen, dann war er „Recht schaffend"; gelingt es ihm nicht, dann fort mit ihm ins Zuchthaus. Wären also Kapp und Genossen erfolgreich gewesen, und nach ihnen wieder Andere gegen sie, und so weiter ohne Ende: alle waren „Recht schaffend", mag auch das „Recht" der Einen vom „Recht" der Anderen so verschieden sein, wie der Tag verschieden ist von der Nacht. Das sind „Rechtsauffassungen", die jeden Räuberhauptmann, wenn er nur mächtig genug ist — man denke an den Mordgesellen Hölz — mit der „Majestät des Rechtes" umkleiden, denn ihm ist seine Gewalttat „gelungen". Ich verkenne durchaus nicht, daß es kein wirksames Recht gibt, wenn nicht Macht, es durchzusetzen, hinter ihm steht. Darin liegt ja die Rechtsgewißheit des Privatmannes, daß die Macht des Staates für ihn eintritt, und

Digitized by Google

darin liegt die Rechtssicherheit des Staates, daß er selbst mächtig genug ist, sich gegen Bedroher zu behaupten. Aber unabhängig von dieser durch Macht gestützten Rechtswirksamkeit gibt es Recht, und kein „Erfolg" und keine „Macht" vermögen Recht rechtmäßig zu beseitigen. Bin ich rechtmäßiger Eigentümer eines Hauses, so mögen „Macht" und „Erfolg" mich aus ihm vertreiben; mein Eigentumsrecht bleibt. Allerdings gibt es und muß es, der sozialen Ordnung wegen, Verjährungen geben, und so werden aus durch Gewalt entstandenen Zuständen allmählig Rechtszustände, wie im privaten so auch im öffentlichen und im staatlichen Leben. Aber diese allmählige Umgestaltung ist etwas ganz anderes, als was in Leipzig verkündet worden ist. Diese Verkündigung, die von einer Stunde zur andern durch Macht Recht vernichtet und anderes Recht schafft, kann nur mit tiefer Trauer und Beschämung vernommen werden. Das Leipziger Urteil im Kapp-Prozeß steht auf der gleichen tiefen Stufe wie das Leipziger Urteil gegen die tapferen U-Boot-Offiziere, deren selbstlose Pflichterfüllung und heldenmütige Vaterlandsverteidigung vom Reichsgericht mit schweren Strafen belegt worden sind. O Deutschland tief in Schande! Eine trübe Flut beginnt den bisher makellosen Tempel des deutschen Rechtes zu durchspülen. Auch gegen die Ausführungen des Oberreichsanwaltes über § 81, 2 des Deutschen Strafgesetzbuches muß der gesunde Menschenverstand schärfsten Widerspruch erheben. Der Oberreichsanwalt sagt: § 81, 2 gilt auch heute noch: der dort ausgesprochene Schutz der Verfassung von 1871 erstreckt sich auch auf die Verfassung von 1919. Das ist Widersinn. Die Verfassung von 1871 war eine wesentlich monarchische; die von 1919 ist wesentlich antimonarchisch. Ein und derselbe § kann aber nicht, in derselben Beziehung, auf zwei sich ausschließende Dinge angewendet werden. Der Oberreichsanwalt stammelt als Verteidigung des von ihm vertretenen Widersinnes: sonst wäre die heutige Verfassung „schutzlos". Ist sie auch. Denn die überstürzte, kopflose Arbeit der Weimarer Naitonalversammlung hat versäumt, ihrer Verfassung einen „Schutz" zu geben. Sie hätte irgendwo auf § 81, 2 des Strafgesetzbuches als auf den „Schutz" auch für ihr Machwerk hinweisen müssen. Da sie es nicht getan hat, hat § 81, 2 nichts, aber auch gar nichts mit der Verfassung von 1919 zu tun. Freilich, um die Anklage überhaupt aufrecht erhalten zu können, bedurfte der Oberreichsanwalt seiner widersinnigen Auslegung, und so hieß es bei ihm:

Digitized by Google

fiat interpretatio, pereat ratio! Im Zusammenhang mit diesen beschämenden Vorgängen am Reichsgericht sei auch der bezeichnende Ausspruch eines Reichsgerichtsrates erwähnt (der Name ist mir entfallen), den er vor einiger Zeit im „Berliner Tageblatt" (der richtige Ort für so etwas) getan hat: man erkenne die Kulturhöhe eines Staates daran, wie hoch er seine Richter bezahlt! Kann man noch Vertrauen haben zu Richtern, die von solchen Anschauungen erfüllt sind?! Wir dürfen die Augen nicht verschließen vor der überaus betrübenden Tatsache, daß die Rechtsprechung überhaupt, wie sie in der „glorreichen" Republik gehandhabt wird, unlauter und vor allem schmählich feige geworden ist. Die schmutzige und freche „Straße" schiebt sich auch in die Gerichtszimmer. Leitungen — wenn man so etwas noch „Leitung" nennen kann — von Gerichtsverhandlungen haben stattgefunden, und Urteile sind gesprochen worden, deren Haltlosigkeit und Feigheit beschämend sind. Der stolze Grundsatz: „Recht muß Recht bleiben" ist durchlöchert, und dem Worte: „Es gibt noch Richter in Deutschland" muß vielerorts, auch für Leipzig und Berlin, der Nachsatz angehängt werden: „aber was für welche". — Daß Not, Elend und Armut zum Himmel schreien, wer will es leugnen. Und just in dieser Zeit der schwersten Not für Millionen haben die „Vertreter des Volkes", die Reichstagsabgeordneten, sich ihre eigenen Tagegelder (Diäten) erhöht. Auch nicht ein einziger dieser „Vertreter" des vielfach hungernden Volkes ist aufgestanden und hat gesagt: „das dürfen wir nicht; auch wir und gerade wir müssen teilnehmen an der allgemeinen Bedrängnis; auch wir müssen Opfer bringen und darben. Nein, alle, ohne Ausnahme, vom letzten Kommunisten bis zum letzten Deutschnationalen haben sich das selbstbewilligte Geld der darbenden Steuerzahler in die Tasche gesteckt, und sind erster Klasse in die Weihnachtsferien gefahren. Auch hier: O Deutschland tief in Schande! Dazu kommt ein Weiteres: Herrn Ebert ist das Gehalt auf 700 000 Mark und seine Aufwandsgelder sind auf 400 000 Mark erhöht worden. Ich verlange nicht, daß Herr Ebert in ausgefransten Hosen und blank gescheuerten Röcken herumläuft und in ihnen „repräsentiert". Aber, was ich, und was wohl Millionen mit mir verlangen, ist, daß auch Herr Ebert sich nach der Decke streckt. Gerade er müßte mit dem Beispiele des Sich-Einschränkens voran gehen. Er „führt" ein bettelarmes Volk. Wo und in was trägt er als „Volksführer" dieser Tatsache Rechnung? „Repräsentieren!" Dafür ist

Digitized by Google

jetzt wahrlich nicht die Zeit. Die Gesandten Englands, Amerikas, Frankreichs usw. würden höchste Achtung für Herrn Ebert empfinden, wenn sie sähen, daß seine „Repräsentation" in reinlicher Armut bestände. Das wäre keine Pose, sondern es wäre Wahrheit, welche die tatsächlichen Volksverhältnisse zum ergreifenden Ausdruck brächte. Aber wer hat für solche Empfindungen, die doch eigentlich jeder Deutsche haben sollte, noch Verständnis? Einstimmig sind die hohen Bezüge Herrn Ebert bewilligt worden! Es muß gesagt werden: auch unsere, die nationalen Vertreter versagen jammervoll. Übrigens ist Folgendes höchster Beachtung wert. Das katholisch-konfessionelle Zentrum hat den Antrag auf Erhöhung des Ebert'schen Gehaltes eingebracht. Warum gerade das Zentrum? Warum nicht die Parteigenossen Eberts, die Sozialdemokraten? Herr Ebert und Frau sind, seitdem sie in der Wilhelmstraße wohnen, aus früheren Auch-Katholiken sehr eifrige Katholiken der Tat geworden. Sie sind also konfessionell betrachtet Zentrumsleute. Und weiter: Herr Ebert geht also zur Beichte. Wäre die Beichte ein rein religiöser Akt, kein Wort wäre über Herrn Eberts Beichten zu verlieren; aber die „religiöse" Beichte ist schon seit Jahrhunderten wesentlich kultur-politisches Machtmittel der römischen Kirche. Vom Beichtstuhle aus wird das private und öffentliche Leben der Beichtenden in allen seinen Beziehungen geleitet. Wer es nicht glaubt, lese die moraltheologischen Anweisungen für Beichtväter. Wird nicht die Kirche eifrig bemüht sein, Herrn Ebert den „geeigneten" Beichtvater zu stellen (Jesuiten gibt es ja jetzt genug in Berlin), der ihn auf seine „Pflichten" aufmerksam macht, die er als „Staatsoberhaupt" Rom gegenüber hat? Vergesse man nicht: der Abschluß eines Konkordats steht bevor. Da wird der Ebert'sche Beichtvater ein Wörtchen mitsprechen. — Wie kommen wir aus unserem Finanzelend heraus? Die Herren Wirth und der „europäische Finanzmann" (so nennt er sich selbst) Rathenau sagen: indem wir „erfüllen", obwohl selbst die Feinde erkannt haben, daß wir nicht erfüllen können. Die übrigen „Minister", besonders die Post- und Eisenbahnminister, beseitigen das Finanzelend, indem sie die Fahrtpreise, Tarife und Porti erhöhen: ihrer Weisheit letzter, sich regelmäßig von Halbjahr zu Halbjahr wiederholender Schluß. Es kommt mir vor, wie wenn ein Budiker, dessen Schnäpse nicht mehr ziehen, die Schnapspreise

Digitized by Google

fortwährend steigert, um sein Geschäft wieder in Flor zu bringen. Gedanken und Pläne haben solche „Minister" nicht; vor allem keine wirtschaftspolitischen. Noch nie und nirgends haben sich Verkehrseinrichtungen dadurch bezahlt gemacht, daß man sie für den Benutzer erschwert. Dabei werden immer neue, hoch bezahlte Beamtenstellen geschaffen. Das ist der Segen, wenn man „Minister" auswählt nach ihrer Parteizugehörigkeit und Konfession. Herr Gisberts ist strammer Zentrumsmann und guter Katholik. Das genügt, um ihn für Leitung des Postwesens zu „befähigen". Nebenbei: gibt es Scheußlicheres als die neuen 60-Pfennig-Marken? Auch dafür fehlt Herrn Gisberts das Verständnis. Künstlerische Gestaltung von Briefmarken? Lächerlich! Wenn nur immer höhere Werte darauf gedruckt stehen; das Übrige ist gleichgültig, Banausen! — Erfreulich ist die Abfuhr, die Hindenburg dem früheren Außenminister Simons hat zuteil werden lassen, der in Spa und London eine so klägliche Rolle gespielt und die „Mitschuld" Deutschlands am Kriege zugestanden hat. Schwächlinge sind in Spa und London den Männern Briand und Lloyd George gegenübergetreten. Starke Führer! Wie viele Parteiführer gibt es nicht? Aber wo ist Deutschlands Führer? Ach, hätte der Eine, dem Hunderttausende in Kampf und Tod freudig gefolgt wären, im November 1918 erkannt, was die Stunde heischte: Aufpflanzung des schwarz-weiß-roten Banners, Marsch auf Berlin, Zusammenschießen des Gesindels: nie wären wir in solchen Jammer geraten. Vorbei! — Schon einmal habe ich mich gegen die schmachvolle Roheit des Boxens gewandt, und dagegen, daß selbst anständig sein wollende Zeitungen dieser Roheit unter „Sport" Beachtung schenken. Haben denn die Leiter dieser Zeitungen kein Gefühl für Anstand und Zucht, oder stehen sie so unter der Sucht, der teils rohen, teils perversen Menge zu gefallen und Bezieher zu gewinnen? Jetzt hat es ein neu gegründetes nationales Blatt sogar fertig gebracht, von der „überlegen geistigen (!) Manier" zu schreiben, mit der irgendein Boxer-Rohling einen anderen seiner Sorte niederschlug. Nächstens wird wohl auch das Sich-Betrinken zum „Sport" gerechnet und seine „geistige Manier" geschildert werden. Aber Boxen kommt ja vom Ausland, aus England und Amerika. Wie sollte da der „gute Deutsche" nicht begeistert für es sein. O Deutschland tief in Schande!

Digitized by Google

III.

Sozialistische Geschichtsklitterungen.

Von
General v. Zwehl.

„Ein Staat, der keine Waffenmacht hat, ist überhaupt kein Staat mehr. Das ist das Wesen des Staates, daß er seinen Willen mit physischen Kräften durchsetzen kann." Unsere Revolutionsmacher des Jahres 1918 kannten dieses Wort Treitschkes (Politik, Band II, S. 322) natürlich nicht, wie sie überhaupt von Geschichte zumeist nichts wußten — von welchen Dingen außer Einreißen, Zerstören, verstanden sie überhaupt etwas?! — Aber der einfachste Instinkt hätte ihnen sagen können, daß in dem Augenblicke, wo wir die Waffen fortwerfen, wo durch die Soldatenräte unsere Wehrmacht zerbrochen, die Truppe zu einer disziplinlosen Horde gemacht wurde, Deutschland dem Vernichtungswillen erbarmungsloser Feinde preisgegeben war. — Deutschland ist also hauptsächlich durch die Revolution in das Unglück, in den wirtschaftlichen Sumpf geraten, aus dem man jetzt vergeblich einen Ausweg sucht. —

Die Sozialdemokratie hat das größte Interesse an der Verschleierung der wahren Gründe für unseren plötzlichen und völligen Zusammenbruch, darum die oft und in allen Tonarten wiederholte Behauptung, der Dolchstoß in den Rücken des siegreichen Heeres sei nur eine Legende, ein alldeutsches Lügengewebe, schon deshalb, weil beim Einsetzen der Revolution unsere militärische Lage katastrophal gewesen sei, so daß eine Fortsetzung des Kampfes gar nicht mehr in Frage kommen konnte. —

Inwieweit das Bild vom „Dolchstoß" zutreffend ist, habe ich in einer kleinen Schrift*) darzulegen versucht. In der rechtsgerichteten oder national gesinnten Presse ist die Aufnahme eine sehr beifällige gewesen. Von einer Seite wurde — allerdings nicht mit ausdrücklichem Hinweis auf meine Schrift — betont, daß das Bild vom Dolchstoß ein ödes, zu verwerfendes Schlagwort sei, daß man auf Entgiftung des Streites über die Ent-

*) Der Dolchstoß in den Rücken des siegreichen Heeres (Verlag Karl Curtius, Berlin).

Digitized by Google

stehung und die Folgen unseres Niederbruches bedacht sein müsse. (Oberst Schwertfeger im Roten Tag v. 13. 9. 21.) Ferner hat der Major Deutelmoser sich im „Berliner Tageblatt" vom 4. 10. 21 mit der Dolchstoßfrage beschäftigt und geglaubt darlegen zu können, daß sie eine Legende wäre, von unseren Feinden erfunden, um die innere Einheit Deutschlands durch dieses „Sprengmittel" — das Bild wird ausdrücklich gebraucht — zu stören. Herr Deutelmoser meint, die Dolchstoß-Legende sei „grundsätzlich angesehen, offenkundiger Unsinn, denn die deutsche Heimat hätte zugleich mit dem Heere sich selbst erdolcht". Diese merkwürdige Konstruktion ist in Entgegnungen meist dem Fluch der Lächerlichkeit preisgegeben, es braucht hier nicht weiter darauf eingegangen zu werden, um so weniger als es scheint, daß die „Erdolchung" des Heeres tatsächlich die Heimat vollkommen mit in die Katastrophe hineinzog, der Dolchstoß sich auf sie übertrug.**) Das in meiner Schrift zusammengetragene Beweismaterial für das angewendete Bild, das, wie man zugeben muß, nur ein Bild, auch kein vollkommen erschöpfendes ist, hat keine Stelle zu widerlegen versucht, die radikale Presse hat die Schrift totgeschwiegen, so weit ich sehe, hat nur ein radikales Wilhelmshavener Lokalblatt sich in einigen wüsten Schimpfereien ergangen. — Man sollte also glauben, daß die Beweisführung für Richtigkeit des Bildes gelungen ist. —

Der Sozialismus spannt deshalb ein anderes Pferd vor seinen Wagen, indem er behauptet, daß die Lage an der Front schon katastrophal, unrettbar verloren war, als die Revolution im November 1918 einsetzte. Den Beweis hierfür will Herr Adolf Köster führen, zur Zeit Innenminister des Reiches, vordem schon einige Wochen Minister des Auswärtigen, im Kriege Berichterstatter verschiedener sozialdemokratischer Zeitungen, also einer der Herren, die sich einbilden, auf Grund persönlicher Anschauungen den Krieg zu kennen. Herr Adolf Köster hat eine Flugschrift veröffentlicht, „Konnten wir im Herbst 1918 weiterkämpfen?" (Verlag für Politik und Wirtschaft, G. m. b. H., Berlin W. 35), die mit staatlichen Mitteln eine starke Verbreitung gefunden hat. — Ob ihr ohne diese Beihilfe auf

**) Während der Drucklegung erschienen in dem „Berl. Tagebl." vom 11. u. 12. Jan. zwei sich mit der Dolchstoßlegende beschäftigende Aufsätze, von dem stark nach links orientierten Generalmajor Frhr. v. Schoenaich. Ich konnte mich seinen Ausführungen nicht anschließen und habe mich in der „Kreuzzeitung" vom 14. 1. Nr. 23 darüber ausgesprochen.

Digitized by Google

Kosten der Steuerzahler des Reiches dies geglückt, ob die Tendenzschrift nicht ziemlich spurlos in der Versenkung verschwunden wäre, es sei denn, daß die sozialdemokratische Parteipresse sich ihrer angenommen hätte, ist fraglich. Vom militärpolitischen, namentaber geschichtlichen Standpunkte kann man an ihr doch nicht vorbeigehen, wenn sich nicht schiefe Ansichten festsetzen und schließlich üble Geschichtsklittereien als Wahrheit angesehen werden sollen. — In ähnlicher Richtung, wenn auch etwas plumper zusammengezimmert, geistig auf niedrigerem Niveau stehend, bewegt sich die Flugschrift: „Der Sieg zum Greifen nahe" des Herrn Kuttner, sozialdemokratischer Abgeordneter und Schriftleiter beim „Vorwärts". (Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin.) Die beiden Schriften bilden namentlich in ihrem Zusammenhange einen planvollen Feldzug gegen die Wahrheit. —

Herr Köster ist ein Mann von angemessener Schulbildung. Auch wenn ich das nicht aus persönlicher Bekanntschaft wüßte, beweist es seine Schreibweise, mit der er seine Gedanken vorträgt. Inwieweit man ihm eine erweiterte Bildung in Rücksicht auf die plumpen Anwürfe, mit denen er die Generale bedenkt, zubilligen kann, ist mir zweifelhaft. Herr Köster sagt in dem Vorworte zu seiner Schrift:

„Die Legende von dem hinterlistig erdolchten Heere ist die spezifische Form, in der Deutschland Selbstgericht abhält. In anderen europäischen Ländern zieht das Volk nach einer Niederlage seine militärischen und politischen Führer zur Rechenschaft. In Deutschland ist es den Generalen gelungen, die Beschimpfung und Bezichtigung des eigenen Volkes zu organisieren. Die Legende von dem hinterlistig erdolchten Heere ist eine der bösartigsten und zugleich dümmsten Legenden, die gegen die Republik mobilisiert sind. Sie wird geglaubt werden, solange die Republik in sträflicher Nachlässigkeit die ausgiebige Verbreitung der Kenntnis jener unumstößlichen Tatsachen versäumt (!), an denen die Dolchstoßlegende früher oder später zerschellen muß." Herr Köster kündigt dann gleichzeitig an, daß er „in einigen Wochen" eine größere Arbeit behufs Prüfung der gesamten „Ludendorfflegenden" abschließen werde. Dies sagt er am 26. August 1921, mit dem emphatischen Zusatz „am Tage der Ermordung Erzbergers". — Bis jetzt, Anfang Januar 1922, ist über die Arbeit noch nichts verlautet, man wird sich also gedulden müssen, bis Herr Köster mit seinem Beweismaterial über die Matrosenmeute-

Digitized by Google

reien im Jahre 1917, über die Schilderungen Emil Barth's „Aus der Werkstatt der Revolution", Ernst Drahns und Susanne Leonhardt's Unterirdische Literatur im repolutionären Deutschland, Fritz Rück „Vom 4. August bis zur russischen Revolution", Popp und Artelt's „Ursprung und Entwicklung der Novemberevolution" und ähnliches herausrücken wird. Auch darf man gespannt sein, wie er sich mit den zahlreichen, in öffentlichen Versammlungen, wie im Parlament gefallenen Äußerungen seiner Genossen über die Ziele der Revolution und die Art, sie zu verwirklichen, auseinandersetzen wird. Mit einigen allgemeinen Redensarten und indem der angebliche Kommunist Vater abgeschüttelt wird, lassen sich die zahlreichen Beweise für ernst denkende Leute nicht aus der Welt schaffen. Auch mag er sich mit der „Roten Fahne" und der „Freiheit" auseinandersetzen, von denen die erstere kürzlich schrieb: „Unbestreitbar ist, daß die Propaganda an der Front und in der Heimat insofern Gutes wirkte, als sie den revolutionären Ausbruch der kriegsfeindlichen Stimmung der Soldaten und der Arbeiter beschleunigte und so den Wahnwitz der auch von sozialdemokratischen Führern verlangten „nationalen Verteidigung" bis zum äußersten verhinderte. Wenn der „Freiheit"-Redaktion heute die Erinnerung an die Propaganda der U.S.P. unangenehm ist, so muß sie das mit sich und den U.S.P.-Arbeitern abmachen, die stolz darauf waren, an der revolutionären Arbeit der Kriegsjahre unter schweren Gefahren teilgenommen zu haben." — Ferner sei Herrn Köster das Dezemberheft 1921 der Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung" empfohlen, in der eingehend dargestellt wird, wie das Ausland revolutionäre Ideen verbreitet und mit Hilfe der deutschen Sozialdemokraten die Propaganda betrieben hat. — Herr Köster meint in seinem Vorwort, „nicht weitere Beschimpfung tut uns not, sondern die nüchterne Besinnung auf die harten geschichtlichen Tatsachen, deren Druck wir erlegen sind", und dabei scheint er gar nicht zu merken, daß er selbst in seinem Vorwort gleich mit Beschimpfungen beginnt. Auch in seinen Darlegungen spricht er „von schimpfenden und polternden Generälen"; es wäre gut gewesen, statt solcher allgemeiner Anwürfe bestimmte Fälle anzuführen. Was aber den Hinweis auf andere europäische Länder angeht, in denen das Volk nach einer Niederlage seine militärischen und politischen Führer zur Rechenschaft zöge, angeht, so mutet es fast so an, als ob damit unsere

Digitized by Google

heutigen Regierungsmänner auch auf diesen Weg verwiesen werden sollen. Man darf gespannt sein, ob Herr Köster jetzt, wo er selbst wieder in der Reichsregierung sitzt, dazu die Anregung geben wird. Vielleicht ist ihm aber aus den Ungeheuerlichkeiten, die der Untersuchungsausschuß seinerzeit zutage gefördert hat, doch nicht ganz unbekannt geblieben, daß sich seine Wünsche nicht so leicht verwirklichen lassen, wie er es in seiner naiven Unkenntnis — es soll kein Vorwurf sein, denn Sachkenntnis wird nur in längerer Arbeit und Erfahrung, nicht durch unverantwortliche journalistische Tätigkeit erworben — annimmt. — Jeder, der von kriegerischen Verhältnissen nur eine leise Ahnung hat, weiß, daß zu allen Zeiten von allen Führern Fehler gemacht sind, welche eine nachträgliche Kritik leicht aufdecken kann, von Alexander dem Großen bis zu Friedrich dem Großen und Napoleon, daß man aber in modernen Kriegen erst dann nach dem Richter gerufen hat, wenn man strafwürdiges Verhalten, grobe Nachlässigkeit oder Untreue nachweisen zu können glaubte. Herr Köster hat sich nicht darüber ausgesprochen, welchem der deutschen Führer er etwas ähnliches glaubt vorwerfen, im besonderen welchem General er meint einen Makel anhängen zu können. Wenn er das aber nicht kann, täte er besser, ähnliche Bemerkungen wie die seines Vorwortes zu vermeiden und zunächst einmal *selbst* dem Wunsche der Einstellung von Beschimpfungen Rechnung zu tragen. —

* * *

Der Inhalt seiner Schrift beginnt mit einer Schilderung der schweren Verluste, die wir im Sommer 1918 erlitten haben. Darin muß man ihm recht geben, sie waren schwer. Ob alle angeführten Zahlen stimmen, ist überflüssig zu untersuchen, vor allem war die Zahl der Gefangenen-Verluste schwer und vielfach beschämend. Daß auch die feindlichen Verluste erheblich waren, darf man aber dabei nicht übersehen, sie wurden weniger wie Herr Köster glaubt, durch die günstigere Mannschafts-Ersatzlage, auch nicht durch die schon vom Jahre 1917 in Frankreich reichlich betriebene Einstellung von Farbigen ausgeglichen, als durch den reichlichen Zustrom von Amerikanern, die von ihm zutreffend schon im September auf 1¼ Millionen Menschen angenommen werden. Über diese Tatsachen besteht Einverständnis. Aber worin *der Grund für die großen Verluste lag, warum* wir vier Monate hindurch von einer Stellung in die andere zurückgehen mußten — *davon* sagt Herr Köster nichts. Entweder weiß er bei seiner geringen Kenntnis militärischer Dinge es nicht, oder er verschweigt

Digitized by Google

es. — Zuzugeben ist, daß die deutsche Führung sehr viel wagte, als sie am 15. Juli den Angriff beiderseits Reims ansetzte. Man kann es selbst als einen Fehler bezeichnen, daß der Angriff bei ungenügender Sicherung seiner rechten Flanke versucht wurde. Noch größere Bedenken kann man militärtechnisch gegen die vor Amiens entstandene Front geltend machen. Das Entscheidende war aber, daß durch die sich vom 18. Juli an einstellenden Rückschläge die systematische Verhetzung der Front Boden gewann, der Kampfwille schnell schwand und das Wort aus der Heimat, „ein Narr ist, wer an einen deutschen Sieg glaubt", die Kampfkraft vergiftete. Die Richtigkeit dieser Ansicht geht einmal aus den Gefangenen-Verlusten in den Kämpfen hervor. Obgleich die Angriffskraft der Franzosen und Engländer nach dem einstimmigen Urteil überall gering war und sich das Vorgehen oft durch wenige Maschinengewehre aufhalten ließ, gelang es nicht, feste Fronten zu bilden, weil die deutsche Kampfkraft untergraben war. Herr Köster weist mit Recht auf die geringe Kopfstärke der einzelnen Verbände, namentlich der Infanterie-Kompagnien hin, auf die betrübende Notwendigkeit der Zusammenlegung von Kompagnien ,Bataillonen und Batterien. Er sagt aber nichts davon, daß sich viele Hunderttausende von Drückebergern und Fahnenflüchtigen hinter der Front und in der Heimat herumtrieben, mit denen man, wenn nicht durch die sozialistische Hetzarbeit das Gefühl für ihre vaterländische Pflicht ertötet worden wäre, ganze Heeresgruppen hätte auffüllen, auf annehmbare Stärken bringen können. Der Oberst Bauer schätzt die sich ihrem Dienst entziehenden Soldaten im Herbst 1918 auf 1½ Millionen. Ich weiß nicht, woher er diese Zahl nimmt, sie scheint sehr hoch gegriffen, daß es aber viele Hunderttausende waren, ist sicher. Ein weiterer Grund für die geringe Kampfkraft unserer Truppen war die mangelhafte Beschaffenheit des Ersatzes infolge fehlender Kampflust. Es ist vielfach bestätigt, daß manche Truppenteile lieber auf Nachersatz verzichteten als die politisch verseuchten Mannschaften aus der Heimat aufzunehmen. Natürlich waren die Verhältnisse bei den einzelnen Verbänden sehr verschieden. Zahlreiche Truppenteile haben sich bis zum Schluß in tadelloser Verfassung gehalten. Aber das Abbröckeln anderer, die dadurch bedingte Unsicherheit von Nachbarverbänden mußte nicht allein verheerend auf die Gesamtlage der Front wirken, sondern der Führung jedes Vertrauen, jeden Wagemut nehmen. Das ist für jeden Sachkundigen so klar, daß es unnötig ist, dies im einzelnen mit bestimmten Beispielen zu belegen.

Digitized by Google

Auf Seite 23 der Schrift heißt es: „Wer mit dem Denken, Fühlen und Hoffen des deutschen Volkes an der Front und in der Heimat engere Fühlung hatte, als ein Generalstabschef oder seine Aufklärungsoffiziere das vermochten, der weiß, daß nach den Juli-Niederlagen die seelischen Widerstandskräfte im Volke rapid zurückgingen, daß von da an die feindliche Propaganda anders als bisher zu wirken begann und daß durch die sich immer weiter folgenden Niederlagen der autoritative Glaube an das Feldherrngenie der deutschen O.H.L. Stöße erlitt, von denen ein so aus „Disziplin von oben" trainiertes Volk, wie das deutsche, sich nicht wieder erholen konnte." — Diese Darstellung läßt, um objektiv, nicht lediglich auf die Verschleierung der Schuld sozialistischer Hetzer bedacht zu sein, einiges vermissen. Sie sagt nichts davon, daß seitens der Sozialdemokratie, vor allem der Unabhängigen, ausdrücklich das Losschlagen für den Moment in Aussicht genommen war, Emil Barth betont das, wo die Lage an der Front schwierig würde. Es ist klar, daß nicht nur die von den deutschen Hetzern unterstützte Auslandspropaganda, sondern auch die Inlandspropaganda um so leichteres Spiel hatte, je lebendiger sie die Gefahren an der Front, die Hoffnungslosigkeit des Widerstandes schildern konnte. Der ausgestreute Same ging denn auch in den Übungslagern, den Lazaretten, den Erholungsheimen und bei den eine Reihe von Tagen unter mancherlei Schwierigkeiten laufenden Ersatztransporten üppig auf. Es ist kein Zweifel, daß, wenn die Sozialdemokratie bei ihrem durch viele, wenn auch unerfüllbare, Versprechungen gewonnenen Einfluß auf die Massen sich mit demselben Eifer auf die Erhaltung der Kampffreudigkeit eingestellt hätte, wie sie das Gegenteil tat, es heute um Deutschland besser stünde. Auch wären wir in anderer Lage, wenn wir gegen den Defaitismus mit ähnlichen rücksichtslosen Mitteln eingeschritten wären, wie es in Frankreich nach den erfolglosen, verlustreichen Angriffen des Jahres 1917 geschah. —

In einem besonderen Kapitel schildert Herr Köster unsere angeblichen Nöte, in die uns der Verlust an Maschinen-Gewehren und Geschützen während des Sommers 1918 versetzt hätte. Während für eine genaue Feststellung der Gefangenen, der blutigen Verlustzahlen und der Vermißten einschließlich der Drückeberger mir zuverlässiges Material nicht zur Verfügung steht, deshalb die Angaben der Flugschrift auf Treu und Glauben hingenommen sind, habe ich über Maschinengewehre und Geschütze zuverlässige Angaben. Danach ist die Behauptung des Herrn Köster,

Digitized by Google

„es hätte mit dem Nachschub an Geschützen angefangen zu hapern", ganz unzutreffend. Vielmehr ist Folgendes wahr:

Herr Köster behauptet, daß vom Juli bis Anfang November 38 622 Maschinengewehre verloren gegangen wären. Nach den im Kriegsministerium geführten Nachweisungen sind in derselben Zeit von uns gefertigt worden 35 581 Stück und da die wöchentliche Fertigung durchschnittlich etwa 2500 Stück betrug, war der Abgang annähernd schnell zu decken, außerdem war eine Reserve von 14 000 Stück vorhanden. — Im Sommer 1918 war die Zahl der Feldartillerie-Batterien auf 1691 Kanonen- und 1109 leichten Feldhaubitz-Batterien, zusammen 2810 Batterien, angewachsen. Sie konnten auf dieser Höhe trotz der Verluste erhalten werden, da das Kriegsministerium über eine Reserve von 3500 Feldkanonen und 2500 leichten Feldhaubitzen verfügte, die beim Artillerie-Depot Köln bereitstanden, nachdem obenein die Feldbatterien an der Front von Reims bis zur Küste wieder von 4 auf 6 Geschütze gesetzt worden waren. Beim Waffenstillstand konnten daher — und das ist für den vorhandenen Materialreichtum besonders schlagend, die Köster'schen Behauptungen ad absurdum führend — die von der Entente verlangten Feldgeschütze ohne Zurückgreifen auf die Bestände der Truppe aus diesem Vorrat abgeliefert werden, und wenn tatsächlich, wie Herr Köster kühn behauptet, wirklich die Feldgeschütze von 12 900 auf 9000 zurückgegangen sein sollten, so hätte der Ausfall von 3501 Geschützen fast um das Doppelte aus der Reserve ergänzt werden können, wenn nur Verbrecher und Meuterer das Transportwesen nicht völlig in Unordnung gebracht hätten.

Bei der schweren Artillerie ist Folgendes zu betonen. Größere Bestände neuzeitlicher Geschütze wurden absichtlich nicht in der Heimat angesammelt. Die neuzeitlichen Geschütze wurden vielmehr zur Umbewaffnung von Batterien alten Geräts verwendet. Hierdurch erklärt sich die als Beweis für die Schwierigkeit der Materialbeschaffung von Herrn Köster geltend gemachte Verminderung der Geschützzahlen. Es wurden z. B. mit 6 alten 15-Ztm.-Ringkanonen bewaffnete Batterien mit 4 neuzeitigen 15-Ztm.-Kanonen, Konstruktion 1916, umbewaffnet. Unbespannte Batterien mit 8—12 alten 9-Ztm.-Kanonen gingen in 10-Ztm.-Batterien über. Batterien mit Beutegeschützen erhielten neues Gerät deutscher Arbeit. Hierdurch ging die Zahl von 6819 schweren Geschützen im Februar 1917 auf 6172 im Februar 1918 und 4977 im Oktober 1918 zurück. Während in diesen Zahlen aber im

Digitized by Google

Februar 1917 noch 3725 veraltete und Beutegeschütze mitrechneten, waren es deren im Oktober 1918 nur noch 482. Es ist von einem Laien, wie es Herr Köster nun mal ist, nicht zu verlangen, daß er diese Verhältnisse richtig einschätzt, daher sollte er aber sich mit ihnen auch nicht zur politischen Ausschlachtung beschäftigen; wenn er aber gar auf einen Befehl der Heeresgruppe Rupprecht hinweist — ob er wirklich gegeben ist, soll als zutreffend unterstellt sein —, daß „infolge des starken Materialverlustes der Nachersatz hapere", so kann das nur als eine vorsorgliche Anordnung zwecks sorgsamer Behandlung und Erhaltung der Geschütze gewesen sein. Derartige Befehle sind nämlich unter schwierigen Kriegslagen nötig. Auch an Munition war kein Mangel, es standen der O.H.L. davon 1600 Züge mit Munition für schwere Artillerie zur Verfügung. Auch dabei spielte aber die Transportfrage eine entscheidende Rolle. Das Versagen der Eisenbahnen, namentlich an den Rheinübergängen, hat die verderblichsten Folgen gehabt.

Natürlich ist unbestritten, daß wir erhebliche und bedauerliche Materialverluste hatten, von einer Katastrophe, wie Herr Köster sie zu malen versucht, war aber keine Rede und wenn er das Sperrfeuer allgemein als kläglich bezeichnet, so ist ein derartiges Urteil in seiner Gesamtheit eine grobe Übertreibung. Hat Herr Köster die ganze Front abgereist, um das festzustellen? Wenn es stellenweis nicht mehr so gut lag wie früher, so trug daran vor allem die Vergiftung der Front die Schuld.

Hinsichtlich der Flugzeuge waren wir wohl unterlegen, Tanks besaßen wir nicht, wir konnten aber deren Einwirkung durch die Wahl mit ihnen rechnender Stellungen — daher der Name Tankschutzstellung — sehr herabmindern. Das geschah auch schon, als uns die Revolution entwaffnete. —

Mehrfach wird in Kösters Schrift darauf hingewiesen, daß der in der Heimat entstandene Lebensmittelmangel und die in seinem Gefolge sich geltend machenden Unbequemlichkeiten und Entbehrungen aller Art, die Widerstandskraft Deutschlands zermürbt hätte. Die Tatsache als solche ist unbestritten richtig. Das kann aber unmöglich die schwere Schuld aufheben, daß diese Not ausgebeutet wurde, um das Vaterland vollends wehrlos zu machen und damit der Willkür der Feinde preiszugeben. Inwieweit die Pläne des Radikalismus ohne die Hungerblockade sich hätten durchführen lassen, kann niemand wissen, daß die heimatlichen Entbeh-

Digitized by Google

rungen im Sinne des „Dolchstoßes" ausgenutzt wurden, ist eben das Verbrechen am deutschen Volke.

* * *

Am 15. September 1918 begann der Zusammenbruch der bulgarischen Front in Mazedonien. Für die Verbindung mit der Türkei, die Haltung Rumäniens, den Nachschub an Öl und Lebensmitteln wirkte die Niederlage katastrophal. Wir konnten damals nicht mehr auf Sieg kämpfen, sondern nur noch um einen uns nicht vernichtenden, unsere noch massenhaft vorhandenen Kampfmittel achtenden Waffenstillstand und Frieden. Herr Köster tut so, als ob unserer O. H. L. die wahre Lage ganz fremd gewesen wäre, sie sich mit halsstarriger Borniertheit dieser Erkenntnis verschlossen hätte. Diese Annahme ist ganz unbegründet. Köster scheint zu fordern, daß schon Mitte September die O. H. L. hätte alles verloren geben sollen. Es wäre eine grobe Torheit gewesen und hätte den einfachsten Grundlagen der Führerkunst ins Gesicht geschlagen, weil es jede Hoffnung sowohl im Lande wie beim Heere vernichten mußte. Es war ganz richtig, daß die O. H. L., wie man zu sagen pflegt, zuerst mal das Gesicht zu wahren suchte, und zwar das um so mehr, als alle Anzeichen an der Front die überaus schwache Kampflust der Engländer und Franzosen bewiesen. — Die militärischen Gefahren des Zusammenbruchs der mazedonischen Front faßt Herr Köster in die Worte zusammen: „An Stelle der Donaufront erhob sich die Gefahr eines alliierten Angriffs durch die verbündete Tschechoslowakei hindurch gegen die deutsche Heimat selber." Mit seiner überaus regen Phantasie läßt der Verfasser über viele hunderte von Kilometer große Ententeheere schon nach Oberschlesien marschieren, als ob das so einfach wäre. Mit solcher Bierbankstrategie — das Wort wendet Herr Köster an anderen Stellen gern an — sollte er ernste Leser verschonen. — Immerhin hatte die deutsche Lage sich schwierig gestaltet, das ist noch von keinem Sachkenner bestritten worden, aber katastrophal war sie keineswegs, wenn wir nicht durch die Revolution in die Unmöglichkeit versetzt worden wären, auch zwischen der Maas und Antwerpen noch einmal den Widerstand zu organisieren. Es hatte bei dem Mangel an Arbeitskräften noch nicht viel für den planvollen Ausbau geschehen können. Trotzdem hätte es sicher noch harte Kämpfe gekostet, um die Deutschen aus ihr zu vertreiben. Aber wir konnten diese Kämpfe nicht versuchen, weil die Revolution mit der alles zerstörenden Tätigkeit der Soldatenräte es erreichte, nicht allein vielen Truppenteilen die innere Kraft zu neh-

Digitized by Google

men, sondern das Nachschub- und Transportwesen, die Eisenbahnen in völlige Unordnung zu bringen. — Köster meint selbst, es wäre unsicher gewesen, ob die Amerikaner im südlichen Teil der deutschen Front durchgedrungen sein würden. Mußte man also nicht mit allen Mitteln versuchen, diese Aussicht auf Erfolg wahrzunehmen? —

Köster meint ferner, daß es vielleicht eine Möglichkeit gegeben hätte, einen besseren Waffenstillstand und einen besseren Frieden zu erlangen, als den, welchen wir erhalten haben; wenn es sie aber gegeben hätte, dann sicher vor dem Oktober. Man könne die Friedensmöglichkeiten des Jahres 1916 und 1917 beiseite lassen, es hätte im August 1918 die Konsequenz unserer Lage gezogen werden sollen. Inwieweit in dieser Zeit die politische Leitung des Staates versagt hat, soll hier nicht erörtert werden, auch nicht, ob die Bemühungen mehr oder weniger Aussicht auf Erfolg hatten. Aber gerade dadurch, daß dem Marschall Foch während der Waffenstillstandsverhandlungen am 10. November der Ausbruch der Revolution bekannt wurde, ist Foch veranlaßt worden, seine Forderungen bis zu der uns auferlegten Brutalität zu steigern. (S. auch weiter unten.) Von seinem Standpunkte hatte Foch recht, die Vergiftung des guten Geistes im Heere hatte ihm die Möglichkeit gegeben, so zu verfahren, wie er es getan hat. Wenn man mit prophetischem Geiste im August die Lage hätte übersehen können, bis zu welchem Grade die Arbeit der Hetzapostel in der Heimat Erfolg gehabt hatte, wäre es natürlich besser gewesen, schon früher alles verloren zu geben und gleichgültig, um welchen Preis, den Frieden zu schließen. Dazu war aber kein Mensch imstande, die Sozialdemokratie selbst hat es nicht einmal gewußt, sonst hätte sie wohl mit größerem Zutrauen der Entwicklung der Dinge entgegengesehen. Wenn ihr der Erfolg zugefallen ist, so verdankt sie ihn doch fast ausschließlich der schwankenden, energielosen Haltung der damaligen Regierung, in der pazifistische Theorien entscheidend waren und in der auch Sozialdemokraten von Einfluß das große Wort führen konnten.

Als der Feldmarschall v. Hindenburg am 3. Oktober 1918 mit Nachdruck auf der Einleitung von Waffenstillstandsverhandlungen bestand, hat er dies mit der Schwierigkeit unserer Lage an den verschiedenen Kampffronten begründet. Von der Durchseuchung der Truppen durch die Gedanken der Revolution, von ihrer verminderten Widerstandskraft ist in dem betreffenden Telegramm

Digitized by Google

nicht die Rede. Mit der leider heute im politischen Kampf weit verbreiteten Rabulistik wird daraus gefolgert, daß zu dieser Zeit noch von einer Vergiftung der Truppen durch die sozialistischen Tendenzen keine Rede gewesen sein konnte, sonst hätte doch die O. H. L. dies schon am 3. Oktober betonen müssen. Diese Folgerung muß jedem Einsichtigen als gänzlich unzutreffend erscheinen, und wenn sowohl Herr Köster wie Herr Kuttner sie sich zu eigen machen, kann es nur in dem Bestreben geschehen, die Schuld für Deutschlands Niederbruch von der Sozialdemokratie abzuwälzen. Dieser Versuch kann aber unmöglich glücken. Einmal konnte die O. H. L. Anfang Oktober noch nicht so genau über die auch sehr verschiedene Verfassung der einzelnen Teile an der Front unterrichtet sein. Wenn es aber auch der Fall gewesen wäre, hätte kein Grund vorgelegen, sich hierüber in einem kurzen Telegramm an den Reichskanzler zu verbreiten und dadurch noch mehr Unsicherheit in der Heimat zu erzeugen als ohnehin dort schon vorhanden war. Inwieweit dem General Ludendorff die von der Heimat nach der Front getragene Miesmacherei und Vergiftung des guten Geistes in der Truppe im Oktober 1918 bekannt gewesen ist, steht dahin. Daß er sie bei der Regierung nicht als zwingenden Grund für den Waffenstillstand betont hat, scheint Herrn Köster ein schlagender Beweis für die nachträgliche Erfindung. Sicher ist, daß die Offiziere für den Vaterländischen Unterricht auf die Notwendigkeit subversive Tendenzen zu bekämpfen, vielfache Anweisungen erhalten haben. Auch mir persönlich hat schon Anfang Oktober ein Offizier, beauftragt mit der Leitung des vaterländischen Unterrichts beim General-Gouvernement Belgien, über die sozialdemokratischen Hetzereien Vortrag gehalten. Das Maß der Verhetzung und das System sind erst nach den Novembertagen erkannt, die klassischen Zeugen mit der bezüglichen Literatur sind schon oben angeführt. Wenn aber Ludendorff auch genau hierüber schon im Oktober unterrichtet gewesen wäre, so hätte er schwerlich etwas Törichteres tun können, als es zum Gegenstand der Erörterung in einer Sitzung des Kriegskabinetts oder ähnlicher Veranstaltung zu machen, da er sicher sein mußte, daß es in wenigen Tagen zur Kenntnis unserer Feinde durchgesickert wäre. Wie das zugeht, hat ja Erzberger mit Bekanntgabe der Czernin'schen Denkschrift im Jahre 1917 gezeigt. — Schließlich machte sich auch das ganze Unglück in seinen fürchterlichen Folgen erst bemerkbar, als mit dem 9. November die Soldatenräte ihre das Heer allmählich zu einer Horde herabwürdigenden Tätigkeit entfalten konnten, als unter

Digitized by Google

dem Einfluß der meuternden Matrosen die wichtigen Eisenbahnübergänge am Rhein für den Nachschub gesperrt wurden. Welchen Einfluß dies auf den Gang der Waffenstillstandsverhandlungen in Compiègne gehabt hat, darüber berichtet der bayerische General Möhl: Die Verhandlungen verliefen zunächst günstig, mitten in sie kam in die Hände des Marschall Foch eine Depesche, worauf dieser erklärte: „Meine Herren, bei Ihnen zu Hause ist die Revolution ausgebrochen, unter diesen Umständen brechen wir die Verhandlungen ab." (Bayr. Kurier 488/21.) Die Folgerung aus dieser Tatsache liegt nahe: Wenn die Umwälzung in Deutschland nicht so richtig mit den Schwierigkeiten der militärischen Lage, und so über alles verbrecherisch-frivol, in Einklang gebracht worden wäre, würden wir sicher die uns auferlegten Bedingungen bei Verwendung geeigneter Unterhändler haben mildern können. Noch sicherer aber ist, daß wir zwischen Waffenstillstand und Frieden nicht immer durch Drohungen uns hätten einschüchtern lassen müssen, wenn nicht, wieder durch die Revolution, die Soldatenräte mit allem ähnlichen Unfug uns völlig wehrlos gemacht haben würden.

Zum Schluß noch eine Bemerkung, die Köster's Begabung als Historiker, als Staatsmann, vor allem als Diplomat und Minister des Auswärtigen in hellstem Lichte erstrahlen läßt: Köster sagt: „Wir schlossen den Waffenstillstand so zeitig, daß wir von unseren Gegnern noch einen Rechtstitel schwarz auf weiß unterschrieben erhielten, einen Rechtstitel, dessen Bedeutung erst die nächsten Jahrzehnte erweisen werden, die Jahrzehnte des deutschen Aufbaues" — und an einer anderen Stelle: „Wir hätten auf keinen Fall (beim Weiterkämpfen) einen Waffenstillstand bekommen mit jenem Rechtstitel — den wir oben erwähnten — und der die Magna Charta unserer Revisionsforderungen bleiben wird, bis das Unrecht von Versailles ausgelöscht ist." Herr Köster glaubt in dem Kampf gegen den Schandfrieden von Versailles an Recht! Dieser Optimismus könnte sich auf einem Rummelplatz für Geld sehen lassen! und ein Mann von dieser Naivität war, wenn auch nur wenige Wochen, Außenminister! Man könnte darüber eine Satire schreiben. Herr Köster wird mich aber auch ohne diese unter die Zahl der polternden Generale einreihen. —

Also, Herr Köster, wir konnten im Herbst 1918 in der Tat nicht weiter kämpfen, wir konnten auf Sieg nicht mehr hoffen, aber wir gaben aus Gründen, die sie nicht kennen wollen, uns wehrlos

Digitized by Google

in die Hand unserer Feinde. Das hat zwar nicht allein, aber doch ganz wesentlich der Dolchstoß in den Rücken hervorgebracht. —

(Schluß folgt.)

IV.

Zur Frühjahrsschlacht in Frankreich 1918.

Von

Generalleutnant a. D. Balck.

General Ludendorff hat in erschöpfender Weise in seinen Erinnerungen die Gründe klargelegt, die uns zur Offensive im Frühjahr 1918 bestimmt haben. Nur die Ansicht, „die Taktik war über die reine Strategie zu stellen", bedarf der Erörterung. Ohne den taktischen Erfolg vermag der schönste operative Gedanke nicht zur Auswirkung zu kommen. Der französische General Buat ist erstaunt darüber, daß Ludendorff dem strategischen Erfolg damit nur eine Nebenbedeutung zuerkenne, die durch die strategische Anlage einer Schlacht die Wirkung in sich selbst trage. Der Verfasser eines neu erschienenen Buches*), „Die Märzoffensive 1918 an der Westfront", erörtert auf Grund der Akten, wie der Angriffsplan zustandegekommen ist und das ist von besonderer Wichtigkeit. Wie bei allen Darstellungen kriegsgeschichtlicher Vorgänge wird der Verfasser es auch als eine Schwierigkeit empfunden haben, daß so manche Erwägungen aktenmäßig nicht festzulegen sind. Das Für und Wider dieses oder jenes Vorschlages wird am Fernsprecher verhandelt und oft nicht einmal durch Notizen festgelegt. Auch die mündliche Erörterung trat häufig an Stelle langwieriger schriftlicher Darlegungen.

Der erste Gedanke der Schlachtenlage tauchte schon am 11. November 1917 in Mons auf gelegentlich einer Besprechung Ludendorffs mit den Heeresgruppenchefs. Der Angriff ist gegen die Engländer so früh wie möglich zu richten, ehe sich die Überlegenheit der Amerikaner geltend machen kann. Die Bedeutung eines Angriffs in Flandern — zunächst von der Heeresgruppe Kronprinz Rupp-

*) Otto Fehr, Major a. D. und Archivrat im Reichsarchiv. Die Märzoffensive 1918 an der Westfront. Strategie oder Taktik? Verlag von K. F. Koehler, Leipzig.

Digitized by Google

recht vertreten — wurde immer wieder betont, die Wasserverhältnisse machten aber einen frühzeitigen Beginn des Angriffs, wie er gefordert wurde, unmöglich. Dieses führte zu einem Mittelweg, zu einem Angriff in der Gegend von St. Quentin gegen die Nahtstelle der französischen und englischen Armee, während General von Kuhl als Chef der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht schon jetzt für eine Offensive durch Flandern auf Hazebrouk, der Chef der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz für einen Angriff auf Verdun eintrat. General Ludendorff sagte dann bei Erörterung der Angriffsentwürfe: „Insbesondere erscheint ein Angriff bei St. Quentin aussichtsreich. Nach Gewinnung der Somme bei Peronne—Ham könnte er unter Anlehnung der linken Flanke an die Somme weiter in nordwestlicher Richtung vorgetragen werden und zum Aufrollen der englischen Front führen." (Ursprüngliche Form.) Kräfte für einen gleichzeitigen, aber örtlich getrennten Ablenkungsangriff oder eines Doppelangriffs (wie die Entente im Frühjahr und Herbst 1915 angriff) waren nicht vorhanden. In einer Denkschrift legt am 12. Dezember 1917 die Operationsabteilung den leitenden Gedanken fest: „Handeln unsere Gegner nur einigermaßen planmäßig und schnell, wie wir es bisher trotz oft schwierigster Lage taten, so wird es auch ihnen gelingen, unsere Offensive nach einer gewissen Zeit abzufangen.

Es wird uns daher nur bei einer geschickten Kombination von mehreren in enger Wechselwirkung zueinander stehenden Angriffen gelingen, einen wirklich großen und entscheidenden Erfolg zu erringen."

Hier taucht zum erstenmal der Gedanke auf, daß der erste Angriff nur ein vorbereitender Schlag sein könnte. Es war nur der nächste Schritt auf diesem Wege, wenn nunmehr der Gedanke ausgesprochen wurde, der erste Angriff habe nur den Zweck, irgendwo ein Loch zu schlagen, um die feindlichen Reserven auf sich zu ziehen und weiteren Schlägen an anderer Stelle entscheidende operative Möglichkeiten zu schaffen. Folgerichtig konnte dann weiter der Schluß gezogen werden, daß die Wahl der Angriffsfront für den ersten Angriff wesentlich unter taktischen Gesichtspunkten erfolgen müßte.

In ähnlichem Sinn sagt die Heeresgruppe Rupprecht in einem Operationsentwurfe vom 15. Dezember:

„ . . . Steht der Gegner unseres Angriffs bereit, so wird der Durchbruch schwierig. Es kommt daher vor allem darauf an, irgendwo überhaupt durchzubrechen. Der Durch-

Digitized by Google

bruch kann uns nur durch Überraschung gelingen; er ist nur dort möglich, wo verhältnismäßig schwache Stellungen uns ein abgekürztes Angriffsverfahren ermöglichen." Hier war die Frage rein taktisch zu lösen. Der Durchbruch soll also aus zwei Teilen bestehen. Einbruch bei St. Quentin und Cambrai, dann ein zweiter Angriff mit dem Ziel Hazebrouk: „gegen die ihrer Reserven beraubten englischen Flandernfront" folgte. (Erste Wandlung in der Auffassung.) Die Märzschlacht wurde damit zu einem Ablenkungsangriff für die eigentliche Hauptschlacht in Flandern, für die General von Kuhl eingetreten war. Die Gefahr war nur, daß die Ablenkungsschlacht zu weit geführt wurde.*) Für den ersten Angriff liegt der gleiche Gedanke zugrunde, den General von Moltke in einer Denkschrift vom 6. Mai 1870 (Mil. Korrespendenz 1870/71, I Nr. 20) für die Operationen gegen Frankreich aussprach: „Die Operation gegen Frankreich wird einfach darin bestehen, daß wir möglichst geschlossen einige Märsche auf dem französischen Boden vorgehen, bis wir der französischen Armee begegnen, um dann die Schlacht zu liefern. Die Richtung dieses Vorgehens ist im allgemeinen Paris, weil wir in derselben am sichersten den Zielpunkt des Vorgehens, das feindliche Heer zu treffen, erwarten dürfen. Auf dem geraden Wege von der Pfalz nach der französischen Hauptstadt liegt Metz. Dieser Platz wird links umgangen und bleibt nur zu beobachten." (Absicht, die geschlagene französische Armee nach Norden abzudrängen.)

Die Gründe für eine weitere Abwandlung des Planes lassen sich nicht aus den Akten erkennen, sie scheinen nur darin zu liegen, daß die englische Front im Januar bis zur Oise ausgedehnt wurde. Der Gedanke des operativen Aufrollens tritt bei dem ersten Angriff jetzt ganz in den Hintergrund gegen den Gedanken eines zeitlich um 14 Tage getrennten Doppelangriffs. Für den ersten Einbruch mußten taktische Gründe ausschlaggebend sein, während für den zweiten Angriff operative Ziele maßgebend waren, hier scheidet sich meine Auffassung von der des Verfassers.

---

*) Hauptmann Ritter „Kritik des Weltkrieges", 2. Auflage. S. 215. Er verurteilt diese Operationen: „Der Angriff mußte den Keim zu einer Vernichtungsschlacht in sich tragen. Danach war die Angriffsfront auszusuchen." Der Verfasser schließt dann: „General Ludendorffs frühere operative Stütze in Ostpreußen, Polen und Masuren, General Hoffmann, dürfte sie schwerlich für gut befunden haben. Aber er war bedauerlicherweise auf dem Kriegsschauplatz zweiten Ranges belassen worden." Brauchte denn Ludendorff diese Stütze? Welchen Einfluß hatte Hoffmann auf den Schlachtgedanken?

Digitized by Google

Die Ausdehnung des englischen rechten Flügels bis zur Oise führte dann zu einer gleichartigen Ausdehnung des linken Flügels des deutschen Angriffs bis zur Oise (Gedanke des Generals von Sauberzweig, Chef des Stabes der 18. Armee: Brief vom 16. Januar, aufgenommen von Ludendorff). Von Interesse wäre es, Näheres über die anscheinend sehr ernste Besprechung vom 20. Januar*) durch einen Teilnehmer zu erfahren und den vorbereitenden Heeresbefehl vom 24. Januar kennenzulernen. Möge namentlich der letztere bei einer 2. Auflage Berücksichtigung finden. Auch vermißt der Leser die Verfügung vom 4. März (I a 6925).

Die Änderungen im Angriffsplan sind m. E. nicht bedingt dadurch, daß die Taktik über die Strategie gestellt wurde, abgesehen vom ersten Angriff, sondern dadurch, daß an Stelle des Aufrollens der 2. Angriff in Flandern trat. Die O.H.L. mußte sich am 22. 1. klar werden, wie sie die weiteren Operationen führen wollte, in welcher Linie sie den Ansturm der feindlichen Reserven nach dem ersten Angriff abwehren wollte, um den zweiten Stoß nach Flandern einzuleiten, oder wie weit sie in Richtung, besser wohl bis Amiens vorgehen wollte, um nach Nordwesten zum Aufrollen abzudrehen, d. h. der Schlacht die Operationen in breiter Front gegen die Schwäche des Feindes folgen zu lassen. Der Angriff der 18. Armee am 30. März nach Süden der der 2. Armee auf Amiens war operativ zwecklos. Die Auffassung der O.H.L. soll gewesen sein, daß es genügen würde, verhältnismäßig schwache Kräfte gegen die Engländer zu lassen, die Hauptkraft gegen die Franzosen anzusetzen. Die Operation wurde exzentrisch. Hier ist auch manche Klärung nötig, ob es nicht möglich gewesen wäre, den Angriff in Flandern mit starkem linken Flügel zu führen. Am 9. April begann der neue Angriff in Flandern, der bis zum 25. April weitergeführt wurde. Die O.H.L. entschloß sich — wer, wann — zu einer neuen Abänderung des Angriffsplanes. In Flandern Abwehr, auf dem linken Flügel der Märzschlacht Wiederaufnahme des Angriffs. Wurde der Feind zu bedeutendem Kräfteeinsatz gegenüber der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz veranlaßt, so war dann die Fortsetzung der Offensive in Flandern die gegebene Operation.

Im Sommer gewann die Schlachtenabsicht Ludendorffs ein anderes Bild. Er selbst schreibt später darüber: „Es wird ein ge-

*) Ist hier der Übertritt der 18. Armee zur Heeresgruppe Deutscher Kronprinz zur Sprache gekommen? Welches waren die Beweggründe?

Digitized by Google

waltiges Ringen, das an einer Stelle beginnt, an der anderen sich fortsetzt und lange Zeit in Anspurch nehmen wird." Also an Stelle einer schnell die Entscheidung suchenden Vernichtungsschlacht lange Zeit sich hinziehende Zermürbungskämpfe, während er doch Gewicht darauf gelegt hat, die Entscheidung zu suchen, ehe die amerikanischen Kräfte sich breitmachen konnten. Wann ist dieser Gedanke entstanden? Hier wäre eine weitere Nachprüfung sehr erwünscht. Hauptmann Ritter hat diese Frage schon einmal erörtert in seinem Buche „Kritik des Weltkrieges" S. 215. „Der von ihr (O.H.L.) — sei es auch nur als Notbehelf, wenn eine Operation nicht zustande kommen sollte — gewählte Weg, die Folge operativ nur lose zusammenhängender Abnutzungsstöße barg rein strategisch eine große Schwäche. Die Überraschung mußte dann nicht nur ein einziges, ein erstesmal, gelingen, wie wenn eine Entscheidung eingeleitet wurde, sondern mehrmals. Denn mit ihr stand und fiel jedesmal das Angriffsziel der Einzelstöße: die Abnutzung der feindlichen Streitkräfte. Mißlang sie, so verkehrte der erstrebte Erfolg sich ins Gegenteil, und die operative Vorhand konnte gar zu leicht ins feindliche Lager übergehen. Der ungewisse, von zahllosen Zufälligkeiten abhängige Wettlauf um die strategische Initiative mußte nicht ein einzigesmal, sondern mehrmals mit naturgemäß verminderter Aussicht auf Erfolg unternommen werden. Diese dauernde, allzu große Abhängigkeit von unberechenbaren Faktoren sprach im vorliegenden Falle für grundsätzliche Ablehnung der Strategie der einzelnen Abnutzungsstöße. Sie konnte passen für einen Angreifer, der zeitlich und hinsichtlich Kräfteverbrauch in keiner Weise eingeengt war und der sie notwendigerweise annehmen mußte, weil er der unendlich schwierigen Aufgabe einer Operation nicht gewachsen war. So paßte sie beispielsweise ausgezeichnet für Englands Heerführer. Sie paßte aber ganz und gar nicht für die deutsche O.H.L. Denn die erstere der obigen Voraussetzungen, hinsichtlich Zeit und Kraft unbeschränkt zu sein, traf keineswegs zu, und die zweite, die aus der Not eine Tugend machte, doch hoffentlich auch nicht."

Die ganze Lage des deutschen Heeres wies genügend darauf hin, in einer großen Operation eine baldige Entscheidung zu suchen. Der Angriff mußte also den Keim zu einer Vernichtungsschlacht in sich tragen. Danach vornehmlich war die Angriffsfront auszusuchen." In dieser Richtung wäre eine weitere Vervollständigung der Studie geboten. Nur für den ersten Angriff erscheint es richtig, die Taktik über die Strategie zu stellen, dann auch für die

Digitized by Google

einzelnen Zermürbungsangriffe bis zum entscheidenden Angriff mit der Vernichtungsabsicht. Diese Zermürbungsangriffe dem Vernichtungsschlag vorzuziehen, entsprach jedenfalls nicht den im Osten zutage getretenen Gedankengängen des Generals Ludendorff.

V.

Die britische Reichsmarinepolitik.

Von
Kapitän zur See a. D. v. Waldeyer-Hartz.

Zum Haushaltsplan für das Jahr 1921/22 hat die britische Admiralität eine Denkschrift veröffentlicht, die nicht nur auf militär-politischem, sondern auch auf allgemein-politischem Gebiete eine Fülle beachtenswerter Mitteilungen enthält. In einer Zeit, wo infolge der Hebung des Weltverkehrs die Bedeutung der Kriegsmarinen ohne Frage wachsen und vielleicht zum bestimmenden Zähler in allen Angelegenheiten auswärtiger Politik werden wird, ist es doppelt wichtig, die Entwickelung einer Marine zu verfolgen, die nach wie vor bestrebt ist, die führende Rolle zu spielen und sich nur vor äußerstem Zwang unter die Gleichberechtigung, wenn nicht gar Überlegenheit der amerikanischen Flotte beugen würde.

Aus der Denkschrift geht hervor, daß die britische Admiralität damit rechnet, die Entwickelung der Marinen der Tochterstaaten fördern zu müssen. Man darf hierin Bestrebungen der einzelnen Dominions erkennen, sich selbständiger zu machen. Dieses Bestreben liegt offenbar vor, wenn auch die Ereignisse des Burenkrieges und des Weltkrieges dargetan haben, daß die Tochterstaaten in Stunden der Gefahr noch immer zum Ganzen streben und sich als zuverlässig erweisen. Ob dies immer der Fall sein wird, kann nur die Zukunft lehren. Englands Bundestreue zu Japan bei einem japanisch-amerikanischen Zusammenstoß und vor allem ein unglücklicher Kriegsausgang könnten zu Abfallbewegungen führen. Neben den Selbständigkeitsbestrebungen wird bei der dezentralisierenden Behandlung der Flottenfrage aber auch die Sorge mitgesprochen haben, daß das Mutterland allein nicht mehr imstande ist, die ungeheuren Kosten der Flottenunter-

Digitized by Google

haltung, zumal im Wettstreite mit den Vereinigten Staaten von Amerika, zu tragen.

Jede der Marinen soll der Verantwortung ihrer eigenen Regierung unterstehen und von den besonderen Eigentümlichkeiten und dem Geiste ihres eigenen Volkes durchdrungen sein. Um aber ein einheitliches System der Flottenleitung im Falle eines Krieges, an dem das Reich sich als Ganzes beteiligt, sicherzustellen, sollen ständig Offiziere der Tochterstaaten zum Admiralstab der Admiralität in London kommandiert werrden. Außerdem soll alljährlich eine gewisse Zahl von Offizieren der Tochterstaaten an Admiralstabskursen in England teilnehmen. Man hofft aber, daß die Tochterstaaten selbst dazu gelangen werden, eigene Kurse einzurichten, die nach dem Vorbilde der englischen zu arbeiten hätten.

Außer den Bestrebungen, den Admiralstabsdienst für die großbritische Flotte einheitlich zu regeln, sind Bemühungen im Gange, enge Fühlung zwischen der Admiralstabsschule und der Generalstabsschule herzustellen; mit dem Ziele, zwischen den in der Ausbildung begriffenen Offizieren der Marine und des Heeeres einen regen Gedankenaustausch herzustellen. Soweit es irgend möglich ist, sollen sie nach einem gemeinsamen Arbeitsplan geschult werden, sodaß sie wechselseitig imstande sind, die Anforderungen der Schwesterwaffe zu verstehen. Um ein reibungsloses und verständnisvolles Zusammenarbeiten von Marine und Heer sicherzustellen, gedenkt man eine Anzahl von Stabsoffizieren in jeder Waffe derart vorzubilden, daß sie zu allen höheren strategischen Fragen sichere Kenntnis der Verhältnisse und volles Verständnis für die Bedürfnisse der anderen Waffe mitbringen.

In der Durchführung dieser Pläne wird man einen außerordentlich wichtigen Schritt erblicken dürfen. Was bei uns vor dem Kriege hierin geschehen war, hat ohne Frage nicht im Entferntesten genügt. Bei unserer Marine war man über die Heereswissenschaften nur dürftig unterrichtet, und dem Heere fehlte es, man muß es offen aussprechen, an jedem Verständnis für die Marine. Und dieser Mangel an Zusammenarbeit, diese Unfähigkeit, die Hilfsmittel der Schwesterwaffe in seine strategischen Überlegungen einzustellen und, wo es nottat, für seine eigenen Zwecke auszunutzen, hat nicht wenig dazu beigetragen, die Aussichten für einen glücklichen Kriegsausgang von vornherein zu verschlechtern. Sicherlich, bei dem Ösel-Unternehmen haben Heer und Marine mustergültig und echt kameradschaftlich zusammen gearbeitet. Und der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Wenn man bedenkt, daß

Digitized by Google

die Armee bei ihrem gewaltigen Vorprall nach Belgien hinein ausdrücklich darauf verzichtet hat, daß die Flotte die englischen Transporte über den Kanal störe und dadurch im gewissen Sinne den rechten Heeresflügel verlängere, so wird man nicht umhin können, diesen Mangel an gegeenseitigem Verständnis als vorhanden und gleichzeitig als tief bedauerlich hinzustellen. General v. Zwehl hat am 30. März 1921 in der Kreuzzeitung den Ausspruch getan, daß es „eine richtig ausgefallene Idee" wäre, hinterher davon zu sprechen, der Vormarsch im Westen hätte sich Calais und nicht Paris zum Ziele setzen müssen. Hier haben wir einen schlagenden Beweis dafür, daß ein höherer Truppenführer die Waffe Flotte überhaupt nicht in seine Überlegungen eingestellt hat. Wenn General v. Zwehl die Ansicht vertritt, mit den vorhandenen Kräften wäre der Marsch nach der Küste ein Unding gewesen, so muß ihm entgegengehalten werden, daß bei richtigem strategischen Überlegungen die fehlenden Kräfte eben aus der Flotte hätten gewonnen werden müssen. Es liegt mir fern, hiermit allein die Heeresleitung anzugreifen. Auch die Marine hat versagt. Und die Ursache ist vorwiegend darin zu erblicken, daß die Schwesterwaffen sich so gut wie verständnislos gegenüberstanden. Erst aus planmäßiger Ergänzung ihrer Kräfte hätte Deutschland seine volle kriegerische Stärke gewinnen können!

Nun zurück zur englischen Denkschrift. Es mutet wie eine nachträgliche Bestätigung dafür an, daß sich unsere Marine unter Führung des Großadmirals v. Tirpitz auf dem richtigen Wege befand, als sie von der Spezialisierung der einzelnen Offizierkorps nicht abwich, wenn man zu lesen bekommt, daß eine große Marine nunmehr eine solche Spezialistenwaffe geworden sei, daß eine weit größere Zahl von Offizieren als früher Sonderlaufbahnen einschlagen müsse. Die Verschmelzung der Marineoffiziere — es handelt sich vorwiegend um Seeoffiziere und Marineingenieure — ging vor einer Reihe von Jahren von der Marine der Vereinigten Staaten von Amerika aus. Die militärische Überlegung war dabei, daß jeder Offizier an jedem Platze alles müsse leisten können, weil das Schiff ein Ganzes wäre. In Wirklichkeit sind aber Kräfte der Demokratie die Haupttriebfedern für Schaffung einer einheitlichen Offizierausbildung gewesen. Das Vorrecht des Seeoffiziers als Führer sollte gebrochen werden. Der Unterschied zwischen ihm und dem Marineingenieur sollte verschwinden. Die britische Marine ist der amerikanischen in diesem Ausbildungsgang gefolgt. Auch sie hat die Anwärter für die Seeoffizier- und Marineingeniuer-Laufbahn nicht mehr getrennt, sondern einheit-

Digitized by Google

lich ausgebildet; allerdings nicht ganz so aufs äußerste getrieben, wie es bei der amerikanischen Marine der Fall war. Wenn England jetzt mit diesem System bricht und einer weitgehenden Spezialisierung in der Offizierausbildung das Wort redet, so bedeutet dies eine glatte Rechtfertigung des Verhaltens unserer früheren Marineleitung, die sich stets dagegen gestemmt hat, den Seeoffizier- und Marineingenieur-Nachwuchs zu verschmelzen. Die britische Marine wird künftig die Zeit der gemeinsamen Ausbildung auf dem Seekadetteninstitut in Dartmouth und auf dem stationärem Schulschiff für ausreichend halten, um den Offizieranwärtern eine allgemeine Erziehung zu geben, ähnlich der, die man auf einer öffentlichen Schule erhält, und um daneben das Verständnis für die Ideale und die disziplinaren Verhältnisse des Marinedienstes zu wecken. Nach der ersten Schulzeit — die englischen Seekadetten treten vorwiegend bereits in Knabenjahren ein — soll die Trennung der Dienstzweige erfolgen. Die für den Seeoffizierberuf bestimmten Anwärter brauchen sofort Seeerfahrung, während die Anwärter für den Ingenieurberuf, bevor sie in See gehen, einer gründlichen Schulung im Ingenieurfach, im Wissensgebiet der Elektrizität und in praktischer Werkstattsarbeit bedürfen. Zu diesem Zwecke sollen sie künftig auf die Dauer von drei Jahren eine besondere Ingenieurschule besuchen. Hervorragend tüchtige Ingenieure sollen später zu höheren Ausbildungskursen nach Greenwich kommandiert werden. Auch diese Einrichtung kannten wir. Einzelne unserer Marineingenieure besuchten auf die Dauer von zwei Jahren technische Hochschulen. Alles in allem kommt die britische Marine auf das zurück, was wir gehabt haben. Aber bei uns kann man sich im demokratischen Lager auch hinterher noch nicht damit abfinden, daß in unserer Marine mustergültige Einrichtungen geherrscht haben.

Auch über Beförderungen von Mannschaften zu Offizieren läßt sich die Denkschrift aus. Sie tut es aber sehr vorsichtig und sehr allgemein, und kündigt nur an, daß man eine Herabsetzung der Altersgrenze beabsichtige, um auch jüngere Leute aus dem Mannschaftsstande zur Beförderung zuzulassen.

Aus dem Gebiete des Waffenwesens sei hervorgehoben, daß man für die Artillerie besonders umfangreiche Versuche plant, indem ein veraltetes Linienschiff als bewegliche Scheibe hergerichtet werden soll. Wenn man bedenkt, daß auch die englische Admiralität nach längerem Abwarten sich dazu bekannt hat, weiterhin den Großkampfschiffsbau zu fördern, so werden allgemach bei uns diejenigen Stimmen verstummen müssen, die sich nicht

Digitized by Google

genug daran tun konnten, die Tirpitz'sche Flottenbaupolitik anzugreifen. Englands zögernde Haltung und die von einigen seiner Admirale geflissentlich verbreitete Lehre, die Tage des Großkampfschiffes seien gezählt, ist nicht anders wie als Bluff zu bewerten. Nach dem Kriege warf Großbritannien sein ganzes Ansehen in Seemachtfragen auf die Wagschale, um seine gefährlichen Nebenbuhler, die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan, vom Großkampfschiffsbau abzubringen. Die schwache pazifistische Welle, die augenblicklich über die Welt läuft, und der Hinweis auf die gesteigerten Kosten sollten ihm hierbei Schrittmacher sein. Als die britische Admiralität aber erkannte, daß ihre Spekulation verfehlt war, da hat sie von diesem Spiel abgelassen und ebenfalls für Beibehaltung des Großkampfschiffes Farbe bekannt. Die Unterseebootsgefahr gegen Kriegsschiffe ist weit überschätzt worden, meist allerdings von Laien. Im Unterseeboot ist nicht das Mittel zu erblicken, daß das Großkampfschiff verdrängen könnte. Die britische Denkschrift verrät uns, daß eine besondere Schule für Unterseebootsabwehr geschaffen sei, und daß gewisse in Erprobung befindliche Vorrichtungen zur Entdeckung und Bekämpfung von Unterseebooten gute Aussichten für die Zukunft eröffneten.

Besondere Aufmerksamkeit wird in der britischen Marine dem Luftfahrwesen zugewandt. Aus der Denkschrift geht hervor, daß der Luftschiffbau aus Ersparnisgründen zunächst vernachlässigt werden müsse, daß hingegen aber in der Ausrüstung der Hochseeflotte mit Flugzeugen große Fortschritte zu erwarten wären.

Auf den königlichen Werften Englands arbeiten zur Zeit 56 000 Mann. Die Zahl soll allmählich auf 48 000 zurückgeführt werden. Sie bleibt immer noch stattlich genug und beweist, daß man vom Abrüstungsgedanken weit entfern ist. Er spukt ernstlich nur in deutschen Köpfen und ist der Verräter gewesen, der uns dazu verführt hat, die Waffen fortzuwerfen, als sie uns am nötigsten waren, zur Unheilstunde der Revolution! Eine widerwärtigere und dummere Tat hat die Weltgeschichte noch kaum gesehen.

Digitized by Google

Gesellschaft für Heereskunde

Anschrift des Schriftführers: Major a. D. Möllmann, Berlin W. 15, Pfalzburger Straße 10.

Vereinslokal: „Berliner Kindl", Charlottenburg, Kurfürstendamm 225/226, Ecke der Augsburger Straße.

I. Einladung.

Die nächste Sitzung findet am Donnerstag, dem 19. Januar 1922, 7½ Uhr abends, mit folgender Tagesordnung statt:

1. Vortrag des Herrn K. K. Rittmeisters a. D. Dr. Freih. v. Baumgarten: „Bekleidung und Bewaffnung der österreichischen Reiterei seit dem Jahre 1618."

2. Rundschreiben des Herrn Hauptmann von Hagen-Berlin über Pflege und Erhaltung der Gebräuche der alten Armee. Referent Major a. D. Möllmann.

3. Verschiedenes.

II. Mitteilungen.

Das nächste zwanglose Beisammensein findet am Montag, dem 6. Februar 1922, die Februarsitzung am Donnerstag, dem 16. Februar 1922, 7½ Uhr abends, statt.

Literatur.

I. Bücher.

Der „Tiger". Die Kriegsreden Georges Clémenceaus, herausgegeben von Oberst Bernhard Schwertfeger. Berlin 1921. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. Ladenpreis etwa 12 M.

Die Kriegsreden Clémenceaus werden hier in zuverlässiger Übersetzung zum erstenmal in Deutschland bekannt. Sie erscheinen im rechten Augenblick, denn gerade jetzt wird im ganzen deutschen Volke und weit über die Grenzen Deutschlands hinaus die Frage leidenschaftlich erörtert, worauf die unglaublich harte Behandlung Deutschlands durch Frankreich im letzten Grunde zurückzuführen ist. Der durch seine Veröffentlichungen über das belgische Problem und eine Reihe anderer Schriften, so des letzten Generalstabswerkes der alten Armee: „Das preußische Heer der Befreiungskriege" rühmlich bekannte Oberst Schwertfeger hat die vorliegenden Kriegsreden Clémenceaus gesammelt und mit einem zusammenfassenden Vorwort versehen. Er kommt darin zu dem Ergebnis, daß das deutsche Volk ohne genaue

Digitized by Google

Kenntnis der Kriegsreden Clémenceaus den eigentlichen Sinn des Friedensvertrages von Versailles niemals begreifen wird. An der Gestaltung der Waffenstillstandsbedingungen und vor allem des Friedensvertrages von Versailles hat Clémenceau entscheidenden Anteil genommen. Die Bestimmungen des für Deutschland so tiefverletzenden und in seinen Einzelheiten untragbar schweren Friedensvertrages von Versailles sind sein eigentliches Werk. In welchem Maße dies der Fall ist, wird deutlich, wenn man die von Clémenceau in den politischen Körperschaften Frankreichs und bei anderen Anlässen gehaltenen Reden auf sich wirken läßt.

Die Frage könnte aufgeworfen werden, warum die Persönlichkeit des „Tigers" in Deutschland näher bekanntgemacht werden soll. Die Tatsache, daß Clémenceau im eigentlichen Sinne Deutschlands Schicksal gewesen ist, könnte es vielleicht zweifelhaft erscheinen lassen, ob es nötig oder auch nur wünschenswert ist, einem solchen Manne in einem für die weiteste Verbreitung gedachten Buche näherzutreten. Clémenceau ist der eigentliche Schöpfer des Vertrages. Wie es ihm im Kriege gelang, die Vielköpfigkeit der Heeresleitungen der Entente zu einem einheitlichen Willen zusammenzuschweißen, so ist es sein eigenstes Werk, alle Widerstände, die sich im Schoße der Verbündeten und in den Reihen des französischen Volkes der Verwirklichung des Friedensvertrages von Versailles entgegensetzten, besiegt und die gesamte Deutschland feindliche Welt auf die erdrückende Formel geeinigt zu haben, unter deren untragbaren Schwere wir seufzen. Vor allem ist die „sittliche" Begründung des Friedensvertrages aus Clémenceaus Geiste geboren.

Clémenceau war, man mag zu ihm stehen, wie man will, wirklich Führer seines Volkes, eine Persönlichkeit von größtem Ausmaß. Die Summe seiner politischen Erfahrungen und Fähigkeiten, sein unbeugsamer Haß gegen Deutschland, dessen einstmaliger Triumph über Frankreich ihm seit den Tagen von Bordeaux auf der Seele brannte, und sein zielbewußter, rücksichtsloser Eigenwille haben alle Widerstände besiegt, die der Erreichung seines Zieles im Wege standen. So war es ihm vergönnt, nicht nur den Krieg zu gewinnen, sondern auch die Grundpfeiler einer neuen europäischen Staatenordnung zu legen, in der Deutschland allem zu entsagen genötigt ist, was deutscher Fleiß und deutsche Tüchtigkeit in Jahrzehnten mühsamer Aufwärtsentwicklung geschaffen haben. Er besaß, was unseren Vertretern der Reichsregierung fehlte, den Willen zur Tat und den Willen zum Siege. „Wollen, Handeln, darüber hinaus nichts als das erhabene Schweigen der Tat . . . Mein Ziel ist, Sieger zu sein. Dadurch, daß man nach dem Frieden blökt, bringt man den preußischen Militarismus nicht zum Schweigen", ruft er aus und faßt dann seine Gesamtanschauung über das, was not tut, zusammen. „Meine auswärtige und meine innere Politik sind ganz dasselbe. Innere Politik: ich führe Krieg. Auswärtige Politik: ich führe Krieg. Ich führe immer Krieg. Rußland verrät uns, ich führe weiter Krieg. Das unglückliche Rumänien ist gezwungen, zu kapitulieren, und ich führe weiter Krieg, und ich werde weiter Krieg führen bis zur letzten Viertelstunde, denn uns wird die letzte Viertelstunde gehören."

An dieser Stelle möchte ich erwähnen, daß Colmar von der Goltz seine Bücher „Roßbach und Jena", „Gambetta und seine Armeen" schrieb, um das deutsche Volk auf die Zukunft, für den Fall eines unglücklichen Krieges,

Digitized by Google

vorzubereiten. Er wurde nicht verstanden. Für sein wichtiges Buch „Gambetta und seine Armeen" hat er keinen Dank, nur Verurteilung geerntet. Er wollte dem deutschen Volke zeigen, wie es in schwerer Lage seine ganze Kraft zusammenfassen müsse. Aber ein Mann wie Bethmann Hollweg kannte das Buch von Gambetta nicht. Im Oktober 1914 sprach der Generalfeldmarschall mit mir in Brüssel über diese Dinge und fürchtete für Deutschlands Staatsmänner. „Wir mögen noch weiter siegreich bleiben, aber in Frankreich wird ein Schüler Gambettas erstehen". Dieser Schüler Gambettas war Clémenceau. Ob er uns angenehm ist oder nicht, wir müssen ihn verstehen lernen, wir müssen uns ein Beispiel an ihm nehmen. Das ist die Lehre der Geschichte und der bleibende Wert dieser Veröffentlichung.

Lebensfragen des Britischen Weltreiches. Auf Veranlassung des Beirats für die Auslandsstudien an der Universität Berlin behandelt von Staatsminister Prof. Dr. C. H. Becker, Prof. Dr. Friedr. Brie, Privatdozent Dr. Carl Brinkmann, Privatdozent Dr. H. v. Glasenapp, Rechtsanwalt Dr. Joh. Hammann, Prof. Dr. Alfred Manes, Geh. Rat Prof. Dr. Erich Marcks, Prof. Dr. Julius Pokorny, Gouverneur a. D. Dr. Theodor Seitz. Mit einem Geleitwort von Erich Marcks. 1921. E. S. Mittler u. Sohn, Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 68, Kochstraße 68—71. Preis 30 M., gebunden 37,50 M.

Die ungeheure Machtstellung des Britischen Weltreiches bildet heute die für Europa unmittelbar größte Tatsache der Weltentwicklung. Die entscheidenden äußeren und inneren Richtungen seiner politischen und wirtschaftlichen Probleme, wie deren unendlich tief in unser staatliches und volkswirtschaftliches Leben eingreifenden Kräfte zu verstehen und zu werten, wird zu einem Hauptgebot unserer Tage. Solche Kenntnis den weitesten Kreisen der Gebildeten in Deutschland zu vermitteln oder sie zu vertiefen, haben sich unsere namhaftesten Kenner und Forscher britischer Geschichte und Politik in einem soeben auf Veranlassung des Beirats für Auslandsstudien an der Berliner Universität herausgegebenen Werke „Lebensfragen des Britischen Weltreichs" vereinigt.

Diese Auslandsstudien wollen ein Stück deutschen Lebenswillens bekunden: den Willen, uns geistig nicht abdrängen zu lassen von der großen Welt. Auslösen könnten wir uns aus dieser Welt ja ohnehin niemals, jede Rückwirkung von ihr spüren wir, in das weite Getriebe wirtschaftlicher, politischer, geistiger Verbindungen bleiben wir unausweichlich verflochten, ob wir wollen oder nicht. Aber wir *wollen* es mit suchendem Bewußtsein bleiben und uns für jede Zukunft vorbereiten. Wir wollen beobachten und begreifen, den Sinn lebendig, den Blick offenhalten. Die Notwendigkeit dieser Anteilnahme soll keiner von uns vergessen und haben so viele von uns erst zu lernen; es gilt, sie darin zu unterweisen. Heute geht es uns ja freilich wie in den beiden früheren Anfängen unserer neueren Geschichte, wie nach 1648 und nach 1815: Deutschland ist vorerst kein selbsttätig handelndes, kein mitbestimmendes Mitglied der weiten Welt. Dennoch muß es in ihr atmen und drängt es, in welchen Formen auch immer, von neuem in sie hinein. Wir haben sie mitbesessen, und unsere Niederlage hat uns aus ihr verstoßen; der ärgste Fluch dieser Niederlage wäre das Versinken in unsere alte Engigkeit. Wir wollen lernen und verstehen, uns wachhalten oder aufwecken und der Welt sagen, daß wir leben.

Digitized by Google

Wir haben England nicht verstanden, jetzt heißt es, von ihm lernen, aber in anderer Weise, wie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wo uns England als Vorbild politischer Betätigung und des Parlamentarismus erschien, jetzt dürfen wir England nur als Erzieher zum nationalen Selbstgefühl betrachten. Mustergültig entwickelt Professor Geheimrat Marcks die Entwicklung und Ziele der Reichspolitik. Die Tudors als Schöpfer der Grundlagen der Macht, man sieht, wie durch den Glaubenswechsel England wider Willen zunächst zum Krieg gegen Spanien gedrängt wird, wie diese Ereignisse die Notwendigkeit in den Kopf eines jeden Politikers hineinhämmern, stets den Krieg gegen die stärkste Festlandmacht zu führen. Richtig betont wird, daß das Jahr 1870 der Wendepunkt in der Entwicklung des heutigen neuen Englands ist, wie sich aber immer die alten Typen wiederholen (so z. B. Goetham, Raleigh, Drake, neu auferstanden in Rhodes und Grey). Professor Brie spricht von der Entwicklung des englischen Nationalcharakters, nur hätte hier noch mehr auf Shakespeare zurückgegriffen werden können. Von den weiteren Ausführungen seien genannt: Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Erich Marcks, der das Buch auch eingeleitet hat, behandelt die Entwicklung und das Hauptziel der britischen Reichspolitik, Prof. Dr. Brie den englischen Nationalcharakter, Privatdozent Dr. Brinkmann die britische Arbeiterschaft im Weltkrieg, Prof. Dr. Pokorny England und Irland; Staatsminister Prof. Dr. Becker England im nahen Orient, Privatdozent Dr. v. Glasenapp England und Indien, Rechtsanwalt Dr. Hammann England und Kanada, Gouverneur a. D. Dr. Theodor Seitz England und Südafrika, Prof. Dr. Manes England und Australien. Welche Seiten des politischen und wirtschaftlichen Lebens die Mitarbeiter bei der Darstellung auch bevorzugen, ein Gedanke verbindet sie bei aller Entschiedenheit des Stoffes: Die Frage nach den Quellen der politischen Macht nach innen und außen. Der Leser erkennt, daß überall das Weltreich das Ziel der Entwicklung bildet. Sein Werden und sein Bestand sind ausschließlich im Zusammenhang der Weltpolitik, aber zugleich in dem des innerenglischen Lebens zu erfassen. Das Buch birgt einen bewundernswerten Reichtum von Belehrung und ist ein wertvoller Wegweiser durch zahlreiche verwickelte Fragen für jeden Deutschen, gleichgültig, welches seine Sonderinteressen auch sein mögen.

Das Buch kann ganz besonders empfohlen werden.

Erich von Falkenhayn. Der Feldzug des 9. Armee gegen die Rumänen und Russen 1916/17. 2. Teil: Die Kämpfe und Siege in Rumänien mit sieben Skizzen im Text. Berlin 1921. E. S. Mittler & Sohn.

Dieser zweite Teil des Werks über den Feldzug seiner 9. deutschen Armee Ende 1916 und Anfang 1917 zeichnet sich ebenso wie der erste, die Befreiung Siebenbürgens behandelnden, des Generals v. Falkenhayn durch eine außerordentlich fesselnde und anschauliche Vorstellungsgabe aus. Der Leser wird in den Stand gesetzt, das Entstehen der Entschlüsse des Armeeführers und ihre Durchführung genau zu verfolgen, wie auch wieder ein Bild von den ungeheuren Leistungen der Truppen zu gewinnen, wie sie sowohl in der Überwindung des verschneiten Hochgebirges, obwohl längst nicht alle Truppen mit Gebirgsausrüstung versehen waren, wie beim Vormarsch durch das durch anhaltende Regengüsse in eine Sumpflandschaft verwandelte Walachische Ebene hervortraten. General v. Falkenhayn wird dieser Leistung seiner Truppen in hohem Grade gerecht. Wohltuend wirkt es, wie er dem

Digitized by Google

Anteil seiner Unterführer am Gelingen des Feldzuges rühmend anerkennt. Nachdem es sich angesichts der entgegenstehenden Geländeschwierigkeiten und des um 50 v. H. überlegenen Feindes nicht hatte ermöglichen lassen, unmittelbar diesen folgend die Gebirgspässe zu überwinden, mußte es durch planmäßigen Angriff erstrebt werden. Den entscheidenden Stoß beabsichtigte der Armeeführer vom Szurduk-Paß zu führen, um alsdann durch Aufrollung der feindlichen Front die weiter östlich gelegenen Pässe freizumachen. Er hat sich an der Durchführung dieser Absicht auch nicht durch einen ersten Fehlschlag behindern lassen, sondern ihn Anfang November, sobald ihm stärkere Kräfte zur Verfügung standen, wiederholt und sich durch die Schlacht von Targatin den Austritt aus dem Gebirge erkämpft. Die Armee schlägt alsdann von Argeroh mit zwei Fronten. Während ihr rechter Flügel die bei Sister übergegangene Donau-Armee der Heeresgruppe Mackensen von einem starken rumänischen Gegenstoß entlastet, schlägt der linke die feindliche Nordgruppe. Die Einnahme von Bukarest, die Schlachten von Rimnicel Sarat und von Sereth beezichnen den weiteren Siegeslauf der Armee. Das hier Vollbrachte reiht sich den größten Taten, die uns von der Kriegsgeschichte überliefert sind, würdig an. Es legt Zeugnis ab von der Kühnheit und Beharrlichkeit der deutschen Führung, wie auch wieder von der Schwungkraft, die damals unsere Truppen noch nach mehr als zweijährigem Kriege beseelte. Die treffliche Schulung des deutschen Heeres für den Bewegungkrieg ist hier noch einmal voll zur Geltung gebracht.

General der Infanterie a. D. Frhr. von Freytag-Loringhoven.

Graf Julius Andrassy, Diplomatie und Weltkrieg. Berlin und Wien 1920. Ullstein & Co. Preis: in Halbldwd. geb. 36 M., geh. 24 M.

Dieses umfangreiche Buch ist von erheblicher Wichtigkeit und großem Belang und jedenfalls äußerst fesselnd. In die verschlungenen Pfade der Staatskunst, der Außenstaatskunst, wie der Innenstaatskunst, dem Verfasser zu folgen, ist im Rahmen einer Buchbesprechung unmöglich, seine Darstellung des geschichtlichen Geschehens entzieht sich aber auch der Beurteilung aller derjenigen, die nicht — gleich ihm — in der vordersten Stellung am Webstuhle der Zeit mit tätig waren. Eher ist schon eine Beurteilung der allgemeinen staatsmännischen Ansichten und Einzelbeurteilungen des Verfassers möglich, die in dem Band in reicher Zahl vorgetragen werden und die Darstellung des geschichtlichen Geschehens ungemein beleben. Viele davon sind außerordentlich belehrend, manche werden immerhin lebhaften Widerspruch anders Denkender und anders Urteilender hervorgerufen. Da sie von dem Sohn (und staatsmännischen Schüler) des großen Meisters neuzeitlicher österreichisch-ungarischer Außenstaatskunst, Bismarck- und Deutschland-Freundes Grafen Julius Andrassy dem Alt. († 1890), und außerdem einem jedenfalls bedeutenden Staatsmanne herrühren, der in seinem Heimatstaate schon wiederholt in leitenden Stellungen war, so verdienen sie auf alle Fälle aber die größte Beachtung. Übrigens sind die Andrassy nicht, wie in Deutschland wohl allgemein angenommen wird, ungarischer, sondern siebenbürgischer Uradel!

Der Verfasser sieht und beleuchtet alles im wesentlichen vom insbesondere ungarischen Standpunkt aus und als ungarischer, weniger als österreichisch-ungarischer (wie dies sein Vater, der Mit-Abschließer des Dreibundes regelmäßig tat!) Staatsmann, das muß festgehalten werden.

Digitized by Google

Das Werk besteht aus vier Teilen. Der erste Teil, mit der Überschrift „Die Vorgeschichte des Krieges", enthält die Abschnitte: „Unsere Kriegsmotive"; „Wer hat den Krieg verbrochen?" und „Die Überlegenheit der Ententediplomatie". Der zweite Teil, mit der Überschrift: „Der Krieg", enthält die Abschnitte: „Unsere politischen Fehler" und „Unsere militärischen Fehler". „Innere Krise und Zusammenbruch" ist der dritte Teil überschrieben, der keine Abteilung in Abschnitte aufweist. Der vierte Teil, mit der Überschrift „Das Ende", enthält wieder mehrere Abschnitte: „Meine Ministerschaft des Auswärtigen und die Oktober-Revolution"; „Die bürgerliche Republik" und „Die Sowjet-Republik".

Überraschende Aufschlüsse über bisher völlig Unbekanntes bringt das Buch, soweit ich sehen kann, in den Teilen 1 bis 3 nicht. Der 4. Teil bringt dagegen, wenn auch nicht gerade Uebrraschendes, so doch vieles, was bisher unbekannt war, und kann infolgedessen für sich allein schon bleibenden Wert beanspruchen.

Der Freimut, mit dem der Verfasser in allen Teilen, überall das Geschehene darstellt und seine Ansichten ausspricht, verdient die größte Anerkennung. Dr. Stephan Kekule von Stradonitz.

Der Geist der Befreiung. K. F. Arminius (Fritz v. Trütschler). Berlin 1921, Karl Heymanns Verlag.

Die gute Absicht des Verfassers, am Wiederaufbau unseres Volkes mithelfen zu wollen, soll nicht bezweifelt werden. Darstellung geschichtlicher Ereignisse — es handelt sich in erster Linie um die Zeit nach den Befreiungskriegen —, ist aber derart einseitig und tendenziös, daß die gute Absicht an mehr als einer Stelle Schiffbruch leidet. Sicherlich, vor politischen und dynastischen Mißgriffen sollen wir nicht die Augen schließen. Aber wenn irgendwo, so ist hier sachliche und nicht streitsüchtige Kritik am Platze. Daß sich die deutsche Geschichte auch schon vor den Befreiungskriegen in einem ständgen Auf und Nieder befunden hat, läßt der Verfasser außer Betracht. Für ihn ist das Unheil unseres letzten Zusammenbruchs allein daraus entstanden, daß die deutsche Volksseele durch den reaktionären Geist nach 1815 in unverantwortlicher Weise geknebelt worden war. C. F. Arminius liebt sein Volk, das merkt man seiner Niederschrift an. Aber er liebt es wie eine Mutter, die Fehler nicht erkennen will und alle Schuld bei den anderen sucht. So bestreitet er „energisch", daß der Deutsche eigenbrödlerhaft sei. Wie sagt doch schon Tacitus in seiner Germania? „Ein größeres Glück könnte sich für Rom nicht ergeben, als wenn der Haß der Germanen untereinander für ewig bestehen bliebe!" Auch der Geist der Befreiung, den C. F. Arminius durch sein Buch heraufbeschwören will, wird kaum zur Einigung beitragen. Im Gegenteil, er wird verhetzend wirken. Wir können daher sein Erscheinen, trotz allem guten Willen, der ihn leiten mag, nicht mit Freuden begrüßen. Wer offen seine Meinung sagt, tut noch lange kein gutes Werk.

v. Waldeyer-Hartz.

Von Heer und neuer Zeit von Hauptm. Sperling.

Für den Wert der kleinen Schrift spricht es, daß sie bereits 1918 die dritte Auflage erlebte. Zwei Aufsätze sind es über die innere Entwicklung unseres Heerwesens, mit einem Nachtrag, der neue Wege in der Ausbildung nennt.

Digitized by Google

Der erste Aufsatz erschien während der Augustkämpfe 1914 und nimmt als Ausgangspunkt die preußische Erhebungszeit von 1813, in der das gesamte Volk seine physischen und moralischen Kräfte in den Dienst des Staates stellte. Sperling nennt es das große Vermächtnis jener Zeit für unser Heer. Der Aufsatz besitzt ethische Erziehungskraft und vortreffliche Hinweise für die Berufsarbeit des Offizierskorps.

Der zweite Aufsatz wurde Anfang 1917 verfaßt und beschäftigt sich mit der „Deutschen Manneszucht". Es war die Zeit, wo es nottat, daran zu erinnern, daß die Manneszucht der Grundpfeiler des Heeres ist und die Vorbedingung für den Erfolg. Die Sozialdemokratie begann in scharfem Tempo den Sturmlauf zum Zusammenbruch des Heeres. Auch in diesem Aufsatz wird dem Offizier der geistige Sinn seiner Berufsarbeit vor Augen geführt.

Den Schluß bildet eine Beilage, die den Titel trägt: „Neue Wege in der Ausbildung." Sie stammt aus dem Frühjahr 1915 und gibt Ratschläge, wie dem fortschreitenden Zermürbungsvorgang des Krieges entgegengearbeitet werden kann.

Jeder, der unser Vaterland liebt und die Bedeutung einer in den Grundsätzen der Pflichttreue und Disziplin erzogenen Truppe kennt, wird den Ausführungen des Verfassers Beifall zollen. v. Francois.

II. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher.

Die eingegangenen Bücher erfahren eine Besprechung nach Maßgabe ihrer Bedeutung und des Raumes. Eine Verpflichtung, jedes eingehende Buch zu besprechen, übernimmt die Leitung der „Monatshefte" nicht, doch werden die Titel sämtlicher Bücher nebst Angabe des Preises — sofern dieser mitgeteilt wurde — hier vermerkt. Eine Rücksendung von Büchern findet nicht statt

1. v. Bernhardi, Deutschlands Heldenkampf 1914—1918. München 1922. J. F. Lehmanns Verlag. Geh. 70 M., geb. 85 M.
2. Gräfin Treuberg, Zwischen Politik u. Diplomatie. Straßburg 1921. Straßburger Druckerei u. Verlagsanstalt
3. Der Krieg zur See 1914—1918. Kreuzerkrieg. Bd. I. Herausgegeben vom Marine-Archiv. Berlin 1922. Verlag E. S. Mittler u. S. Geh. 55 M., gebd. 75 M.
4. v. Zobeltitz, Chronik der Gesellschaft unter dem letzten Kaiserreich. 1894—1914. 2 Bände. Hamburg 1922. Alster-Verlag.
5. Dallmayr, Die Geldherrschaft und das Haus Rotschild. Leipzig 1921. Hammer-Verlag. 3,60 M.
6. Eckhardt u. Maul, Was wir in englischer Kriegsgefangenschaft erlebten und erlitten. Frankfurt a. M. 1922. H. L. Bräuners Verlag. 15 M.
7. Katsch, Der oberschlesische Selbstschutz im dritten Polenaufstande. Berlin 1921. Heimatverlag Oberschlesien G. m. b. H. 20 M.
8. Kotshorn, Rußland u. Deutschland durch Not zur Einigung. Leipzig 1922: Hammer-Verlag (Theod. Fritsch). Geh. 20 M., geb. 26 M.

Digitized by Google

VI.

Politische Briefe.

Von

Hans von Liebig.

Scheidemann.

III.

Wie bewußt sie bei dem Betrug der deutschen Arbeiter vorgingen, mögen einige weitere Stellen aus dem Bericht Scheidemanns über die Stockholmer Konferenz zeigen.

Aus den Ländern, die sich mit Deutschland im Krieg befanden, nahm, wie schon gesagt, überhaupt niemand an der Konferenz teil. Aber ein französischer Sozialdemokrat Lafont sprach auf der Durchreise durch Stockholm mit Adler. Adler erzählte darüber Scheidemann: „Lafont sei offenbar ein geistreicher Franzose, der aber kaum Fühlung mit Arbeitern haben könne. Er hätte gar zu töricht geredet von der Notwendigkeit, den Krieg eventuell noch drei Jahre fortzusetzen, bis Straßburg wieder in französischem Besitze sei". Ein anderer französischer Sozialist, Albert Thomas, der von Petersburg kam, hatte in Stockholm am 18. Juni 1917 eine Unterredung mit Frau Bang, die unmittelbar darauf Scheidemann darüber berichtete: „Thomas habe sich ausgedrückt wie ein Mann, der weder vom Sozialismus noch von der Politik etwas wisse: eben wie ein Mensch, der nur Munitionsminister sei. Auf die Frage, ob der Krieg wegen Elsaß-Lothringen, das doch nicht erobert sei, endlos weitergeführt werden solle, erklärte er: „Elsaß-Lothringen gehöre zu Frankreich; unsere Berufung auf den statistischen Nachweis, daß 90 Prozent der Einwohner deutsch reden, beweise nicht, daß die Einwohner auch deutsch denken und fühlen." Man begreift, wenn man derartiges liest, warum die Franzosen trotz aller Niederlagen den Frieden gewannen und die Deutschen trotz aller Siege den Krieg verloren. Mit was für Ausdrücken ein Scheidemann wohl Leute belegen würde, die ihn dafür hätten gewinnen

Digitized by Google

wollen, Mömpelgard (Belfort) und den ganzen ehemals [illegible]-schen Streifen entlang der Grenze für Deutschland zurückzuerobern: die Einwohner redeten zwar französisch, aber dem Blute nach seien sie Deutsche? Jene Scheidemänner, die, wie Scheidemann erzählt, auf eine Anregung Helfferichs, der Reichstag möge eine Kundgebung für „Elsaß-Lothringen als sicheres deutsches Land" erlassen, am 1. Juli 1917 erklärten: „Für uns hat's nur Bedeutung, wenn auch gesagt wird, daß Elsaß-Lothringen ein selbständiger Bundesstaat wird." Das war also unmittelbar nach der Rückkehr Scheidemanns und seiner Genossen von Stockholm! Scheidemann fügt noch dazu: „Lange Gesichter — und es blieb alles in der Schwebe." Wäre in den deutschen Sozialdemokraten nur ein Zehntel des nationalen Geistes vorhanden gewesen, der in den französischen sozialdemokratischen Führern Lafont und Thomas steckte, so wären die Stockholmer Konferenz und die Kundgebung überflüssig gewesen; dann wäre der Krieg um diese Zeit längst von Deutschland siegreich beendet gewesen.

„In die Erörterung", erzählt Scheidemann weiter, „unserer Kriegspolitik an der Hand einer Dokumentensammlung flocht ich allerlei kleine Bosheiten hinein, indem ich beiläufig Entschließungen der französischen Sozialisten anführte usw. Zum Schluß sprach ich die große Bosheit in verbindlichster Form aus: das I. S. B. oder die jetzige Konferenzleitung würden sich große Verdienste um die Internationale erwerben und Großes zum gegenseitigen Verstehen beitragen, wenn sie ähnliche Sammlungen dokumentarischer Aktenstücke über die Friedensarbeit der Ententesozialisten herausgeben wollten."

Und ferner: „Dann sprach van Kol in so aufreizender Weise, daß ich meinen Zorn kaum bändigen konnte . . . Ich bemühte mich (nicht heftig zu werden), aber es gelang mir nicht ganz." „Wir brauchen (sagte Scheidemann) nur die eroberten Gebiete herauszugeben, Elsaß-Lothringen dazu, zahlen an alle Welt Kriegsentschädigungen, teilen unser Land auf, um es zur dauernden wirtschaftlichen und politischen Ohnmacht zu verurteilen usw. usw.; und dann wird uns schließlich verziehen werden, daß wir nicht schon am 4. August 1914 direkt Landesverrat begingen zur höheren Ehre des französischen und englischen Kapitalismus und des Zaren."

Das heißt also: die Scheidemänner sind sich vollkommen bewußt, der Friedens- und Verständigungsarbeit der deutschen Sozialisten steht keinerlei gleichartige Arbeit der Ententesozialisten,

Digitized by Google

in nur geringem Ausmaße eine solche der neutralen Sozialisten gegenüber. Die französischen Sozialisten insbesondere sind himmelweit von jedem Gedanken an einen Frieden der Verständigung ohne Kriegsentschädigungen und Annexionen entfernt und — 1917! — bereit, noch drei Jahre um die Eroberung der rein deutschen Stadt Straßburg zu kämpfen. Scheidemann weiß ganz genau, der Friede, der allein auf dem Wege der Verständigung von den Feinden — auch von den feindlichen Sozialisten — unter Zustimmung der neutralen Sozialisten zu haben ist, ist ein Friede, der Deutschland die Herausgabe der eroberten Gebiete, die Herausgabe Elsaß-Lothringens, Aufteilung des deutschen Landes, dauernde wirtschaftliche und politische Ohnmacht auferlegt, Scheidemann erkennt sogar klar, dieser Friede wird weder dem deutschen noch dem französischen noch dem Weltsozialismus zugute kommen, sondern allein dem französischen und englischen Kapitalismus; der Zar wird ja wohl auch wiederkommen. Aber diese Scheidemänner kehren nicht etwa zurück und reden mit feuriger Zunge und heiligem Zorne zu den deutschen Arbeitern: Kämpft, kämpft, und wiederum kämpft, bis Ihr den Sieg errungen; keiner der Gesinnungsgenossen aus den uns feindlichen Ländern will von einer Verständigung mit uns etwas wissen; alle sind bereit, den Krieg noch jahrelang fortzusetzen, um ihrem Lande einen Siegesfrieden zu erringen, und der bedeutet für Deutschland wirtschaftliche und politische Ohnmacht, und damit für Euch Lohnsklaverei unter dem englischen und französischen Kapitalismus. Wollt Ihr Eure Hochziele verwirklichen, wollt Ihr wirklich einen Verständigungsfrieden, dann gibt es nur einen Weg dahin: ihn mit den Waffen zu erzwingen. Entweder Ihr diktiert Euren Genossen in Feindesland den sozialistischen Verständigungsfrieden, oder sie diktieren Euch den kapitalistischen Vernichtungsfrieden, der nicht nur das Reich, sondern auch jede gesunde Weiterentwicklung des Sozialismus in Deutschland und in der Welt zerstören wird.

Aber was kümmern die Scheidemänner die Hochziele des deutschen Arbeiters und die Entwicklung des Sozialismus! Sie predigen unentwegt den deutschen Arbeitern den Willen zur Verständigung und zur Beendigung des Krieges, sie wissen genau, nur sie allein predigen das den deutschen Arbeitern, die ihrer Führung vertrauen, während die Sozialistenführer der feindlichen Länder ihren Leuten den Willen zum Sieg und die Fortführung des Krieges bis zur Zerschlagung Deutschlands lehren. Diese deut-

Digitized by Google

schen Sozialistenführer sollten nicht gesehen haben, was sie so einseitig predigen, könne niemals zu einem Verständigungsfrieden, sondern nur zur bedingungslosen Niederlage, zur Unterwerfung unter den — ihnen genau bekannten — höchst bösartigen Willen der Feinde führen? Verlangen die deutschen sozialdemokratischen Führer eine so ungemein geringe Einschätzung ihrer geistigen Fähigkeiten?

Es ist kaum anzunehmen.

Schon am 23. Februar 1915 hatte der Freund Scheidemanns, der Schriftleiter des „Vorwärts", Stroebel, geäußert: „Ich bekenne ganz offen, daß ein voller Sieg des Reiches den Interessen der Sozialdemokratie nicht entsprechen wird." Im Mai 1915 ließ Liebknecht an der Front ein Flugblatt verteilen: „Der Hauptfeind des deutschen Volkes steht in Deutschland. Diesen Feind gilt es zu bekämpfen." Am 6. September 1915 erklärte der französische Minister Sembat, Frankreich müsse den Krieg aufgeben, wenn die deutsche Arbeiterschaft bis zum Ende durchhalte. Aber glücklicherweise habe er sehr beruhigende Nachrichten, daß sich ein großer Umschwung anbahne (Bildung der U. S. P.). Am 6. November 1917 sah der „Vorwärts" die eigentlichste und tiefste Ursache dafür, daß es so ungeheuer schwer sei, zum Frieden zu kommen, in den militärischen Erfolgen Deutschlands. Am 30. August 1919 sagte der Abgeordnete Haase: „Wir haben schon von Beginn des Krieges, vom Anfang des Jahres 1915 an systematisch für die Revolutionierung der Flotte gearbeitet." Ledebour erklärte am 17. Dezember 1918 in der Reichskonferenz der Räte: „Tatsächlich hat eine ganze Anzahl meiner Freunde, die jetzt im Vollzugsrate sitzen, schon seit 1916 die Revolution vorbereitet. Wir haben auch die Front bearbeitet." Der „Vorwärts" verkündete am 20. Oktober 1918: „Deutschland soll — das ist unser fester Wille — seine Kriegsflagge für immer streichen, ohne sie das letztemal siegreich heimgebracht zu haben."

Nicht dem Sozialismus und nicht den Hochzielen der deutschen Arbeiter standen die deutschen Siege und der angebliche deutsche Militarismus im Wege; im Gegenteil: beide waren die Voraussetzung einer Fortentwicklung der deutschen Arbeiterfürsorge, die nach einem deutschen Siege, zu dem die deutschen Arbeiter so Wesentliches mitgeleistet, einen ungeahnten Aufschwung hätte nehmen müssen. Aber der Sozialdemokratie waren sie hinderlich, d. h. jener Gruppe von Leuten von Bernstein bis Cohn, von Scheidemann bis Liebknecht, die es verstanden hatte, die deut-

Digitized by Google

schen Arbeiter in ihre willenlose Gefolgschaft zu zwingen. Hätte Deutschland seine Kriegsflagge siegreich heimgebracht, so wären höchstwahrscheinlich die deutschen Arbeiter um den überwältigenden Genuß, Staatsbürger einer Republik zu sein, gekommen, und es wäre ihnen nicht das Glück zuteil geworden, Ebert als ersten Reichspräsidenten, Bauer als ersten Reichskanzler und Scheidemann als ersten Ministerpräsidenten feiern zu können. Von sonstigem Glück dürften ja die deutschen Arbeiter und das deutsche Volk nicht viel verspürt haben.

Man betrachte unter diesen Gesichtspunkten einmal die Kriegsziele der Scheidemänner: Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen und die demokratische Verfassungsreform. Um zu einem Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen zu gelangen, gab es nur zwei Möglichkeiten. Entweder man konnte diesen Frieden diktieren: dazu hätte man gesiegt haben müssen, und wer ihn auf diesem Weg erreichen will, muß den Willen zum Sieg predigen. Aber die Scheidemänner erklären, nie an eine Siegesmöglichkeit geglaubt zu haben, und den Willen zum Siege haben sie planmäßig bekriegt. Die zweite Möglichkeit besteht in der Bereitwilligkeit des Gegners zu dem Frieden ohne Annexionen und Entschädigung. Da die Scheidemänner an dem Imperialismus der Nichtarbeiterklassen der Ententeländer nie gezweifelt haben, konnte eine derartige Hoffnung sich bei ihnen nur auf die Annahme des sozialistischen Gewissens der Ententeparteigenossen gründen. Aber diese Hoffnung konnten sie schon nach den Erfahrungen Hermann Müllers in Paris im August 1914 nicht mehr haben, und haben sie, wie ja Scheidemann selbst erzählt, ganz gewiß nach den Erfahrungen auf der Stockholmer Konferenz nicht mehr gehabt.

Nun könnte man theoretisch noch an eine dritte Möglichkeit denken, an einen Kampf nicht bis zum Siege, aber bis zur Bereitwilligkeit der Feinde, auf einen Frieden der Verständigung einzugehen. Diese Möglichkeit bestand in der Wirklichkeit nicht, auch nicht für die Scheidemänner; so wie die den Scheidemännern bekannten Verhältnisse lagen, wäre eine Bereitwilligkeit der Feinde zu dem Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen mit dem glatten Eingeständnis ihrer restlosen Niederlage gleichbedeutend gewesen, also mit dem völligen Siege Deutschlands. Wenn die französischen Sozialdemokraten nach den schweren Niederlagen des Sommers 1917 in Stockholm noch erklären, sie würden noch drei Jahre lang nicht etwa für einen Frieden der

Digitized by Google

Verständigung, oder für die Verteidigung ihres Vaterlandes, sondern um die Eroberung der deutschen Stadt Straßburg kämpfen, dann weiß auch der dümmste Pazifist, diese Leute werden zu einer „Verständigung" nur bereit sein, wenn sie geschlagen sind. Wenn aber Scheidemann am 15. Mai 1917 der Regierung drohte: „Würden heute die englische und die französische Regierung so, wie es die russische (die eben so gut wie besiegt war! v. L.) Regierung schon getan hat, auf Annexionen verzichten und würde die deutsche Regierung statt durch den gleichen Verzicht den Krieg zu beenden, ihn um Eroberungsziele fortsetzen wollen, dann, meine Herren, verlassen Sie sich darauf, dann haben Sie die Revolution im Lande", so hat das nicht das mindeste mit Friedensliebe zu tun, sondern entspringt lediglich dem Willen, Deutschlands Kriegsflagge um keinen Preis siegreich heimkehren zu lassen.

Aber es werde einmal theoretisch angenommen, Scheidemann glaube an einen Kampf bis zum gleichmäßigen Friedenswillen auf beiden Seiten. Dann ergäbe sich daraus die selbstverständliche Pflicht, die Arbeiter zum Kampf bis zu diesem Grad der Mürbheit der Feinde aufzupeitschen und sie ständig auf die Notwendigkeit des Kampfes bis zu mindestens diesem Grad hinzuweisen. Haben das die Scheidemänner getan? Gewiß nicht. Im Gegenteil. Es gab einen Augenblick — einen recht langen, er hat fast einen Monat gewährt —, in dem jeder Sozialistenführer — und auch Scheidemann gibt das in seinem Buche zu — sah, der Verständigungsfriede ist aufs höchste bedroht, nicht durch den preußischen Militarismus und die alldeutschen Annexionisten, sondern durch den französischen und englischen Militarismus und die Ententeannexionisten, und nur eine letzte Anstrengung aller Kräfte könnte noch das Kriegsziel der Scheidemänner, den Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen retten. Und die schon einmal erwähnte, von Ebert, Scheidemann, Molkenbuhr, Pfannkuch, Weis, O. Braun, David, Bartels, H. Müller, Gradnauer, Krätzig, R. Fischer und Gerisch unterschriebene Denkschrift des 27. Juni 1917 schließt mit den Worten: „Nur wenn in den Massen des Volkes die Überzeugung fest verankert wird, daß das Vaterland, für das sie kämpfen und leiden, auch im Innern eine Stätte der Freiheit und der staatsbürgerlichen Gerechtigkeit ist, werden sie ihr Äußerstes daransetzen und ihr letztes hingeben, um es zu verteidigen gegen jeden Versuch der Knechtung von außen." Damals, in jenem entscheidenden Augenblick höchster Not, war jene Über-

Digitized by Google

zeugung fest verankert; denn Scheidemann selbst saß als Minister im Kabinett; rief er da die Massen auf, ihr Äußerstes und Letztes hinzugeben, um das Vaterland vor der Knechtung von außen zu retten? Ach nein; nachdem das Reich glücklich ein Kabinett mit Scheidemann als Minister hatte, das im Sinne jener Denkschrift das Innere als eine Stätte der Freiheit und der staatsbürgerlichen Gerechtigkeit verbürgte, fanden, wie schon einmal angeführt, „von außen gekommene Anregungen, das Volk aufzurufen, im Kabinett auch nicht die geringste Gegenliebe, und jeder sah die Unsinnigkeit solcher Vorschläge ein". „Das Volk hatte ja, wie Scheidemann am 9. November verkündete, auf der ganzen Linie gesiegt", nachdem es die deutschen Fürstenhäuser gestürzt und sich Scheidemänner zu Herren erkoren hatte. Was bedeutete dagegen die Knechtung von außen, die mit diesem Sieg verbunden war? Lug und Betrug war es jedesmal, wenn sich die Scheidemänner irgendein nationales Mäntelchen, den Mantel der Fürsorge für das Volk der Arbeiter oder der andern umhingen, selbst wenn sich die nationale Sorge auch nur auf das Friedensschaffenwollen erstreckte. Dem Volke lehrten sie, es müßte die Demokratisierung verlangen, um einem Dauerfrieden zu kommen, der wieder nur ohne Annexionen und Entschädigungen zu erreichen sei. Aber in Wirklichkeit war es umgekehrt; der Friede war ihnen ganz gleichgültig; sie redeten das Volk in das Verlangen nach einem Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen hinein, um auf alle Fälle die Demokratisierung zu erlangen, die ihnen die Herrschaft im Staate sicherte. Den Arbeitern machte Scheidemann in einem Aufsatz „Zeit zur Tat" im „Vorwärts" im März 1917 weis, fast die ganze Welt stehe mit ihren Sympathien bei unsern Feinden, weil „alle Welt bei unsern Gegnern nur die mehr oder weniger entwickelte und ausschlaggebende Demokratie, bei uns aber nur — Preußen sehe". Ja, es gibt heute noch Scheidemänner bis weit ins Lager der Demokraten hinein, welche die deutschen Arbeiter für einfältig genug halten, um ihnen zu glauben, die Feinde behandelten uns immer noch so abgrundtief verächtlich und schlecht, weil sie eben in den Ebert, Wirth, Severing, Gradnauer und wie die Regierungsmänner des republikanischen Deutschland auch heißen mögen, nicht eine deutsche Demokratie, sondern — Preußen erblickten. War nicht das Vertrauen auf die Erklärungen ihrer Führer, die feindliche Welt sei nicht dem deutschen Volke gram, sondern wolle im Gegenteil das deutsche Volk von dem ihm allein verhaßten Kaiserismus und

Digitized by Google

Militarismus befreien, die zweite Voraussetzung, die die deutschen Arbeiter so unüberlegt die Waffen niederlegen ließ? Das kleine Luxemburg, das vor dem Krieg eine Besatzung von 250 Mann Freiwilligen hatte, wird jetzt von dem Unschuldslamm Belgien gezwungen, ein stehendes Heer von 6000 Mann zu halten; so sieht die Befreiung der Völker vom Militarismus durch die Feinde aus! Die Scheidemänner selbst wußten wieder ganz genau, ihre Behauptung, ein demokratisches Deutschland sei unterhandlungsfähiger als ein kaiserliches und fände mehr Gnade vor den Augen der Entente und der Welt, sei nichts als Schaumschlägerei, um das Volk zu betören. Scheidemann selbst schreibt von Eisner: „Es entsprach der dilettantischen Politik Eisners, daß er an mildere Bedingungen glaubte, wenn nur erst radikale Pazifisten, also unabhängige Sozialdemokraten, den reaktionärsten Gewaltpolitikern der Welt gegenübergestellt würden." Und dem Mann, der so scharf und richtig über Eisner urteilt, soll es jemals ernst gewesen sein, mit der Behauptung, den um einen schwachen Ton weniger roten Mehrheitssozialdemokraten würde das Wohlwollen der reaktionärsten Gewaltpolitikern der Welt zuteil werden? Haben sie den Arbeitern nicht stets gesagt, es sei lediglich eine Lüge der Alldeutschen, mit der sie die Arbeiter gruseln machen wollten, als diese vor den ausschlaggebenden Politikern der Ententeseite als den reaktionärsten Gewaltpolitikern der Welt warnten? Aber das hätte natürlich schlecht in die Scheidemännertheorie von der allgemeinen Friedensliebe der „Demokratie" gepaßt; denn diese „reaktionärsten Gewaltpolitiker" waren ja alles vom „Volk" gewählte Vertreter der Republiken Frankreich und Amerika und der demokratischen Monarchien England, Belgien und Italien. Auf solche Gewaltpolitiker— deren Anschauungen ja Scheidemann schon auf der Stockholmer Konferenz genügend kennen gelernt und ausgezeichnet gekennzeichnet hatte; vgl. S. 49 — sollten die Erklärungen der deutschen Sozialdemokratie, eher Revolution zu machen als Eroberungs- und Entschädigungsforderungen Deutschlands zuzustimmen, kriegskürzend und nicht vielmehr — kriegsverlängernd wirken? Wenn Gewaltpolitiker von der stärksten Partei Deutschlands die Bürgschaft erhalten, auch im allerschlimmsten Falle würde ihre Gewaltpolitik nicht mit einem Landverlust und mit keinem größeren Verlust an Gut und Volk enden als der Krieg an sich mit sich brachte, wird sie das einem früheren Friedensschluß geneigt machen, oder wird sie das

Digitized by Google

ermuntern, fortzukämpfen entweder bis zum Nichtmehrkönnen oder bis zur Erreichung aller ihrer Annexions- und Entschädigungsziele?

(Forts. folgt.)

VII.

Streiflichter.

Von

Graf Hoensbroech.

Vergleichbar ist Europa einem großen Brei. Als Köche sitzen um ihn und rühren in ihm herum die Regierungen und die Staaten fast der ganzen Welt; selbst die Ostasiaten Japan und China kochen mit. Von einem Ort zum andern wird der Riesenkochtopf geschleppt: erst in den Wald von Fontainebleau, dann nach Versailles, dann nach Spa, Brüssel, London; dann übers Meer nach Washington, dann zurück nach Paris, dann nach Cannes, und jetzt heißt der Kochherd: Genua, und ein neuer Koch setzt sich neben die anderen: Rußland, der von Menschenblut rote Koch. Aber der Brei wird und wird nicht gar; brennt an, riecht übel, und die Köche fangen an, sich gegenseitig hart zu beschuldigen: die Kochrezepte sind zu verschieden. „Viele Köche verderben den Brei", gewiß, ein wahres Wort. Aber warum bei diesem „Brei" besonders wahr? Weil der Wille fehlt, gut zu kochen. Denn unter dem Kochtopf lodert das Feuer des Hasses, und mit Haßfeuer kocht man schlecht, wenn es gilt, süßen Friedensbrei und kräftige Wirtschaftsspeise kochen. Woher der Haß? In dem Brei steckt als harter Klumpen Deutschland, und den wollen die Köche nicht weich, nicht schmackhaft werden lassen. Sie hassen unser armes Land mit dem Hasse derer, die Unrecht an ihm getan haben. Und der größte Haß ist noch immer der des Unrechttuers gegen sein Opfer. Schande und Schmach über die Menschheit und ihre Leiter! In einem Augenblicke, da die Welt buchstäblich ins politische und wirtschaftliche Chaos zu sinken droht, da Verarmung, Kälte und Hunger an fast alle europäischen Staats- und Privattüren pocht, da der Schrei um Rettung nicht mehr der Schrei eines einzelnen Volkes, sondern der ganzen Menschheit ist: in

Digitized by Google

einem solchen Augenblick läßt man dem Hasse gegen ein Volk die Zügel schießen, und will durch Blutsaugerei an dem einen Volke dem Weltwirtschaftskörper neues Blut zuführen! Schürer des Hasses ist das verfluchte Frankreich. Ich sage: „verfluchtes Frankreich", und meine damit nicht das französische Volk, sondern die französischen Machthaber, vor allem den Kriegsverbrecher Poincaré und die Pariser Hetzpresse. Das sind Bluthunde und Amok-Läufer, die man im Interesse der Menschheit niederknallen müßte wie tolle Hunde. Denn bösere Verbrecher an der Menschheit hat es nie gegeben. Würden Amerika, England, Italien und einige Neutrale sich zusammentun und ein Machtwort sprechen zu dem französischen Raubmörder, den der Schotte Carlyle schon vor 52 Jahren treffend gekennzeichnet hat (vgl. das Novemberheft 1921). Alles wäre bald, nicht zwar in völlige Ordnung gebracht, aber aufs richtige Gleis gestellt, das, wenn auch erst nach langer, mühseliger Fahrt in Ordnung hineinführte. Amerika ist der Hauptschuldige. Seine Stellung als Weltbankier und Weltversorger unbegrenzter Rohstoffe würde es ihm ermöglichen, Weltrichter und Schlichter zu sein. Aber das heutige Amerika, im Unterschied des Amerika eines Washington und Jefferson ist das steinharte Dollar-Amerika, das Amerika der feisten, meterdicken Selbstsucht, das dem Untergange Europas nur insoweit steuert, als es amerikanisches Interesse fordert. Schwerste Schuld an dem verzweifelten Zustand tragen auch die Leute und Parteien, die seit November 1918 Deutschland „führen". Immer und immer wieder muß wiederholt werden: Schwäche und Tatlosigkeit der deutschen „Regierenden" haben uns in den Abgrund gestürzt. Feige Seelen haben nicht die Kraft, sich Achtung und Geltung zu verschaffen. Aus unserm Nein am Anfange des Zusammenbruches und der Haßära der Feinde wäre schon längst ein Ja beginnenden Aufstieges und gleichgewerteter Mitarbeit geworden, so aber sind wir zu Sklaven herabgedrückt, sind Gegenstand des Hasses für die Einen, der Verachtung für die Anderen geworden. Und so blieb Deutschlands gewaltige Kraft an Intelligenz bei allen Heilungsversuchen so gut wie ungenutzt. Eine spätere Geschichtsschreibung wird die Namen Erzberger, Fehrenbach, Simons, Wirth, Rathenau als die Verderber Deutschlands nennen. Und dazu die Namen aller sozialdemokratischen, demokratischen und zentrumlichen Zeitungen; allen voran: „Vorwärts", „Frankfurter Zeitung",

Digitized by Google

„Berliner Tageblatt", „Germania". Aber, sagt man, es ist doch besser geworden; Entspannung ist eingetreten, man erkennt die Unmöglichkeit des Versailler „Friedens"; das sind doch „Erfolge" der deutschen „Regierung". Herr Wirth und Genossen haben so wenig Anspruch auf Anteil an diesen „Erfolgen", daß sie immer und immer wieder „Erfüllung" des Unmöglichen versprachen. Nein, nicht deutsche „Erfolge" sind zu verzeichnen, sondern die Erkenntnis ist auch bei den Feinden aufgedämmert, daß ein wirtschaftlich zugrunde gerichtetes Deutschland auch die Weltwirtschaft zugrunde richten wird. Herr Wirth hat sein Ministerium mit der ihm eigenen Selbstgefälligkeit das „Ministerium der Persönlichkeiten" genannt. Mit der ganzen, dem Worte „Person" innewohnenden Geringschätzung (natürlich nur politisch gemeint) nenne ich das Ministerium Wirth ein „Ministerium der Personen" Nicht eine einzige Persönlichkeit, nicht ein einziger Könner sitzt in ihm. Auch ein offenes Wort über die nationalen Parteien. Aus nationalen Kreisen wird Deutschland wieder zu neuem Leben erstehen, oder es wird überhaupt nicht erstehen. Denn zu diesen Kreisen gehören diejenigen, die deutsch fühlen und denken, die deshalb gesund sind in Kopf und Herz, die das bewährte Alte anerkennen und Ehrfurcht haben vor Deutschlands großer politischer und wirtschaftlicher Vergangenheit. Mit Absicht sage ich aus diesen „Kreisen"; denn die Deutschnationale Partei und die Deutsche Volks partei haben großenteils versagt. Ihre Leitungen, ihre Blätter sind im Großen und Ganzen ihrer Aufgabe nicht immer gewachsen gewesen. Es hat ihnen der Mut zur großen Tat gefehlt, wohl weil sie die Notwendigkeit solcher Tat kurzsichtig und parteiverbohrt nicht voll erkannten: der Aufruf des deutschen Bürgertums, sofort im November 1918, zum tugenlosen Zusammenschluß und zur Abwehr, auch zur gewaltsamen Abwehr, der rot-schwarzen Flut. Bürgerkrieg-Schrecken?! Haben wir jetzt nicht einen viel schlimmeren Bürgerkrieg, als ein kurzer blutiger Bürgerkrieg jemals gewesen wäre? Ist die Parteizerfleischung, wie sie jetzt tagtäglich sich zeigt, nicht viel verheerender in ihren Folgen, als ein einmaliger scharfer Schnitt jemals hätte sein können? Die genannten Parteien haben keine der schweren Zeit entsprechenden Führer. Sie haben die Torheit begangen, an ihre Spitze solche zu stellen, die früher ausgesprochene Parteiführer waren: konservativ, nationalliberal, und die deshalb belastet waren mit Parteivergangenheit. Neue

Digitized by Google

Männer mußten berufen werden, die neue Zeit zu meistern. Auch haben die jetzigen Parteiführer niemals ihre Haut zu Markte getragen, d. h. sie haben niemals sich bis zum Letzten eingesetzt. Wo waren die jetzigen „Führer" im November 1918; wo waren sie bei den verschiedenen Linksputschen und bei den gewaltsamen Streiks? Statt auf die „Straße" zu gehen und das Bürgertum aufzurufen (oder gehört die „Straße" nur dem Gesindel?), saßen sie zu Hause und „warteten ab"; und erst als Führer-Stellen sich auftaten, drängten sie sich in sie hinein, aber mit ihren konservativen und nationalliberalen Anschauungen von früher. An ihrem guten Willen soll nicht gezweifelt werden, aber Umsicht, Fähigkeit, Tatkraft fehlten ihnen völlig. In Zeiten, wie die heutige, und besonders beim Beginne solcher Zeiten, ist ein Mann mehr wert als Dutzende von Parteien. Auch die parlamentarische Tätigkeit der Parteien läßt Vieles zu wünschen übrig. Fortwährende „Kleine Anfragen" bilden die Hauptsache. Auch hier mußte ein Gedanke, eine Wahrheit immer wieder in den Vordergrund geschoben werden: der Verrat an Kaiser und Reich; der revolutionäre Charakter der deutschen Republik, die durch sie herbeigeführte Verkommenheit aller Zustände. Eines Cato bedurften wir, der immer und bei jeder Gelegenheit diesen Spruch wiederholte, damit er sich einhämmere in die Gemüter, sie im Wachen und Träumen verfolge, ihnen keine Ruhe ließe, bis sie zum Widerstand, zur Änderung bereit und entschlossen waren. Statt dessen langatmige Reden, ein Hin- und Hersprechen mit den Gegnern, die man doch nie überzeugte. An ähnlichen Übeln litt und leidet die nationale Presse. Auch sie ist meistens Parteipresse geblieben: Auch sie hätte vom entsetzlichen 9. November an Tag für Tag ein und dieselbe schwarz-weiß-rote Kopfleiste tragen müssen mit den Worten: „Verrat an Kaiser und Reich! Bürgertum schließe dich zusammen! Zurück zu Kaiser und Reich! Fort mit der schwarz-roten Gewaltherrschaft!" Zu all diesem gehört eiserner Wille, eiserne Rücksichtslosigkeit. Und an ihnen hat es gefehlt und fehlt es den nationalen Parteien und der nationalen Presse noch. Unter der napoleonischen Zwangsherrschaft hatten wir Männer: Stein, Scharnhorst, Arndt, Blücher, York, Gneisenau, Fichte, Steffens. Und sie erreichten ihr Ziel, weil sie rücksichtslos wollten. Heute, in der viel größeren Not, sind wir bar solcher Männlichkeiten, auf politischem wie auf militärischem Gebiete. Auch nicht einer der heutigen Parteiführer reicht auch nur entfernt an die Genannten

Digitized by Google

heran. Tragik sonder Gleichen! Heute ist Kompromiß Trumpf. Damals kämpfte man schonungslos Gegensätze aus — und überwand sie.

Der Papst ist tot! Der Mann, der in feierlicher und öffentlicher Ansprache am 5. April 1919 von sich selbst bekannt hat: „ich bin Franzose dem Herzen nach", und der während des ganzen Krieges dieser Herzensgesinnung entsprechend gehandelt hat. Aber die deutsche „Regierung" überschlägt sich in Ehrenbezeugungen diesem Toten gegenüber! Was geht der römische Papst, ob lebend oder tot, die nicht katholische Mehrheit des deutschen Volkes und seiner Vertretung an? Völlig unbegreiflich ist es, daß auch Leute wie der Abg. Hötzsch Benedikt XV. als deutschfreundlich loben. Das verrät sträfliche Unwissenheit des Tatsächlichen. Benedikt XV. hat 700 000 Lire seinem Neffen hinterlassen; echt päpstlicher Nepotismus! Man hatte eine Millionen-Hinterlassenschaft erwartet, hieß es. Übrigens sind 700 000 Lire auch noch eine ganz nette Leistung für den „Stellvertreter" des armen Christus, der nicht hatte, wohin er sein Haupt legen konnte. Der Papst ist tot, es lebe der Papst! Pius XI. heißt der neue Papst. Vorher hieß er Ratti und war in Warschau und Oberschlesien deutschfeindlich und polen- und franzosenfreundlich tätig; aber die „deutsche" Presse preist ihn als Deutschfreund! Hören denn „Michelei" und Kriecherei nie auf?

Das Zentrum hat seinen „Reichsparteitag" abgehalten, und sich auf ihm als „Christliche Volkspartei" hingestellt. Bauernfängerei! Denn das Zentrum als katholisch-ultramontane Partei erkennt kein anderes Christentum an als nur das römische Papstchristentum. Das sollten nachgerade Alle wissen. Aber wie viele nicht-katholische Christen lassen sich noch immer durch das „christliche" Zentrum betören!

Abgeschlossen 12. 2. 1922.

Digitized by Google

VIII.

Sozialistische Geschichtsklitterungen.

Von
General v. Zwehl.

(Schluß.)

Am 10. August 1921 soll bei der Enthüllung eines Denkmals der Freiherr v. Wangenheim-Klein-Spiegel gesagt haben: „Der greifbar nahe Sieg ist nur durch die Revolution verhindert worden, deren Träger man mit Recht als vaterlandslose Gesellen bezeichnen kann." Es kann schon dies Wort gefallen sein, wenn ja, ist es eine rednerische Übertreibung, denn der Sieg war nach dem 9. September 1914 niemals nahe, aber die Hoffnung auf einen erträglichen Frieden war solange durchaus berechtigt, bis die innere Zersplitterung, die verruchte Eigenbrödelei des Deutschen sich frei unter einer schwächlichen Regierung entfalten konnte und bis schließlich die Revolution uns wehrlos machte. Das erkannte auch das Ausland, als dort die Ansicht Boden gewann, „Deutschland sei militärisch nicht niederzuzwingen; der innere Zusammenbruch durch die Revolution müsse hinzutreten." Auch dieser Ausspruch ist vielleicht übertrieben, denn es kam vieles zusammen, aber die Revolution gab uns schließlich den Rest.

Wenn Herr Kuttner seiner Flugschrift den Titel „Der Sieg zum Greifen nahe" gibt und hinzufügt, „authentische Zeugnisse vom Frontzusammenbruch von Kronprinz Friedrich Wilhelm (! sic) von Preußen, Kronprinz Rupprecht von Bayern, Generalfeldmarschall von Hindenburg, Generalquartiermeister Ludendorff, Forstrat Escherich, O. H. L.", so will er damit irreführen. Er will im Gegenteil beweisen, daß das Wort von dem „nahen Siege" grobe Lüge gewesen sei. Weshalb sich der Verfasser als Gegner den Frhr. v. Wangenheim aussucht, einen Herrn, der unmöglich auf genaue Kenntnis der Dinge Anspruch erheben wird, ist klar. Er hat wohl keinen anderen für eine ihm nützliche Behauptung gefunden und hofft, daß seine beschränkten Leser das Taschenspielerkunststückchen gar nicht bemerken. Eine feine Geschichtsklitterei! Denn es ist noch von keinem Sachkenner behauptet worden, der Sieg wäre in irgendeinem Augenblick zum Greifen nahe gewesen. —

An die Spitze seiner Ausführungen stellt Herr Kuttner eine

Digitized by Google

Denkschrift des Kronprinzen Wilhelm, in der die Schwierigkeiten unserer Lage im Sommer 1917 dargetan werden und eine ähnliche des Kronprinzen Rupprecht von Bayern zur gleichen Zeit. — Beide Denkschriften enthalten sehr beachtenswerte Gedanken, nur ist bekannt, daß die Wünsche auf Erlangung des Friedens sich nicht verwirklichen ließen, daß im Gegenteil alle dahinzielenden Bemühungen nur um so schroffer von unseren Gegnern abgewiesen wurden, je klarer sie unsere schwierige Lage erkannten, daß sogar durch die bekannte Erzberger-Scheidemann'sche Friedensresolution der gegnerische Vernichtungswille nur noch gestärkt worden ist. Gerade das verschweigt aber Herr Kuttner, dagegen weist er höhnend auf die Gründung der Vaterlandspartei hin, die nichts weiter wollte, als den Siegeswillen der Nation heben, gegen den Defaitismus ankämpfen.

Sein II. Kapitel überschreibt der Verfasser „Die teuflische Untat — der unbegreifliche Waffenstillstand", weil in einer Zeitung die erstere Bezeichnung über den Waffenstillstand gewählt und weil bei dem Frontkämpfertag im August 1921 in Berlin in einer Rede gesagt worden ist: „Erzhalunken haben durch Annahme eines unbegreiflichen Waffenstillstandes das Volk wehrlos gemacht." Hieran schließen sich eine Zusammenstellung von Telegrammen an den Reichskanzler aus dem Großen Hauptquartier, Mitteilungen des Prinzen Max von Baden, ein Zeugnis des Generals Scheüch. Aus all dem geht hervor, wenn auch über den Verlauf der Waffenstillstandsverhandlungen eine genaue aktenmäßige, objektive Darstellung noch fehlt, daß unter dem Druck der militärischen Lage und der sich allmählig verbreiteten Kenntnis über die Verhältnisse in der Heimat eine gewisse Übereilung beim Drängen auf den Abschluß des Waffenstillstandes geltend gemacht haben kann. Auch im Großen Hauptquartier befanden sich doch nur Menschen! Weder die Heimat noch die stark nach der sozialdemokratischen Richtung orientierte Regierung hatten sie gestützt. Aber auch in dieser Frage wird absichtlich oder unabsichtlich die entscheidende Zeit für unser Unglück verdunkelt; es waren noch nicht die Tage, während der sich der Notenwechsel mit Wilson abspielte, sondern die Waffenstillstandsverhandlungen selbst, vom 10. November an, als wie schon oben angedeutet beim Gegner die ganze schon seit den letzten Oktobertagen sich entwickelnde Schwere der Umwälzung bekannt wurde. Dem dadurch wehrlos gemachten Deutschland konnte Foch jede Bedingung auferlegen, ohne befürchten zu müssen, daß er

Digitized by Google

neue, Belgien verwüstende, ihm schwere Verluste beibringende Kämpfe zu führen hatte. Gegen das wehrlose Deutschland brauchte auch der englische Oberbefehlshaber Haig nicht mehr mildere Bedingungen zu vertreten, wozu er, wie die verschiedensten Quellen beweisen, in Rücksicht auf die Kampfmüdigkeit seiner Truppen und die dann unvermeidlichen Verluste wohl geneigt gewesen wäre.

Herr Kuttner glaubt auch die neuerdings zur Beschimpfung der deutschen Führer angeschnittene Frage, warum als Führer der Waffenstillstandskommission kein General bestimmt worden wäre, behandeln zu sollen, indem er aus einem Aufsatz des Admirals Scheer vom 2. September 1921 (Kuttner sagt aus dem August) folgende Stelle anführt: „Wo blieben die zur Führung der schwierigen Waffenstillstandsverhandlungen Sachkundigen und Besserbefähigten, als so unerwartet der militärische Zusammenbruch eingestanden wurde und das Volk aus allen Himmeln stürzte?" Den weiteren Satz in dem Aufsatz des Admirals Scheer: „Das ganze Volk hat ein Recht, die Wahrheit darüber zu erfahren", unterdrückt Herr Kuttner. Es setzte über die Frage eine Zeitungspolemik ein, in der verschiedene von dem Verlauf der Angelegenheit unterrichtete Offiziere, wie General Ludendorff und Oberstleutnant Duesterberg das Wort ergriffen; auch W. v. Massow äußerte sich dazu in der „Täglichen Rundschau" vom 21. September 1921. — Es kann nicht die Absicht vorliegen, hier die Angelegenheit im Einzelnen zu verfolgen. Der Hauptbeteiligte, da er ursprünglich zum Führer bestimmt war, nämlich der General v. Gündell hat sie am 5. November 1921 im Mil. W. Bl. Nr. 19 eingehend erörtert und nachgewiesen, daß der sich nur zu gern vordrängende Abgeordnete Erzberger auch hier wieder eine verhängnisvolle Rolle spielte. Unter den vielen Unbegreiflichkeiten der Regierung des Prinzen Max von Baden ist auch diese Wahl eine solche. Nach den Ausführungen des Generals v. Gündell scheint es mir keinem Zweifel zu unterliegen, daß die O. H. L. und der General v. Gündell nicht anders handeln konnten, als geschehen ist, und daß der vom Admiral Scheer erhobene Vorwurf ebenso unberechtigt, wie durch die ihm von Herrn Kuttner zuteil gewordene Ausbeutung bedauerlich ist. Das muß gesagt werden unbeschadet der Verdienste, die der Sieger in der Skagerrakschlacht sich erworben hat. —

Im III. Kapitel soll nachgewiesen werden, daß das deutsche Volk falschen Worten vertraut hätte und zu dem Zweck werden abfällige Äußerungen von Parlamentariern und

Digitized by Google

Seeoffizieren über die Bedeutung der amerikanischen Hilfe sowie über die zu hoch eingeschätzte Wirkung des U-Boot-Krieges beigebracht. Daß diese Ansichten in einer Zeit ausgesprochen wurden, nämlich im Frühjahr 1918, wo nur 6 bis 8 amerikanische Divisionen in Frankreich eingetroffen waren, verschweigt Herr Kuttner. Richtig ist, daß über die Schnelligkeit des Eintreffens der Amerikaner vom Mai 1918 ab, als die Lage der Ententeheere kritisch war, ebenso unzutreffende Ansichten bestanden haben, wie über die Möglichkeit, durch die U-Boote die Überführung starker amerikanischer Kräfte zu verhindern. Wenn im Juni 1918 deutscherseits offiziell erklärt worden ist, daß die sogenannte „stolze Manövrierarmee der Entente" als solche nicht mehr bestände, so traf das auch nach den Erfolgen unserer Frühjahrsoffensive vollkommen zu. Erst nach dem Eintreffen der Amerikaner konnten wieder angemessene Reserven an den verschiedensten Stellen der Front bereitgestellt werden. Wenn Herr Kuttner Zeit und Verständnis für das Studium französischer kriegsgeschichtlicher Veröffentlichungen hätte, würde er daraus erkennen, daß wir z. B. noch im Juni 1918 nahe daran waren, einen vollen Durchbruch der französischen Front bei La Ferté Milon zu erzielen und wenn nicht vom Sommer 1918 ab sich der Ruf „Streikbrecher" bei einigen unserer verhetzten Divisionen begonnen hätte zu erheben, würden wir auch den Amerikanern noch viel wirksameren Widerstand haben entgegensetzen können.

Wir kämpften nicht um Landgewinn steht in ironischem Sinne über dem VI. Kapitel, um dann auszuführen, daß an den deutschen Forderungen im Sommer 1917 die Friedensmöglichkeit gescheitert wären. Auch dieser Vorwurf ist haltlos und oft genug nachgewiesen, daß es in keinem Stadium des Weltkrieges möglich war, einen annehmbaren Frieden, selbst ohne Annexionen zu erhalten, daß im Gegenteil der Vernichtungswille der Gegner nur neue Nahrung erhielt als im Reichstage die bekannte Friedensresolution im Sommer 1917 zur Annahme gelangte. Welchen verhängnisvollen Einfluß dabei die Denkschrift des Grafen Czernin über die schlimme Lage der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und die Verbreitung durch Erzberger hatte, ist genügend bekannt, desselben Herrn Erzberger, den die Sozialdemokratie so geflissentlich als einen der Ihrigen mit Lobeserhebungen in den Himmel erhebt. Allerdings hat Ludendorff in einer Denkschrift vom 15. September 1917 noch geringfügige Grenzberichtigungen als militärisch notwendig bezeichnet. Sollte

Digitized by Google

damals schon erklärt werden, daß die riesigen Verluste und Entbehrungen des deutschen Volkes völlig nutzlos gewesen wären, in einem Zeitpunkte, wo der U-Boot-Krieg noch zu den besten Hoffnungen berechtigte, wo England vor den tapferen Kommandanten der Boote mit ihren Besatzungen zitterte und die deutsche Front unerschüttert stand? — Bekannt ist außerdem, daß, wenn es an das Unterhandeln geht, kein Vernünftiger gleich sein Mindestgebot macht; womit wir uns begnügt haben würden, wenn unsere Feinde sich überhaupt auf Verhandlungen eingelassen hätten, ist eine offene Frage. Die Entente hat allemal unseren Friedensschritten nur mit blutigem Hohn und unerfüllbaren Bedingungen, die sich bis auf den Rhein als Grenze erstreckten, geantwortet. Das alles ist natürlich auch im Büro des „Vorwärts" bekannt, aber es muß der weniger unterrichteten Masse vorenthalten werden. —

Im V. Kapitel will Herr Kuttner das Schlemmerleben der Offiziere recht drastisch durch den Abdruck einer Anzahl von Speisenfolgen bei dem Oberkommando einer Armee-Abteilung und bei drei einzelnen Bataillonen beweisen. Er versichert, daß die Originale ihm teils „zugänglich" gewesen, andere „vorgelegen" hätten. Man muß ihm glauben, daß sie echt sind, jedenfalls sind die Speisen, wenn er nicht getäuscht ist, lecker gewesen — sofern nicht die sogenannte Üppigkeit nur verulkt werden sollte. Es gab z. B. vor Verdun auch ein Hotel „zur lustigen Kegelbahn" in dem der Aufenthalt nicht sehr komisch war, an der Aisne eine Villa „zum Blindgänger" und „zur schönen Aussicht", ein Unterstand „buen retiro" usw.; in keiner dieser von dem Soldatenhumor getauften Orte würden sich die Journalisten sonderlich behaglich gefühlt haben. In Samogneux, unter den Kanonen von Verdun, hatte der Soldatenwitz ein stark zerschossenes Haus mit der Aufschrift „Mädchenpensionat" — auch in den Zieldörfern der Schießplätze ist die Bezeichnung beliebt — versehen. Es waren aber wirklich keine jungen Damen dort untergebracht! — Selbst wenn die sogenannten Schlemmer-Karten aus dem Jahre 1915 und zu Anfang 1916 der Wahrheit entsprechen, beweisen sie wenig, da zu dieser Zeit noch die Not nicht so hoch gestiegen war und es sich um ganz vereinzelte Fälle handelt. Wenn die Offiziere die ihnen aus der Heimat gespendeten Weine tranken; Pasteten und Leckerbissen verzehrten und damit Generale oder andere Besuche bewirteten, so ist das doch kein Verbrechen. Es ist unwahrscheinlich, daß Herr Kuttner sie mit Verachtung zurückgewiesen hätte. Selbst

Digitized by Google

wenn sich die Offiziere von weit her Leckerbissen kommen ließen, um sich mal etwas Gutes anzutun, den ewigen Druck auf Stunden zu vergessen, so mag man das mißbilligen, aber die Mannschaften sind doch dadurch nicht geschädigt worden. Es ist nun mal eine bedauerliche Tatsache in dieser unvollkommenen Welt der Ungleichheiten, daß nicht alle Menschen aus einem Topfe essen, man hat wenigstens noch nichts davon gehört, daß der Druckerlehrling und der Redaktionsbote auf dieselbe Nahrung, Wohnung, Kleidung angewiesen sind, wie die Schriftleiter und Verleger großer Zeitungen. Allezeit wird es ein schlagender Beweis für diese Ungleichheiten bleiben, daß in der Revolutionszeit die sich als Soldatenräte aufspielenden, oft grünen Burschen in Kraftwagen herumrasselten, während die Soldaten schwer bepackt zu Fuß über die schmutzigen Landstraßen zogen, daß Herr Eisner, der Oberspartakist aus München, im Salonwagen reiste, während die Masse der Menschen sich in überfüllten Abteilen 3. und 4. Klasse mit zerschlagenen Fensterscheiben herumstoßen mußte. Über die Ernährungsverhältnisse der den Umsturz leitenden Parteigrößen — von den Schiebern und Plusmachern gar nicht zu reden — braucht nichts weiter gesagt zu werden. — Richtig mag sein, daß bei der allmählig auch an der Front dürftiger werdenden Verpflegung Verstöße, so bedauerlich sie sind, vorgekommen sein mögen. Bei den Millionenheeren und bei den unvermeidlichen Mißgriffen in der Auswahl der Offiziere, als viele Tausende gefallen, schwer verwundet ausgeschieden waren und schnell Ersatz geschafft werden mußte, ist das begreiflich, aber gar nicht zu vermeiden. Wenn Herr Kuttner aber einzelne Ungehörigkeiten als typisch hinstellen will, so kann das nur als eine planvolle, ganz ungerechtfertigte Beschimpfung der Offiziere angesehen werden, des deutschen Offizierstandes, der heldenhaft seine Schuldigkeit getan und vier Jahre hindurch mit seinem Blute für des Vaterlandes Schutz eingetreten ist. —

Im VI. und letzten Kapitel beschäftigt sich der Verfasser mit dem, was er die sogenannte „Dolchstoßlegende" nennt. Er bezweifelt, ob der englische General Maurice wirklich das Bild vom Dolchstoß in den Rücken des Heeres erfunden hätte und bringt einige Sätze aus einer Schrift des englischen Generals, in der gesagt wird, des deutschen Volkes Widerstandskraft sei durch die nicht erfüllten Siegesversprechungen und die militärische Lage gebrochen worden. Nur durch diese Versprechungen hätte das deutsche Volk die Widerstandskraft gegen die durch die Blockade

Digitized by Google

erzeugten Entbehrungen aufgebracht. Davon ist nur wahr, daß der Hunger einen geeigneten Nährboden für die Hetzarbeit der feindlichen und der heimatlichen Propaganda abgab. Um in dieser Sache den richtigen Standpunkt zu finden, braucht man sich nur klar zu machen, wie anders wir in den Waffenstillstandsverhandlungen hätten auftreten können, wenn wir Anfang November noch in der Heimat geordnete Verhältnisse gehabt, mit der sachgemäßen Arbeit aller Behörden, dem planmäßigen Lauf des Transportwesens, Ordnung in den heimatlichen Ersatztruppen, Rekrutendepots und in den Übungslagern. Wenn nicht statt regelmäßiger Arbeit in der Kriegsindustrie und den Kohlenbergwerken sich Streiks verbreitet und wüste Demonstrationszüge durch die Straßen der großen Städte gewälzt hätten, überall das Chaos entwickelnd, in dem größtenteils Schreier und machthungrige unerfahrene Männer das große Wort führten, die urteilslose Menge mit abgestandenen Schlagworten aufreizend, ständen wir heute anders da. — Gewiß hatte in Deutschland, wie Herr Kuttner durch verschiedene Kundgebungen nachweisen will, sich ein Geist der Genußsucht, das Streben nach bequemen Kriegsgewinnen breit gemacht. Das hatte Unzufriedenheit gerade bei den Gutgesinnten gefördert. Daß aber diese, aus den Kriegsverhältnissen hervorgegangenen Mängel, Produkte aller langdauernden Kriege, von der Sozialdemokratie benutzt wurden, den Geist der Unterordnung im Heere wie in der Heimat zu zerstören, das ist ein Teil der schweren Sünden des Radikalismus, des Dolchstoßes von hinten, welche die heutigen Parteihäupter so gern verschleiern möchten. —

* * *

Aus dem von Herrn Kuttner zusammengestellten Material glaubt er folgern zu können, daß an unserem Unglück nur die damalige Regierung und ihre Hintermänner die Schuld trügen. In seinen Anklagen steckt hier und da ein Körnchen Wahrheit, aber nur ein Körnchen. Mit Geschick will er es aber unter seinen parteipolitischen Gesichtswinkel bringen, die Wahrheit mit Scheingründen umbiegen, damit seine Gefolgschaft nicht die wahren Schuldigen erkennt und sich von ihnen abwendet. Die größte Schuld der Regierung, daß sie den Defaitismus ins Kraut schießen ließ, daß sie den sozialistischen Umtrieben nicht mit Entschlossenheit entgegentrat, verschweigt er. Es ist bekannt, daß die Mehrheitssozialisten den Umsturz keineswegs soweit treiben lassen wollten, daß er ins Chaos führte, daß aber die äußerste Linke in den Füh-

rern der Unabhängigen, Kommunisten und Spartakusleuten die Oberhand gewann und sich die gemäßigteren Elemente der Sozialdemokratie von jenen treiben ließen. Die gemäßigtere Sozialdemokratie hatte immer über den Extremisten den Schirm gehalten, wenn die Regierung einen schwachen Versuch wagen wollte, der Hetze entgegenzutreten, im November 1918 rächte sich das. Die Ansicht Kuttner's, die direkte Ursache unserer Niederlage sei „die ungeheure feindliche Übermacht gewesen, gegen die das deutsche Volk allein und isoliert nicht ins Unendliche standhalten konnte", ist nur zum Teil richtig. Wenn nicht der Umsturz von innen durch die Sozialdemokratie der verschiedenen Richtungen, durch die Theorien der Internationale hervorgebracht worden wäre, wenn der törichte Gedanke, es genüge, daß wir die Waffen niederlegten, um unsere Gegner auch zu entwaffnen, Boden gewonnen hätte, wäre uns ein so demütigender, vernichtender Friede erspart geblieben. Inwieweit den Linksparteien in ihrer Gesamtheit an der ungenügenden deutschen Rüstung zu dem uns unfehlbar drohenden Daseinskampf die Schuld tragen, soll unerörtert bleiben. Hier kam es nur darauf an, den irreführenden Geschichtsklittereien der Herren Köster und Kuttner in aller Kürze entgegenzutreten. —

Diese Ausführungen lassen sich nicht besser schließen als mit folgenden Worten des französischen Generalstabschefs, des Generals Buat, das er der französischen Übersetzung von General Ludendorffs Kriegserinnerungen vorsetzt. (S. Mil. W. Bl. Nr. 6 vom 6. August 1921). Buat schreibt: „Immer wieder rettete Ludendorff sein Vaterland. Wenn Deutschland schließlich doch zusammenbrach, geschah es einfach deshalb, weil es Ludendorffs Ratschläge in den Wind schlug. Weil Deutschland unüberwindlich war, ist die Tatsache seiner Niederlage darauf zurückzuführen, daß verschiedene seiner führenden Männer ihre Pflicht gegen ihr Vaterland nicht erfüllten. Das deutsche Heer verdient diese Brandmarkung keinesfalls. Die Heimat ist schuld und diejenigen, welche die Zügel der Regierung in den Händen hatten. Wenn die regierenden Kreise unfähig waren, das Volk gesund zu erhalten, so geschah dies deshalb, weil sie den Sieg nicht wollten." — Zu denjenigen, die den Sieg nicht wollten, bekannten sich öffentlich Genossen und Freunde der Herren Köster und Erich Kuttner.

Digitized by Google

IX.

Weltversöhnung.

Von
Regierungsrat Prof. Dr. **Benno Imendörffer.**

Unter der Überschrift „Für eine Politik der Weltversöhnung" brachte am 15. Januar d. J. die Wiener „Neue Freie Presse", die leider noch immer im Auslande als die gewichtigste Stimme der allgemeinen Meinung in Österreich gilt, einen umfangreichen Aufsatz aus der Feder Sir Philipp Gibbsens. Wie eine Randbemerkung der Schriftleitung mitteilt, ist Gibbs einer der hervorragendsten Journalisten Englands, ein viel gelesener Novellendichter und seinerzeitiger Kriegsberichterstatter. „Die „Neue Freie Presse" liebt es, die Beiträge ihrer exotischen Mitarbeiter durch derlei Zusätze in den Augen der Leser zu heben und ihnen damit eine gewisse Maßgeblichkeit zu verleihen. Ich weiß freilich nicht, wie weit dies im vorliegenden Falle mit Recht geschieht, immerhin verdienten die Auslassungen des englischen Schriftstellers Beachtung, denn sie bilden ein kennzeichnendes Glied in der langen Kette britischer Stimmungsmache, die dort seit Jahrzehnten in so erfolgreicher Weise und immer den jeweiligen Interessen Englands angepaßt, betrieben wird.

Gibbs schildert nun in beweglichen Worten das allgemeine Elend der Welt, von dem kein einziger Staat verschont geblieben ist. Es klingt wahrhaft rührend, wenn wir lesen, daß auch die Vereinigten Staaten, die doch die eigentlichen Kriegsgewinner sind, wirtschaftliche Not leiden. Unser Gewährsmann behauptet, auf einer kürzlich durch die Union gemachten Reise keine Gegend gefunden zu haben, in der er nicht reichlich Gelegenheit gehabt hätte, den Zusammenbruch der Wirtschaft festzustellen. Dabei „sind die Überschüsse der Landwirte an unverkäuflichem Getreide in den amerikanischen Weststaaten so groß, daß die Leute den Mais auf den Feldern verbrennen". Dann wird betont, daß die Notlage in Mitteleuropa noch weit schlimmer sei und Rußland, was wir ohnehin wissen, geradezu verheerende Hungersnot leide. Von Polen heißt es, es leiste sich zwar eine Armee von 600 000 Mann, befinde sich aber im Zustande finanzieller Erschöpfung. Deutschland dagegen erscheint dem englischen Berichterstatter als „das große Rätsel: hier sehen wir heute das einzige Land, das nicht nur produziert, sondern auch verkauft und seinen Waren

Digitized by Google

sogar neue Märkte erobert. Aber auch in Deutschland ist der ganze Zustand ungesund und unsicher und alle fieberhafte Tätigkeit des deutschen Arbeiters, alle überraschende Genialität der modernen deutschen industriellen Organisation, alle Kühnheit der kommerziellen Unternehmungslust können nicht hindern, daß der Wert der Mark immer tiefer und tiefer sinkt. Die Regierung in Berlin macht kein Hehl aus dem Bankerott des Landes; das deutsche Volk aber verdient nicht genug, um einen auch nur bescheidenen Lebensstandard halten zu können und wenn auch Deutschland durch die niedrigen Preise seiner Exportwaren auf den fremden Märkten jede Konkurrenz schlechterdings unmöglich macht, so vermag es doch infolge der ungeheuren und ganz unerträglichen Schuldenlast, die dem Reiche aufgebürdet wurde, sein Budget nicht ins Gleichgewicht zu bringen."

Nachdem noch gesagt worden ist, daß es auch in den „kleineren Staaten Osteuropas" und in Italien wirtschaftlich keineswegs gut steht, folgt eine Darlegung der gegenwärtigen Lage Englands. Hier heißt es: „Auch wir sind, es braucht nicht erst wiederholt zu werden, verarmt: „Auch wir sehen es in jeder Straße, wo uns Arbeitslose die Sammelbüchse hinhalten, wir sehen es an kleinen Anzeichen des täglichen Lebens, das jede Familie vor das verzweiflungsvolle Problem stellt, mit den unzureichenden Mitteln das Auslangen zu finden . . . Da ist Liverpool mit seinen 88 000 Arbeitslosen, eine Stadt, in der die Hälfte der Handelsfirmen nur dadurch vor dem Bankrott bewahrt wird, daß die Banken ihnen gestatten, ihre Depots durch Scheckziehung zu überschreiten. Reedereien sind ohne Arbeit und die Geschäftshäuser, die während des Krieges viel Geld gewonnen haben, sind im Begriffe, es wieder zu verlieren oder haben es schon verloren." In diesem Tone geht die Jeremiade weiter und fast möchte uns das Herz springen vor Mitleid mit dem armen Albion, das die Folgen des Krieges, an dem es doch so unschuldig ist, nun ungerechterweise am eigenen Leibe zu spüren bekommt. Aber uns tönt noch das Wort des Leiters der englischen Außenpolitik im Sommer 1914, Sir Edward Greys, in den Ohren, das da besagte: England könne als unbeteiligter Zuschauer kaum mehr verlieren als im Falle seiner Teilnahme am Kriege. Sollte sich nun wirklich die „falsche Rechnung", die ein Landsmann Gibbsens, Angell, vor dem Kriege prophezeit hat, eingestellt haben? Wenn es uns nicht selbst so erbärmlich schlecht ginge, wir könnten wahrlich etwas wie Schadenfreude empfinden, daß das stolze Wort „business as usual", das noch nach Beginn des Weltkrieges gesprochen

Digitized by Google

worden ist, heute so völlig verstummt ist. Aber Gibbs beklagt nicht nur den geschäftlichen Niedergang seines Vaterlandes, er betont: „Das Schlimmste bei uns war während dieser drei Jahre (nach dem Kriege) nicht der materielle Niedergang, sondern der moralische Zusammenbruch der Geister. So lange die Völker (welche? erlauben wir uns zu fragen) und solange ihre Führer es ablehnten, den Tatsachen ins Auge zu blicken, solange die Staaten sich einbildeten, die besiegten Feinde würden alle ihre Schulden zahlen, während sie selbst ihre letzten Goldreserven für militärische Abenteuer anlegen, zur eifersüchtigen Bewachung ihrer erweiterten Grenzen große Armeen unterhalten und Barrieren aufrichten, die die Freiheit des Handels und Verkehrs hemmen, solange endlich unter dem Scheine, daß alles wohlbestellt und wohlgeordnet sei, Papiergeld ohne Ende ausgegeben *wurde*, solange *war* jede Hoffnung vergebens." Der Gebrauch des Imperfektums wirkt hier einigermaßen befremdend, denn alles hier Gesagte ist nicht Vergangenheit, sondern leider nur allzu wirkliche Gegenwart. Die Staaten, die der Verfasser im Auge hat, sind doch vor allem Frankreich und seine Satelliten, namentlich Polen; hat sich deren Haltung denn nach irgendeiner Seite geändert? Gibbs will uns dies glauben machen, denn er faselt von einer „Wendung", die gegen Ende des Vorjahres gekommen sei. „Es war, als ob der Wahnsinn sich verflüchtigen wolle. Die Vernunft kam wieder zu Wort." . . . „Duldsamkeit gegen Deutschland meldete sich zu Wort; die Konferenz zu Washington brachte ein Versprechen friedlicher Politik zwischen den großen Seemächten und stellte die Frage der Abrüstung zur Diskussion; die Londoner Reise Briands bot Gelegenheit zu einer Besprechung zum Zwecke der Abänderung des Versailler Vertrages." Dies tischt die „Neue Freie Presse" ihren geduldigen Lesern am 15. Januar auf, nachdem bereits am 13. Briand zurückgetreten war und Poincaré Platz gemacht hatte. Möglich, ja wahrscheinlich, daß Gibbs seinen Aufsatz um etliche Tage früher geschrieben hat, dann war er aber am 15. längst überholt und seine Veröffentlichung zwecklos. Die Vernunft hat nicht nur nicht gesiegt, sondern mit Poincaré hat sogar die höchste politische Unvernunft, hat französischer Wahnsinn erst recht die Herrschaft angetreten. Alles, was im folgenden Gibbs von der berühmten „Demobilisierung des Hasses" so schön zu sagen weiß, hat daher lediglich insofern Wert, als es als ein Anzeichen der augenblicklichen Schwäche Englands gedeutet werden darf, desselben Englands, das seinerzeit in der Mobilisierung des Hasses so Unerreichtes geleistet hat, nicht nur in den Ententestaaten, son-

Digitized by Google

dern vor allem auch in Deutschland selbst. Nun, da ihm dieser Haß anfängt unbequem zu werden, weil er die Handhabe dazu bietet, Frankreich übermächtig werden zu lassen, bläst man jenseits des Kanals die Schalmei der Friedfertigkeit und singt man von Völkerversöhnung. Darum soll der Welt vorgespiegelt werden, in Washington sei wirklich etwas für den künftigen Weltfrieden erreicht worden. Daß man versteht, sich dabei deutscher oder doch deutsch geschriebener Blätter zu bedienen, um unser Volk, das eben erst das Opfer der englischen Haßpropaganda geworden ist, einzuschläfern, nimmt nicht weiter Wunder, ebenso wenig wie es verwunderlich ist, daß gerade ein Blatt vom Schlage der „Neuen Freien Presse", die nur durch eine leise Schattierung von der „Frankfurter Zeitung" und vom „Berliner Tageblatte" unterschieden ist, die Ablagerungsstätte des englischen Vogelleimes bildet.

Bei allem bleibt der besprochene Aufsatz Gibbsens lehrreich, denn er bildet doch ein Anzeichen dafür, daß man allmählich in England zur Erkenntnis kommt, diesmal auf das falsche Pferd gesetzt zu haben. Man hat die lästige, aber England niemals ernstlich bedrohende deutsche Wirtschaftsblüte zerstört, in der Hoffnung, die besten Früchte ungestört einheimsen zu können. Statt dessen sieht man das Gespenst der französischen Vorherrschaft auf dem Festlande unseres Erdteils wieder emporsteigen. Der Schatten des großen Korsen lastet wie ein Alp auf dem Herzen Englands und man sieht sich diesmal ihm ohnmächtiger und ratloser gegenüber als vor einem Jahrhunderte. Es fehlt der festländische Degen, den man Frankreich entgegenstellen könnte, jenem Frankreich, das dank der Hilfe Englands und Amerikas heute wieder die erste Kriegsmacht der Erde geworden ist und das nicht übel Lust zeigt, auch an die Grundlagen der ohnehin schwankenden Seemacht Englands die zerstörende Hand anzulegen. Deshalb haben wir Deutsche keinen Grund, die Sirenentöne, die vom Themsestrande herüberschallen, mit großen Hoffnungen aufzunehmen und ihren Wert zu überschätzen. Erst dann, wenn einmal England, wenn Amerika einsieht, daß es nicht nur ein Verbrechen an der Menschheit, nein, wie sich immer deutlicher zeigt, auch ein Schnitt ins eigene Fleisch war, das deutsche Volk französischem Größenwahne und französischer Barbarei zu opfern, erst dann ist die Zeit gekommen, wo wir wieder hoffen dürfen. Ob es jemals so weit sein wird, daß Deutschland mit Waffen „made in England" oder „in America" das machttolle Gallien in seine Schranken wird zurückweisen können, steht dahin. Vielleicht kommt die

Digitized by Google

Rettung aus dem Osten. Einstweilen ist England nicht in der Lage, sich selbst wirksam gegen einen etwaigen Angriff Frankreichs zu schützen, wie seine ganze Haltung zeigt. Amerika aber denkt noch nicht ernstlich daran, abermals und diesmal mit Recht „für Menschlichkeit und Zivilisation", wie es schön geheißen hat, ins Feld zu ziehen. Das eine aber steht fest: Niemals noch hat die Welt weniger Ursache gehabt, an Völkerfrieden und Völkerversöhnung zu glauben. Wenn sich England dafür einsetzt, so ist es lediglich ein Zeichen seiner Not, nicht seiner Gesinnung.

X

Soziale Revolution und Militarismus in Frankreich.

Von
Hauptmann **Hellmessen** (Gmünd).

Vorwort.

Der unheilvolle Ausgang des ungeheuren Völkerringens hat für Zentraleuropa einen vollkommenen politischen Umschwung im Gefolge gehabt. Naturgemäß kam dadurch die bisherige Opposition zur unmittelbaren Herrschaft und es ist daher seit drei Jahren ein ungemein beliebtes Kampfmittel der neuen Geistesrichtung, den abgedankten „Militarismus" für Ausbruch, Verlauf und Folgen des Weltkrieges verantwortlich zu machen.

Nun ist es aber sehr verwunderlich, daß noch niemals auf den groben, augenfälligen Widerspruch hingewiesen wurde, der diese graue Teorie von der Wirklichkeit aller Staatsentwicklung trennt und immer getrennt hat. Denn Europa ist wahrlich nicht von der ersten Revolution durchschüttert worden und dennoch haben sich alle staatlichen Konsolidierungsprozesse immer und immer wieder ausschließlich auf der Tragfläche eines gesunden militärischen Geistes abgespielt. Nicht eine kritische Untersuchung der Kriegsschuldfrage soll daher die Aufgabe vorliegender

Digitized by Google

Arbeit sein, sondern vielmehr die Feststellung, inwieweit eine gesunde „militaristische" Geistesentwicklung in den von Revolutionen durchwühlten Staaten an deren schließlicher Genesung anteil hatte.

Gewiß kann es der Sehende nur als einen Fingerzeig des Schicksals auffassen, daß gerade der heute größte und erbarmungsloseste Feind des Deutschtums, nämlich Frankreich, uns eben in dieser Hinsicht ein unübertreffliches Schulbeispiel bietet.

Professor Dr. Wilhelm Onken sagt einmal: „Für die Jugend eines Kulturvolkes ist Idealismus die Lebensluft der Seele. Dieser Idealismus zeigt sich in leidenschaftlicher Liebe und leidenschaftlichem Haß. Nicht jedespolitische System ist lebensfähig, wenn es die Schwärmerei der Jugend für sich hat, aber verloren ist jedes, welches der Einmut ihres Hasses verfallen ist."

Nun sei es gestattet, von dieser Plattform einige Schlaglichter in die große französische Revolution hineinzuwerfen, aber nicht durch schöngefärbte Zeilen freier Phantasie, sondern durch das untrügliche Objektiv authentischer Geschichtsüberlieferung.

I. Frankreichs militärische Verebbung.

Die wirtschaftlichen und politischen Ereignisse, die im Frankreich Ludwig des XVI. zur staatlichen Umwälzung und letzten Endes zur Errichtung der Kommune mit all ihren Scheußlichkeiten führten, können hier unser Interesse nur insoweit beanspruchen, als sie die Zersetzung der damaligen königlich pranzösischen Armee zur Folge hatten. Und da ist vor allem ein königliches Edikt vom 22. Mai 1781 bemerkenswert, das mit folgenden Worten beginnt:

„Der König hat entschieden, daß alle Untertanen, welche zur Anstellung als Unterleutnants in seinen Regimentern der französischen Infanterie, der Cavalerie, der Chevauxlegers, der Dragoner und der berittenen Schützen vorgeschlagen würden, gehalten sein sollen, dieselben Adelsproben darzutun, wie die, welche zu seiner königlichen Kriegsschule zugelassen werden wollen und daß Seine Majestät sie nur auf Grund eines von dem Genenlogen Herrn Cherin ausgestellten Zeugnisses annehmen würde."

Hierzu bemerkt Professor Oncken: „In den Kriegszeiten Ludwig des XIV. waren bürgerliche und adelige Offiziere unterschiedlos angestellt worden. Nur in Friedenszeiten hatte man dem Adel, schon weil er ein bürgerliches Gewerbe nicht treiben durfte, den Vorzug gegeben, das hatte aber die Folge gehabt, daß man, als im Kriegsjahre 1733 die adeligen Offiziere massenhaft ihren Abschied nahmen, den Intendanten aufgeben mußte, die reicheren

Digitized by Google

Bürgerlichen zur Bewerbung um Offiziersstellen ausdrücklich anzufeuern. Der Adel war eben weder zahlreich noch kriegerisch genug, um alle Offiziersstellen einer Armee von 200 000 Mann zu besetzen. Folglich war es militärisch widersinnig und politisch im höchsten Grade unklug, alle bürgerlich Geborenen und sogar die Söhne von längst Geadelten durch ein eigenes Gesetz von allen Offiziersstellen auszuschließen, wie das durch das unbegreifliche Edikt vom 22. Mai 1781 geschah . . . Die Regierung schlug der Armee eine unheilbare Wunde, sie schuf einen Abgrund zwischen den Offizieren und ihren nächsten Untergebenen. Die bürgerlichen Unteroffiziere der Armee stellten den Teil des dritten Standes dar, das den Ständeunterschied am eigenen Leibe täglich und stündlich am bittersten empfand und dessen offener Groll oder lauernde Unzufriedenheit sich am unmittelbarsten auf die gleichfalls bürgerlichen Mannschaften übertrug. Auf ihren guten oder üblen Willen kam für den ganzen Dienst nicht weniger als alles an. Wer diesen ihre letzte Hoffnung nahm, bloß weil sie nicht die nötigen Pergamente hatten, wer sie mit Gewalt in Catilinarier verwandelte, die bei einem großen Umsturz nur gewinnen, nicht verlieren konnten, der schuf mit eigener Hand die Kriegstribunen der Meuteri und der Fahnenflucht und brach dem einzigen Machtkörper, der die Monarchie verteidigen konnte gegen di Anarchie, das Rückgrat entzwei.

Diese verhängnisvollen Fehler wurden von den großstädtischen Demagogen denn auch in geradezu meisterhafter Weise ausgenützt. Es mutet unwillkürlich wie eine kommunistische Brand- und Hetzrede der Gegenwart an, wenn man in „La France libre" par M. Camille Desmonlins Stellen liest wie folgende: „Die infame Polizei, dies Ungeheuer mit 10 000 Köpfen, ist offenbar gelähmt an allen Gliedern. Ihre Augen sehen, ihre Ohren hören nichts mehr. Nur noch die Patrioten erheben ihre Stimme . . . Der Patriotismus greift um sich, reißend wie ein ungeheurer Brand. Die Jugend ist in Flammen, die Greise legen das Heimweh nach vergangenen Tagen ab, sie schämen sich ihrer. Die Aristokraten, die Vampire des Staates, hoffen noch auf die Truppen, aber diese werden nicht zu Henkern werden an denen, die ihnen den Weg zu den Offiziersstellen öffnen wollen. Nein, diese Soldaten in ihrer achtjährigen Sklaverei, diese Helden, die gedrückter sind als unsere Lakaien und sogar mit Stockschlägen gezüchtigt werden, die auf den Galeeren büßen müssen für eine Desertion, die im Frieden nie ein Verbrechen, manchmal sogar eine Pflicht sein kann, und im Kriege selbst nur mit Ent-

Digitized by Google

ehrung und so bestraft werden sollte, wie Rom die Flüchtlinge von Cannä züchtigte; diese Soldaten, die wir befreien wollen, werden nicht auf ihre Wohltäter schießen; in Massen werden sie sich ihren Verwandten, ihren Landsleuten, ihren Erlösern anschließen und die Adeligen werden mit Staunen nur den Auswurf der Armee, einen Haufen von Mördern und Vatermördern um sich sehen. Wir sind des Triumphes sicher. Wir haben eine Armee, die noch nicht sichtbar, noch nicht ins Lager gerückt ist, aber angeworben und schlagfertig ist sie schon, die Armee der Beobachtung. Sie zählt mehr als 150 000 Mann. Was mich angeht, so fühle ich den Mut in mir, zu sterben für die Freiheit meines Landes und ein mächtiger Beweggrund wird die antreiben, die die Güte dieser Sache nicht fortreißen sollte. Nie hat dem Jäger eine reichere Beute gewinkt. 40 000 Paläste, Hotels, Schlösser, 2/5 der Güter Frankreichs zur Verteilung! Das wird der Preis der Tapferkeit sein. Die, welche sich unsere Eroberer nennen, werden selbst erobert werden. Die Nation wird gesäubert und die fremden, die schlechten Bürger, alle die, denen ihr eigenes Wohl höher steht als das allgemeine, werden ausgerottet werden."

Wurden derart die niedrigsten Instinkte der menschlichen Natur aufgepeitscht, so untergrub andererseits die Lehre von den „Menschenrechten" von „Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit" jede staatliche Autorität und dieses zerstörende Feuer machte naturgemäß auch vor der bereits von Krämpfen durchzitterten Armee nicht Halt.

Am 8. Juni 1791 beantragte der Abgeordnete Roederer im Jakobinerklub, dem ganzen Offizierskorps des stehenden Heres den Abschied zu geben, um die Armee zu entaristokratisieren (desaristoeratiser). Dieser Antrag kam am 10. Juni in der Nationalversammlung zu Paris zur Verhandlung. Der Deputierte Bureau-Pusy bezeichnete zwar diese Verabschiedung sämtlicher Offiziere als gaz undurchführbare Maßregel und wollte an Stelle dessen letztere durch einen schriftlichen Eid zur Treue gegen die Nation, das Gesetz und den König verpflichtet wissen, wurde jedoch von Robespierre mundtot gemacht, welcher in einer großangelegten Rede folgendes sagte: „Was ist das inmitten alter Aristokraten für eine Macht, die allein noch trotzig und drohend ihre Stirn erhebt? Alle Zweige öffentlichen Dienstes sind nach den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit neu errichtet und wir halten noch einen Körper von öffentlichen Dienern in Massen aufrecht, den der Despotismus geschaffen hat, dessen Verfassung auf

Digitized by Google

den ausschweifendsten Maximen des Despotismus beruht, der gleichzeitig die Stütze und der Hebel des Despotismus, der Triumph der Aristokratie, die förmlichste Verleugnung der Verfassung und die empörendste Verhöhnung der Würde des Volkes ist. Mit welchem mächtigen Beweggrunde wird dieser häßliche Widerspruch des alten und des neuen Regime begründet? Glauben Sie, daß eine ungeheure Armee für die Freiheit eine gleichgültige Sache wäre? Sie wissen doch, daß durch sie überall die Nationen unterjocht worden sind von den Regierenden. Die Offiziere zerfallen in zwei Klassen; einige darunter sind dem öffentlichen Wohl ergeben, die Mehrheit aber hat Grundsätze, die der Verfassung entgegen sind Die Armee unterstellen Sie Führern, die naturgemäß allen Mißbräuchen zugetan sind, die die Revolution abgeschafft hat. Was erwarten Sie von diesen Führern? Sind sie ohne Ansehen und Autorität, richten sie nichts aus. Haben sie aber Autorität, wozu anders werden sie sie verwenden, als nun ihren liebsten Wünschen den Sieg zu verschaffen? Die Soldaten haben sich im allgemeinen ausgezeichnet durch die Langmut, mit der sie die ärgsten Ungerechtigkeiten und die Manneszucht und ihre Gesetze achteten, den Führern zum Trotz. Sie haben den erstaunlichen Widerspruch zwischen einer ungeheuren Macht und einer grenzenlosen Geduld an den Tag gelegt. Durch welch ein sonderbares Verhängnis erscheinen heute bei uns die einfachsten Ideen auf den Kopf gestellt? Die Offiziere dürfen Gesetze und Verfassung auf offener Straße straflos brechen und verhöhnen und von den Untergebenen fordert man die tiefste Achtung, die blindeste und unbedingteste Unterwerfung durch eben dieselben Offiziere! Man ist entrüstet über eine Regung, ein Zeichen von Leben, das der Ungeduld entschlüpft und einem löblichen und edlen Gefühl entspringt und eine ganze Armee malt man wie eine Bande zuchtloser Räuber? Weshalb mit Gewalt treue Krieger an rebellische Offiziere schmieden? Sorgt, daß sie gleichzeitig ihre Offiziere wie die Gesetze und die Gerechtigkeit achten können. Zwingt sie nicht, zu wählen zwischen dem Gehorsam, den sie ihren Offizieren und der Liebe, die sie ihrem Vaterlande schulden. Durch ihr Ehrenwort will man die Offiziere an die Verfassung binden. Was ist das für eine Ehre, die höher als Tugend und Vaterlandsliebe steht? Ich bin stolz darauf, solch eine Ehre nicht zu kennen."

Eine derartige Minierarbeit mußte über kurz oder lang ihre Früchte zeitigen. In einem Berichte des Kriegsministers La Tour-du-Pin vom August 1790 an die Nationalversammlung wurde Klage geführt, daß in allen Regimentern,

Digitized by Google

selbst denen der Fremdtruppen, „Comités" bestänben, die aus Unteroffizieren und Gemeinen zusammengesetzt waren und über die „Menschenrechte" berieten und Beschlüsse faßten. Vielfach käme es fast täglich zu Meutereien und Mißhandlung der vorgesetzten Offiziere. Die Befehlsgewalt sei so gut wie aufgehoben und überall hätte bereits der Kampf der Mannschaft um die Regimentskassen eingesetzt, die Leute verlangten anfänglich die Vorlage der Rechnungen, später einfach die Ausfolgung und Verteilung der Gelder. So sei die Ausfolgung der Kassen beim Regient Salm-Salm zu Metz im August 1790 mit Gewalt erzwungen worden und derselbe Vorgang habe sich kurze Zeit darauf bei den Regimentern der Garnison Nancy, vor allem beim Schweizerregiment Chateaurieux abgespielt.

Wie stand es nun aber mit den kriegerischen Leistungen dieser Armee? Um Belgien von der „österreichischen Tyrannei" zu befreien, beschloß die Nationalversammlung zu Paris am 20. April 1792 den Einmarsch in das Nachbarreich. In dem von Gensonné verfaßten Dekrete, das Franz dem I., König von Ungarn und Böhmen, den Krieg erklärte, hieß es wörtlich: „Die Nationalversammlung erklärt, daß die französische Nation, den durch die Verfassung geheiligten Grundsätzen getreu, keinen Krieg mit der Absicht der Eroberung zu unternehmen und niemals gegen die Freiheit irgendeines Volkes die Waffen zu ergreifen, diese nur aufnimmt zur Verteidigung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit; daß der Krieg, den sie unternehmen muß, kein Krieg ist von Nation zu Nation, sondern die rerechte Verteidigung eines freien Volkes gegen den ungerechten Angrff des Königs . . ., daß sie von vornherein alle Fremden aufnimmt, die der Sache ihrer Feinde absagend, sich unter ihre Fahnen scharen und ihre Anstrengungen der Verteidigung ihrer Freiheit weihen werden und daß sie mit allen Mitteln deren Ansiedlung in Frankreich begünstigen wird."

Im „Tableau historique de la guerre de la revolution de France depuis son commencement en 1792 jusqu'à la fin de 1794" (Paris 1808) findet sich eine Schilderung dieses Feldzuges, die beiläufig folgendes sagt: General Dumouriez hoffte, daß die Österreicher, die als Besatzungstruppen in Belgien standen, von den Belgiern selbst entwaffnet werden, ja vielleicht sogar

Digitized by Google

in Massen zu den „Befreiern" übergehen und unter deren Fahnen kämpfen würden. Daher sollte das Korps des Marschalls Rochambeau aus Valenciennes, wo es stand, mit der Vorhut unter Generalleutnant Biron über Quiévrain und Mons auf Brüssel, Gent und Löwen vorbrechen, während die Garnison von Lille auf Tournai vorstoßen und Lafayette von Metz aus über Givet, Bourigne auf Namur losgehen sollte.

Am 28. April begann die anbefohlene Vorrückung. Am 29. hatte Biron Quiévrain genommen und die österreichischen Vorposten zurückgedrängt. Am 10. abends jedoch stiegen in Boussu die Dragoner des 5. und 6. Regiments ohne Befehl zu Pferde und ritten mit dem Rufe „wir sind verraten" im Trab davon. Dadurch wurde Biron zum Rückzuge gezwungen. Dieser artete jedoch sofort zu regelloser Flucht aus. Das 6. Dragonerregiment überrannte mit dem Rufe „sauve quipeut" das 5., Quiévrain fiel in österreichische Hände, ebenso das Lager von Quiévrechain samt allen Vorräten und Geschützen. Die zurückflutenden Truppen fanden erst in Valenciennes halt. Die Kolonne hatte, abgesehen von den Materialverlusten, 300 Tote und Verwundete eingebüßt. Die Liller Garnison war in der Stärke von 8 Eskadronen, 6 Bataillonen und 6 Geschützen am 28. April ausmarschiert, hatte am 29. April das Dorf Baisieu erreicht und war dort auf österreichische Vorposten gestoßen. Da Dillon auf Grund seiner erhaltenen Befehle kein ernstes Gefecht annehmen durfte, trat er den Rückzug an. Da eröffneten die österreichischen Batterien ein zwar unschädliches Feuer, allein in den französischen Nachhutschwadronen löste dies eine ungeheure Panik aus, sie ritten die ganze auf dem Rückmarsch befindliche Kolonne über den Haufen und flüchteten unter Verratgeschrei nach Lille zurück. Daselbst bildeten sie ein Rachegericht über die „verräterischen Offiziere", hängten den Genieoberst Berthois, hieben seinen Leichnam in Stücke, erwürgten die österreichischen Gefangenen, mordeten den schwerverwundeten General Dillon mit Schüssen und Bajonettstichen, schleiften seinen Leichnam durch die Gassen und verbrannten ihn schließlich auf dem Hauptplatze.

Also der amtliche Bericht!

Gewiß würde es aber ein wenigstens anfänglich falsches Bild geben, ließe man das französische, leichtentzündliche Temperament und die große Begeisterungsfähigkeit des französischen Volkes

Digitized by Google

außer acht. In dem Werke, „Die Franzosen am Rheinstrom 1793" findet sich folgende Stelle:

„Die französische Armee hat ein sehr possierliches Aussehen: daß selbst vom Fußvolk ein Dritteil weiß und zwei Dritteile blau gekleidet —, daß diese verschiedenen Farben stets untereinandergemengt sind, das ginge noch an; allein von denen, die blau gekleidet sein sollen, hat der eine einen Rock, der andere einen Capot, ein dritter hat weder eines noch das andere, sondern läuft im Camisölchen mit. Anfangs kamen ganze Bataillone in Bauernkitteln, mit der schlechtesten Bewaffnung, die ein Soldat nur haben kann. Mit solchen Leuten haben die französischen Generäle den ersten Feldzug gemacht und den tapfersten Truppen in der Welt glücklichen Widerstand geleistet; daraus kann man auf den Enthusiasmus schließen, der die Franzosen für die Freiheit beseelte." —

Zu diesem ersten Feldzug schreibt Professor Oncken im ersten Band seiner Geschichte der französischen Revolution: „So schien es denn, als das denkwürdige Jahr 1792 zu Ende ging, als wäre der unvermessene Glaube der Gironde an die militärische und moralische Unbesiegbarkeit republikanischer Waffen doch kein Wahn gewesen. Ein Krieg, der mit beispiellosem Leichtsinn unternommen und auf dem Schlachtfelde mit Schimpf und Schande eröffnet worden war, hatte schließlich mit glänzenden Erfolgen auf der ganzen Linie geendet. Eine Armee, in der einer aus den Fugen gegangenen Linie Bataillone der zuchtlosen Blusenmänner zur Seite gegeben waren, hatte im September der tapfersten und geschultesten Infanterie der Welt, den Preußen, bei Valmy Trotz geboten und sie zum Rückzuge gezwungen, in demselben Monat den gleichfalls tapferen Piemontesen das Herzogtum Savoyen und die Grafschaft Nizza entrissen, im Oktober Speier, Worms, Mainz genommen und Frankfurt gebrandschatzt, im November aber durch eine einzige glänzende Waffentat (Jemmapes) Belgien erobert." —

Will man aber diese scheinbar glänzenden Waffentaten wirklich richtig bewerten, so darf man nicht vergessen, daß damals noch kein einziger der in Frage stehenden Staaten über ein Weltheer verfügte, daß besonders in den deutschen Gebieten die revolutionären Lehren damals Widerhall fanden, wo ein Schiller seine „Räuber" und seinen „Fiesco" schuf, in einem Deutschland, das in zahllose Kleinstaaten zersplittert, einer einheitlichen Staats- und Reichsidee vollkommen ferne stand. Wo sich die französischen

Digitized by Google

„Befreier" zeigten, wurden sie in deutschen Städten von einer „Gesellschaft der Volksfreunde" begrüßt und als „Erlöser" gefeiert, bis die sofort einsetzenden Brandschatzungen und Kontributionen den Toren die Augen öffneten und vor den anrückenden regulären deutschen Truppen die Volksbeglücker in alle Winde zerstoben. So mußte beispielsweise die Stadt Frankfurt am Main am 22. Oktober 1792 dem Geral Custine 1 000 000 Gulden an Kontribution zahlen, bis sie am 2. Dezember von einer Truppenabteilung des Landgrafen von Hessen-Cassel unter Befehl des preußischen Majors von Ruchel befreit wurde. Damals schrieb ein Frankfurter: Die deutschen Kanonen stehen nun auf Frankfurts Wällen und ich hoffe, die Franzosen werden nicht wieder darin brandschatzen. Der König von Preußen ist in den paar Tagen der Abgott des Volkes geworden . . ." Und weiter: „Friedrich Wilhelm erwidert die Liebe der guten deutschen Bürger mit königlichem Wohlwollen. So etwas hat für den deutschen Mann unendlich größeren Wert als jene Afterfreiheit der Franken. Hier in Frankfurt ist alles wie neugeboren."

II. Militärische Belebungsversuche.

Besonderes Interesse verdient das erste Wehrgesetz der Republik vom 24. Februar 1793. Der bereits früher zitierte Professor Oncken schreibt im 3. Buche seines obengenannten Werkes, Seite 556—558, folgendes:

„Seit bald vier Jahren hatte Frankreich sein Parlament und solange es dieses hatte, wurden sämtliche Quellen seiner Parlamentsberedsamkeit gespeist durch die Schulerinnerungen des klassischen Altertums, durch die Heldenbilder Plutarchs aus der wirklichen und angeblichen Geschichte von Sparta, Athen und Rom. Nun beruhte aber die ganze Eigenart, um die der „Bürger" des neuen Frankreich die Bürger der alten Tugendrepubliken beneidete oder zu beneiden sich einbildete, auf der allbekannten Tatsache, daß hier jeder Bürger Krieger und nur der Krieger Bürger war, daß die Worte wehrlos und ehrlos denselben Sinn hatten. Folglich hätte man annehmen sollen, daß das neue Frankreich seine Rüstung für den Weltkrieg, den es als Angreifer selbst begann, mit einem Gesetz eröffnen werde, das für alle wehrfähigen Franzosen die allgemeine Waffenpflicht aussprach; aber dies war keineswegs der Sinn des neuen Wehrgesetzes.

Digitized by Google

Das Gesetz, welches die Nationalgarden in den Zustand dauernder Requisition versetzte", begann mit den Worten: Der Nationalkonvent erklärt allen Franzosen, daß die verbündeten Despoten die Freiheit bedrohen. Demgemäß verfügt er Artikel 1: „Alle französischen Bürger vom 18. bis zum vollendeten 40. Lebensjahre, die nicht verheiratet oder Witwer ohne Kinder sind, befinden sich im Zustande immerwährender Requisition, bis die neue Aushebung von 300 000 Mann vollständig bewirkt ist." Also nur die Junggesellen und die kinderlosen Witwer in dem Alter von 18—40 Jahren unterlagen der Dienstpflicht, aber auch dieser keineswegs allgemein. Das Gesetz, welches weiterhin die näheren Bestimmungen über die Art und Weise der Aushebung enthielt, gestattete erstens Stellvertretung und führte dann nicht weniger als 8 Gattungen von Bürgern an, für die die Gestellungspflicht überhaupt nicht galt, obgleich sie an keinem Körperfehler litten.

Von der Dienstpflicht frei war hiernach das ganze ungeheure Heer der gewählten Volksbeamten in Gemeinden, Distrikten und Departements und der Hauptzweck ihrer Befreiung vom Dienste war die Tätigkeit bei der Aushebung ihrer Mitbürger, für die es sonst keine Beamte gab. Mit dieser Aufgabe allein war schon eine Amtsgewalt verbunden, die zum ärgsten Mißbrauch, zu den schwersten Willkürhandlungen gegen die persönliche Freiheit politischer Gegner führen konnte und man bedenke wohl, alle diese Gerichte und Verwaltungskörper bestanden gerade aus Leuten, die entweder erklärte Jakobiner oder deren stumm gehorchende Werkzeuge waren. Aber auch die Auswahl und Einstellung der Mannschaften beschränkte sich ihre Tätigkeit nicht; ihnen lag auch die Bekleidung derselben vom Kopf bis zu den Füßen ob, sie hatten insbesondere auf der Stelle alle Schuhmacher im Departement, im Distrikt und in der Gemeinde zu requirieren, um für die Vaterlandsverteidiger neue Schuhe zu machen, deren jeder zwei Paar mitzubringen hatte; auch die Ausstattung der Mannschaften mit Gewehren war ihre Sache, d. h. das Requirieren aller Gewehre, die sich im Privatbesitz befanden und deren Ver-

Digitized by Google

bergen mit Konfiskation und einer Geldbuße von 126 Liores bestraft wurde. In den Artikeln 23 und 24 des zweiten Titels hieß es dann noch ausdrücklich: Die Gemeindebeamten sind persönlich haftbar für ihre Gemeinden. Die Verwaltungsbehörden des Departements und Distriktes sowie die militärischen Agenten sind beauftragt, alle Mittel der Requisition und der Autorität aufzuwenden, sowie alle Untersuchungen vorzunehmen, welche zur Ausführung der obigen, auf die Bewaffnung der Marschmannschaften bezüglichen Artikel nötig sind.

Die Jakobiner knechteten so das Land, dessen Grenzen die ausgehobenen Nichtjakobiner gegen die Heere der Despoten verteidigten. Auf dieser Arbeitsteilung beruhte das ganze Gerüst des Terrorismus."

Die inneren Gebrechen, an denen das neue Wehrgesetz krankte, erhellen aus dem bisher Zitierten bis zum Überdruß. Und dennoch ist ein Verbrechen in politischer und moralischer Beziehung, zu dem die ganze neue Geistesrichtung ununterbrochen herausforderte, noch gar nicht erwähnt worden. Es ist das der schändliche Mißbrauch, der mit der angeblich „nationalen Sache", der bedrohten Freiheit, getrieben wurde.

Die „amtliche Feststellung", „daß die verbündeten Despoten die Freiheit bedrohen", sollte nicht bloß ein Lockruf an ausländische Gesinnungsgenossen sein, sondern sie prägte dem vorgeblichen nationalen Freiheitskampf der Franzosen auch den deutlichen Stempel sozialistischer Internationale auf. Französische Bauern sollten „zum Schutze der bedrohten eigenen Freiheit" im Kampfe gegen vollkommen Fremde und uninteressierte Nationen und Staaten bluten.

In wie furchtbarer Weise an dem nationalen Geist des ganzen Landes durch das herrschende System gesündigt wurde, das zeigte nicht nur der täglich wachsende Widerstand der Heimat gegen das Wehr- und Kriegssystem, sondern in noch viel fürchterlicherer Art das Feldheer. Wo keine Kondottierenaturen wie Dumouriez an der Spitze der Truppen standen, für welche die Bajonette der unterstellten Armeen nur geeignete Mittel zur Verwirklichung persönlichster ausschweifendster Pläne darstellten, da mußte der noch vorhandene kriegerische Geist versumpfen, die

Digitized by Google

Truppe rettungslos zerfallen. An Beispielen hierfür ist die Geschichte der französischen Revolution überreich. Daß man diesen Verfall aber auch an maßgebender Stelle erkannte, erhellt am besten aus der Tatsache, daß nun endlich Fachmänner, freilich solche blutrotester Färbung, wenn schon nicht an die Spitze des gesamten Heereswesens, so doch an die der Kriegführung traten. Es waren dies die beiden Genieoffiziere Carnot und Prieur. Deren erste Tat war die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht für die wehrfähige Jugend Frankreichs. Das Gesetz, das beide ausarbeiteten, und das am 23. August 1793 dem Konvent vorgelegt wurde, bestimmte: „Niemand kann sich vertreten lassen in dem Dienste, zu dem er eingezogen wird; die Staatsbeamten bleiben auf ihrem Posten. **Die Aushebung wird allgemein sein.“ Nach diesem Gesetze wurde zum Waffendienst vor allem der Kern des Bürger- und Bauernstandes herangezogen.** Während das ganze lichtscheue Jakobinergesindel in der Heimat das „Vaterland rettete“, versammelte die Feldarmee die Blüte der französischen Jugend. **Von ihr sollte in der Zukunft auch die Gesundung der Heimat ausgehen.** —

Gleichzeitig mit dieser organisatorischen Verbesserung des Wehrsystems betrieb Carnot auch die moralische Wiederbelebung der Feldarmeen.

Die Entlassung aller aristokratischen Offiziere sowie die Untergrabung der Autorität der Führer hatte in der gesamten Armee die helle Anarchie hervorgerufen; daher war sein unermüdliches Streben darauf gerichtet, aus der Auslese der Rekruten Führertalente herauszusuchen.

Die Armeen selbst wurden von Kommissaren bereist, welche Dienstvergehen mit eiserner Strenge und grausamer Härte ahndeten. Saint Just ließ beispielsweise als Kommissar der Rheinarmee in Straßburg im Oktober folgende Hinrichtungen vornehmen:

Der Oberst, der Adjutant und ein Hauptmann des 12. Reiterregiments wurden erschossen wegen „unbürgerlicher Äußerungen und Erregung von Desorganisation;

General Eisenberg samt Stab wegen einer Niederlage;

ferner über ein Dutzend Generäle wegen verschiedener Delikte.

Wohl gelang es, mit derartigen Mitteln grausigsten Terrors, die verwässerten Armeen wieder zu beleben, allein durch dieses

Digitized by Google

System erhielt man wohl schlagfähige, jedoch politisch unverläßliche Truppen.

III. Frankreichs Gesundung durch die Armee.

Es war nun eine ganz selbstverständliche und naturnotwendige Folge dieses ganzen Prozesses, daß der geistige Gegensatz zwischen den Mordbuben, die das Hinterland beherrschten und aussogen und den Fronten mit der militärischen Ertüchtigung der Truppen immer schroffer ward. Das Wehrgesetz vom Jahre 1793 hatte die Blüte des französischen Bürger- und Bauernstandes an die Fronten gepeitscht. In dieser Jugend nun war bei dem not- und entbehrungsreichen Leben des Frontkämpfers eine willens- und charakterstarke Mannhaftigkeit erstanden, die auf die denkbar schönste Vergangenheit, nämlich die des Feldsoldaten zurückblicken konnte. Und diese Jugend sah nun, als sie nach und nach vom Felddienste heimkehrte, von glühender und uneigennützigster Vaterlandsliebe beseelt, ihre schönste, aber auch wichtigste Aufgabe darin, die Heimat von ihren Würgern zu befreien.

Über diese Jugend schreibt Adolf Schmidt in „Pariser Zustände während der Revolutionszeit 1789—1800": Die französische Urbanität und der unüberwindliche Frohsinn zeigen sich überall wieder. Noch immer sind die Franzosen ein siegendes Volk. Aber ihre Jünglinge haben sich unter dem Drang der Umstände früh zu Männern gebildet. Eine gewisse Simplizität im Äußern, die entschiedenste Verachtung für Gegenstände kleinlicher Eitelkeit, Geschmack an ernsthaften Beschäftigungen und Unterhaltungen, eine kernhafte Sprache, eine gewisse Behutsamkeit im Urteilen und eine blühende Gesichtsfarbe, die natürliche Folge der jetzt ganz veränderten Lebensweise, sind lauter charakteristische Züge der meisten jungen Leute aus der gebildeten Klasse, die ich hier in den letzten Zeiten kennen gelernt habe. Dies ist besonders auffallend bei denen, die von der Armee kommen. Nach allem, was ich an ihnen gesehen und aus ihrem Munde gehört habe, wird die Gegenwart ihrer Waffenbrüder im Innern von Frankreich nach geschlossenem Frieden der Ruhe mehr förderlich als hinderlich sein. An republikanische Zucht gewöhnt, werden sie auf vaterländischem Boden den edlen Charakter nicht verleugnen, den

Digitized by Google

sie in feindlichen Landen behauptet haben. Es sind fast durchgehends Jünglinge von einiger Erziehung und einigem Vermögen. Diejenigen aus einer abhängigen und in ihrer Kultur vernachlässigten Klasse hatte man im Lande zurückbehalten, um sich ihrer bei der Revolutionsarmee, den Revolutionssektionen und Revolutionsausschüssen zu bedienen. Hieraus erklärt sich auch, warum die Nachricht von Robespierres Sturz mit allgemeinem Jubel bei den Armeen aufgenommen wurde." Ferner an anderer Stelle: „Das Geschäft des Klubs der „jungen Leute von Paris" war, überall zu erscheinen, zu reden und zu handeln, wo bisher nur Jakobiner erschienen waren, geredet und gheandelt hatten, und wo sie erschienen, auf Straßen und Plätzen, in Cafés und Theatern, in Sektionsversammlungen und vor allem auf den Tribünen des Konvents, was die Jakobiner getan, gleichfalls zu tun, nur im gerade entgegengesetzten Sinne. Die Verbindung bedurfte nur weniger Wochen entschlossenen und einmütigen Auftretens, um zunächst ohne jede Gewaltanwendung, einfach dadurch, daß sie sich rührte, immer dreist und niemals schüchtern war, einen fast märchenhaften Einfluß zu gewinnen." —

Freilich reibungslos und ohne Widerstände konnte die Rückkehr zu Gesetz und Ordnung nicht vor sich gehen und es war eine leicht erklärliche Erscheinung, wenn sich Übergriffe ereigneten. Es erscheint auch selbstverständlich, daß vorgekommene Fehler als weißer Terror, Terreur blanche, in die Welt hinausposaunt wurden, wie dies zum Beispiel der französische Historiker und Sozialist Jean Louis Blanc in seinen Werken tut. **Sicher ist auf jeden Fall, daß bei der staatlichen Gesundung des jungen republikanischen Frankreich die Armee mit ihrem gesunden vaterländischen Geiste, ihrem Opfersinn und ihrem Verlangen nach Gesetz und Ordnung die ausschlaggebende Rolle spielte.** —

IV. Schluß.*)

Auch über die deutschen Lande Mitteleuropas ist ein beispiel-

*) Ich möchte zu diesem „Schluß" noch folgendes bemerken. Die staatliche Gesundung Frankreichs durch die militärische Jugend beruhte auf den Grundlagen völkischen Empfindens und heißer Vaterlandsliebe. Im neuen Deutschland wird beides verpönt bei den regierenden Parteien. Der ehemalige Reichskanzler Fehrenbach durfte unter Beifall sagen: Wenn ich das Wort völkisch höre, wird mir übel. Und ein Führer der U. S. P. konnte ebenfalls unter Beifall sagen: Wir haben kein deutsches Vaterland. Solange solche Elemente bei uns tonangebend sind, solange scheint mir eine deutsche Wiedergeburt ausgeschlossen.

Keim.

Digitized by Google

loser revolutionärer Sturm hinweggebraust und hat jahrhunderte alte Einrichtungen hinweggefegt. Und die Früchte, die er gezeitigt? Wir leben noch viel zu sehr in der Zeit des Stürmens und Drängens, im Zustande der geistigen Gärung und überdies ist unser Schicksal heute viel zu sehr an das Wohl und Wehe unserer nichtdeutschen Mitwelt geknüpft, als daß es jemandem von uns zustände, das Schicksal des deutschen Volkes vorhersagen zu wollen.

Eines aber können und müssen wir, soll unser Weg jemals wieder aus der Nacht der Gegenwart aufwärts führen zu Licht und Frieden. Nicht umsonst hat uns die Weltgeschichte, diese einzige, untrügliche Lehrmeisterin des Volkes, gerade im **unversöhnlichsten Feinde alles Deutschtums** ein unübertreffliches Schauspiel des Niederganges und der Wiedergeburt einer Nation **durch eigene Kraft** vor Augen geführt. Wir, die wir in dem ungeheuren Völkerringen in der ersten Linie gestanden, die wir durch Blut und Grauen des Schlachtfeldes unerschütterlich und unbeirrbar unseren klar erkannten Weg der Pflicht geschritten sind, wir Kämpfer dürfen auch heute die Hände nicht müssig in den Schoß legen. Die herrlichste Mannesblüte des deutschen Stammes schläft den Todesschlaf in fremder Erde, nach Erfüllung schwerster, aber schönster Pflicht. Wir Überlebenden sind die Träger all ihres Strebens, unsere Aufgabe ist es, in vorderster Reihe weiter zu kämpfen für des Deutschtums Macht und Herrlichkeit. Wenn wir Soldaten, denn das bleiben wir, ob wir nun das Kleid des Kriegsmannes weiter tragen oder nicht, uns all dessen eingedenk bleiben, in jedem Augenblick unseres ferneren Lebens, wenn die deutsche Nation diese unsere Aufgabe versteht und würdigt und unser Wissen und Wollen dementsprechend zur Geltung kommen läßt, dann braucht uns um die Zukunft nicht bange zu sein, dann wird das Deutschtum seinen Pfad finden trotz aller Wirrnisse der Gegenwart

durch Nacht zum Licht.

Digitized by Google

Gesellschaft für Heereskunde

Anschrift des Schriftführers: Major a. D. Möllmann, Berlin W. 15, Pfalzburger Straße 10.

Vereinslokal: „Berliner Kindl", Charlottenburg, Kurfürstendamm 225/226, Ecke der Augsburger Straße.

1. Einladung.

Die nächste Sitzung findet am Donnerstag, dem 16. Februar 1922, 7½ Uhr abends, mit folgender Tagesordnung statt:

1. Vortrag des Herrn K. K. Rittmeisters a. D. Dr. Freih. von Baumgarten: „Bekleidung und Bewaffnung der österreichischen Reiterei seit dem Jahre 1618." (Der Vortrag mußte in der letzten Sitzung Umstände halber ausfallen.)

2. Fragekasten: a) Die Grundfarben der Waffenröcke im preußischen Heere. Referent: Kunstmaler Knötel; b) Kriegsauszeichnungen der außerpreußischen Staaten im Weltkriege. Referent: Major a. D. Möllmann.

3. Verschiedenes.

2. Mitteilungen.

Das nächste zwanglose Beisammensein findet am Montag, dem 6. März 1922, die Märzsitzung am Donnerstag, dem 16. März 1922, 7½ Uhr abends, statt: Vortrag des Ehrenmitgliedes Herrn Maximilian Schultze über ein noch näher zu bestimmendes Thema aus der Geschichte König Wilhelm I.

Literatur.

I. Bücher.

Der Weg zur Revolution 1914—18. Von **Ernst v. Wrisberg**, Generalmajor a. D., Leipzig, Verlag von K. F. Koehler, 1921.

Dieses hochbedeutsame Werk — es umfaßt zwei Bände — ist gerade zur rechten Zeit erschienen, um dem verlogenen Versuche, die Wahrheit über die planmäßige Verseuchung des deutschen Heeres zu fälschen, die Spitze abzubrechen. General v. Zwehl hat das bereits in den „Monatsheften" wirksam unternommen. Hier werden unanfechtbare Dokumente veröffentlicht in Form von Zeitungsartikeln, Flugblättern usw., die das ganze ver-

Digitized by Google

brecherische Treiben der U. S. P. und ihrer Ableger klarlegen. Auch vernünftige Aufsätze aus sozialdemokratischen Zeitungen, die immerhin noch vaterländische Gesinnung erkennen lassen. Aber erstens sind diese Stimmen nur vereinzelt gewesen, und zweitens müssen bei Lichte besehen U. S. P. als Kinder des Marxismus und die Kommunisten als dessen Enkel gelten. Sie bekennen sich zu derselben volksverhetzenden Irrlehre von der Berechtigung proletarischer Vorherrschaft, wie die S. P., nur daß U. S. P. und Kommunisten sie jetzt schon wenn möglich gewaltsam ins Praktische übersetzen wollen, während die S. P. das nach und nach tun will. — Der Herr Verfasser gehört zu den „Wissenden", da er während des Krieges Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements war und als solcher nicht nur in hervorragender Weise eine ungeheure Arbeitslast zu bewältigen wußte, sondern auch die politischen Zusammenhänge zwischen Front und Heimatdienst frühzeitig klar durchschaute. Er war einer von den wenigen hohen Militärs, die sich nicht nur auf das „Ressort" beschränken, sondern begriffen, daß Krieg und Politik untrennbar sind. Das hat schon Cicero vor 2000 Jahren in dem Satz zusammengefaßt: „Das Heer kann im Felde nichts Großes ausrichten, wenn zu Hause schlechter Rat herrscht." Dieser „schlechte Rat" herrschte aber während des Weltkrieges nicht nur in der Wilhelmstraße, sondern auch im Reichstage, wo die Defaitisten unter Führung der Herren Erzberger und Scheidemann schließlich das Heft in die Hände nahmen. Auch General Ludendorff hat in seinem bedeutungsvollen Werk „Krieg und Politik" den Nachweis erbracht, daß Sozialdemokratie, Zentrum und Demokratie den Siegeswillen planmäßig zermürbten, Parteiinteressen, d. h. der Herrschaft des Parlamentarismus zuliebe. Aber diese Erkenntnis der O. H. L. kam zu spät, trotzdem die O. H. L. schon 1916 von verschiedenen Stellen darauf hingewiesen worden war, daß bei dieser Art, Politik zu treiben, ein siegreicher Ausgang des Krieges schwer gefährdet sei. General v. Wrisberg gehörte auch zu diesen Warnern; ob auch der Kriegsminister, geht aus dem Buche nicht hervor, obgleich es gerade in erster Linie dessen Sache gewesen wäre, hier Tatkraft zu zeigen, auch dem Reichstage gegenüber. Und wenn General v. Wrisberg wiederholt von „verfassungsmäßigen Schwierigkeiten" spricht, so trifft das „formal" zu; aber wenn es sich um Sein oder Nichtsein des Vaterlandes handelt, müssen eben solche Verfassungsbedenken zurücktreten! Die Novemberlinge hatten solche Bedenken nicht, als sie die Revolution ins Werk setzten, und auch dieses war nur möglich, weil der Kriegsminister nach Beschränkung der Kommandogewalt des Kaisers eine Machtfülle besaß, die auszuüben seine Pflicht war. Dieser Pflicht ist er nicht nachgekommen, und deshalb bleibt das Kriegsministerium mitbelastet an dem Untergange des Reiches. — Das Buch des Generals v. Wrisberg — nebenbei bemerkt kann ich bei allen Vorzügen desselben die Auffassung nicht teilen, daß der Kriegsminister ins Große Hauptquartier gehöre, was schon Moltke I. beanstandete — wird ohne Zweifel als eines der wertvollsten und zuverlässigsten Quellenwerke von bleibender Bedeutung anzusprechen sein, was die innere Geschichte des Weltkrieges angeht. Keim.

Schlieffen. Von Dr. **Hugo Rochs.** Vossische Buchhandlung. Berlin 1921.

Das Buch ist durch die Veröffentlichungen von Foerster und v. Freytag über den Grafen Schlieffen nicht überflüssig geworden. Im Gegenteil kann es durch die Schilderungen des Menschen Schlieffen nur dazu beitragen,

Digitized by Google

das Bild dieses hervorragenden genialen Mannes zu vervollständigen. Aber auch die Abschnitte „Chef des Generalstabes" und der „Schlieffensche Feldzugsplan für den Zweifrontenkrieg" sind bemerkenswert, trotzdem der Herr Verfasser kein Kriegsmann ist. Beide Abschnitte haben mich auch insofern persönlich interessiert, als ich in meiner Studie „Graf Schlieffen" versucht habe, auf applikatorischem Wege den Tatmenschen Schlieffen bei der Kriegslage im Herbste 1914 in die Erscheinung treten zu lassen. Was den „Chef des Generalstabes" betrifft, so steht jedenfalls der Gedanke Schlieffens, im Gegensatz zu Moltke I und Graf Waldersee nicht Rußland, sondern zuerst Frankreich zu bekriegen, auf hoher strategischer Warte. Die Schärfe des Gedankenganges und die Logik des Entschlusses lassen sogar Graf Schlieffen seinen beiden Vorgängern überlegen erscheinen. Daß der Plan nicht den Endsieg brachte, war jedenfalls nicht die Schuld des Operationsplanes, sondern die Schuld der O. H. L., die schon vor dem Kriege den Operationsplan verwässerte, und des Generals v. Bülow, der aus „taktischen" Beklemmungen den operativen Mut verlor. Das ist die Wahrheit und jede tiefere Forschung wird sie bestätigen.

Auch als politischer Seher stand Graf Schlieffen in erster Reihe, wie ja auch aus seinem bekannten Aufsatz „Der Krieg in der Gegenwart" deutlich hervorgeht. Er sah die Einkreisung Deutschlands sich vollziehen, er hielt nicht allzuviel vom Dreibund und hat deshalb nie den falschen Optimismus verstanden, den die Regierung Wilhelm II. und seine Ratgeber bei der von Gefahren auf allen Seiten bedrohten Lage Deutschlands zur Schau trug, jene Schönfärber, über die er sich gelegentlich sarkastisch äußerte, die geeignet war, erschlaffend und irreführend auf das deutsche Volk zu wirken. Aber ich kann gerade bei dieser Erkenntnis der wirklichen Weltlage nicht verstehen, warum Graf Schlieffen seinerzeit nicht alles, selbst seine Person, daran gesetzt hat, um den einzigen erfolgreichen Rettungsweg zu betreten, die Verstärkung des deutschen Heeres! Als sie endlich 1912 kam, war es schon zu spät, um ein „Cannae" unbedingt sicherzustellen. Trotzdem wäre es an der Marne gelungen, einen großen Sieg zu erringen, wenn ein Graf Schlieffen zur Stelle gewesen wäre. Das ist meine feste Überzeugung! Darin liegt auch die Anerkennung des Grafen Schlieffen als Stratege und — Charakter! Der Herr Verfasser hat der Familie des Grafen als langjähriger Hausarzt nahegestanden, und so flossen ihm auch Mitteilungen sowie Auskünfte zu, die dem warmherzig geschriebenen empfehlenswerten Buche besonderen Wert verleihen. Keim.

Vom Balkan nach Bagdad. Militärpolitische Erinnerungen an den Orient von **Gerold v. Gleich,** Generalmajor z. D. Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin. Preis geh. 20 M., in Halbleinen geb. 30 M.

Das Buch ist für alle, die sich über die Verhältnisse des Weltkrieges im Orient ein Bild machen wollen, lehrreich. Wir sind zwar in der Türkei wie in Persien vielleicht für immer, sicher für Jahrzehnte ausgeschaltet, ein aktuelles Interesse haben also die Geschehnisse in Mesopotamien und Persien augenblicklich für uns kaum. Immerhin kann man aber aus dem Buche ersehen, wohin Mangel an kritischem Urteil und Kenntnis der Verhältnisse des Orients geführt hat. Der Verfasser hatte schon im Jahre 1912/13 dem Balkankriege beigewohnt und wurde dann 1916 nach dem Orient entsendet, um dem Feldmarschall Frhr. v. d. Goltz als Generalstabschef auf seinem

Digitized by Google

Feldzuge in Mesopotamien und Persien zur Seite zu stehen. Er traf ihn am 15. April 1916 als Sterbenden. — Wenn schon die Zuteilung dem Feldmarschall nicht ganz erwünscht gewesen zu sein schien, so wurde das Dienstverhältnis des Herrn v. Gleich nach dessen Tode noch unklarer. Alle Welt kennt die Art, wie Türken die Sachen zu vertagen und zu verschleppen verstehen. Gleich ist deshalb zu einer ersprießlichen, auf Vertrauen seiner Oberbefehlshaber gegründeten Tätigkeit, obgleich er zum Chef des Generalstabes der in Mesopotamien operierenden Armee ernannt wurde, überhaupt nicht gekommen. Er ist, um einen banalen Vergleich anzuwenden, andauernd mit dem Kopf gegen Gummiwände gerannt, bis er schließlich heftig erkrankte, schon im Juni 1916 dem Tode nahe in die Heimat zurückkehren mußte.

Das Buch ist keine zusammenfassende Schilderung der Ereignisse, sondern mehr in Tagebuchform eine Darstellung des Erlebten mit Nachrichten über die Fülle von kleinen und größeren Widerwärtigkeiten, die zu überwinden waren und die zur völligen Lähmung der Tatkraft eines Menschen führen können, ja müssen. Aus dieser Schilderung geht weiter hervor, daß sich namentlich unsere diplomatische Leitung über die türkisch-persischen Verhältnisse den verhängnisvollsten Täuschungen hingab und daß auch unter den Deutschen keine wirkliche Einigkeit bestand. Aus all dem entwickelte sich schließlich ein Fehlschlag des ganzen Unternehmens; es hat über ihm keine glückliche Hand gewaltet. General v. Zwehl.

Die Sendung des Oberstleutnants Hentsch. Von Oberstleutnant **Müller-Loebnitz.** Berlin. E. S. Mittler & Sohn.

Das Schriftchen bildet Heft 1 von Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv, bei welchem Oberstleutnant Müller-Loebnitz als Oberarchivrat tätig ist. Der Herr Verfasser hat das vorhandene Quellenmaterial sehr geschickt zusammengestellt in einer Angelegenheit, die seinerzeit entscheidenden Einfluß ausübte auf den Ausgang der Marneschlacht und damit auf den Ausgang des Weltkrieges überhaupt, insofern die Marneschlacht den deutschen Waffen den nahezu sicheren Sieg entriß und den Franzosen die schon entschwundene Siegeszuversicht wiedergab! Aber diese Wendung ist nicht durch französische Waffenerfolge herbeigeführt worden, sondern durch ein unbegreiflich fehlerhaftes Verhalten der Obersten Heeresleitung. Fehlerhaft, weil sie vollkommen versagte, als es galt, auf dem Höhepunkt der militärischen Spannung kräftige Entschlüsse zu fassen und sie durch eine zielbewußte, klare Leitung in die Tat umzusetzen. So kam es zu der weiteren Unbegreiflichkeit, daß die Verantwortlichen sich nicht selbst an die Front begaben, sondern den Oberstleutnant Hentsch mit mündlichen Weisungen versehen dorthin absandten. Das kam einer Pflichtversäumnis gleich, und alle Versuche, diesen harten Tatbestand abzuschwächen, halte ich für verfehlt. Daß General v. Bülow, der kein Feldherr war, sonst hätte er nicht am horror vacui, d. h. der Angst um den „Anschluß", gelitten, durch sein Verhalten überhaupt den Anstoß zu dem verhängnisvollen Rückzugsbefehl geben konnte und durfte, bedeutet geradezu eine unsühnbare Schuld, von der hohen Warte militärischen Verantwortungsgefühles aus gesehen. Daß er auch noch „Feldmarschall" werden konnte, trotz des angerichteten Unheils, mag als Beweis gelten für den Versuch, das Marneverhängnis in den Augen der Armee wie des Volkes zu verschleiern. Es dauerte Wochen, bis die deutsche Öffentlichkeit über jene ver-

Digitized by Google

hängnisvolle Wendung des Krieges überhaupt etwas erfuhr. Aber nur „etwas". Es dauerte Jahre, bis der Schleier über jene Vorgänge einigermaßen gelüftet wurde. Aber auch dann ohne die Rücksichtslosigkeit zu Ehren der Sache, wie sie Clausewitz für Kriegsgeschichte fordert. Armeeführer, kommandierende Generale, hohe Generalstabsoffiziere haben zur Sache geschrieben, ohne daß der ernsthafte Wahrheitsforscher von dem Ergebnis völlig befriedigt worden wäre. Er wird es auch nicht sein von den Schlußfolgerungen in der vorliegenden, an sich als „Material" wertvollen Abhandlung! Ich habe vierzehn Tage nach dem „Marnewunder", wie es die Franzosen mit Recht nennen, den General v. Moltke in Lüttich gesehen und gesprochen als vollkommen gebrochenen Mann. Da wußte ich Bescheid. Er war eine vornehme Natur, aber nicht einmal ein hervorragender Soldat, geschweige ein Feldherr! Ihm fehlten das Selbstvertrauen und die technische Vorbildung für sein hohes Amt. Er durfte es niemals annehmen, und der Kaiser durfte es ihm niemals übertragen. Es fehlte der Ernst des Verantwortlichkeitsgefühles in den Personenfragen, die stets das Entscheidende auch im Kriege darstellen. Deshalb kann ich auch dem „Conclusum" von der angeblichen „Tragödie", die hier vorliegen soll, am Schlusse des Heftes nicht zustimmen: „Tragödien" sind etwas Unabwendbares. Das trifft hier nicht zu!

Keim.

Hans Delbrück. Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. II. Teil. 3. Auflage. Preis broschiert 70 M., geb. 90 M. Verlag von Georg Stilke, Berlin NW. 7.

Der Schwerpunkt des Werkes liegt in der Erkenntnis der Wechselwirkung zwischen Taktik, Heerführung, Staatsverfassung und Politik. Nicht um der Kriegskunst willen, sondern um der Weltgeschichte willen ist das Werk geschrieben worden. Besonders wichtig ist die durchgehende kritische Behandlung der Heeresstärken, die allerdings in der Delbrückschen Auffassung die bisherigen überlieferten Angaben auf ein wesentlich geringeres Maß herabdrückt. Dieser Band kann nach des Verfassers eigener Aussage als der wichtigste des ganzen vierbändigen Werkes angesehen werden, da er am allertiefsten in die überlieferten weltgeschichtlichen Auffassungen eingreift, sowohl durch Hinwegräumung der legendaren Vorstellungen vom Untergang der antiken Welt und von der Völkerwanderung, wie durch positiven Aufbau, namentlich durch die Begründung des Bündnisses zwischen Kaiser Konstantin und der christlichen Kirche als Postulat der veränderten Kriegsverfassung und die Feststellung des Wesens der Lehnsverfassung und des Rittertums. Verschärft erscheint in diesem Bande des Verfassers Ansicht über den Schlachtenkeil der Germanen, in dem wir keineswegs eine in eine Spitze auslaufende Aufstellung, sondern sicherlich das Vorbild des mittelalterlichen Gewalthaufens sehen müssen. Der Ansicht des Verfassers über die Lage des Kastells von Aliso auf dem Hügel, auf dem sich jetzt der Dom von Paderborn erhebt, kann ich mich nicht anschließen. Ob Paderborn oder Haltern auf der Stelle des alten Aliso liegen, kann nur durch örtliche Funde erhärtet werden. Aliso war zweifelsohne ein Glied in der Kette der Befestigungen, um die feindlichen Sigambrer und Brukterer niederzuhalten, der Etappenhauptort des auf den Niederrhein basierten römischen Heeres. Auch in der anderen Frage nach der Lage des Varianschen Schlachtfeldes stehe ich auf Grund jahrelanger örtlicher Studien noch immer auf meinem alten Stand-

Digitized by Google

punkte, daß ich den Marsch des Varus in das Aufstandsgebiet nördlich des Wiehengebirges verlege, daß dann nach dem Überfall des römischen Heeres Varus sich scharf nach Süden, über Osnabrück nach Abrso wandte.

Generalleutnant a. D. W. Balck.

Deutschland, Europa und der Weltkrieg. Betrachtet durch die Brille eines alten Afrikaners. Th. Weicher, Berlin.

Eine sehr beachtenswerte Abhandlung, die verdient, in den weitesten Kreisen gelesen und — beherzigt zu werden. Die Brille des Herrn Verfassers — er nennt in der Vorrede seinen Namen, Dr. jur. Schultze — ist eine klare, ungetrübt durch Sentimentalitäten politischer Art, die leider zu den deutschen Erbfehlern gehören, sowie geschärft durch Weltkenntnis und Völkererkenntnis. In erster Linie durchschaut er England und die Engländer, und der erste Abschnitt des Büchleins „Das auserwählte Volk Gottes" trifft den Nagel auf den Kopf, als tatsächlich die Engländer, vom Minister bis zum Droschkenkutscher, sich als „Auserwählte" der göttlichen Vorsehung ansehen. Sie übersetzen das praktisch in der weltbeherrschenden Mission, die ihnen nach Gottes Willen die anderen Völker ausliefert zur Beherrschung und — Ausbeutung. Die ganze englische Erziehung und Weltanschauung ist hierauf zugeschnitten, aber diese Tatsache, die durch unzählige geschichtliche Geschehnisse erhärtet wird, ist von unseren Politikern — abgesehen von Friedrich dem Großen und Bismarck — niemals genügend in Rechnung gestellt worden.

Ebenso treffend ist die Schilderung der Franzosen, Italiener und der — Deutschen! Auch die groteske Verlogenheit der Amerikaner wird erwähnt. Wilson und Washington (Konferenz) sind drastische Belege dafür. Im übrigen findet man manches im Inhalt, was aus dem Titel nicht hervorgeht. So „Der Weltkrieg und die Varusschlacht" und „Der Marxismus und die Neger".

Der Schlußabschnitt „Die Kolonien" zeigt den erfahrenen Kolonisten. Ich gebe ihm darin vollkommen recht, daß der Raub unserer Kolonien ein wohlüberlegter, teuflischer Plan der Entente war; sie wollte damit unsere Ernährung aus eigenen Mitteln unmöglich machen. Der Schlußsatz stellt das fest in den Worten: „Die Entente nimmt uns alle Kolonien. Warum? Damit wir Hungers sterben, darüber möge sich jeder Deutsche klar sein." Eine statistische einwandfreie Berechnung stellt nämlich fest, daß u. a. allein Deutsch-Ostafrika bei fortschreitender Besiedlung im Oktober 1919 über 1½ Millionen Tonnen Getreide hätte zur Ausfuhr bringen können. Das wären 100 Kilogramm Brot und Futterstoffe auf den Kopf der Bevölkerung gewesen! Keim.

Peter Spohr. Die Bein- und Hufleiden der Pferde. Stuttgart. Schickhardt & Ebner. 1922. Neunte Auflage.

Der in weiten Kreisen bekannte und geschätzte Oberst Spohr — vielfach der „Wasserspor" genannt — ist in hohem Alter gestorben, und nun erscheint sein Hauptwerk in vermehrter Auflage. Es ist ein sehr wertvolles Buch, das von gesunden und kranken Pferden handelt, von vernunftgemäßer Heilmethode, die der Verfasser Jahrzehnte hindurch selbst praktisch betrieb und überzeugend lehrte. Das Buch, das in einem Anhange die sehr große Anzahl der Bücher — auch militärische —, die Oberst Spohr geschrieben hat,

Digitized by Google

aufführt, wird von dauerndem Wert für jeden Pferdebesitzer und Pferdefreund sein. K.

Ein Preußenkalender für das Jahr 1922 ist im Konkordia-Verlag in Leipzig zum ersten Male erschienen. Er hat sich die Aufgabe gestellt, den bereits bestehenden Heimatkalendern von Bayern, Schwaben, Thüringen usw. würdig an die Seite zu treten und in den preußischen Landeskindern die Erinnerung an das wach zu erhalten und zu vertiefen, was Preußen im Laufe der letzten Jahrhunderte auf politischem, militärischem und kulturellem Gebiete geleistet hat, ihren Heimatsinn zu schärfen und die Liebe zum engeren Vaterland durch den mahnenden Rückblick auf seine glorreiche Geschichte Tag für Tag neu zu beleben. Die Ausstattung des auf Kunstdruckpapier hergestellten Kalenders, in verschiedenen, dem Charakter der einzelnen Bilder angepaßten Farben gedruckt, ist in jeder Hinsicht mustergültig. Preis 24 Mark. H. P.

Die Besoldung der Wehrmacht.

Soeben erscheint im Verlag für Politik und Wirtschaft G. m. b. H., Berlin W. 35, Potsdamer Str. 45, das von dem Rechnungsrat im Reichswehrministerium **Franz Schmidt** bearbeitete, für alle Angehörigen der deutschen Wehrmacht unentbehrliche Buch „Die Besoldung der Wehrmacht". Zum ersten Male wird hier die neue Besoldungsordnung an Hand übersichtlicher Tabellen und gestützt auf praktische Beispiele zweckmäßig ausgelegt.

v. Kurnalowski.

---

von Poseck, Generalleutnant u. Inspekteur der Kavallerie, hat ein Buch herausgegeben, betitelt: „Die deutsche Kavallerie in Belgien und Frankreich 1914." — Verlag von E. S. Mittler & Sohn in Berlin, 1921. —

Allerdings behandelt obige Arbeit nur die Zeit von Kriegsbeginn bis 14. November 1914, allein auch so bietet es den Interessenten eine schwere Menge — auch für unsere schweizerischen Kavallerie-Offiziere.

Das Buch gibt keine Phantasiegemälde, sondern reiht einfach Tatsache an Tatsache. — Und wer konnte wohl dazu besser befugt sein, als der damalige Oberst der „Schwedter Dragoner", brandenburgisches Dragoner Reg. Nr. 2, der schon vom 12. September 1914 an den Posten eines Chefs des Generalstabes beim Heeres Kav. Kommando 2 (Kommd. Genlt. Freiherr von Richthofen) bekleidete. —

Zwei große Übersichtskarten (1 : 300 000) und 9 Skizzen in Steindruck (1 : 200 000 u. größer) erleichtern das Verständnis der Vorgänge, ebenso aber auch die vielfach eingeflochtenen Ausführungen über Teilkämpfe beteiligter Truppen oder kleinerer Abteilungen. — Hierbei schienen mir von ganz besonderem Interesse die Geländebeschreibungen Seite 6 und Seite 48, der Bericht einer Aufklärungseskadron (3 Esc. Drag. Reg. 2) Seite 14, der Überfall der 2. Kav. Division durch die 61. u. 62. franz. Reserve Division Seite 65, der Bericht einer Sprengpatrouille Seite 68 usw. usw. — offizielle Aktenstücke, die einen ganz besonderen Wert haben für den, der sich auch für den eigentlichen Kavalleriedienst interessiert. —

Die Anordnung des weitschichtigen Materials ist eine sehr übersichtliche und der 8. Abschnitt faßt wohl alles überhaupt Wissenswerte zusammen. —

Was aber geradezu beim Lesen des Buches etwas „verblüffend" wirkt, ist die Art und Weise, wie die damalige Oberste deutsche Heeresleitung ihre so vorzüglichen 10 Kav. Divisionen des Westens angesetzt und dirigiert hat. —

Digitized by Google

Dem Terrain nach, den Umständen nach, und namentlich dem zu erreichenden Zwecke nach gehörte diese Kavallerie in ihrer großen Mehrzahl auf den herumschwenkenden Flügel. — Sie durfte nicht gewissermaßen einheitlich auf die ganze Angriffsfront verteilt werden. —

Sie war außerhalb der Armeen unter einheitliches Kommando zu stellen und es durfte nicht, während des Vormarsches, bald diese, bald jene Division der ohnehin zu schwachen rechten Flügelkavallerie durch zeitweilige Unterstellung unter die eine oder andere Armee, ihrem Hauptzwecke entzogen werden. —

Auch hierin war oft genug gefehlt worden und ist ein Grund mehr, warum der 1914 noch greifbare Sieg nicht zu packen war. An den Truppen lag die Schuld nicht, auch nicht an denen der Kavallerie. —

Mit dem Rückzuge an die Aisne glitt die bisher den Deutschen verbliebene Initiative in die Hände der Entente über, das geht so recht aus dem VI. Abschnitte des Buches „Umfassungsversuche von der Aisne bis zur Lys vom 17. September bis 18. Oktober 1914" hervor. —

Die 221 Seiten starke Schrift bringt weiter als Anhang:

1. das Quellenverzeichnis,
2. Ranglisten und Kriegsgliederungen,
3. den Gefechtskalender der Kavallerie,
4. ein Verzeichnis der vorkommenden Personennamen.

Das Buch bildet demnach einen höchst wertvollen Beitrag zur Kriegsgeschichte der ersten 4 Monate des Weltkrieges.

Pietzker, Oberstlt. a. D. der schweiz. Kavallerie.

II. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher.

Die eingegangenen Bücher erfahren eine Besprechung nach Maßgabe ihrer Bedeutung und des Raumes. Eine Verpflichtung, jedes eingehende Buch zu besprechen, übernimmt die Leitung der „Monatshefte" nicht, doch werden die Titel sämtlicher Bücher nebst Angabe des Preises — sofern dieser mitgeteilt wurde — hier vermerkt. Eine Rücksendung von Büchern findet nicht statt

1. Hepner, Deutsche Geschichte. Deutsche Politik. Berlin 1922. Reimar Hobbing. Brosch. 20 M.
2. Die Isolierung Japans. Von einem früheren Legationsrat im fernen Osten. Charlottenburg 1920. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.
3. Fritsch, Der Jüdische Zeitungs-Polyp. Leipzig 1922. Hammer-Verlag. 4,50 M.
4. Toechr. Mittler, Halbstocks die Flagge! Berlin 1922. E. S. Mittner u. S.
5. Schwertfeger, Poincaré und die Schuld am Kriege. Berlin 1921. Deutsche Verlagsanstalt für Politik und Geschichte. 16,50 M.
6. Ehlers, Politische Verheerungen durch die Dummheit der Fürsten und Völker. Leipzig 1922. Hammer-Verlag. 12 M.

Digitized by Google

XI.

Politische Briefe.

Arbeiter und völkische Politik.

Von

Hans v. Liebig.

In den Briefen über Scheidemann wurden die Friedensziele der Scheidemänner und ihre Unterlagen eingehend besprochen. Hätten die Sozialistenführer, falls es ihnen um das Wohl des Volkes, wenn auch nur des Arbeitervolkes, zu tun gewesen wäre, und nicht nur um die ihnen allein zugute kommende Demokratisierung, nicht s. Zt. einen alldeutschen Frieden, einen Frieden mit Entschädigung und Landerwerb anstreben müssen? Was möchte denn der Arbeiter gerne und wovon hat er wirklich etwas?

Hat er etwas davon, wenn statt eines Wilhelm des Ersten der Präsident Ebert der erste Mann im Staate ist? Ist es für ihn ein erhebenderer Anblick, in den Autos der Regierung die östlichen Typen der heutigen Machthaber herumflitzen zu sehen als die Gestalten, wie er sie von der Regierungszeit Wilhelm I. her kannte? (Unter Wilhelm II. wurde die Beamtenwahl bereits „demokratisch" gehandhabt; d. h. es wurde nicht nach der Tüchtigkeit entschieden, sondern nach der Stärke des Wohlgefallens und dem Mindestmaß des Anstoßes, die der Bewerber bei der Mehrheit erregte. Der verhängnisvolle Rückzug an der Marne ist letzten Endes auf diesen Umstand zurückzuführen.) Ist es für den Arbeiter befriedigender, in den herrlichsten Villen Friedrichswerders die Helphand Parvus und andere russische Juden sitzen zu wissen als die alten märkischen Geschlechter, deren Söhne mit ihm zusammen auf den Schlachtfeldern ihr Blut vergossen haben, während die Helphand Parvus — geschäftlich tätig waren? Geschieht in der parlamentarischen Republik mit den vielen sozialdemokratischen Ministern irgendetwas so, wie er sich das Regieren in einem von den Königen, Junkern, Generalen und sonstigen „Oberen" „befreiten" Staat vorgestellt hat? Gibt es noch viele Arbeiter, die an

Digitized by Google

den albernen Schwindel glauben, die immer schlimmer werdenden Zustände seien lediglich Folgen der monarchischen Mißwirtschaft und stünden in keinem Zusammenhang mit der Beschaffenheit der gegenwärtigen Machthaber, seien Kinder- und Uebergangskrankheiten? Fühlt er sich auch nur in irgendeiner Beziehung zufriedener und glücklicher als früher?

Was hätte denn dazu gehört? Zunächst auskömmliche Löhne. Angemessene Löhne hatte er vielerorts schon vor dem Kriege und ihre Verbesserung hätte er im alten monarchischen Staate mit den gleichen Mitteln genau so gut erreicht wie in der Republik, beim Abschluß des Krieges — sei es eines siegreichen oder eines verlorenen — durch die Monarchie ganz gewiß noch leichter als beim Abschluß durch die Republik, weil dieser Abschluß ohne jeden Zweifel niemals so jämmerlich ausgefallen wäre, wenn die Feinde mit kaiserlichen Staatsmännern und Feldherren statt mit Männern wie Scheidemann und Erzberger zu verhandeln gehabt hätten.

Mit den Löhnen will sich der Arbeiter das Leben besser gestalten können. Dazu gehören zuerst gute Wohnungsverhältnisse, womöglich der Besitz von etwas Gartenland. Grund und Boden sind aber gegebene Größen, sie können vom siegreichen Feinde, wenn man sich selbst aller Macht begeben hat, selbst im Frieden noch verkürzt werden, wie wir es erleben, nicht aber von einem Volk im Frieden verlängert werden. Dadurch unterscheidet sich die Arbeit des Bauern von der des Arbeiters. Die Menge der gewerblichen Rohstoffe kann unter landläufigen Verhältnissen dem Bedarf angepaßt werden und die Verlängerung der Arbeitszeit steht im Belieben des Arbeiters. Der Rohstoff des Bauern aber, das Land, bleibt der Menge nach im Reich immer derselbe und in der Arbeitszeit schreiben dem Bauern Witterung und Wachstumsgesetze sehr enge Grenzen vor; er kann in einem Sommer nicht zweimal Weizen ernten. Was, nebenbei gesagt, auch darüber entscheidet, wo zuerst mit der Senkung der Preise begonnen werden muß. Grund und Boden reichten aber schon im alten Reich mit seinen nun abgetrennten etwas dünner besiedelten östlichen Gebietsteilen nicht entfernt für den Bedarf der ungeheuren Bevölkerungszunahme aus — 20 Millionen seit 1871 —! Würde man allen Großgrundbesitz, der allein imstande ist, die Industriebevölkerung mit preiswerten Kartoffeln und Brotgetreide zu beliefern, und sämtliche Oedländereien aufschließen, so wäre die Nachfrage lediglich für die nächsten 20 Jahre gedeckt, und dann stünden wir wieder am alten Fleck. Wir müssen unseren Landbesitz nach

Digitized by Google

außen hin erweitern; dann kann der Bauernüberschuß dorthin ausweichen und im alten Reich Land frei werden für die Arbeiterbevölkerung, ohne das Reich in der Ernährung vom Auslande noch abhängiger zu machen als es ohnehin ist. Einen anderen Weg gibt es nicht. Deshalb wollten die „alldeutschen Annexionisten" das Reich nach den dünnbesiedelten Gegenden der baltischen Provinzen mit ihrer ohnehin schon deutschen Ober- und Mittelschicht ausdehnen, nicht wie die französischen sozialdemokratischen und anderen Annexionisten aus reiner Eroberungs- und Machtgier — das zuwachsschwache Frankreich hat keinen Bevölkerungsüberschuß abzugeben, sondern verbindet im Gegenteil mit seinen Landeroberungen durchwegs die Absicht, aus den eroberten Gebieten wie seinerzeit die afrikanischen Sklavenjäger Sklaven tüchtige Arbeiter und Soldaten herauszuziehen, schwarze aus den deutschen Kolonien und weiße Sklaven aus Elsaß-Lothringen, dem Saargebiet und was noch folgen wird. Die Elsaß-Lothringer, die Arbeiter voran, schlagen heute schon die Hände über dem Kopf zusammen über die Unkultur, die mit den Franzosen Einzug hält in Elsaß-Lothringen, von der Kultur der polnischen Eroberer im Osten ganz zu schweigen; den Letten, Esthen, Litauern und Polen hätte die deutsche Oberherrschaft eine Freiheit und Kultur gebracht, wie insbesondere die dortigen Arbeiter und Bauern in ihren „selbständigen", von England und Frankreich abhängigen Republiken sie niemals erringen werden. Für das Ziel unserer deutschen Arbeiter aber, auf eigenen Grund und Boden zu wohnen und zu pflanzen, wäre die Grundlage geschaffen worden. Aber deren sozialistische Führer wollten ja lediglich für die „Demokratie" den Grund legen, und dazu wäre ein siegreiches monarchisches Deutschland, das seinen Arbeitersöhnen Land und Luft gibt, eine schlechte Vorbereitung gewesen.

Außer der Wohnung will der Arbeiter seine Einrichtung, Essen, Trinken, Kleidung, seinen ganzen Lebensbedarf um seinen Lohn gut und billig erwerben können. Das ist heutzutage mit den Erzeugnissen des eigenen Landes nicht mehr möglich; es bedarf dazu der Einfuhr. Alles was vom Ausland kommt, Weizenmehl, Reis, Erbsen, Gewürze, Kaffee, Tee für die Küche, Wolle, Baumwolle, Leinen für Kleidung und Wäsche, Tabak für Pfeife, Zigarren und Zigaretten, alle die ausländischen Rohstoffe, aus deren Verarbeitung der größte Teil unserer Arbeiter den Verdienst zieht, sind reichlich, billig und gut zu haben, wenn sie womöglich aus eigenen Kolonien, jedenfalls aber auf eigenen Schiffen ins Land geleitet, knapp, teuer und häufig minderwertig, wenn Zölle, Auf-

Digitized by Google

schläge und Frachten an fremde Völker bezahlt werden. Die eigene Handelsflotte, die eigenen Häfen und die eigenen Kolonien bedürfen aber wie das Land der Wehrmacht, die sie schützt; wie mit einem Volke umgesprungen wird, dessen Handel einem fremden mächtigeren Volke unerwünscht geworden ist und das keine schützende Kriegsflotte mehr besitzt, erleben jetzt die Deutschen in krassester Weise. Mit jeder Kanone, jeder Kompagnie, jedem Kriegsschiff mehr wird jeder Liter Bier, jedes Pfund Fleisch, jedes Stück Brot für den deutschen Arbeiter nicht teurer, sondern billiger. Die Sozialistenführer haben dem deutschen Arbeiter das Gegenteil gelehrt; die Rasse, von der sie ihre Meinung und ihre Lehren beziehen, hat an billiger Ware und billig versorgten Arbeitern kein Interesse. Das waffenlose Oesterreich zahlt die höchsten Steuern und die höchsten Preise.

Unsere Flotte allein hätte aber auf die Dauer bei unserer so außerordentlich ungünstigen Lage an der See nicht genügt, um uns England, das noch gegen jeden ihm zu mächtig werdenden Handelswettbewerber mit Gewalt vorgegangen ist, auf die Dauer vom Leibe zu halten; deshalb mußte nach Möglichkeit danach getrachtet werden, Belgien militärisch, verkehrspolitisch und wirtschaftlich in die Hand zu bekommen. Damit wäre die Freiheit der Meere auf ein Jahrhundert nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze Welt gesichert gewesen; nun ist es damit vorbei. Der Durchmarsch durch Belgien war Kriegsrecht, begründet in dem höchsten moralischen Völkerrecht, das es gibt: im Kampf für die Zukunft des eigenen Volkes dem Volke die geringstmöglichen Blutopfer aufzuerlegen. Dem schwächeren neutralen Volke steht demgegenüber das Recht der Wahl zu, neutral zu bleiben, oder sich auf eine der beiden kämpfenden Seiten zu schlagen, und dann auch die Folgen zu tragen. Ob wohl ein deutscher Arbeiter so dumm ist, zu glauben, es würde sich irgendwo in der Welt eine Stimme der Entrüstung erheben über das „Unrecht an Deutschland", wenn es heute Frankreich einfiele, z. B. zur Bekämpfung Rußlands seine Heere durch ganz Deutschland zu schicken? Wäre das alldeutsche belgische Kriegsziel erreicht worden — und es war bei einer politischen und militärischen Kriegführung nach alldeutschen Grundsätzen sicher erreichbar, worüber uns die allmählich laut werdenden Zugeständnisse feindlicher maßgebender Persönlichkeiten über den Ubootskrieg und anderes keinen Zweifel lassen —, dann wäre für die deutsche Industrie und den deutschen Handel ein ungeheurer, und zwar gesunder Aufschwung gekommen, und an dem Gesamtnutzen aus demselben hätten neben

Digitized by Google

den Unternehmern den größten Anteil die deutschen Arbeiter gehabt, den geringsten sicher der alldeutsche Oberlehrer und der preußische Offizier. Aber was kümmert es die Obergenossen, ob der deutsche Arbeiter gut wohnen und leben kann! Lieber ihn in einer geknechteten Republik mit sozialistischen Ministern seines Lebens nicht mehr froh werden lassen und seinen Mund mit hohen Papierlöhnen stopfen, als ihn in einer Monarchie zu guter Lebenshaltung gelangen lassen! Unter diesem Gesichtspunkte muß auch die schon einmal erwähnte Drohung der Scheidemänner betrachtet werden, wenn der Feind bereit wäre, seinerseits auf Entschädigungen und Annexionen zu verzichten, und Deutschland führe trotzdem den Krieg weiter, dann gäbe es Revolution. Diese Bereitschaft hätte, wie wir schon früher gesehen haben, nichts anderes bedeutet als den völligen Zusammenbruch der Feinde und ihr Unvermögen, den Krieg noch weiter zu führen; der Nichtverzicht Deutschlands auf ihm lebensnotwendige Entschädigungen und Annexionen hätte also eine Kriegsverlängerung um höchstens einige Wochen bedeutet. Diese Wochen hätten aber dem deutschen Volke den Lohn nicht für die Anstrengungen und Opfer eben dieser Wochen, sondern den Vergelt für die ganze vorausgegangene Kriegszeit gebracht, und für die deutschen Arbeiter hätten sie auf ein halbes oder ganzes Jahrhundert hinaus die Erfüllung ihrer hauptsächlichsten Wünsche bedeutet; der deutsche Arbeiter, seine Familie und seine Kinder hätten es so gut gehabt wie nie vorher. *Aber eben das sollte von einem monarchischen Deutschland den Arbeitern nicht zuteil werden*; man denke immer an das Wort Ströbels, ein voller deutscher Sieg Deutschlands würde den Interessen der *Sozialdemokratie* nicht entsprechen. Der den besiegten Ländern auferlegte Friede hätte sich ganz gewiß auch nicht entfernt mit dem dauernden Kriegszustand vergleichen lassen, den die Ententeländer mit Zustimmung ihrer Proletarierparteien über das deutsche Volk, seine Arbeiter voran, verhängt haben; denn in Deutschland haben nicht nur die Arbeiter, sondern alle Schichten jenes soziale Gewissen, das Scheidemann bei den Entente- und den neutralen Genossen so schmerzlich vermißt. Der deutsche Arbeiter hat unter seiner jüdischen Führung auch sein Deutschtum vergessen, und damit auch auf seine deutsche Sendung. Diese Führer haben ihn spotten gelehrt über den Spruch: am deutschen Wesen soll die Welt genesen, und er hat es bereitwillig gelernt. Das ist furchtbar, weil der Spruch wahr ist. Das Tragischste daran ist: er ist nicht zum geringsten Teile deshalb wahr, weil kein Volk der Welt

Digitized by Google

eine Arbeiterschaft mit soviel Idealismus besitzt wie das deutsche. In allen andern Völkern außer dem deutschen Volke ist echter Idealismus ein Einzelvorkommen unter den besitzenden und gebildeten Schichten; nur im deutschen Volke ist in allen Schichten eine verhältnismäßig große Menge echten Idealismus vorhanden, unter den Arbeiterschichten nicht weniger als unter den andern. Aus diesem Grunde sind die Deutschen, von den Arbeitern bis zu den Königen, das berufene Volk, der Welt Genesung zu bringen. Genesung besonders auch auf sozialem Gebiete. Deutschland ist der Welt in seiner Sozialgesetzgebung vorangegangen; das ist nicht eine Folge der „Sammlung" seiner Arbeiter oder gar der „Vereinigung der Proletarier aller Länder" oder der Kämpfe der Arbeiter um ihr „Recht", sondern hat seine Ursache in inneren Gründen, im deutschen Wesen, nicht zuletzt im deutschen Idealismus. Warum haben die Arbeiter anderer Länder trotz der gleichen Sammlung und der gleichen Kämpfe um ihr Recht nicht annähernd die gleichen sozialen Erfolge errungen wie die deutschen? Warum ist in dem niemals monarchisch gewesenen urdemokratischen Amerika für den Arbeiter und seine Angehörigen nicht annähernd so gut gesorgt wie es im monarchischen Deutschland der Fall war? Weil hier einerseits die arbeitgebenden Schichten viel mehr soziales Verständnis und sozialen Willen besitzen als in den anderen Ländern und andererseits die deutsche Arbeiterschaft mehr Bürgschaft gegen Mißbrauch der sozialen Einrichtungen und für verständige Mitarbeit bot als jede andere. Beides hat seinen tiefsten Grund im deutschen Idealismus. Glaubt der deutsche Arbeiter noch, von den französischen, amerikanischen, polnischen, russischen oder italienischen Proletariern könne für ihn oder die Welt irgendetwas kommen, was nach Genesung aussähe?

Nur durch das gemeinsame Schaffen des Idealismus aller Schichten war die gesunde soziale Entwicklung möglich, wie sie in Deutschland vor dem Kriege im Gang war und wie sie durch den Krieg ungeheuer hätte gefördert werden können, wenn dieses Zusammenschaffen im Krieg und nach dem Krieg angehalten hätte; dann hätte der Krieg siegreich für Deutschland geendet, und das siegreiche Deutschland mit seiner mächtigen Arbeiterpartei hätte die Welt gezwungen, ihm in seiner fortschreitenden sozialen Gesetzgebung zu folgen. Aber im Krieg ging der Idealismus der Arbeiter, von schlechten Führern irregeleitet, andere Wege als der der oberen Schichten, und in den oberen Schichten selbst strebte der Idealismus auseinander und irrte nach undeutschen Zielen ab. Mit der Ergreifung der Herrschaft im Reich durch die

Digitized by Google

Scheidemänner und ihre Bundesgenossen, mit denen sie innerlich das Undeutsche der Ziele gemeinsam hatten, wurde der Idealismus der ihres Deutschtums und ihrer Pflichten gegen deutsches Volkstum bewußten oberen und mittleren Schichten aus dem staatlichen Leben ausgeschaltet, und damit trat auch in Deutschland das ein, was in allen anderen demokratischen Ländern einen wahrhaften sozialen Fortschritt unmöglich macht, die in allen demokratischen Ländern herrschende Korruption. Von den Mitteln, die volkswirtschaftlich überhaupt für die allgemeine soziale Hebung der schlechter gestellten Schichten aufgebracht werden können, wird zuviel durch die Unterbringung und Versorgung um die Sozialdemokratie „verdienter" Führer und Günstlinge der Partei verschluckt, und für die Arbeiterschaft im allgemeinen bleibt nichts übrig. Zu dem staatlichen Beamtenheer, das bei gutem Zusammenarbeiten der Volksgemeinschaft in einem monarchischen Staate völlig für die Erledigung der Geschäfte und die Vertretung der Interessen aller Schichten ausreicht, tritt in einem auseinanderstrebenden Volke zunächst ein sachlich überflüssiges neues Privatbeamtenheer, das die Interessen der einen Schicht gegenüber den anderen Schichten vertreten soll, und findet dann gar eine „demokratische" Umwälzung wie 1918 statt, dann will das bisherige Privatbeamtenheer auch auf Staatskosten übernommen werden; es kann sie aber nicht ersetzen, einerseits meistens schon wegen der mangelnden Vorbildung und Schulung, andererseits wegen der mangelnden Staatsgesinnung nicht, und schiebt sich daher einfach neben oder über das alte Beamtenheer, stellt also nur eine neue, so gut wie unproduktive Last für den Staat dar. Das bisherige Privat- und Parteibeamtenheer verschwindet aber deshalb nicht, sondern es drängen in die freiwerdenden Stellen neue, um die Partei „verdiente" Leute ein. Das Beamtenheer in einer derartigen uneinigen und demokratisierten Volksgemeinschaft ist daher dreifach so groß als es in einem geordneten Staatswesen mit gut zusammenarbeitenden Volksschichten sein müßte, und bei dieser Belastung des Staates ist eine allgemeine soziale Hebung der unteren Schichten von vornherein ausgeschlossen; selbst bei einer geradezu glänzenden wirtschaftlichen Blüte würde immer der Rahm oben abgeschöpft werden und nicht in die Tiefe dringen.

Es liegt etwas wahrhaft Teuflisches darin, wie die jüdisch „orientierte" Sozialdemokratie den deutschen Arbeiter gerade bei seinem Idealismus zu packen verstanden hat, um ihn selbst jede Möglichkeit, diesem Idealismus Auswirkung zu schaffen, tot-

Digitized by Google

schlagen zu lassen. Auch wo der deutsche Arbeiter, in begreiflicher Verkennung der Fähigkeiten seines Standes, die Alleinherrschaft der Arbeiterklasse anstrebt, will er, wenigstens soweit er vor sich selbst darüber Rechenschaft ablegt und nicht lediglich dem dumpfen Begehren nach Macht folgt, damit nicht der einzelnen Arbeiterpersönlichkeit, sondern irgendeiner idealen Sache, der allgemeinen Gerechtigkeit, dem Kampf gegen unverdienten Reichtum und unverdiente Armut, der Menschenliebe und dem Menschenfrieden dienen. Indem es sich als Führer zu derartigen i d e a l e n Gütern ausgab, hat sich das Judentum in das Vertrauen des deutschen Arbeiters eingeschlichen. Was dabei dem Judentum in Wirklichkeit vor Augen schwebte, war das ideale völkisch-nationale Ziel des Judentums, seine Herrschaft über die Welt durch sein Kapital. Der ganze Idealismus des deutschen Arbeiters wurde dazu verbraucht, ihn den geborenen Führern seiner eigenen Rasse zu entfremden und mit Hilfe geborener Werkzeuge wie der Scheidemänner an die Stelle deutschen Herrentums das internationale jüdische Großkapital zu setzen. Die ganze deutsche Arbeiterbewegung wird dahin ausmünden, nicht nur die Arbeiterschaft, sondern auch die deutsche Mittel- und Oberschicht in Abhängigkeit vom internationalen Großkapital zu bringen. Was dem Weltkrieg noch nicht gelungen war, vollendet die Republik der Scheidemänner und Genossen; der Verlust des Krieges, der durch den militärischen Streik von Juden verhetzter sozialdemokratischer Arbeiter verursacht wurde, und die Regiererei der sozialdemokratisch bestimmten Republik haben eine wirtschaftspolitische Lage geschaffen, die selbst das früher unabhängige deutsche Industriegroßkapital zwingt, mit dem jüdischen Großkapital zusammenzugehen, wenn es sich selbst erhalten will. Mit Marx und Lasalle begann die deutsche Arbeiterbewegung und mit Rothschild, Schiff, Loeb und Kuhn endet sie. Die Londoner, Pariser, Neuyorker jüdische Großfinanz wird in Zukunft bestimmen, wie lange der deutsche Arbeiter zu arbeiten hat, wieviel Lohn er erhält, was er sich dafür kaufen kann, und wie er im Alter und im Invaliditätsfalle versorgt sein wird. Weil dieser Kapitalismus es befiehlt, werden im Frühjahr 1922 die Brotpreise erhöht. Um gegen derartige „unerträgliche Nöte" zu protestieren, gehen aber die Scheidemänner nicht auf die Straße, sondern sie erzählen dem „Volke", das sei „Erfüllungspolitik", und diese Erfüllungspolitik sei die einzig richtige.

*) Vergl. dazu: Liek, der deutsche Arbeiter und das Judentum. Verl. J. F. Lehmann, München. Pr. 1,50 M.

Digitized by Google

Sie ist auch in der Tat genau so „richtig", wie damals das Auf-die-Straße-gehen, weil die deutsche Regierung nicht die Verfassung mitten im Krieg ändern wollte, richtig im Sinne nationaljüdischer Politik. Wenn der deutsche Arbeiter glaubt, damit seinen idealen und materiellen Zielen näher zu rücken, ist er ein Narr; er entfernt sich auf diesem Wege immer weiter von ihnen. Den russischen Arbeitern dürfte die unermeßliche Torheit, die sie begangen haben, als sie ihre Mittel- und Oberschicht dem Judentum ans Messer lieferten, bereits aufgegangen sein; die deutsche Mittel- und Oberschicht waren aber in ganz anderem Grade die wertvollsten und unentbehrlichsten Bundesgenossen für die Arbeiterschaft in der Erreichung ihrer idealen Ziele als es die entsprechenden russischen Kreise waren.

Besonders den Politiker, dem die Einbeziehung der Arbeiterschaft in das allgemeine Wohl des Volkstums am meisten am Herzen liegt, den nationalvölkischen Politiker, hat die Judenpolitik der deutschen Arbeiter in eine geradezu verzweifelte Lage gebracht. Die größte Gefahr, die Deutschland droht, ist nicht die äußere Vergewaltigung durch die Feinde, sondern die innere Vergiftung der deutschen Volksseele. Wenn auch noch die Rheinlande selbständig oder französisch werden, wenn noch weitere Teile Schlesiens abgetrennt werden, wenn Bayern sich vom Reich loslöst und das Reich zerfällt, so werden das alles Schädigungen schwerster Art, aber alles keine Schädigungen unheilbarer Art sein, sie können unter Umständen sogar Heilmittel für die tief erkrankte Volksseele werden. Wenn aber das eintritt, was ich früher einmal „Verschweizerung" Deutschlands nannte, die seelische Gewöhnung an den Verzicht auf nationale Machtstellung und völkisches Eigenrecht, die Hinnahme des knechtischen Daseins als Selbstverständlichkeit, wenn nur die Dienstbarkeit einigermaßen entsprechend „bezahlt" wird, das Nichtsmehrdahinterfinden, wenn England, Frankreich, Amerika, Japan, Italien als Weltmächte auftreten, während Deutschland lediglich die Rolle einer Kolonie spielt, die für die anderen Mächte, ähnlich wie deren Tropenkolonien Kopra, Kaffee, Baumwolle und Südfrüchte, Industrie- und geistige Erzeugnisse abzuliefern hat, die bei ihnen nicht so gut wachsen, dann sind Deutschland und sein Volkstum dauernd verloren. Der Schweizer hat auf sein Deutschtum längst vergessen; er plappert mit kindlichem Stolz sein Sprüchlein vom „fryen Schwyzer" herunter und merkt gar nicht mehr, wie z. B. Frankreich nur durch ein paar Genfer Advokaten winken zu lassen braucht, und der fryе Schwyzer tanzt artig nach der Pfeife von

Digitized by Google

Paris. Welchem Schweizer genügt es nicht, wenn ihm einer ein noch so dummes Zerrbild der „Preußen" an die Wand malt, um schleunigst von Deutschland abzurücken, welchem Schweizer stünde noch ein großes geeintes Deutschtum als politisches Hochziel vor Augen, in der Art, wie jedem Polen, Serben, Tschechen die Größe und Einigkeit seines Volkstums Hochziel ist?

Sind wir nicht auch schon sehr weit in dieser Entvolklichung fortgeschritten? Von der Gewöhnung an den Verzicht auf die Zugehörigkeit der Holländer, Schweizer, der verwelschten Rheinfranken in Frankreich sei abgesehen. Aber sind nicht heute schon eine Menge Deutsche bereit, sich mit dem Verlust Elsaß-Lothringens und Straßburgs dauernd abzufinden, wenn sie damit nur ihre Ruhe bekommen und ungestört ihren Geschäften nachgehen können? Wer sich heute noch im Herzen zur demokratischen Partei bekennt, kann ruhig als bereits hoffnungslos vergiftet angesehen werden. Wenn sich heute eine günstige Gelegenheit böte, Elsaß-Lothringen mit den Waffen wieder zu erobern, glaubt jemand, die Frankfurter oder Vossische Zeitung oder das Berliner Tageblatt oder die Payer, Haußmann, Gothein, Dernburg, Bernstorff, Rathenau würden ihre Scharen zum Feldzug gegen Frankreich begeistern? Die Zahl der Demokraten ist stark zusammengeschmolzen, aber sie bilden immerhin noch einen stattlichen Anteil der Schichten, die ihrer sozialen Stellung nach zur nationalen Führung des Volkes berufen wären. Einen auch der Menge nach bedeutenden Teil des deutschen Volkes entzieht das Zentrum der deutschen Sache. Kann sich jemand vorstellen, die wieder zugelassenen Jesuiten lehrten in ihren zahlreichen neu eröffneten Unterrichtsanstalten ihren Zöglingen, die Besitznahme dieser Länder durch Frankreich sei ein gemeiner Raub und eine ungeheure dem deutschen Volke angetane Schmach? Das Muster der Jesuiten ist aber in den Ländern, in denen sie wirken dürfen, maßgebend für alle katholischen Schulen, und alle katholischen Kräfte werden in solchen Ländern für die Errichtung katholischer Konfessionsschulen eingesetzt. Einen tiefen Blick in die Zentrumsseele und ihr Verhältnis zur Sozialdemokratie läßt der Ausspruch Fehrenbachs — „Altreichskanzler" nannte ihn der Vorsitzende! — tun, der am 15. Januar 1922 auf dem Parteitag des Zentrums in Berlin fiel: „Wir, die zusammenarbeiten, zusammenarbeiten müssen mit der Sozialdemokratie, können den öden Antisemitismus und das blöde Ariertum nicht verstehen." „Wenn ich bloß das Wort „völkisch" höre, wird mir schon übel." Alles, was dem Zentrum angehört, ist an die Lähmung seines völkischen Empfindens gewöhnt, sobald

Digitized by Google

römische und parteipolitische Interessen mit den deutschen Volksinteressen zusammenstoßen, und dadurch ist seine gesamte Widerstandskraft gegen alle anderen gegenvölkischen Gifte erheblich geschwächt. Der Verschweizerung wird dieser Volksteil mit Leichtigkeit anheimfallen, und der nationale Politiker kann mit ihm als einen Baustein zur Wiederaufrichtung Deutschlands nicht rechnen.

In der Deutschen Volkspartei und in der deutschnationalen Partei besteht der Wille zum nationalen Wiederaufbau. Ausschlaggebend für die Politik der ersteren ist das deutsche Unternehmertum, das teils auf dem unmittelbaren Wege des Besitzes oder Mitbesitzes, teils auf dem mittelbaren der Finanzierung durch die Großbanken vielfach mit der jüdischen Großfinanz verfilzt ist. Berufsgebiet des Unternehmertums ist die Wirtschaft; das verführt von vorneherein das Unternehmertum, wie jeder Stand den seinen, das Unternehmertum für den staatswichtigsten Beruf zu halten und alles, auch die Staatspolitik, unter dem Gesichtswinkel des Wirtschaftslebens zu betrachten. Während seiner glänzenden Entwicklung unter den deutschen Kaisern und Königen hat sich das deutsche Unternehmertum um Politik so gut wie nicht gekümmert; es glaubte, mit der Erfüllung seiner Berufspflichten dem Staat gegeben zu haben, was es ihm schuldig war. Die Staatspolitik überließ es dem jüdischen Unternehmertum, das alle wirtschaftlich wichtigen Blätter in seine Hände brachte; der deutsche Unternehmer mußte sie sich aus wirtschaftlichen Gründen halten und wurde im politischen Teil derselben zu den Anschauungen der jüdisch-pazifistischen Staatspolitik erzogen. Dem Judentum konnte es nur von Nutzen sein, wenn sich im deutschen Unternehmertum die Meinung bildete, Wirtschaftspolitik sei die wahre Staatspolitik der Gegenwart; denn in der Wirtschaft hat das Großkapital die Führung und die Mehrheit des Großkapitals ist in jüdischen Händen. Ob Stinnes oder Rathenau die deutsche Staatspolitik bestimmen, läuft letzten Endes nur auf einen Unterschied in der Schnelligkeit der Erreichung des gleichen Ergebnisses heraus. Rathenau verfolgt ohne Umwege die Politik der internationalen jüdischen Großbanken; Stinnes dagegen treibt deutsche Industriepolitik, die etwas ganz anderes ist als deutsche Staatspolitik; bei der schon erwähnten starken Durchsetzung der deutschen Industrie und des deutschen Handels mit jüdischem Kapital wird diese Politik schließlich ebenfalls, wenn auch langsamer, mit der Auslieferung Deutschlands an die jüdische Wirtschaftspolitik enden, die gleich mit jüdischer Staatspolitik ist. So wertvolle nationale Gesinnung daher auch unter den Anhängern der deutschen Volkspartei zu

Digitized by Google

finden ist, so bedeutet sie doch, solange das Unternehmertum seine Politik bestimmt, kein Hindernis für den Eingang des Giftes der fortschreitenden Entvolklichung, der Verschweizerung. Es ist eine glänzende Blüte der deutschen Industrie auch in einem verschweizerten Deutschland wohl denkbar; das jüdische Großkapital wünscht für sein in der Industrie steckendes Geld eine gute Verzinsung und es pflegt namentlich seine besseren Angestellten nicht hungern zu lassen, weil deren Leistungsfähigkeit darunter leiden würde.

Die widerstandsfähigsten Kräfte dürfte die deutschnationale Partei unter ihrem Banner vereinigt haben, namentlich in ihren völkischen Untergruppen. Die Widerstandsfähigkeit nimmt aber, ähnlich wie in der nationalliberalen Partei, ab, je mehr man sich den Spitzen nähert. Die ganze Entwicklung der konservativen Partei unter Wilhelm II. war eine fortwährende Steigerung der Neigung zu Kompromissen, einerseits unmittelbar mit den reinen Wirtschaftspolitikern selbst, andererseits mit der Regierung, aus „Loyalität", weil sie „Regierung" war; diese Regierung unterstand aber selbst wieder dem Einfluß der jüdischen Wirtschaftspolitiker. Die Gewöhnung an diese Art Politik merkt man den führenden Schichten der deutschnationalen Partei, die ja selbst in den Personen größtenteils die gleichen geblieben sind, auf Schritt und Tritt an: sie läßt einen frisch-fröhlichen nationalen Kampf gegen die drohende Vergiftung nicht aufkommen, sondern bereitet ihr eher noch durch die Unterlassung dieses Kampfes den Boden.

Diese Verhältnisse sind völkisch um so verhängnisvoller, als sich in den führenden Schichten der beiden rechten Parteien fast das ganze deutsche Großkapital befindet, das für deutsche nationale Zwecke in Betracht kommen könnte. Aus kleinen Beiträgen der Mittelschichten wie die Sozialdemokratie aus den Arbeiterschichten die nötigen Summen zusammenbringen zu wollen, ist aussichtslos, weil einerseits das gemeinsame wirtschaftliche Band fehlt, das sich um die Handarbeiter schlingt, und andererseits diese Mittelschichten bereits zu entvolklicht sind, um aus dem völkischen Gemeinschaftsgefühl ein sie umschlingendes Band knüpfen zu können. Zu jedem politischen Zweck, auch zu dem einer nationalen Wiedergeburt, sind aber Geld und Leute erforderlich, zum mindesten Geld oder Leute. Mit dem Geld kann man sich Leute schaffen, durch Organisation und Aufklärung, durch Leute Geld, durch die politische Macht, die eine stattliche Anhängerschaft verleiht. Aber eins von beiden ist mindestens notwendig. Der nationale deutsche

Digitized by Google

Politiker befindet sich in der Lage, vom nationalen Kapital kein Geld zu bekommen, weil dasselbe eine wirtschaftlich und keine national bestimmte Politik will, und von den nationalen Schichten keine Leute, weil sich diese durch die Presse des Großkapitals ihre politische Richtung vorschreiben lassen. Um den besitzenden Kreisen die nationale Unabhängigkeit zu bringen, müßte man die Leute aus den Arbeiterklassen zur Hilfe heranziehen können, und um die Arbeiter in gesunde Bahnen zu bringen, müßte man die Unterstützung des Besitzes haben. Um das deutsche Großkapital und das deutsche Bürgertum vor der Versklavung durch die jüdische Großfinanz zu retten, müßte man mit den Arbeitern den Kampf gegen den Kapitalismus aufnehmen können, und um die Arbeiter von ihrem sozialdemokratischen Kampf für die jüdische Großfinanz abbringen zu können, bräuchte man die Mittel des deutschen Kapitalismus. Während das theoretische Ziel des nationalen Politikers die Zusammenfassung aller gut deutschen Kreise in Arbeiter- und Mittelstand und Oberschicht sein muß, steht er infolge der geschilderten Verhältnisse praktisch stets vor der Frage, wo sich ihm die geringere oder größere Möglichkeit bieten könnte, in die alles umziehende Mauer der wirtschaftlichen Rücksichten, mit Hilfe derer das Judentum sämtliche deutsche Volkskreise gängelt, Bresche zu legen.

Für das Bürgertum als die aussichtsreichere Seite sprechen drei Umstände: die höhere Intelligenz, der größere Grundbestand an völkischem und geschichtlichem Empfinden, und die verhältnismäßig stärkere soziale Not. Aber die sonstige Intelligenz des Bürgertums versagt teilweise auf politischem Gebiet, teilweise wird sie aufgehoben durch die unüberwindliche Abneigung gegen den politischen Kampf und gegen die politische Selbsthilfe; lieber noch die schlechtere Führung, wenn sie ihm nur ohne sein Zutun gestellt wird, als eine bessere, die es sich erst erzwingen muß. Eine Intelligenz, welche die offenkundigsten politischen Torheiten jahrzehntelang willen- und erkenntnislos über sich ergehen ließ — einem Bethmann-Hollweg verlieh eine deutsche Universität mitten im Kriege den Ehrendoktor! —, eine Intelligenz, die den Zusammenbruch der Torheitspolitik in der schroffsten Form erlebte und sich immer noch sehr wohl fühlt unter den gleichen Führern, die sie ahnungs- und widerstandslos in den Abgrund hineinschlittern ließen; eine Bildungsschicht, die Geschichtsunterricht genossen und den denkbar eindringlichsten Geschichtsunterricht erlebt hat und sich nach wie vor gläubig nach politischen Grundsätzen leiten läßt, die jeder Geschichtslehre und jeder Ge-

Digitized by Google

schichtserfahrung hohnsprechen; ein Geschlecht, das seine in Ehren grau gewordenen Eltern und Großeltern von Stand und Wert aus Not Familienbilder und letzte Habseligkeiten verkaufen sieht, und keine andere Weisheit sieht, als sich auf den Boden der gegebenen Tatsachen zu stellen und sich ihnen anzupassen, Stände, die sich in ihrer Gesamtheit der Proletarisierung entgegentreiben sehen und sich nicht zum Zusammenschluß aufzuraffen vermögen, sind nationalpolitisch hoffnungslos.

Der Mangel an all dem, was am Bürgertum hoffnungsvoll erscheint, spricht dagegen, nationale Hoffnungen auf den Arbeiter zu setzen. Seine politische Intelligenz reicht nicht aus, irgendwelche Zusammenhänge richtig zu erkennen und das Trügerische der Irrlehren, die ihn bei irgendeiner schwachen Seite packen, auch nur halbwegs zu durchschauen. Lehren aus der Erfahrung kennt er so wenig, wie der Bürger; er fällt auch auf die dümmsten Ausreden herein, mit denen seine sozialistischen Führer das Scheitern ihrer Voraussagen und die Mißerfolge ihrer Führung bemänteln, wenn sie nur seiner Eitelkeit schmeicheln oder seine natürliche Abneigung gegen die besseren Stände, die niemals auszurotten sein wird, anrufen. Den Glauben an die Notwendigkeit einer größeren angeborenen Begabung, als sie der Durchschnittsarbeiter besitzt, zur Erfüllung der Pflichten der höheren Stände wird dem Arbeiter niemand mehr beibringen, und von dem inneren Neid auf die Merkmale oder die Gesamterscheinung, die nun eben doch einmal jene höhere Begabung und Bildung verleiht, wird ihn niemand befreien können, selbst wenn das Einkommen des Arbeiters das des Intellektuellen bedeutend übersteigen sollte. Das geschichtliche und völkische Empfinden der Arbeiter ist unter der sozialdemokratisch-jüdischen Leitung so ziemlich auf den Nullpunkt gesunken. Wenn auch die besseren Arbeiter nicht mit Crispien und den Unabhängigen „kein deutsches Vaterland kennen" — „unser Vaterland ist die Erde, das Proletariat", behauptete Crispien bekanntlich am 10. Januar 1922 auf dem Leipziger Parteitag der U. S. P. —, sondern eher in der Art der Scheidemänner gern zu der Redensart greifen, sie seien ebensogute Deutsche wie alle anderen, so ist das doch in ihrem Munde eine inhaltslose Wendung, bei der man sofort ins Bodenlose gerät, wenn man ihr irgendwie nachgeht. Not im eigentlichen Sinne kennt der heutige deutsche Arbeiter kaum mehr; er ist fast überall zum Kleinbürger mit auskömmlicher Lebenshaltung geworden. Was sich heutzutage noch einigermaßen mit dem alten Begriff des „Proletariats" deckt, ist halbwüchsige Jugend, deren zeitweise

Digitized by Google

„Not" aus ihrem zeitweisen Bedürfnis nach Nichtstun erwächst, gemischt mit Zuhältern und Verbrechern; das Ganze spielt dann „Proletariat". Dieses „Proletariat" war es ja auch, das die „Revolution" in Wirklichkeit gemacht hat; hätten die untauglich geführten Mittel- und Oberschichten nicht so gänzlich versagt, so wäre diese Revolutionsmacherei auch nur Spielerei geblieben. Mittel- und Oberschichten wissen das, aber trotzdem halten sie an ihren untauglichen Führern unentwegt fest. Die Unzahl derartiger Erfahrungen mit dem Bürgertum bildet den Grund, weshalb trotz allem manche nationalen Politiker immer noch größere nationale Hoffnungen auf die Arbeiter- und auf die Kleinbürgerschichten setzen als auf die höherstehenden.

Die Hoffnung gründet sich auf die Annahme, was der Verstand des Bürgertums nicht sieht, werde vielleicht das Gemüt des Arbeiters, das noch gesunder und weniger verbildet als das des Bürgers ist, allmählich ahnen. Die Widersprüche zwischen dem, was dem Arbeiter von seinen Führern in Aussicht gestellt wurde als Folgen der Demokratisierung, der Waffenniederlegung usw. und dem, was die Wirklichkeit gebracht hat, sind ja auch noch krasser als die, welche die Politik der bürgerlichen Parteipolitiker zeitigte. Schließlich wird es den gescheiteren Arbeitern doch etwas merkwürdig vorkommen, wenn seine Führer im Kampf gegen den Kapitalismus in immer steigendem Maße zur Macht im Staate gelangen, Landräte, Oberbürgermeister, Minister und Reichspräsidenten werden, und gleichzeitig die Macht des Kapitalismus immer höher steigt; wenn die Zeit des Völkerfriedens und der Völkerverständigung, die mit der Vernichtung des preußischen „Militarismus" anbrechen sollte, das Bild eines völlig entwaffneten Deutschland und bis zu den Zähnen bewaffneter Ententestaaten bietet; wenn sich die „Internationalität des Arbeiterproletariats" in der Zustimmung der französischen Sozialisten zu allen Forderungen äußert, durch die der französische Militarismus aus dem deutschen Volk, voran aus den deutschen Arbeitern, die höchsten Arbeitsleistungen herauspressen will, um dem französischen Volk, die französischen Arbeiter mit inbegriffen, ein kapitalistisches Rentnerdasein zu gestatten; wenn in der neuen parlamentarischen Volksrepublik jede Lohnerhöhung noch viel mehr wie früher sofort durch die Warenverteuerung wieder überholt wird; wenn in den neuen Aemtern, die durch Männer aus dem Proeltarierstand besetzt werden statt durch eingebildete „Studierte", trotz durchgängiger Vervielfachung der Beamtenzahl nirgends mehr oder Besseres, in vielen aber bedeutend weniger und Schlechteres ge-

Digitized by Google

leistet wird; wenn alle seine gehobenen Proletariergenossen mit den gehobenen Gehältern sich zwar mit fabelhafter Schnelligkeit bourgeoise Untugenden aneignen, ohne indessen die Vorzüge des alten Beamten- und Bürgertums mitzuübernehmen. Um diese Erscheinungen mit der Zeit auffällig zu finden und die Windigkeit der üblichen Entschuldigungen — Uebergangszeit, Kinderkrankheiten, Nachwehen des kapitalistisch-militärischen Systems — allmählich einzusehen, bedarf es keiner höheren politischen Einsicht, und aus solchen Erkenntnissen die natürlichen Folgerungen zu ziehen, liegt einfacheren Charakteren vielleicht näher als unseren so mannigfach verschulten besseren Schichten. Es ist wohl denkbar, daß in den unteren Schichten das Bedürfnis nach Führern anderer Art früher lebendig wird als in den oberen; vielleicht bricht sich dann dort auch die Wahrheit allmählich Bahn, daß ihr eigenes Wohl mit dem Wohl der „Welt" nicht im geringsten Zusammenhang steht, wohl aber unlösbar verknüpft ist mit dem Wohl des eigenen Gesamtvolkes. Von da wäre es dann nur ein kleiner Schritt zu der weiteren Erkenntnis: für die Eignung zur Führung der Arbeiterschaft ist die Zugehörigkeit zum Arbeiterstand kein Kennzeichen, und für die Nichteignung dazu sind Vorspiegelungen wie die, die Arbeiterklasse sei zur Herrschaft im Staate berufen, der sichere Beweis. Nicht der Arbeiterstand braucht neue Arbeiterführer, sondern das Gesamtvolk braucht neue völkische Führer. Nur der wird sein Volk in die Höhe führen, der keine Klasse und keinen Stand vertritt, sondern immer nur das Volkstum im Ganzen im Auge hat. Ein soweit fortgeschrittenes Volk wird alle seine Parteiführer abschütteln oder innerhalb der Parteien sich seine neuen Führer unter den Völkischen suchen. Das Paradies werden ihnen die Völkischen auch nicht bringen können; aber Anstand und Ehrlichkeit werden im Staat wieder einziehen, und nach dem Ende des „Schwindels" sehnt sich ja heute schon jeder Arbeiter. Was sich in den nationalsozialistischen Verbänden regt, ist ein immerhin verheißungsvoller Anfang.

———

Digitized by Google

XII.

Streiflichter.

Von
Graf Hoensbroech.

Der deutschnationale Abg. Hergt hat die Frage der „Reichspräsidenten"-Wahl aufgeworfen. Mit Recht. Denn Herr Ebert sitzt unverfassungsmäßig in der Wilhelmstraße. Nach Artikel 14 der Verfassung soll das deutsche Volk unmittelbar den Reichspräsidenten wählen; Ebert ist aber Erzeugnis einer Zufalls-Parteimehrheit, noch dazu aus Parteien (Sozialdemokratie, Zentrum, Demokraten) zusammengesetzt, die nicht wurzelecht deutsch sind, von denen zum mindesten zwei (Sozialdemokratie und Zentrum) Volk und Vaterland verraten haben. Hatte so Herr Hergt Recht in der Sache, so hatte er Unrecht in der Form. Hergts Verbeugung vor Ebert wegen „guter Amtsführung" war ein böser Fehler, der bei der Wahl reichlich ausgenutzt werden wird. Das einzige, was man Herrn Ebert „gut"-schreiben kann, ist, daß er, im Gefühl, zu Unrecht „Reichspräsident" zu sein, mehrmals selbst eine verfassungsmäßige Neuwahl verlangt hat, zuletzt noch im Oktober 1921. Aber Herr Wirth scheute eine Wahl und so schützte er in seiner Antwort auf Hergts Anfrage die noch nicht endgültig geregelten Verhältnisse in Oberschlesien als Hinderungsgrund für die „Reichspräsidenten"-Wahl vor. Daß er dabei Eberts politische Einsicht stark bloßstellte, bemerkte niemand. Denn auch am 21. Oktober 1921, als Ebert in seinem Briefe an Wirth Wahlausschreibung forderte, waren die Verhältnisse in Oberschlesien nicht endgültig geregelt. Wäre also die Ungeklärtheit der oberschlesischen Verhältnisse wirklich Grund für Hinausschiebung der Wahl, so war Herr Ebert, als er auf sie drängte („baldmöglichst", „unverzüglich": Eberts eigene Worte), politisch ahnungslos. Nein, nicht Oberschlesien hindert die Wahl: sie paßt nicht in den Parteikram des Parteimannes Wirth. Es muß übrigens scharf gerügt werden, daß das Oktober-Schreiben Eberts an Wirth nicht amtlich veröffentlicht worden ist; „rein zufällig" hat es erst jetzt der „Vorwärts" aus der Schublade gezogen. Mit dem Drängen auf Neuwahl ist über Herrn Eberts „Guthaben" alles gesagt. Ihm gegenüber steht sein „Schlechthaben". Nur wenige Tatsachen: sein Ueber-den-Parteien-Stehen wird grell beleuchtet durch seinen fanatisch-sozialdemokratischen

Digitized by Google

Brief an einen pommerschen Genossen, worin er die Deutschnationalen als „Geschmeiß" bezeichnet; es wird beleuchtet durch seine „reichspräsidentliche" Sorge, daß bei Besetzung gut bezahlter Stellen Sozialdemokratie und Zentrum nur ja auf ihre Rechnung kommen; es wird beleuchtet durch Begnadigung von Hölz-Banditen und ähnlichem ihm blutsverwandten Gesindel. Denn man darf nie vergessen, daß Spartakisten und Kommunisten sozialdemokratischen Ursprungs sind, Abkömmlinge von Marx und Engels, den Propheten des Privateigentum-Diebstahls, und dadurch wesensverwandt mit Ebert, Scheidemann usw., den „Vorwärts"-, „Freiheit"- und „Rote Fahne"-Leuten. „Fleisch von meinem Fleische und Bein von meinem Beine", muß Herr Ebert, will er ehrlich sein, sich sagen. Der ganze Unterschied ist, daß die einen die neue Weltordnung schneller, mit Knüttel und Schießprügel, mit Raub, Brandstiftung und Mord einführen wollen, die anderen langsamer, mit „Gesetzen" und Aufklärung". Völliges Versagen Eberts liegt auch in Folgendem, das ich schon einmal betont habe, das aber nie genug hervorgehoben werden kann. Ebert ist nicht nur hervorgegangen aus Arbeiterkreisen, er selbst war lange Jahre hindurch Arbeiter. Gewiß keine Schande, im Gegenteil! Mancher Gründer einer Dynastie, mancher Feldherr — der Schneider Derfflinger! —, mancher gewaltige Staatsmann, kamen aus dem „Nichts". Aber Herr Ebert ist nicht nur aus dem „Nichts" gekommen, er blieb im Nichts, d. h. er hat nichts, aber auch gar nichts Ersprießliches für Deutschland geleistet. Und was hätte er nicht als Arbeiter-Präsident leisten können! Seine Arbeiter-Eigenschaft war ein gewaltiges Kapital, das, richtig angelegt, gerade von der Wilhelmstraße aus hohe Zinsen zum Nutzen unseres Vaterlandes gebracht hätte. Wäre der Arbeiter-Präsident Ebert vom November 1918 an im Lande herumgefahren, hätte er in öffentlichen Versammlungen zu den Arbeitern Deutschlands als ihr Mitarbeiter, als ihr Arbeitsgenosse gesprochen und ihnen vom Arbeiterstandpunkte aus klar gemacht, wie verderblich für das ganze Volk und besonders für die Arbeiter Streiks und Putsche und Unruhen sind, wie schwer dadurch das ganze Wirtschaftsleben geschädigt wird, wie Arbeit, regelmäßige, ununterbrochene Arbeit, Gebot der Selbsterhaltung ist: er hätte Großes geleistet. Ihn, den Arbeiter, hätten die Arbeitermassen wenigstens angehört (uns „Andere", uns „Nicht-Arbeiter", hören sie ja nicht einmal an); seine Worte, weil Arbeiter-Worte,

Digitized by Google

hätten sie erwogen, und die überwiegende Mehrheit der Arbeiter wäre dem Arbeiter Ebert gefolgt. Das wird vielen utopisch klingen; wer es aber ernstlich erwägt, findet Wahrheit in ihm. Zum mindesten den Versuch einer solchen Arbeiter-Vortragsreise hätte Ebert machen müssen. Nichts davon! Er setzte sich fest in der Wilhelmstraße, „empfing", „repräsentierte", erließ „stroherne Episteln" und „fürstlich" anmutende Telegramme, eröffnete Ausstellungen, und — und das ist ein Verbrechen, weil eine maßlose Unklugheit — ließ sich, während Millionen hungern, sein Gehalt und seine „Repräsentations-Gelder" erhöhen. Hätte er die Erhöhung abgewiesen mit dem Hinweis auf die allgemeine Armut und Not: es wäre eine politische und soziale Tat gewesen von weittragenden, segensreichen Folgen; sie hätte ihm Achtung erzwungen bis in die Reihen seiner schärfsten Gegner. Allerdings wären die Arbeiter-Vortragsreisen Eberts nicht ohne Gefahr für ihn gewesen; „brüderlich"-kommunistische Messerstiche und „freundnachbarliche" Kugeln hätten nicht zu den Unmöglichkeiten gehört. Aber ist es nicht Berufspflicht des Herrn Ebert, sich ganz einzusetzen für das Volk? Andere Volks-Präsidenten haben sich nicht gescheut, solche Pflichterfüllung mit dem Leben zu bezahlen: so Lincoln in Nordamerika, so Garcia Moreno in Equador, so Carnot in Frankreich. Das „Schuldhaben" Eberts ist also ein großes. Ihn, den Versäumer großer Gelegenheiten, den „repräsentierenden" Nichtstuer wiederzuwählen, wäre politische Torheit ersten Ranges. Ihre Begehung ist aber nicht unmöglich, denn politische Toren, verbohrte Parteileute, Partei-Soldschreiber, haben das Heft in der Hand. — Kurzsichtigkeit und Willensschwäche, Selbstsucht und Eitelkeit ziehen als Viergespann den in allen Naben und Fugen krachenden Reichswagen in den Abgrund.

Nun die Frage: Wenn wollen wir Nicht-Republikaner, wir Monarchisten, als Präsidentschafts-Kandidaten aufstellen? Die Fragen stellen, und sie unbeantwortet lassen müssen, ist ein und dasselbe. Oder wollen auch wir zur Volkszerfleischung beitragen? Ja, wäre das Volk politisch so reif, ich möchte sagen, so abgeklärt, daß es in seiner Mehrheit erkännte: „Der „Reichspräsident" muß ein Mann sein ohne parteipolitische Vergangenheit, nicht ein Parteiführer von früher oder jetzt, dann könnte man sich auf einen parteilosen, geachteten, klugen, unbescholtenen, taktvollen Mann wirklich einigen. Solange diese Einigung aber unmöglich ist, überlasse man es doch dem Parlamentarismus, noch eine Präsidenten-

Digitized by Google

Mißgeburt hervorzubringen, möge nun Zentrum oder Sozialdemokratie oder Demokratie Vater des „Kindes" sein, oder auch alle drei zusammen. Die Reichspräsidenten-Wahl zur „Kraftprobe zwischen Republik und Monarchie" machen zu wollen, wie manche Toren in ihrer Torheit und manche Hetzer in ihrer Bosheit es zu tun versuchen, ist Wahnsinn. Für diese „Kraftprobe" sind wir noch nicht weit genug. Ueberlasse man der oberfaulen Republik und dem verrotteten Parteiwesen, uns den „Weg ins Freie" zu bereiten. Sie sind dabei, und ihr „Reichspräsident" würde uns auf diesem Wege ein gutes Stück weiterbringen. Deshalb trete ich dafür ein, daß wir uns einer Wahl enthalten und die Republikaner in der „Präsidenten-Pfanne" in eigenem Fett schmoren lassen.

Wieder einmal — zum wievielten Male? — steht im Vordergrund der Erörterung General Ludendorff. Die einen reißen ihn in Stücke, die anderen erheben ihn in den Himmel. Seine militärischen Leistungen sind im allgemeinen außerordentlich groß. Tannenberg war eine geniale Mustertat. Nach der politischen Seite hin hat er jedoch versagt, indem er zwar erkannte, aber nicht danach handelte, daß im Kriege, und besonders in einem solchen Kriege, Schwert und Politik, Feldherr und Diplomat, ein und dasselbe sein mußten; daß vom ersten Tage an, da des unseligen Bethmanns völlige Unfähigkeit zutage trat (und das war von Kriegsbeginn an), dieser Unglücks-Reichskanzler beseitigt und sein ganzer Anhang in der Wilhelmstraße weggefegt werden mußte; daß schon im September 1914 der schwankende Wilhelm II. vor das Entweder — Oder gestellt werden mußte: entweder wir (Hindenburg — Ludendorff) oder jene. Nach der Marneschlacht mußte die Diktatur errichtet, es mußten die Tausende von Wühlern und Hetzern (man denke an die meuternde Flotte, an die landesverräterischen Reichstagsabgeordneten Vogtherr, Dittmann, Ledebour usw.) kurzerhand standrechtlich erledigt werden; Erzberger mußte, als seine Wühlarbeit hervortrat, zum mindesten hinter Schloß und Riegel gesetzt, es mußte der Kaiser bestimmt werden, unmittelbar mit dem Volke Fühlung zu nehmen, unter das Volk zu gehen, wie man es nennt, um seine Widerstandskraft, seinen Opfermut, seinen Siegerwillen in die Höhe zu reißen, was durchaus möglich gewesen wäre. Nicht jeder glänzende Taktiker ist auch Feldherr. Ganz unverständlich erscheint vielfach Ludendorffs Verhalten seit November 1918. Er und Hindenburg haben damals das, was die

Digitized by Google

Stunde gebieterisch heischte, zum unendlichen Schaden des Vaterlandes, nicht erkannt. Sie beide hätten mit ihm dem Volke zurufen müssen: „Wir sind Deutschland. Wir sind Preußen!“ Millionen aus Heer, Flotte und Volk wären ihnen gefolgt; der Marsch auf Berlin, das Zu-Paren-Treiben des dortigen Straßengesindels, das Erhalten der Monarchie wären möglich gewesen, und alles wäre anders gekommen. Wer einwendet: Bürgerkrieg, Bürgerblut; der möge die Blutströme des Krieges sich betrachten, und sich klar machen, daß das Bischen schlechten Blutes, das dann noch vergossen worden wäre, zum Heile Deutschlands gewesen wäre. Ein York, ein Blücher, ein Gneisenau hätten so gehandelt. Wer weiter einwendet: der Feind hätte ganz Deutschland besetzt, der weiß nicht, wie es beim Feinde aussah. Und wer endlich einwendet: Ludendorff war damals doch z. D. oder gar a. D., der zeigt, daß Strohhalme für ihn Balken sind. Nebenbei bemerkt: Alles dieses habe ich von 1915 an in immer drängender Form an den Kaiser, an den Kronprinzen, an die verschiedenen Reichskanzler, an Hindenburg, an Ludendorff und an Parteiführer geschrieben. Alles vergebens! Das Verhängnis nahm seinen Lauf. Und in den auf 1918 folgenden Unglücks- und Schmachjahren, war da Ludendorffs Tätigkeit den Erfordernissen entsprechend? Mit tiefem Bedauern spreche ich es aus: der Held so vieler Schlachten war doch zu einer Art „problematischer Natur“ geworden. Seine Vaterlandsliebe, seine Königstreue sind unantastbar. Aber die Art, wie er sich heute betätigt, ist doch nicht die Art des harten, ganz auf sich selbst stehenden, nur der einen Notwendigkeit dienenden Mannes. Rätsel umgeben ihn, und weder seine Bücher, noch seine Beziehungen zum Kapp-Putsch, noch sein Auftreten in Leipzig beim Kapp-Prozeß sind geeignet, die Rätsel befriedigend zu lösen. Wie wäre wohl York in Leipzig aufgetreten? Was hätte er von solcher Stelle aus nicht seinem Volke und der Welt gesagt! Ludendorff hat die Gelegenheit, die sich ihm bot, nicht ausgenutzt. Wir danken Ludendorff und mit ihm allen Führern und Soldaten, daß der heimische Boden nicht verwüstet worden ist von den Horden der Feinde. Aber ein „National-Heros“ ist er nicht. Das muß einmal von gut deutscher Seite ausgesprochen werden. Und es muß weiter gesagt werden, daß die furchtbare Zeit, in der wir stehen, leider überhaupt keinen „National-Heros“, wie die Zeit der Freiheitskämpfe sie besaß, hervorgebracht hat. Keinen einzigen willensunbeugsamen, eisernen, bis zur Gewalttätigkeit rücksichtslosen, auch den unfähigen Kronen-

Digitized by Google

träger nicht schonenden Mann. Hat York Friedrich Wilhelm III. geschont? Einen wirklichen Führer haben wir einstweilen nicht. Damit müssen wir uns abfinden. Arbeiten wir deshalb um so mehr, jeder Einzelne an seinem Platze, den deutschen, den monarchischen Gedanken lebendig zu erhalten, immer zielbewußter und kräftiger ihn aufleuchten zu lassen, immer schärfer (sachlich!) seine Hauptgegner: Zentrum, Sozialdemokratie, Demokratie zu bekämpfen. Seien wir vor allem selbstlos im Opferbringen von Parteivorteilen. Das schöne Wort: „Das Vaterland über der Partei!", das alle im Munde führen, ist leider noch nie zur vollen Wirklichkeit geworden. Zu meinen offenen Worten über Ludendorff gehört aber noch eine Verwahrung. Ich verwahre mich nachdrücklich dagegen, in das mißtönende Horn zu stoßen, das jetzt so viele Pamphletisten — auch Herr Delbrück bläst natürlich mit — gegen Ludendorff zu blasen. Ludendorffs Verdienste erkenne ich voll an, aber ich sehe die Grenzen seines Charakters und seiner Persönlichkeit. Schließen wir die Reihen, marschieren wir in Reih' und Glied, wir mit und neben Ludendorff, aber Ludendorff mit und neben uns.

Unerhörte Frechheiten lassen wir Deutsche uns unter der „glorreichen Republik" bieten. In Württemberg läßt ein Realschulleiter — der Name dieses kläglichen Gesellen sei genannt —, Studienrat Felder, die Bilder von Arndt, Körner, Blücher, Schill, Jahn, Hindenburg aus den Klassenzimmern entfernen, unter dem blöden Rechtfertigungsgestammel: „sie wirkten nicht im Sinne der Völkerversöhnungsidee"!! Und in Stuttgart beseitigt der „Reichskunstwart" Redslob aus der staatlichen Gemäldegallerie Schlachtenbilder aus dem Kriege von 1870/71 von Bleibtreu und Faber, du Faure, und zwar Bilder, welche die Heldentaten der Württemberger bei Wörth, Coeully und Champigny darstellen. Ja, gibt es denn in Württemberg keine Männer mehr, die solche Frechheiten, wenn nötig mit Gewalt, verhindern? Müssen wir uns denn jede Ausschreitung jedes beliebigen Undeutschen gefallen lassen? Will Herr Redslob Bilder entfernen, so entferne er die Scheußlichkeiten eines Herrn Franz Marc aus dem früheren Kronprinzenpalais. Dort möge er „Reinemachefrau" spielen. Aber freilich, Herr Marc (ich glaube, er war Jude) wird von den „großen" Berliner „Kunstkritikern" in den Himmel erhoben: also muß er doch ein großer Maler gewesen sein. Als ich neulich sah, daß sich viel Volk vor den unsäglich häßlichen, albernen Marc'schen Bildern drängte, und einen Führer sie den guten Leuten als neue „Kunstoffenbarungen" an-

Digitized by Google

preisen hörte, da schämte ich mich dieses Kunstverfalles, den ich nicht so sehr in den Klexereien selbst sehe, als vielmehr in den Lobpreisungen der „berufenen" Kritik. Ein Bild schien mir aber längeren Verweilens wert: fünf futuristisch-kubistische Esel trotten daher, einer an der Spitze. Sollte damit der Maler sich selbst und seine Bewunderer haben versinnbilden wollen, nach dem ewig wahren Wort: „Es ist nichts so dumm, es findet doch sein Publikum"? Warum werden solche und ähnliche Dinge nicht beim Kultusetat zur Sprache gebracht? Wofür wählen wir denn deutsche Abgeordnete?

Sehr beachtenswert ist die Nachricht, die unwidersprochen durch die Zeitungen lief, daß der Jesuitengeneral, der Pole Ledochowski, seine Hand im Spiele gehabt hat, als Herr Ratti, der jetzige Pius XI., deutschfeindlicher päpstlicher Nuntius in Warschau und dann deutschfeindlicher Bevollmächtigter in Oberschlesien wurde, und daß Ledochowski gleicherweise für die Wahl Rattis zum Papst tätig war. Aus Liebe zu Deutschland hat der Jesuitengeneral das sicher nicht getan!

An den Kirchentüren Oberbayerns ist eine bischöfliche Bekanntmachung angeschlagen, daß, wer die Bestimmung trifft, eingeäschert zu werden, weder die Sakramente empfangen, noch, daß für ihn nach seinem Tode, ein Seelengottesdienst abgehalten werden darf. Merkwürdig! In den langen Jahrhunderten, als das Papsttum durch seine Inquisitoren die Ketzer zu vielen Tausenden verbrennen ließ, hatte es an „Einäscherung" nichts auszusetzen; im Gegenteil, es äscherte selbst ein. So ändern sich die „Gebräuche".

Selbst die Blätter des Ullstein-Verlags wenden sich gegen die französischen Gemeinheiten, die in Berliner Theatern Abend für Abend gespielt werden; sie verlangen den „Schlußstrich" unter diese „Kunst". Das will viel sagen! Aber diese Theater sind täglich voll von wiehernden deutschen Männern, Frauen, Mädchen. Trostlose Zeichen der Zeit!

Abgeschlossen am 4. März 1922.

Digitized by Google

XIII.

Eine unheilvolle Strategie.

Die Führung der II. Armee von der Marne zur Aisne im September 1914.

Von
E. von Sommerfeld, Oberstleutnant a. D.

Zu den operativen und taktischen Grundgedanken des damaligen Generaloberſten von Bülow gehörte beim Ausbruch des Weltkrieges der horror vacui, die Beſorgnis vor truppenleeren Lücken zwiſchen den einzelnen Heeresgliedern. Bereits beim Vormarſch durch Belgien und Nordfrankreich tritt dieſe Eigenart mit ihren Folgeerſcheinungen klar zutage.

Laut Befehl der O.H.L. vom 20. Auguſt 1914 ſollte die II. und die ihr unterſtellte I. Armee zum Angriff gegen den weſtlich Namur befindlichen Feind in Uebereinſtimmung mit dem Angriff der III. Armee gegen die Maaslinie Namur—Givet ſchreiten. Hierfür ſollte nach der Abſicht des Generals von Bülow die I. und die II. Armee die Schwenkung in ſüdlicher Richtung weiter fortſetzen, möglichſt einheitlich auch mit der III. Armee den Schlag gegen die ſüdlich der Sambre und weſtlich der Maas gemeldeten Kräfte ausführen.[1]) Sein Befehl vom 21. Auguſt lautete infolgedeſſen, „die II. Armee geht am 22. 8. bis in die Linie Binche—Jemeppe vor, um am 23. 8. durch Vorgehen über die Sambre der III. Armee den Uebergang über die Maas zu öffnen. Die I. Armee hat ſich . . . . ſoweit anzuſchließen, daß ſie gegebenenfalls unter Abſchließung der Nord- und Nordoſtfront von Maubeuge weſtlich dieſer Feſtung zur Unterſtützung der II. Armee eingreifen kann". [2]) Auf die durch einen Generalſtabsoffizier überbrachten Einwendungen der I. Armee gegen den darin liegenden unmittelbaren Anſchluß, welcher zu einem Zuſammendrängen der I., II. und III. Armee führen müſſe, auch die Möglichkeit der einkreiſenden Umfaſſung der franzöſiſchen V. Armee und der anmarſchierenden Engländer anſchlöſſe, lautete der Beſcheid „Unter Abſchließung von Maubeuge den Angriff der II. Armee unterſtützen, daher näher herankommen". [3]) Als am folgenden Tage

[1]) v. Bülow „Mein Bericht zur Marneſchlacht", S. 19. Das beigegebene Kartenmaterial genügt für die hier gemachten Ausführungen.

[2]) von Kuhl „Der Marnefeldzug 1914", S. 42.

[3]) Kuhl, S. 40, 43 und 44.

Digitized by Google

die Engländer an der Strecke des Canals du Centre von Mons über Himy bis Ville sur Haine festgestellt waren, machte ein erneut an die II. Armee abgesandter Generalstabsoffizier das Bedenken der I. Armee gegen ihre Heranziehung in östlicher Richtung dahin geltend, daß die I. Armee von ihrem großen Ziele — Umfassen des feindlichen westlichen Flügels einschließlich der Engländer — abgezogen werde. Der Vorschlag des Vorgehens mit dem linken Flügel über Mons wurde indes von Bülow nach längeren Verhandlungen durch einen abendlichen Funkspruch abgelehnt. „I. Armee erreicht mit dem linken Flügelkorps am 23. Givry, nordöstlich Maubeuge". [4])

Ebenso bezeichnend ist das Verhalten des Generals von Bülow der III. Armee gegenüber. Die O.H.L. hatte die Uebereinstimmung der beiden Angriffe der gegenseitigen Vereinbarung überlassen. Hierbei wurde der gleichzeitige Angriff auf den 23. August unter Vorgehen der III. Armee gegen die Maasstrecke zu beiden Seiten von Dinant festgesetzt. Die Erwägung eines bloß strategischen Zusammenwirkens mittels Vorgehens südlich von Givet durch die von dort bis Bouillon festgestellte Lücke in der französischen Heeresgruppierung war seitens A.O.K. III zu Gunsten des unmittelbaren Anschlusses fallen gelassen und demgemäß das XII. Reservekorps aus der zweiten Linie auf den Nord- statt auf den Südflügel vorgezogen worden. Die Anschauungsweise des Generals von Bülow als des „hervorragend bewährten und anerkannten Heerführers" [5]) hatte also die Oberhand gewonnen. Ganz eigenartig aber tritt dieselbe am 22. August zutage. Obwohl der General von Bülow den Eindruck gewonnen hatte, daß der Feind südlich der Sambre außer den schon festgestellten drei Kavallerie-Divisionen nur schwächere Infanterie hatte, [6]) erklärte er das schleunige Vorgehen der III. Armee mit dem rechten Flügel auf Mettet, während die II. Armee bis Binche—Mettet vorrücken würde, also den unmittelbarsten taktischen Zusammenhang, für dringend wünschenswert. Befanden sich die Hauptkräfte der Feinde noch weiter zurück, so dürfte doch gerade das Ueberschreiten der Maas durch die III. Armee südlich von Givet angezeigt gewesen sein, weil sonst der natürliche, aus der rechtwinkligen Anmarschrichtung der beiden Armeen sich ergebende Vorteil, den Feind gleichzeitig von vorn und von der Seite anzufassen, bereits

[4]) Kuhl, S. 46.
[5]) Freiherr v. Hausen „Erinnerungen an den Marnefeldzug 1914", S. 136.
[6]) Bülow, S. 21.

Digitized by Google

ante festum aufgegeben wurde. In richtiger Würdigung dieser Gunst der Verhältnisse machte die O.H.L. durch einen Funkspruch am Morgen des 23. August auf die Möglichkeit aufmerksam, durch Vorgehen der verfügbaren Teile der III. Armee südlich Givet dem Feinde den Rückzug zu verlegen. [7])

An diesem ersten Schlachttage kam die II. Armee unter schweren Kämpfen bis in die Linie Merbes le Chateau—Thuin—St. Gerard vor. Erneut erklang ihr Ruf „Vorgehen der III. Armee noch heute dringend erwünscht". [8]) Bei der zugrunde liegenden Annahme, daß der Nordflügel der III. Armee bei Yvoir an der Maas stände, [9]) sollte der Flußübergang wiederum nur zur taktischen unmittelbaren Aneinanderkettung führen. Als bald darauf der General von Bülow aus einem Funkspruch der III. Armee herauszulesen glaubte, daß deren rechter Flügel nicht bei Yvoir, sondern etwas südlicher bei Dinant stände, und am 24. August über Rosée—Gambon auf Marienbourg geleitet werden sollte, [10]) entsandte er sofort einen Generalstabsoffizier, der die Vertauschung der bedenklich erscheinenden Vormarschrichtung nach Südwest mit der Richtung „Ostwest" nicht nur als dringenden „Wunsch", sondern als dringendes „Gebot" verlangen sollte, [11]) worauf die III. Armee antwortete, „wir greifen Mettet und südlich an". [12]) Obgleich die Einwirkung auf die Rückzugslinie des Feindes als Morgengabe offen auf dem Tisch lag, sollte sie mithin um jeden Preis hinter dem unmittelbaren Anschluß auf dem Gefechtsfelde zurückstehen. — Ob also rechts I. Armee oder links III. Armee, ob vor oder während der Schlacht, für den General von Bülow gab es nur eine Losung: Schulter an Schulter. Die Gesamtschlacht lief daher in einen Stirnkampf unter Freilassung der Rückzugslinien an die geschlagenen Gegner aus.

In der Schlacht bei St. Quentin hatte sich sodann am 29. August zwischen dem westlich der Oise in der Linie Menil-St. Laurent—Benay mit der Front nach Osten kämpfenden X. Reserve-Korps und dem östlich des Flusses von Norden nach Süden gegen die Straße Origny—Landisay vorschreitenden X. Armeekorps eine ziemlich breite Lücke gebildet. Nach der Ansicht des Generals von Bülow handelte es sich auf Seite der Franzosen

[7]) Hausen, S. 127.
[8]) Hausen, S. 131.
[9]) Bülow, S. 24.
[10]) Bülow, S. 24.
[11]) Hausen, S. 132.
[12]) Bülow, S. 25.

Digitized by Google

lediglich um Zeitgewinn „zu dem Zwecke, der englischen Heeresgruppe die Möglichkeit zu verschaffen, sich dem umfassenden Angriff der I. und II. Armee zu entziehen". [13]) Die Franzosen konnten unter diesem Gesichtspunkte kaum einen größeren Schwabenstreich begehen, als in den offenen Sack hineinzulaufen. Trotzdem hielt der General von Bülow das Abriegeln der Lücke für das dringendste Gebot der Stunde, wofür die von Norden auf St. Quentin heranmarschierende 13. Infanterie-Division wie gerufen kam. Der aufgefundene Angriffsbefehl der französischen V. Armee, laut dessen der Kampfstoß in der Richtung auf das hinter der Lücke liegende St. Quentin geführt werden sollte, gab den Grund für die Vorführung auch der von der I. Armee zur Verfügung gestellten 17. Infanterie-Division am folgenden Tage über St. Quentin nach Homblières hinter die Lücke ab statt für ihre Verwendung auf dem Südflügel zur Umfassung des Feindes. Wurde der eigene linke, nach Süden gerichtete Flügel versagt, der rechte nach Osten gewendete aber mit vorgenommener rechter Schulter zum Angriff über die Oise vorgeführt, so endete der „mit großer Gewalt durchgeführte und hartnäckig wiederholte Angriff der Franzosen" gegen die deutsche Nordfront selbst in dem engeren Rahmen der II. Armee vermutlich mit weitreichender Umfassung. Der statt dessen einsetzende allgemeine Gegenangriff der beiden deutschen Flügel zeitigte wiederum nur das Freilassen der Rückzugslinie für die geschlagenen Franzosen. Uebrigens wurden auch die beiden Nachbararmeen nur um unmittelbare Einwirkung — die I. Armee bei Essigny le Grand [14]) die III. Armee bei Vervins, [15]) — angegangen.

Die beiden Schlachten an der Sambre und bei St. Quentin stellten sich somit gleichmäßig nur als „ordinäre Siege" in Schlieffenschem Sinne dar. Nach der Handlungsweise des Generals von Bülow stehen seine Anschauungen in einem unverkennbaren Gegensatz zu der von dem Feldmarschall Moltke in den Kriegen Wilhelm I. gehandhabten und seinerzeit leider meist nicht verstandenen, späterhin durch den Grafen Schlieffen durchgebildeten Umfassungslehre von der Versammlung der Heereskörper erst zur Schlacht, nicht bereits vor derselben. Das Schema von Cannae ist dem General von Bülow zum Mindesten kein Evangelium.

---

[13]) Bülow, S. 38.
[14]) Kuhl, S. 87.
[15]) François „Marneschlacht und Tannenberg", S. 60, Hausen, S. 157.
[16]) Bülow, S. 57.

Digitized by Google

Da aber die übrigen deutschen Heerführer wohl ausnahmslos darauf eingeschworen waren, so bildete er eine Art von Fremdkörper in ihrer Umgebung. Bei dem gegenseitigen Zusammenwirken mußten daraus notwendigerweise Unstimmigkeiten und Reibungen entstehen, die nur eine überlegene und durchgreifende Oberste Heeresleitung auszugleichen vermochte.

In der hier kurz geschilderten Gedankenwelt wurzelt auch das Verhalten des Generals von Bülow in der Marneschlacht. Trotz der Kenntnis, daß die I. Armee am Ourcq bereits mit drei Armeekorps in heftigem Kampf gegen überlegenen Feind stand, verlangte er noch am 7. September den Schluß der breiten, zwischen ihr und dem übrigen rechten Heeresflügel aufgesprungenen Lücke dadurch, daß die I. Armee durch den Kolonnenwirrwarr hindurch zum unmittelbaren Wiederanschluß an seinen rechten Flügel zwecks Bildung einer Verteidigungsflanke hinter der Dollau und nördlich der Marne etwa in Höhe von Château Thierry zurückgehen sollte.[16]) Wie am 8. September, so fußte auch noch am 9. September sein Angriff auf der „Erwartung, daß es der I. Armee im Laufe des 9. September gelingen werde, sich loszulösen und an die II. Armee heranzuziehen".[17]) Als er sich in dieser Erwartung getäuscht sah, hielt er das Spiel für verloren. Als am 9. September früh der Feind in zahlreichen Kolonnen die Marne zwischen La Ferté sous Jouarre und Château Thierry überschritt, „bestand hier kein Zweifel, daß der Rückzug der I. Armee nach der taktischen und operativen Lage unvermeidlich war, um nicht in ihrer rechten Flanke völlig umgangen zu werden; in Uebereinstimmung mit dem Vertreter der O.H.L. (Oberstleutnant Hentsch) war ich der Ueberzeugung, daß es nunmehr die wichtigste Aufgabe der II. Armee sei, die I. Armee nördlich der Marne zu stützen und ihr dort erneut die Möglichkeit zu bieten, den Anschluß an den rechten Flügel der II. Armee in der Richtung Fismes zu gewinnen".[18]) Zwei Punkte in dieser Auslassung liefern den sprechenden Beweis für die Bülowsche Lehre von dem unbezwinglichen in jeder Lücke liegenden Verhängnis. Seine Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der Lage der I. Armee beruhte nicht auf der tatsächlichen Kenntnis der dortigen Gefechtsverhältnisse, sondern lediglich auf der theoretischen Grundlage, daß jede durch eine Lücke in der zusammenhängenden Schlachtfront mit Umgehung bedrohte Heeresabteilung dem Geg-

[17]) Bülow, S. 59.
[18]) Bülow, S. 60.

Digitized by Google

ner verfallen ist.[19]) Sodann sieht er den einzig gangbaren Weg zum Stützen der I. Armee nur in der Eröffnung der Möglichkeit, daß sie den unmittelbaren Anschluß an die II. Armee durch Schließung der Lücke wiedergewinnt.

In dieser letzten Hinsicht befand sich der General von Bülow in Uebereinstimmung mit der Obersten Heeresleitung. Der Operationsbefehl der letzteren vom 5. September war durch den Rückzugsentschluß der II. Armee hinfällig geworden. Vielmehr traten nunmehr die für den Fall der Unvermeidlichkeit seines Rücklaufes dem Oberstleutnant Hentsch mit gegebenen Weisungen in Kraft.

Es ist nunmehr bekannt, daß der ihm mündlich erteilte Auftrag nur ganz allgemein auf Herbeiführung der allseitigen Uebereinstimmung im Falle eines bereits beschlossenen Rückzuges lautete. Ebenso sind ihm die nachstehenden, von ihm der I. und darum selbstverständlich auch der II. Armee gemachten näheren Angaben mit auf den Weg gegeben worden sind. „Im Falle eines Rückzuges sollten die Armeen des deutschen rechten Flügels zunächst alle einmal „abgesetzt" werden, und zwar die III. Armee nördlich Châlons, IV. und V. Armee anschließend über Clermont in den Argonnen auf Verdun zu. Die erste Armee müsse daher auch zurückgehen, Richtung Soissons—Fère en Tardenois, äußerstenfalls weiter, sogar auf Laon—La Fère. Alsdann könne mit der bei St. Quentin in der Zusammenziehung begriffene Armee eine neue Operation beginnen".[20]) Da somit für die II. Armee als Rückzugsraum die Strecke vom rechten Flügel der III. Armee bis Fismes blieb, so sollte die I. Armee ganz nach Bülowschem Rezept eine unmittelbar anschließende defensive Flanke bilden.

Allein bei genauerem Durchdenken der Kriegslage mußte der General von Bülow gerade von seiner Beurteilung der Lage aus auf die Unausführbarkeit des Schrägmarsches nach Soissons—Fère en Tardenois bzw. Fismes durch die I. Armee kommen. Nach der letzten ihm zugegangenen Nachricht stand die I. Armee

---

[19]) Auch der Funkspruch von 2,45 an A.O.K. III „I. Armee geht zurück, II. einleitet Rückmarsch Dormans—Tours", Hausen, S. 207, beruhte bezüglich der I. Armee bloß auf angestellten Erwägungen, nicht auf tatsächlicher Kenntnis.

[20]) Nach der am 10. September bei der I. Armee gemachten Aufzeichnung, Kuhl, S. 218. Die Auseinandersetzung der Utopie des „Absetzens", würde über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen. Ferner Müller-Loebnitz „Die Sendung des Oberstlt. Hentsch".

Digitized by Google

am Abend des 8. September noch immer mit starkem Feinde in Linie Cuvergnon—Cougis im Kampfe.[21]) Irgendein Anzeichen oder gar die Gewißheit einer inzwischen eingetretenen Aenderung der Gefechtslage lag nicht vor. Mit dem Uebergang starker feindlicher Kolonnen über die Marne zwischen La Ferté und Château Thierry schritt also die Umfassung der I. Armee von Minute zu Minute weiter nach Norden vor. Ihr Rückzug in der Diagonale nach Soissons—Fère gab daher die Südflanke zur Vernichtung preis. Nur nach Norden gegen die Aisne, mit dem Ostflügel allenfalls auf Soissons, konnte der Weg noch frei erscheinen und selbst dieser im Grunde genommen nur noch „in Reihen rechtsum". Wenn daher der General von Bülow trotzdem an der Rückzugsrichtung nach Soissons—Fismes festhielt, so dürfte darin ein allzu starres Festhalten an einer vorgefaßten Meinung liegen. Er durfte sich vielmehr vor der rauhen Wirklichkeit nicht verschließen, daß er durch seinen verhängnisvollen Rückzugsentschluß vor der Hand die I. Armee, falls sie sich wirklich in der angenommenen verzweifelten Lage befand, nicht stützen konnte; denn zu dem allein durchgreifenden Stützungsmittel — dem eigenen Angriff auf die feindlichen Durchbruchskolonnen nördlich der Marne — war er nicht befähigt. Nur äußerlich glich seine Lage derjenigen der I. Armee bei Beginn der Marneschlacht. Letztere besaß am 5. September bei der Entfernung der Frontbedrohung südlich der Linie Coulommiers—Choisy—Esternay und der Flankenbedrohung von Nanteuil—Meaux aus noch genügenden Spielraum zur operativen Ausnutzung der inneren Linie viribus unitis nach einer Seite hin, während sich für die II. Armee am 9. September dieser Vorteil schon in den Nachteil der taktischen Umfassung umgewandelt hatte, weil sich bereits unmittelbar vor ihrer Stellung die beiden rechtwinkligen feindlichen Angriffsflügel von Bissort bezw. Fère—Champenoise her in dem Scheitelpunkt Montmirail die Hand gereicht hatten. Die Ellbogenfreiheit zum Ablassen von dem bisherigen Gegner und zur Kehrtschwenkung gegen die Marschkolonnen nördlich der Marne besaß die II. Armee nicht mehr.

Mit der tatsächlichen Ausführung des Rückmarsches der I. Armee mußte — das durfte sich der General von Bülow gleichfalls nicht verhehlen — ein vollkommener Rollenwechsel eintreten. Die I. Armee hatte sich in Sicherheit gebracht, wogegen die ganze Gefahr der Kriegslage sich auf die II. Armee entlud. Bisher war

[21]) Bülow, S. 59.

Digitized by Google

ihr rechter Flügel nur südlich der Marne durch einen Teil der französischen V. Armee umklammert, wogegen die Engländer nördlich der Marne auf die I. Armee angesetzt waren. Der General von Kluck hatte sich durch einen etwaigen Rückzug ihrem Zugriff rechtzeitig entzogen. Wer konnte die Bürgschaft übernehmen, daß nicht auch die englische Armee nunmehr nach rechts gegen die II. Armee einschwenkte und deren Umfassung auf die Strecke nördlich der Marne ausdehnte. Freilich war der Marschall French die verkörperte Zachheit, aber die unbedingt einsetzende Aufmöbelung durch die französische Heeresleitung konnte doch seine Schritte eilfertiger und weiter ausgreifend machen. Die „wichtigste Aufgabe" der II. Armee war daher zunächst nicht das Stützen der I. Armee, sondern die eigene Rettung. Hierfür stand nur der von der O.H.L. empfohlene Weg des Anschlusses an die III. Armee mit dem rechten Flügel auf Fismes offen. Nicht aus richtiger Würdigung der Sachlage heraus, sondern mehr instinktiv schlug ihn daher der General von Bülow ein. Zeit und Kräfte sind wohl zu größeren Leistungen nicht ausreichend gewesen, sonst hätte sich der Halt am Abend des 9. September in der Linie Mareuil en Brie—Vertus [22]) dicht hinter dem Schlachtfeld nicht empfohlen. Das alsbaldige Ueberschreiten der Marne unter Zuhilfenahme eines Teils der Nacht hätte der Gefahrlage besser entsprochen. In der Nacht vom 9./10. September war der rechte deutsche Heeresflügel dreifach abgetreppt, die erste Armee nördlich des Clignonbaches, sodann mit weitem Zwischenraum die II. Armee südlich der Marne in Linie Mareuil en Brie—Vertus und schließlich die III. Armee noch mit Vortruppen auf dem Schlachtfeld selbst am Somme-Abschnitt. Ihr Stehenbleiben war durch Anordnung der O.H.L., die für den 10. September die Wiederaufnahme des Angriffs ins Auge gefaßt hatte, bedingt. [23])

---

[22]) Bülow, S. 62. Dieses Stehenbleiben stand im Widerspruch mit den Funksprüchen an die I. u. III. Armee (Kuhl, S. 225 bezw. Hausen, S. 206) „II. Armee einleitet Rückmarsch rechter Flügel Damery", an die O.H.L. (Hausen, S. 208) „II. Armee gewinnt nördliches Marneufer, rechter Flügel Dormans" und an die III. Armee (Hausen, S. 207) „II. Armee einleitet Rückmarsch Dormans—Tours". Aus diesen Fassungen konnte bei den Empfängern nur geschlossen werden, daß der Rückzug sofort bis zur Marne ausgeführt werden sollte. Hausen, S. 208, bestätigt diese Auffassung, welche die Entschlüsse der Nachbararmeen wesentlich beeinflussen mußte. Ein schlagender Beweis, wie genau der Wortlaut solcher kurzen Mitteilungen erwogen werden muß.

[23]) Hausen, S. 209, Müller-Loebnitz „Der Wendepunkt des Weltkrieges" Beiheft 2. zum 105. Jahrgang des Militärwochenblattes, S. 67.

Digitized by Google

Am wenigsten befriedigt von den bisherigen Ergebnissen seines Rückzugsentschlusses konnte der General von Bülow selbst sein, weil die bête noire der Kluft zwischen der I. und II. Armee augenscheinlich noch in eher verstärkter, wie geschwächter Gestalt weiter lebte. So wenig wie bei der I. Armee hatte der Gegner vor der II. Armee mit Ausnahme eines erfolglosen Drängens vor der rechten Flügeldivision die Kraft zum Nachstoß gefunden.[24]) Seine Verblüffung über den unerwarteen Abbau der Deutschen überwog vor der Hand jeden anderen Gedanken und Entschluß.

Der Oberstleutnant Hentsch hatte der II. Armee die Nachrichten der Rückzugsrichtung der I. Armee nicht nach Soissons—Fismes, sondern hinter die Aisne auf seinem Rückweg durch einen seiner Begleiter überbringen lassen.[25]) Hieraus erklärt sich der Inhalt der erneuten Rückzugsmeldung der II. Armee am 10. September an O.H.L. „In Uebereinstimmung mit Hentsch wird hier Lage so beurteilt! Rückmarsch I. Armee „hinter Aisne" durch operative und taktische Lage erzwungen. II. Armee muß I. Armee nördlich Marne stützen, sonst wird rechter Heeresflügel eingedrückt und eingerollt, sie erreicht heute mit starken Nachhuten südlich der Marne die Linie Dormaus—Avize. Bei Avize schließt III. Armee an."[26])

Es ist auffallend, daß der Oberstleutnant Hentsch dem A.O.K. II von der abweichenden, bei der I. Armee herrschenden Auffassung, die keineswegs auf die Notwendigkeit des Rückmarsches hinauslief, keine Mitteilung gemacht hat. Das Gegenteil muß aber der Fall gewesen sein. Es läßt sich doch nicht annehmen, daß der General von Bülow trotzdem durch die Aufrechterhaltung der Behauptung von der erzwungenen Rückzugsnotwendigkeit in schroffster Form dem General von Kluck ein testimonium paupertatis mangelnder Urteilsfähigkeit ausstellen wollte. Es wäre vielmehr ein Zeugnis unbelehrbaren Eigensinns gewesen.

Der 10. September verlief deutscherseits programmäßig, wogegen die verbündeten Gegner lediglich die teilweise verloren gegangene Fühlung wiedergewannen. Die I. Armee gelangte bis über die Wald- und Hügelzone nördlich von Villers—Cotterets, die II. Armee mit ihrem rechten Flankenschutz nach Lagerie und mit dem Gros uter Belassung von Nachhuten südlich der Marne in den Raum Tourcy—Sermiers—Germaine—Taxières—

[24]) Bülow, S. 62.
[25]) Hausen, S. 207—234.

Digitized by Google

Mutry, während die III. Armee im wesentlichen stehen geblieben war. Nach einer Mitteilung an die III. Armee war A.O.K. II bis abends 7,15 Uhr „ohne Nachrichten von der ersten Armee" geblieben, ein befremdendes Zeichen gegenseitiger Verbindungslosigkeit. Nach Nordwesten, wie es weiter in der Meldung hieß, ist die II. Armee auch nicht marschiert. Die staffelförmige Abtreppung hatte also keine Aenderung erfahren. Einschneidender waren die Anordnungen der Obersten Heeresleitung. Aus der Unterstellung der I. Armee unter den Oberbefehlshaber der II. Armee konnten Krittler allenfalls ein leises Mißtrauensvotum für die Führung der I. Armee herauslesen; der das unbegrenzte Vertrauen besitzende General von Bülow sollte etwaige fernere Seitensprünge verhüten. Der abendliche Operationsbefehl bezeugte dagegen die Wiederkehr größerer Zuversicht. Hatte der Oberstleutnant Hentsch die Frontstrecke Fère en Tardenois—Clermont en Argonne als die Linie der erhofften Absetzungsmöglichkeit namhaft gemacht, so sollte jetzt die Zurücknahme des linken Flügels unterbleiben. Die neue, zu befestigende und zu behauptende Verteidigungslinie sollte vielmehr längs der Vesle in südöstlicher Richtung über Thuizy—Mourmelon le Petit—Franchèville nördlich des Rhein-Marnekanals bis in die Gegend von Revigny zu den von der V. Armee erreichten Stellungen verlaufen. Vom östlichen Maasufer her hatte die letztere das 5. Armeekorps und die Hauptreserve Metz zum Angriff der Forts Troyon, Paroches und Camp des Romains anzusetzen.[27]) Der daraufhin noch am gleichen Tage an die I. Armee abgesandte Funkspruch des A.O.K. II. faßt bei der bisherigen Tatenlosigkeit der Gegenseite das „Stützen" der I. Armee mehr ins Auge. Während die Masse der II. Armee erst am 12. September den Vesle-Abschnitt zu beiden Seiten von Reims zu erreichen hatte, sollte rechts davon schon vom Morgen des 11. September ab je eine gemischte Brigade die Vesle-Uebergänge bei Braisne und Fismes sperren. Unter deren Schutze hatte alsdann die am gleichen Tage über die Aisne zurückgegangene erste Armee sich nördlich des Flusses an den rechten Flügel der zweiten Armee heranzuziehen.

Auch die angeordnete Linkswendung der I. Armee nördlich der Aisne entsprang aus der Abneigung des Generals von Bülow gegen truppenleere Zwischenräume. Zu ihrer Beseitigung stand

[26]) Bülow, S. 62. Die ganze Stelle ist übrigens bei der Drucklegung nicht einwandfrei wiedergegeben. Müller-Loebnitz „Die Sendung usw.", S. 36.

[27]) Bülow, S. 63.

Digitized by Google

noch der andere Weg offen, daß sich die II. Armee westwärts bis zur Mündung der Vesle in die Aisne ausdehnte, zumal der Operationsbefehl der O.H.L. ihr den ganzen Unterlauf der Vesle zur Verfügung gestellt hatte. Hätte der „Wettlauf nach dem Meere" auch nur geahnt werden können, so hätte diese Lösung unbedingt den Vorzug verdient. Indes vielleicht auch unter den vorliegenden Verhältnissen! Selbst ohne die späteren Erfahrungen des Grabenkrieges konnte sich die II. Armee unter Festhaltung des Zusammenhanges mit der III. Armee nach Westen hin mehr in die Breite ausdehnen. Die Vesle bildete immerhin ein Fronthindernis, möglicherweise blieb auch etwas Zeit zu leichter Befestigung der Stellung, wie dies die O.H.L. gefordert hatte. Von der wiedergewonnenen Fühlung bis zum Angriff war sodann beim Feinde nur ein Schritt. Welche Bewegung konnte er nun leichter verhindern, den reinen und rechtwinkligen Flankenmarsch der I. Armee oder den kaum schräg gerichteten Rückmarsch der II. Armee? Je weiter östlich die erste Armee herangezogen wurde, um so mehr wurde dem Gegner die Wiederaufnahme der mit den Kämpfen an der Ourcq in Szene gesetzten Ueberflügelung erleichtert. Endlich sollte mit Hilfe der neu zusammengezogenen Armee bei St. Quentin eine neue Operation ins Werk gesetzt werden, die doch nur in der Erneuerung des soeben aufgegebenen Umfassungsangriffs bestehen konnte. Je weiter westlich die deutsche Ausgangsstellung hierfür verlief, desto besser war der umfassenden Ausholung vorgearbeitet.

Der 11. September gestaltete sich wiederum zu einem kritischen Tage aus. A.O.K. II knüpfte für O.H.L. an die Mitteilung seiner Fliegermeldung vom 10. September über den Marsch einer längeren Kolonne auf der Straße Champaubert—Bergères nach Osten, die am Morgen des 11. September außer ihrer Bestätigung noch den Zusatz des Marsches anderer Kolonnen in direkt östlicher Richtung erhalten hatte, die Vermutung, „daß die Franzosen nunmehr gegenüber der III. Armee einen Durchbruch versuchen würden." [28]) Am Nachmittag traf der Chef des Generalstabes des Feldheeres bei dem General von Bülow in dessen Hauptquartier Reims ein. Das Ergebnis der Besprechung war die Verdichtung der Vermutung zu einer sicheren Annahme. Der daraufhin erlassene Befehl der O.H.L. griff auf die ersten dem Oberstleutnant Hentsch mitgegebenen Weisungen zurück, und verlegte die auszubauende Verteidigungsstellung in die Linie Vesle—

[28]) Bülow, S. 64.

Digitized by Google

Thuizy (II. Armee) — Suippes (III. Armee) — St. Ménehould (IV. Armee) und östlich (V. Armee).

Also in drei Tagen drei Operationsabänderungen bei der Obersten Heeresleitung! War nun die letzte erforderlich? Der Nachrichtenapparat hatte zunächst nicht gut funktioniert. Sonst mußte am Nachmittage des 11. September in Reims längst bekannt sein, daß sich das Gewitter bereits in einem nächtlichen Angriff auf die 24. Reserve-Division bei Pierre Morains an der Somme entladen und nach taktischer Abweisung mit der Rücknahme des ganzen XII. Reservekorps über die Marne geendet hatte.[29]) Das für die Ausgestaltung der Unternehmung zu einem Durchbruch unbedingt erforderliche sofortige scharfe Nachdrängen der Franzosen war nicht erfolgt.[30]) Erst am 12. September überschritten die Franzosen zu beiden Seiten von Châlons die Marne.[31]) Andererseits war von ihnen die zwischen der I. und II. Armee aufgesprungenen Lücke in weitere Arbeit genommen worden. Es wäre doch widersinnig gewesen, wenn diesem bereits in gutem Fortschreiten befindlichen Unternehmen nicht durch Zuführung aller nur irgendwie habhaft zu machenden Verstärkungen die größte Kraft verliehen worden wäre. In der Hinzufügung eines zweiten ab ovo zu beginnenden Durchbruchsversuchs hätte eine fehlerhafte Verzettelung der Kräfte gelegen, selbst wenn die deutsche Linie bei der III. Armee als besonders dünn und brüchig erkannt worden war. In ihm konnte doch höchstens ein Scheinangriff zur Ablenkung der Deutschen von der eigentlichen Gefahrstelle liegen.

Der Besitz von ein paar Quadratkilometern mehr oder weniger französischen Bodens machte sicherlich das Kraut nicht besonders fett. Die Belassung der V. Armee in ihrer südlichen bis an den Ornain reichenden Stellung barg jedoch bedeutungsvolle Vorteile in ihrem Schoße. Die Festung Verdun lag, wenn gleichzeitig dem Vorgehen gegen die Sperrforts bei St. Mihiel vom rechten Maasufer her der durchaus mögliche Nachdruck gegeben wurde, im oberen Ende eines dünnen Schlauches. Ihre Abquetschung von Süden her war kein nebelhaftes Kriegsziel. Auch die allen Anstürmen von Norden her trotzende Festung Ossowiec fiel im folgenden Sommer vor dem deutschen Angriff aus der entgegengesetzten Himmelsrichtung.[32]) Die spätere verhängnis-

[29]) Müller-Loebnitz „Marneschlacht", S. 67, Hausen, S. 212 ff.
[30]) Müller-Loebnitz „Marneschlacht", S. 64, Hausen, S. 215.
[31]) Hausen, S. 223.
[32]) Ludendorff „Meine Kriegserinnerungen", S. 122.

Digitized by Google

volle Rolle Verduns konnte natürlich natürliche keine prophetische Sehergabe vorausſehen. Der Beſitz von Verdun war aber unter allen Umſtänden ſeines Preiſes wert. Was die Feſtung in franzöſiſcher Hand bedeutete, darüber war die deutſche Heeresleitung ſoeben gründlich belehrt worden, denn ohne die nötigen Abgaben dagegen hätte ſelbſt die kundige Hand Sarrails die Partie gegen den deutſchen Kronprinzen in der Marneſchlacht nicht remis ſpielen können. Zugleich mit Verdun konnten die franzöſiſche III. und II. Armee, ſoweit ſie mit eng gegeneinander gepreßtem Rücken in dem Sack ſtanden, in arge Bedrängnis kommen. Das Gefahrsmoment der deutſchen Kriegslage lag allerdings darin, daß der vorgeſchobene linke Flügel der deutſchen Armeen in der Linie Mourmelon le Petit—Franchèville—Revigny — weſtlich Verdun gleichfalls ſackartig von drei Seiten umklammert werden konnte. Am 11. September wurden auch bereits der III. Armee ſtarke feindliche Kräfte in Anmarſch auf Vitry le François gemeldet.[33]) Die franzöſiſche II. und III. Armee würden es gleichfalls nicht an den verzweifeltſten Anſtrengungen fehlen laſſen, ſich aus der Klemme zu befreien. Die Gefahren einer langen und ſchmalen Ausbuchtung traten im Sommerfeldzug 1918 klar zutage, als vor dem franzöſiſchen Angriff aus dem Walde von Villers Cotterets her Ende Juli das Gelände von der Aisne bis zur Marne im Raume Soiſſons—Château Thierry—Dormans—Reims alsbald geräumt wurde.[34]) Im vorliegenden Falle aber lagen die Verhältniſſe weſentlich günſtiger, weil der franzöſiſche Schlauch das dort dem deutſchen fehlende Gegengewicht bildete. Es war hüben und drüben eine gleiche Lage geſchaffen, in welcher die ſo oft ins Treffen geführten ſtärkeren Nerven in der Tat den Ausſchlag gaben. Indes den deutſchen Nerven konnte das Stärkungsmittel der ſchwerſten Artillerie in weitaus größeren Doſen zugeführt werden.

Schließlich mußte durch die Zurücknahme auch des linken deutſchen Angriffsflügels die moraliſche Belaſtung mit einer Unternehmung, die immer augenfälliger die Züge eines bedenklichen Fehlſchlages annahm, im eigenen Lager eine ſchwerwiegende Gewichtszunahme zu Gunſten des gegneriſchen erfahren.

Der Anteil des Generals von Bülow an dem Heeresbefehl

---

[33]) Hauſer, S. 221.

[34]) Ludendorff, S. 537 ff., v. Zwehl „Die Schlachten im Sommer 1918 an der Weſtfront", 3. Beiheft zum 105. Jahrgang des Mil.-Wochenblattes, S. 14 ff.

Digitized by Google

vom 11. September steht noch nicht fest. Der General von Moltke fühlte sich unsicher in seinen Schuhen und schätzte die Urteilskraft des Generals von Bülow sehr hoch ein. Der Goethesche Vers „halb zog sie ihn, halb sank er hin" wird das richtige treffen. Das „absolvo te" wird sich also wohl dem General von Bülow gegenüber kaum aussprechen lassen.

Die Truppenbewegungen des 11. September verliefen ohne Störung. Die I. Armee verblieb mit den Hauptkräften hart südlich der Aisnestrecke von Attichy bis Soissons. Die zweite Armee spannte sich von der Vesle bei Jonchery über Pourcy nach Tours zur Marne herüber. Die Besetzung der Vesle-Uebergänge bei Braisne und Fismes mit je einer verstärkten Brigade war in die Wege geleitet. Die III. Armee kam endlich nach schweren Marschleistungen in der Linie Thuizy—Suippes an. Das bisherige Stufenbild hatte sich sehr verschoben. Während die Frontlinie der I. Armee wie bisher in westlicher Richtung verlief, bildeten die II. und III. Armee hintereinander zwei zusammenhanglose Linien, deren erste von Nordwesten nach Südosten, die zweite vom Westen nach Osten verlief — eine bizarre, von keinerlei gegenseitiger Uebereinstimmung zeugende Gestaltung. Die Gegner hatten sich kaum näher an die Fersen des deutschen Rückmarsches geheftet; vor der II. Armee war er über die Linie Fère en Tardenois—Epernay nicht hinausgegnagen. Immerhin betrug der Zwischenraum bei der I. und II. Armee nirgends über einen halben Tagemarsch.

Von nun an wird es der nachträglichen Betrachtung immer schwerer, der Handlungsweise des Generals von Bülow verständnisvoll gegenüber zu stehen. Die endlich notdürftig erreichte „wichtigste Aufgabe" der Stützung der I. Armee wird am 12. September durch das Zusammenschieben der II. Armee nach ihrem linken Flügel hin wieder aufgegeben. Die Sicherung der ganzen Flußstrecke der Vesle von der Mündung bis Breuil wird einer einzigen Landwehrbrigade übergeben, der bisherige Schutz dieser Strecke dagegen nach Osten mit je einer verstärkten Brigade auf die Höhen von Prouilly bezw. Châlons sur Vesle gezogen. Im Anschluß daran springt um das Stadtbild von Reims herum das 10. Reservekorps auf das Südufer der Vesle von Thillois bis Cormontreuil über, wogegen das X. Armeekorps und die Garde wieder auf dem nördlichen Ufer über Prunay bei Prosnes den Anschluß an die III. Armee suchen und finden. Die starken Reserven der 14. Infanterie-Division und der I. Garde-Infanterie-Division

Digitized by Google

werden ganz ausschließlich auf dem linken Flügel bei Cernay les Reims bezw. Beines zusammengehalten.

Die Ausführbarkeit des Flankenmarsches der I. Armee war bei der Nähe des Feindes, selbst hinter der Barriere der Aisne, mehr wie fragwürdig geworden. Noch zweifelhafter war die Widerstandskraft einer einzigen Landwehrbrigade auf den letzten drei Meilen des Unterlaufs der Vesle. Erneut war dadurch die I. Armee vereinzelt und damit der Gefahr der doppelten Umfassung ausgesetzt worden. Der General von Bülow hatte diese Lage am Ourcq unter allen Umständen für verderbenbringend angesehen. Wenn ihm damals der Rückzug sans phrase als der einzige Ausweg aus der Not für die I. Armee erschienen war, so ist nicht recht abzusehen, wie er an der Aisne auf die Ausführbarkeit eines der schwierigsten Manöver — der Seitenbewegung vor der feindlichen Front entlang — rechnen konnte. Grade von seinem Standpunkt aus blieb der I. Armee schlechterdings wiederum nur das Aushilfsmittel des Verschwindens nach hinten übrig. Wenn er sodann an der Marne daraus die zwingende Notwendigkeit des Anschlusses an die rückläufige Bewegung auch für die linksanschließenden Armeen herleitete, so konnte gerade er keine andere Lösung für die jetzige Zwangslage finden. Damit aber wurde letzten Endes die Absicht der O.H.L. zum hartnäckigem Widerstand in der zu befestigenden Linie Vesle—Clermont en Argonne über den Haufen geworfen.

Die Erklärung der Handlungsweise des Generals von Bülow dürfte in folgenden Erwägungen zu finden sein. Für ihn war der Durchbruch der Franzosen bei der auseinandergezerrten III. Armee eine ausgemachte Sache.[35]) Die etwaigen Folgen seines Gelingens — das Auseinandersprengen einmal der IV. und V. Armee gegen die Argonnen und Verdun und sodann der I. und II. Armee nach Nordwesten[36]) — grenzte an den Verlust des Feldzuges. Von zwei unvermeidlichen Uebeln muß das größere verhütet und das kleinere in Kauf genommen werden, dem Durchbruch bei der III. Armee aber wurde nur durch das Massieren der II. Armee auf ihrem linken Flügel ein Riegel vorgeschoben. Die logische Schlußfolgerung war richtig, der Fehler lag nur in der Praemisse: die Franzosen dachten nicht an den Durchbruch in der Champagne und durften, wie dargetan, nicht daran denken.

---

[35]) Nach den Angaben des Generalleutnants Tappen. Der General v. Hausen weist S. 222 lediglich die Möglichkeit nicht ab.

[36]) Müller-Loebnitz „Marneschlacht", S. 64.

Digitized by Google

Der 12. September brachte die Probe auf das Exempel. Die Gegner verfuhren, wie sie verfahren mußten, sie zersplitterten ihre Kräfte nicht durch Inangriffnahme eines zweiten Durchbruchs bei der III. Armee, sondern brachten lediglich mit Volldampf voraus den bereits eingeleiteten Stoß zwischen der I. und II. Armee zur weiteren Ausreifung. Die auf das Nordufer der Aisne übergegangene I. Armee wurde auf der ganzen Strecke von Attichy bis Soissons gestellt; vom Linksabmarsch zur II. Armee war keine Rede mehr. Schnell brach der Widerstand der einzigen Landwehrbrigade bei Braisne und Fismes zusammen, auch wurden, teilweise durch ein Mißverständnis, die beiden links davon stehenden Brigaden des VII. Armeekorps in den rückwärts fließenden Strudel hineingezogen. Die dadurch drohende Umfassung des auf dem Südufer der Vesle belassenen X. Reservekorps bot schon vor dem taktischen Zusammenstoß die Veranlassung zur Räumung von Reims, so daß die ganze III. Armee am Morgen des 13. September auf der Linie nördlich Brimont—Betheny—Cernay les—Reims—Prosnes versammelt stand. Die eben erst notdürftig geschlossene Lücke zur I. Armee hin war sogar in der größeren Breite von 50 Kilometern wieder aufgesprungen. Nach allen bei der II. Armee eingegangenen Meldungen war nunmehr endlich zweifellos, „daß das ganze Streben des Feindes darauf gerichtet war, sich zwischen die zweite und I. Armee einzuschieben, die Trennung der beiden Armeen damit zu einer dauernden zu machen und die I. Armee alsdann in nordwestlicher Richtung völlig abzudrängen". [37])

Die Zwangsläufigkeit der Ereignisse im Kriege kann gar nicht klarer als wie bei diesen Maßnahmen der II. Armee zutage treten. „Im ersten sind wir frei, im zweiten sind wir Knechte". Aus der Ueberzeugung der drohenden Gefahr nach der Seite der III. Armee hin war ohne zutreffende tatsächliche Unterlage die Zusammenschiebung der II. Armee nach Osten hin am 11. September in die Wege geleitet worden. Vor gegnerischen Teilkräften, namentlich wenn sie von der bekannten zaudernden Hand des Marschalls French der Hauptmasse nach geleitet wurden, konnte der Flankenmarsch der I. Armee zur Wiederherstellung der geschlossenen Einheitsfront, dieses Hauptstücks des Bülowschen Katechismus, allenfalls gelingen. Die Gefahr des Durchstoßes war in diesem Falle abzuwettern. Soweit die Freiheit des Handelns! Als sich der General von Bülow aber am 12. September vor der Unrichtigkeit

[37]) Bülow, S. 68.

Digitized by Google

seiner Voraussetzungen nicht mehr verschließen konnte, sondern erkannte, daß der Stoß des Gegners sich mit voller Kraft gegen die schwache Verlötung der I. und II. Armee richtete, hatte er die Entschlußfreiheit verloren. Die durchbrochene Stelle war nicht mehr abzuriegeln. Selbst die aufgerissene eigene rechte Flanke beim X. Reservekorps war platterdings nur durch den schweren sachlichen und moralischen Schaden der Preisgabe der Stadt Reims zu schützen. Das erneute ernste Ersuchen an die I. Armee zum Vorgehen gegen Flanke und Rücken des feindlichen Vorstoßes war verspätete Liebesmüh.

Freilich, ein Mittel gab es, um aller Schwierigkeiten Herr zu werden — der eigene rücksichtslose Angriff, so wie Joffre soeben am 6. September unmittelbar aus dem Rückzuge die Frontschwenkung gemacht hatte. Ihm hatte dabei das „fortes fortuna adjuvat" wie noch keinem Feldherrn vor ihm gelächelt. Die Anwendbarkeit dieses heroischen Mittels hing außer von den stahlharten Nerven der Führung von der Beschaffenheit der Truppe ab.[78]) Sie entzieht sich der späteren Nachprüfung. Bei Cambrai gelang im November 1917 ein derartiger Gegenstoß glänzend. Unter äußerst schweren Kämpfen gelang schließlich in den nächsten Tagen der Verschluß der Lücke. Vermeidbar oder wenigstens abzuschwächen waren diese Schicksalsstunden. Es liegt eine große Tragik darin, daß gerade der Armeeführer, der die truppenentblößte Lücke als die Wurzel alles Uebels ansah, durch seine Maßnahmen die schwersten aus einer derartigen Lage für Deutschland im Kriege erwachsenen Schädigungen hervorgerufen hat!

XIV.

Die große Linie der Politik.

Von
Oberst a. D. Zeiß.

Zwei Jahre nach Unterzeichnung der Weltlüge von Versailles, nach Annahme der ungerechtesten und grausamsten Friedens-

[78]) Nach einem Funkspruch von A.O.K. II an O.H.L. schätzte die II. Armee am 3. September ihre Gefechtskraft nur noch auf drei Armeekorps (Hausen, S. 204), also immerhin noch auf dreiviertel der Ausrückestärke.

Digitized by Google

bedingungen der Weltgeschichte hat der derzeitige Kanzler des in unerhörter Knechtschaft schmachtenden Deutschen Reiches einer zehntausendköpfigen Volksversammlung in Breslau gepredigt: „Wir müssen die große Linie unserer Politik einhalten. Diese Linie ist allerdings in der Vergangenheit, wo man Macht hatte, unbekannt gewesen. Jetzt ist es der Gedanke der Gerechtigkeit und Freiheit." Nach diesem Herzensergusse des höchsten Beamten des Deutschen Reiches ist es schwer, keine Satyre zu schreiben. Gleichwohl muß sie unterbleiben, nicht aus Furcht vor der Gewalt, hinter der sich demokratische Angst vor der Wahrheit zu verstecken beeilt, sondern dem Ernste der Sache zuliebe.

Schon der Herold des neuen Deutschen Reiches, Emanuel Geibel, hat die dem deutschen Wesen entsprechende große Linie der Politik in dem Gedichte „Was wir wollen" klar und deutlich vorgezeichnet mit den Worten: „Wir wollen einig sein und wollen Frieden haben." Des Dichters politische Linie hat dann der erste Kaiser des neuerstandenen Reiches bestätigt in dem Gelöbnis: „Mehrer des Reiches zu sein nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Werken des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung." Daß sein Enkel die große Linie friedlicher Politik einhielt, hat ihm die fünfundzwanzigjährige Jubelfeier als Friedensfürst ermöglicht. Die Franzosen nannten ihn sogar Guilleaume le timide.

Wie unzulänglich die von Dr. Wirth ausposaunte politische Linie der deutschen Republik ist, ergibt sich, abgesehen von ihren Wirkungen — steigende Begehrlichkeit der angrenzenden Feinde Frankreich und Polen, fallender Wert der deutschen Mark und des deutschen Ansehens — aus einem Vergleiche der deutschen Politik der Gerechtigkeit und der Freiheit mit jener des englischen Erzfeindes und des französischen Erbfeindes. „Recht oder Unrecht, mein Vaterland" heißt von jeher die bis jetzt stets erfolgreich gewesene große Linie der englischen Politik. Ein französischer Staatsmann hat der großen Linie der Ententepolitik nach dem Weltkriege leicht verständlichen Ausdruck gegeben, indem er sagte: „Die Politik ist die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln." Im Kriege ist am notwendigsten gesunder Menschenverstand. Wer diesen hat, muß die große Linie der Politik erkennen, die immer und ewig, besonders heute, dringend nötig ist, nämlich in der inneren Politik: „Verständigung und Versöhnung", in der äußeren: „Ansehen und Geltung". Weil England seit langem, Frankreich seit 1871 diese politische Linie einhalten, sind sie zur Zeit die ersten, fast die einzigen Großmächte Europas. Solange

Digitized by Google

Deutschland die große Linie der inneren und äußeren Politik so sehr verwechselt wie gegenwärtig, solange muß es immer weiter sinken.

Um die große Linie der äußeren Politik erreichen und einhalten zu können, ist Macht vonnöten. Diese kann nur kommen aus der Kraft, die das erfolgreiche Einhalten der großen Linie vernünftiger innerer Politik gibt. Wer das deutsche Volk vor Untergang bewahren, aus Knechtschaft und Sklaverei befreien will, muß es deshalb auf der vom gesunden Menschenverstande vorgezeichneten, in der englischen und französischen Geschichte als richtig erwiesenen großen Linie der inneren und äußeren Politik sammeln.

XV.

Sitten und Gebräuche der alten Armee.

Wer bei einem mecklenburgischen Truppenteil als Offizier gestanden hat, weiß, was das „Obotriten-Geheul" ist. Es hat damit folgende Bewandtnis: Die Mecklenburger sind höfliche Leute! Jeden Mittag wurde beim Essen in der Messe (das Offizier-Kasino wird in Mecklenburg „Messe" genannt) der Damen gedacht. Wenn der Braten hereingebracht war, ergriff der Tischälteste oder der zum Zerlegen Bestimmte sein Glas und forderte mit den Worten „Meine Herren! Die Damen!" dazu auf, dieser Höflichkeitspflicht zu genügen.*) Nun erhob sich ein gegenseitiges Zurufen und Zutrinken, das auf dem Truppenübungsplatz von nicht mecklenburgischen Regimentern halb achtungsvoll, halb spöttisch das „Obotriten-Geheul" genannt wurde.

Aehnliche Sitten und Gebräuche, die nicht offiziell verliehen aus der Truppe heraus entstanden mit Stolz beachtet und gepflegt wurden, hat es wohl bei fast allen Regimentern der alten Armee gegeben. Sie zu sammeln und dieses kleine Stückchen Kulturgeschichte zu erhalten, dürfte auch für weitere Kreise genügend wichtig sein, um hierzu einen Versuch zu wagen. Der Schreiber dieser Zeilen beabsichtigt, sich dieser Aufgabe zu unterziehen. Natürlich ist an ein Zustandekommen nur zu denken, wenn das

*) Dieser Brauch bestand auch in der alten hannoverschen Armee. Die Schriftleitung.

Digitized by Google

Werk von den früheren Angehörigen des alten Heeres tatkräftig unterstützt wird. Ich möchte daher an alle, die von solchen Sitten und Gebräuchen wissen, die Bitte richten, mir mitzuteilen, was ihnen bekannt ist. Es wird sich dabei um alle nicht offiziell verliehenen Besonderheiten handeln, z. B. Ehrennamen, Scherzbezeichnungen, Lieder und Gesänge, Sprüche, Schlachtrufe (z. B. der Ruf „Fehm oz!" der 7. Husaren), Sitten, wie deren eine oben geschildert wurde und dergl. mehr. Wichtig sind neben den vor dem Weltkriege schon bestehenden Gebräuchen auch die erst im Kriege entstandenen.

Der Schreiber dieser Zeilen glaubt, keine Fehlbitte zu tun und hofft in Hinsicht darauf, daß es gilt, ein Stück Geschichte unseres ruhmreichen alten Heeres vor dem Versinken in die Vergessenheit zu bewahren auf recht zahlreiche Einsendungen. Ob die Ernte in Gestalt eines Buches oder nur eines Aufsatzes wird hereingebracht werden können, oder ob es gar eine Mißernte wird, das wird von der Zahl der Einsendungen abhängen.

Die Einsendungen sind zu richten an:

Hauptmann a. D. von Hagen,
Charlottenburg, Berliner Str. 100.

Gesellschaft für Heereskunde

Anschrift des Schriftführers: Major a. D. Möllmann, Berlin W. 15, Pfalzburger Straße 10.

Vereinslokal: „Berliner Kindl", Charlottenburg, Kurfürstendamm 225/226, Ecke der Augsburger Straße.

1. Einladung.

Die nächste Sitzung findet am Donnerstag, dem 16. März 1922, 7½ Uhr abends, mit folgender Tagesordnung statt:

1. Wahl des Vorstandes gemäß § 4 der Satzungen.
2. Kassenbericht des Schatzmeisters gemäß § 5 der Satzungen.
3. Vortrag des Ehrenmitgliedes, Herrn Maximilian Schultze: Zum Geburtstage König Wilhelm I. von Preußen.
4. Verschiedenes.

2. Mitteilungen.

Das nächste zwanglose Beisammensein findet am Montag, dem 3. April 1922, die Aprilsitzung am Donnerstag, dem 20. April 1922, 7½ Uhr abends, statt.

Digitized by Google

Literatur.

I. Bücher.

Kurzer strategischer Ueberblick über den Weltkrieg 1914—1918 von Otto von Moser. Generalleutnant z. D. Mit sechs Karten in farbigem Druck. Berlin 1921. Verlag E. S. Mittler u. Sohn. —

Der Generalleutnant v. Moser hat unter diesem Titel ein zwar kurzes (123 Seiten), aber inhaltsreiches Buch geschrieben. Nachdem der Verfasser im Vorwort aus seiner Dienstlaufbahn die Berechtigung zum Schreiben seines „kritischen Ueberblicks" nachzuweisen versucht hat, gesteht er, „daß eine erschöpfende Kritik des Weltkrieges, im vollen ernsten Sinne dieses Wortes nicht der eigentliche Zweck meiner Arbeit ist. Für eine solche stehen wir, auch ich meine, den Ereignissen und den handelnden Persönlichkeiten noch zu nahe, auch sind dafür die Quellen der Feindseite noch zu lückenhaft, die der eigenen noch zum Teil zu widersprechend und ungeklärt. Vielmehr war und ist eine zwar nicht farb-, aber doch leidenschaftslose Schilderung, Erklärung und Würdigung der strategischen Ereignisse des Weltkrieges in einer die objektive Wahrheit suchenden, jedoch ausgesprochen subjektiven Darstellung mein Vorhaben." Damit haben wir den Standpunkt des Verfassers, den er einnehmen will. Seine Ausführungen stützen sich auf die schon, wie er meint, von allen maßgebenden Persönlichkeiten veröffentlichten wichtigsten Beweggründe ihres militärischen Handelns, die „mit einer Offenheit und Vollständigkeit bekannt gegeben haben, wie sie nur die außergewöhnlichen augenblicklichen Zeitverhältnisse möglich machten". Diese Veröffentlichungen liegen neben meiner eigenen Erfahrung, so sagt der Verfasser, meiner Arbeit zugrunde; dagegen habe ich nicht daran denken können, die schon ins Ungeheure angewachsene Flut von Kriegsliteratur erstlich durchzuarbeiten, wenn mir auch ein gut Teil davon vor Augen gekommen ist."

Das Buch enthält im ersten Teil eine kurze zeitlich geordnete „Strategische Ueberschau". Die Ereignisse in ihren Wechselwirkungen mit wenigen Stichworten klar und zutreffend auf kaum 18 Seiten zusammenzufassen, ist sicher keine leichte Aufgabe. Am schwierigsten war sie wohl für 1918, wo die militärpolitischen Ereignisse nach Schilderung Ludendorffs (S. 566 ff.) eine so entscheidende Rolle gespielt haben. —

An diese „Ueberschau" schließt sich die eigentliche strategische Betrachtung des Weltkrieges. Vorangestellt sind einige kritische Bemerkungen über die ungenügende Kriegsvorbereitung Deutschlands sowie abfällige Urteile über die Erziehung und Ausbildung des Heeres. Daß wir in der Ausnutzung unserer Wehrkräfte, in der Entwicklung unserer materiellen Kriegsmittel (Munition, Ausrüstung und Beschaffung für Neuformationen usw.) Ungenügendes geleistet haben und daß dabei den Reichsschatzsekretär ein erhebliches Verschulden trifft, ist oft genug betont und unbestritten. Wenn der Verfasser aber von der Bereitwilligkeit des deutschen Volkes zu Opfern spricht und dabei auf die dafür günstige Reichstagsmehrheit hinweist, so kann man dahinter nur ein großes Fragezeichen setzen. Es ist überflüssig, dies mit führenden Namen zu belegen, es sind viele Landsleute aus Süddeutschland darunter. — General v. Moser erkennt die gute Ausbildung des deutschen Heeres, die Leistungsfähigkeit des Offizierskorps an, meint indessen,

Digitized by Google

in den Unterordnungsverhältnissen habe ein zu großer Zwang bestanden, das Besichtigungs- und Belohnungswesen habe Uebertreibungen usw. großgezogen. Dem Generalstab wirft er nach einigen lobenden Worten vor, daß er einem übertriebenen Autoritätsglauben an frühere große preußische Feldherren und Kriegstheoretiker gehuldigt hätte. —

Mir scheinen diese Vorwürfe nur zum geringen Teil begründet, namentlich, was den zu großen Zwang, dem die Offiziere angeblich unterworfen gewesen wären, anbetrifft, auch scheint es zweifelhaft, ob wirklich eine zu große Vorliebe für die Theorien Clausewitz' uns irgendwie geschadet hätten; höchstens weil mancher ihn nicht verstanden hatte. Das gleiche gilt für die Schlieffenschen Kannä-Gedanken; aber deswegen bei den als richtig anerkannten Lehren die Kritik anzusetzen scheint doch kaum angebracht. Man kann allgemein wohl zweifelhaft sein, ob zur Zeit Anlaß vorliegt, auf vermeintlichen kleinen Mängeln des Heeres immer wieder „herumzureiten". Leider ist das aber eine spezifisch deutsche Eigenschaft. — Mit Recht wird bemängelt, daß es sowohl an den nötigen Abmachungen über das Zusammenwirken von Heer und Flotte gefehlt hätte als an einem Operationsplan mit dem Bundesgenossen Oesterreich-Ungarn.

Verschiedene andere Behauptungen der Einleitung scheinen anfechtbar, namentlich die Ansicht, die Deutschen hätten die östliche französische Festungsfront ebenso gut durchbrechen können, wie die Wegnahme der großen Plätze vor dem rechten deutschen Heeresflügel gelungen wäre. Ich glaube, die Lagen glichen sich nicht, die belgische Infanterie war mangelhaft, es handelte sich in Lüttich um einen geglückten Handstreich, bei Antwerpen um die Gefahr, eine stolze Handelsmetropole mit unersetzlichen Kunstschätzen durch Beschießung zerstört zu sehen, bei Maubeuge um eine durch den raschen deutschen Vormarsch mutlos gewordene Besatzung. Es scheint also fraglich, ob nicht für wichtige, in der Einleitung vorgebrachte kritische Bemerkungen auch wesentliche andere Gesichtspunkte geltend gemacht werden könnten. Die große Linie der auf dem Schlieffenschen Plane beruhenden, aber stark verwässerten Operation scheint der Verfasser als richtig anzuerkennen.

Es ist darüber schon so viel geschrieben, daß kaum noch Neues darüber gesagt werden kann, dagegen hält der Verfasser dafür, daß der deutsche Plan, durch Belgien zu marschieren, „fast weltbekannt geworden" wäre, also „keine überraschende Kraft" mehr gehabt hätte. In der Tat hat aber Joffre doch nur mit einem Vormarsch südlich der Maas gerechnet und ist durch die Ausdehnung des Vormarsches nördlich des Flusses, und das war sehr wichtig, überrascht worden, so zwar, daß er gerade dadurch zur schleunigen Aufgabe seines Planes, durch Belgisch-Luxemburg durchzubrechen, gezwungen wurde. Ich meine, diese Dinge sind, soweit es sich um Erfassen des großen französischen Operationsgedankens handelt, genügend aus französischen und deutschen Quellen bekannt, weiß also nicht, worin die noch „verborgensten Geheimnisse" — so sagt der Verfasser — zu suchen sind.

Den österreichischen Generalstabschef Conrad v. Hoetzendorff nennt das Buch „einen hochangesehenen, ebenso geist- wie gedanken- und phantasiereichen" Mann. Das Urteil mag richtig sein, jedenfalls war dieser General trotz dieser Gaben aber ein richtiger Heerverderber, denn er versuchte eine Doppeloperation gleichzeitig gegen Serbien und gegen die weit überlegene russische Armee in völligem Mißverstehen der Leistungsfähigkeit der eigenen wie der gegnerischen Kräfte. In den Denkwürdigkeiten des Grafen

Digitized by Google

Stürgkh ist zu lesen, daß sich Tisza noch im November 1914 den Kopf darüber zerbrochen hat, wer der Vater dieses verstiegenen Operationsplanes eigentlich gewesen wäre. — Dabei soll ganz unberücksichtigt bleiben, daß Conrad uns keineswegs „grün" gewesen ist und immer ungemessene unerfüllbare Forderungen gestellt hat.

Im Einzelnen die kritische Darstellung zu verfolgen, kann nicht die Aufgabe dieser kurzen Besprechung sein, in vielen Punkten kann man sich dem Verfasser anschließen in anderen scheinen abweichende Ansichten nicht unberechtigt. Das Vorstehende gibt davon allerdings nur lückenhafte Proben.

Zum zweitenmal hat ein Kamerad aus Württemberg versucht, uns den ganzen Weltkrieg kritisch vorzuführen. Zuerst die „Kritik von einem Generalstäbler", die jetzt in zweiter Auflage erschienen ist (Leipzig, K. F. Köhler) und bei deren Lesen man oft an Wallenstein denken muß, als er ausrief: „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, das schwer sich handhabt wie des Messers Schneide." (Vergl. Monatshefte für W. u. P. Oktober 1920.) Der bis dahin ungenannte Verfasser entpuppt sich inzwischen als der Hauptmann Ritter. Jetzt spricht zu uns der Generallt. v. Moser. Beide Bücher bringen auch da, wo andere Meinungen berechtigt sein mögen, mancherlei Anregung. Das vom Generallt. v. Moser Gebotene ist reifer, im Ton gemäßigter, wenn auch immer kritisch. Das Buch liest sich nicht immer leicht, es hat das Streben vorgewaltet, in wenig Worten möglichst viel zu sagen. Das führte zu unendlich vielen Appositionen, Einschachtelungen, Partizipien usw. Auf S. 96 steht z. B. ein Satz von 16 Druckzeilen Länge. General v. Zwehl.

Scapa Flow, das Grab der deutschen Flotte von Vize-Admiral **von Reuter.** Leipzig 1921, Verlag von K. F. Koehler. 107 Seiten, 30 Mark.

Das Ende der unbesiegten deutschen Flotte ist eines der dramatischsten Ereignisse des Weltkrieges gewesen. Schmucklos und schlicht schildert der letzte Flottenchef in dem vorliegenden Werk, wie es zur Auslieferung der deutschen Hochseeflotte kam, wie der schlimme Geist der Soldatenratsmißwirtschaft sich nur allmählich an Bord bannen ließ, mit welcher Hinterhältigkeit und Verlogenheit England auch den internierten Verband noch behandelte und wie schließlich der Entschluß reifte, freiwillig ein Ende zu machen, um die stolzen Sieger vom Skagerrak nicht in Feindes Hand fallen zu lassen. Es ist gut, daß das Buch geschrieben und erschienen ist. Es wird sein Scherflein dazu beitragen, den gebrochenen deutschen Lebensmut wieder zu heben. Die Versenkung der Flotte vor Scapa Flow war eine Tat, die nur von solchen Weichlingen nicht begriffen wird, denen das Verständnis für nationale Ehre und Würde abgeht. Aber noch in einer anderen Hinsicht wird Admiral von Reuters Niederschrift segensreich wirken. Wo unsere amtlichen Stellen beharrlich schweigen, ist es nur mit Genugtuung zu begrüßen, daß ein Mann, der dabei war und aus eigener Anschauung spricht, dem Engländer die Maske vom Antlitz reißt und ihn der Welt zeigt, wie er wirklich ist: ein nur auf seinen Vorteil bedachter, brutaler Mensch, dem Lüge und Gemeinheit als Begleiter auf seinen politischen Bahnen ständig zur Seite sind. Es wäre mit Freuden zu begrüßen, wenn Admiral von Reuters kleines Werk weiteste Verbreitung fände. Es dient dem nationalen Aufbau und zerteilt Lügenwolken. v. Waldeyer-Hartz.

Der Marsch auf Paris und die Marneschlacht 1914 von **A. v. Kluck,** General-

Digitized by Google

oberst. E. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1920. Mit einer vierfarbigen Steindruckkarte und 2 Skizzen im Text.

Die Besprechung dieses Werkes hat sich durch Zufall etwas verzögert, es ist aber durch die späteren Veröffentlichungen im besonderen durch die Schrift des Majors Müller-Loebnitz sowie „Deutsche Heerführung im Marnefeldzug" von General Baumgarten-Crusius und namentlich die umfassende gründliche Darstellung des Generals v. Kuhl „Der Marnefeldzug 1914" nicht überflüssig geworden. Es ist immer interessant zu verfolgen, wie sich beim Oberbefehlshaber der für den Vormarsch entscheidenden Armee die Verhältnisse dargestellt haben. Wertvoll ist das Buch auch schon deshalb, weil es eine vollständige Kriegsgliederung der I. Armee enthält mit allen zugeteilten Trains usw. Es fehlt nur, wohl weil sie nicht besonders Erwähnung gefunden, die Etappeninspektion der Armee. Leider wird die Wichtigkeit von Korpsgliederungen heute bei vielen Werken für das eingehende Studium verkannt und über sie mit einer leichten Geste hinweggegangen. — Der entscheidende Punkt in der Operation der I. Armee war der schon viel besprochene Abbruch des günstig laufenden Gefechts am Ourcq am 9. September 1914, veranlaßt durch den Befehl des Oberstleutnants Hentsch, Abgesandten der Obersten Heeresleitung. Es ist darüber schon viel gesprochen und kritisiert, weil dadurch vielleicht der ganze Feldzug verloren gegangen, mindestens aber eine schwere Krisis entstanden ist. Es ist unnötig, hier auf die Einzelheiten nochmals näher einzugehen. (Vergl. auch Deutsches Offizierblatt Nr. 17 vom 11. Juni 1920, Die Sendung des Oberstleutnants Hentsch — Anfang September 1914.) Nur das sei hier nochmals hervorgehoben, der Vorwurf, den der General Baumgarten-Crusius erhebt, die I. Armee hätte den Befehl der O.H.L. zum Rückzuge mißachten sollen, erscheint unberechtigt. Da die II. Armee seit dem 9. September morgens in vollem Rückzuge war, konnte die I. Armee nicht anders handeln als sie gehandelt hat. Diese Kritik erscheint deshalb ex post gefällt, nachdem klar geworden ist, wie zaghaft die Engländer vorgingen und wie günstig auch auf anderen Punkten der Front die Lage war.

General v. Zwehl.

Denkwürdigkeiten aus dem Dienstleben des Hessen-Darmstädtischen Staatsministers Freiherrn du Thil 1803 bis 1848. Hrsggb. von Heinrich Ullmann. (Deutsche Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts, Bd. 3.) Stuttgart 1921. Deutsche Verlags-Anstalt. Preis: geh. 60 M., geb. 72 M.

Diese Aufzeichnungen des Freiherrn Karl Wilhelm Heinrich du Bos du Thil, geb. 1777, † 1859, des Staatsmannes, den Heinrich von Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte usw." (V, 681 ff.) den „dauerhaftesten aller deutschen Minister" genannt, dem er das Ehrenzeugnis ausgestellt hat, daß er „ruhig in seiner alten Weise verständig, ehrlich, sorgsam, aber in strengstem bureaukratischen Geiste" regiert habe, sind höchst beachtenswert und eine Quelle ersten Ranges für die Geschichte eines süddeutschen Mittelstaates, die an sich sehr viele wichtige und fesselnde Züge aufweist, aber auch kennzeichnend ist für das deutsche Mittel- und Kleinstaatwesen jener Zeit überhaupt.

Was hat dieser Mann in seinem langen Dienstleben nicht alles erlebt? Den Schluß der Landgräflichen Zeit des späteren Großherzogs Ludwig I. (1802 bis 1806), die Rheinbundzeit (1806 bis 1813), die Zeit der Unterhandlungen beim Übertritte zu den Verbündeten und der Neuordnung der Staats-

Digitized by Google

verhältnisse (1813 bis 1816), eine Wirksamkeit als Minister im Innern und nach außen (1816 bis 1830, Fortführung des Ministeramts' unter Verfassungskämpfen in der Regierungszeit Ludwigs II. (1830 bis 1848), die Staatsumwälzung von 1848, die sein Scheiden aus dem Amte herbeiführte!

Die Aufzeichnungen sind höchst lebendig geschrieben, enthalten meist eine nicht nur sehr anschauliche Schilderung der Aufeinanderfolge des staatlichen Geschehens, sondern auch sehr viele, wirksam herausgearbeitete Personenschilderungen und eine Fülle, oft sehr kennzeichnender kleiner „Geschichten".

Also eine belehrende und fesselnde und deshalb verdienstreiche Veröffentlichung. Dr. Stephan Kekule von Strachnitz.

II. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher.

Die eingegangenen Bücher erfahren eine Besprechung nach Maßgabe ihrer Bedeutung und des Raumes. Eine Verpflichtung, jedes eingehende Buch zu besprechen, übernimmt die Leitung der „Monatshefte" nicht, doch werden die Titel sämtlicher Bücher nebst Angabe des Preises — sofern dieser mitgeteilt wurde — hier vermerkt. Eine Rücksendung von Büchern findet nicht statt

1. v. Cramon, Fort mit den Interalliierten Kontroll-Kommissionen. Berlin, August Scherl G. m. b. H. 5 M.
2. Kotzde, Der von Bismarck. Leipzig, Theodor Weicher. Geh. 12 M., geb. 20 M. + 25 %.
3. v. Waldeyer-Hartz, Ums deutsche Danzig. Leipzig, Theodor Weicher. Geh. 12 M., geb. 20 M. + 25 %.
4. v. Vogelsberg, Das gebannte Land. Leipzig, Theodor Weicher. Geh. 12 M., geb. 20 M. + 25 %.
5. Weyer, Taschenbuch der Kriegsflotten 1922. München 1922. J. F. Lehmanns Verlag. Geb. 80 M.
6. Boehm, Die Offiziershetze als politisches Kampfmittel und Kulturerscheinung. München 1922. J. F. Lehmann. Geh. 22 M.
7. Koch, Der Cösener S. C.-Verband im Weltkriege, 1. Teil: In Kampf und Not. Insbruck. Universitätsverlag Wagner G. m. b. H.
8. Delbrück, Ludendorffs Selbstporträt. Berlin 1922. Verlag für Politik und Wirtschaft. 25 M.
9. Wolf, Weltgeschichte der Lüge. Leipzig 1922. Verlag Theodor Weicher.

III. Zeitschriftenschau.

Der Anker. Heft 5. Klassengegensätze. Der Schweizer Stegemann über „Deutschlands Sendung". Zita und ihr Sauerwein. Der Volkskönig. Heft 6/7. Streik! Kronprinz Wilhelm über den Wiederaufbau Deutschlands. Manneszucht im nationalen Heere. Fürchtete der Kaiser den Tod? Nie wieder ein starkes Deutschland. Dorten in Paris. Amerika gegen Frankreich.

Die Krone. Heft 3. Warum wir politisch unterlegen. Offener Brief an die Interalliierte Rheinlandkommission. Das deutsche Hilfswerk. Heft 4. Bismarck und Hammann. Der Monarchist. Also sprach Herr Dr. August Müller. Reichsgericht und Rechtsempfinden.

Militär. Echo. Die neue Zeit. Der Feind im Land. Beschießung von Paris während der deutschen Frühjahrsoffensive 1918.

Mücke-Bund. Jan.-Heft. Zum neuen Jahre! Zum Todestage E. M. Arndts. Urwaldleben in Paraguay 1915. Das beste Buch.

Digitized by Google

XVI.

Prinz Max von Baden und das Kriegskabinett.

Von **Generalleutnant Keim.**

Einleitendes.

Die deutsche Entwicklung, die bei Beginn des Weltkrieges einen so verheißungsvollen Aufschwung genommen, während desselben vier schwere, harte Jahre hindurch überreich an Heldentaten war — das Dulden und Entbehren vor allem vieler Frauen in der Heimat gehört in gewissem Sinne auch dazu —, um dann im November 1918 ihren unheilvollen Abschluß zu finden, hat man öfters eine Tragödie genannt.

Ich halte diese Bezeichnung nicht für zutreffend. Unter Tragödie ist Auswirkung des Schicksals im altgriechischen Sinne von „Moira" zu verstehen, das heißt unabwendbar, weil die Götter es so beschlossen hatten. Wir finden Aehnliches im Begriff der altgermanischen Götterdämmerung, die selbst Odin durch übermächtige Unholde untergehen läßt.

Tragödie in diesem Sinne bedeutet der Ausgang des Weltkrieges jedoch für Deutschland nicht, weil es Menschen waren, die sie vorbereiteten und herbeiführten. Eine unüberwindliche höhere Gewalt kam nicht in Betracht, sondern Schuld der Verantwortlichen, die im Regiment saßen. Sie tragen in erster Linie die Schuld, von v. Bethmann bis zum Prinzen Max von Baden. Sie halfen die „Unholde" großziehen und mächtig werden, die schon im Herste 1914 ihr verbrecherisches Werk begannen, den deutschen Siegeswillen zu lähmen und Front und Heimat durch sozialistische wie pazifistische Treibereien allmählich zu verseuchen.*) Im Regiment saßen aber nicht nur Regierungsmänner, sondern auch die Mehrheitsparteien, die schließlich selbstsüchtigem Parteigeiste verfielen, anstatt sich von großzügigem vaterländischem

*) Siehe u. a.: General v. Wrisberg „Heer und Heimat 1914—18."

Digitized by Google

Empfinden leiten zu lassen. Im Regiment saß aber auch, und zwar als Spitze, der Träger der Krone, dem es pflichtmäßig zugefallen wäre, die Zügel des Regiments um so fester in die Hand zu nehmen, je bedrohlicher die Zeichen der Zeit sich anließen. Wer wahrhaftige Geschichte schreiben will, darf an dieser bitteren Wahrheit nicht aus falschem Royalismus vorbeigehen, sonst ist es unmöglich, den Royalismus wieder zu Ehren zu bringen, wie er in den großen Hohenzollern einschließlich Wilhelm I. verkörpert ist.

Es sind bei der verhängnisvollen politischen Entwicklung, soweit sie mit dem Verbrechen des 9. November 1918 zusammenhängt — denn wir stehen noch gar nicht am Ende dieser Entwicklung —, drei Etappen zu unterscheiden.

Die erste Etappe war das Hineinzerren innerpolitischer Fragen aus Liebedienerei gegenüber dem Radikalismus in das Getriebe der Volksvertretungen, anstatt auch hier alle Kräfte in den Dienst des Vaterlandes zu stellen und jeden Parteistreit ruhen zu lassen, um den deutschen Waffen zum Siege zu verhelfen, wie es für die Parlamente des Feindbundes selbstverständlich erschien. Unter dem Schutze des „Burgfriedens" des Herrn v. Bethmann bereiteten die Sozialdemokraten den späteren Umsturz vor.

Als zweite Etappe stellt sich die unselige Friedensentschließung vom 27. Juni 1917 dar — in der Hauptsache das Werk Erzbergers —, die bei den Feinden die Ueberzeugung stärken mußte, daß die Mittelmächte nicht mehr gewillt und nicht mehr in der Lage seien, bis zur siegreichen Entscheidung durchzuhalten. Es steht fest, daß man damals sowohl in Paris wie in London und Rom bereit war, über Friedensvorschläge zu verhandeln, als das Bekanntwerden des defaitistischen Berichtes des Grafen Czernin — siehe wiederum Erzberger — im Zusammenhange mit der Friedensentschließung jede Friedensneigung bei der Entente erstickte.*)

Die dritte Etappe auf dem Wege zum schließlichen Zusammenbruch ist gekennzeichnet durch den Verzicht der Krone auf bedeutsame Hoheitsrechte im Erlaß vom 29. 9. 18, der dem Parlamentarismus zur Herrschaft verhalf. Die Monarchie geriet damit ins Schwanken, und die Reichstagsmehrheit nutzte die Gelegenheit aus, um die Bildung des Kriegskabinetts mit dem Prinzen Max von Baden als Reichskanzler durchzusetzen.

Damit beginnt der Auftakt zur Revolution deutlichere Gestalt anzunehmen, aber auch die Schuld des Kriegskabinetts sich zu ver-

*) Erklärung des Grafen Czernin vom 27. Juli 1917.

Digitized by Google

dichten, mittelbarer Mithelfer und Förderer an dem Werke der Revolution selbst gewesen zu sein. Letztere ist inzwischen ein Merkstein für den Abstieg des deutschen Volkes in jeder Beziehung geworden. Nicht nur politisch, sondern auch hinsichtlich der Zerrüttung deutschen Lebens auf allen geistigen wie sittlichen Gebieten, deren Abschluß noch gar nicht abzusehen bleibt, wenn die jetzige Regierungsmethode weiterhin Geltung behält.

Deshalb ist es nicht nur geschichtliche, sondern auch nationalvölkische Pflicht, die Zusammenhänge klarzustellen, die in ihrer Auswirkung die Revolution herbeiführen halfen. Aber auch Pflicht, sich mit den Personen zu befassen, die durch ihr Tun oder Nichttun jene unheilvolle Entwicklung auf dem Gewissen haben, denn schließlich sind es immer bestimmer Persönlichkeiten, die Geschichte machen, gute oder schlechte! Hier dürfen keine falsche Rücksichten walten, denn das deutsche Unglück, das jene mitverschuldet haben, ist zu furchtbar, um mit Sentimentalitäten oder vagen Entschuldigungen zu hantieren. Nur durch hemmungsloses Erforschen der Wirklichkeit und offenes Verkünden der Wahrheit ist es möglich, dem deutschen Volke die Augen zu öffnen über die Irrwege und Schleichwege, auf denen es in das Elend der Gegenwart und in die Trostlosigkeit der Zukunft geführt worden ist. Zumal die Ausflucht mit dem „guten Willen" der Schuldigen leeres Gerede ist, gemessen an den tatsächlichen Vorgängen sowie an den Mahnungen und Warnungen ernsthafter erprobter Politiker und Militärs. Gemessen an den Lehren und Erfahrungen der Geschichte, wie sie auch Bismarck wiederholt so eindringlich der Nation vorhielt. Nur durch eine solche Klarlegung jener Vorgänge, wird es möglich, für die deutsche Zukunft die politischen wie moralischen Folgerungen zu ziehen, die helfen sollen, unser Volk wieder aufzurichten, es hochzubringen. Zu diesen zwingenden Folgerungen rechne ich vor allem die Erkenntnis, daß die Träger sowie Verfechter der Anschauungen, die zur Revolution und damit zum Zusammenbruch des Reiches geführt haben, nimmermehr geeignet sein können, mitzuhelfen an der deutschen Erneuerung!

Die hierbei in Betracht kommenden Kreise, die jetzt die Machthaber sind, haben deshalb auch alles daran gesetzt, um die geschichtliche Wahrheit zu verdunkeln. Sie haben dasselbe schlechte Gewissen wie die Entente in der Schuldfrage, und aus diesem

Digitized by Google

Grunde versuchen sie bis zur neuesten Zeit, die Wahrheit zu verschleiern oder zu parteipolitischem Gebrauch „zurechtzumachen".

Der Anfang wurde damit gemacht, den Sozialdemokraten Kautsky, dem Professor Dr. Dietrich Schaefer („Staat und Volk") jede wissenschaftliche Eignung für diese Aufgabe abspricht, auf die Akten des Auswärtigen Amtes loszulassen, um „Belastungsmaterial" für die Schuld der „verruchten" Regierung am Kriege parteipolitisch auszunutzen. Der Versuch ist kläglich mißlungen. Ebenso erfolglos blieb das heiße Bemühen der parlamentarischen Untersuchungskommission unter Herrn Gotheins Vorsitz — der alle „Werturteile" von Hindenburg und Ludendorff verwarf —, den großen „Demokraten" Herrn Wilson zu retten, der als Erzbetrüger und Erzheuchler den Totengräbern des Deutschen Reiches zuzuzählen ist. Er hätte jedoch diese Rolle nicht spielen können, wenn ihm das sogenannte Kriegskabinett nicht ins Garn gegangen wäre. Solches geschah in vollkommener politischer Verblendung über die Mentalität der Gegner, was die Führung der Waffenstillstandsverhandlungen angeht. Um hier die Verantwortung zu verschieben — denn die Bedingungen des Waffenstillstandes bedeuteten offenkundig Deutschlands Verderben —, erschien in amtlicher Bearbeitung das Weißbuch „Vorgeschichte des Waffenstillstandes". Außerdem veröffentlichte der ehemalige Staatssekretär v. Hintze in der „Frankfurter Zeitung" eine Reihe von Aufsätzen über denselben Gegenstand. General Ludendorff sah sich daraufhin veranlaßt, öffentlich in 3 Heften „Entgegnung auf das amtliche Weißbuch", „Vorgeschichte des Waffenstillstands" zu diesen amtlichen und halbamtlichen Auslassungen Stellung zu nehmen, von denen Heft 2 „Das Friedens- und Waffenstillstandsangebot" und Heft 3 „Das Verschieben der Verantwortlichkeit" für den vorliegenden Zweck in Betracht kommen. Es wird später auf die dort behandelten Fragen näher einzugehen sein. Nur sei jetzt schon bemerkt, daß der General jenes Weißbuch nach Methode und Tendenz mit Recht als vielfach irreführend anspricht.

In noch höherem Grade trifft solcher Vorwurf die militärischen wie politischen Vorgänge des Revolutionsjahres behandelnden Pamphlete der Herren Kuttner, Koester und Scheidemann. General v. Zwehl hat sie unter dem Titel „Sozialdemokratische Geschichtsklitterung" in den „Monatsheften" (Januar-Februar 1922) gebührend gekennzeichnet als nackte Parteierzeugnisse ohne wissenschaftlichen und kriegsgeschichtlichen Wert. Die politische Tätigkeit des Kriegskabinetts behandeln auch

Digitized by Google

kursorisch die Herren Erzberger und Scheidemann in ihren „Erinnerungen", die ebenfalls in den „Monatsheften" Frhr. v. Liebig in die richtige Beleuchtung gerückt hat.

Das Haupt des Kriegskabinetts, Prinz Max von Baden, hat, abgesehen von einigen Artikeln in der „Frankfurter Zeitung", bis jetzt nichts Bemerkenswertes oder gar Abschließendes über seine Reichskanzlerschaft verlauten lassen. Als solches für sehr wünschenswert erklärt wurde, um Licht in jene verhängnisvollste Periode neudeutscher Geschichte und deutscher Geschichte überhaupt zu bringen, lief eine Notiz durch die Presse, nach welcher der Prinz vor Abschluß des Friedens es nicht für „opportun" erachte, sich öffentlich vernehmen zu lassen. Aber auch nach Abschluß des „Friedens" von Versailles ist das nicht geschehen. Der von ihm in der „Deutschen Revue" veröffentlichte Aufsatz „Die moralische Offensive" hat mit seiner Reichskanzlerschaft nichts zu tun.

Außer dem oben erwähnten „Weißbuch" liegt also amtliches Material über die Tätigkeit des Kriegskabinetts nicht vor. Jedoch bieten die Aufsätze des Grafen Westarp in der „Konservativen Monatsschrift" (Oktober 1921, Januar 1922) mit der Ueberschrift „Die Regierung des Prinzen Max v. Baden und die konservative Partei" wertvolles Material aus jener Zeit.

Was den 9. November 1918 angeht, so fällt er politisch noch in die Lebensdauer des Kriegskabinetts, dessen unrühmliches Ende er allerdings bedeutete, und es herrscht über jene schwärzesten aller deutschen Tage jetzt ziemliche Klarheit. Schwieriger war es schon, solche über die militärischen Vorgänge in Berlin zu schaffen, wo doch die Entscheidung in erster Linie lag. Es ist jedoch möglich gewesen, durch fortgesetzte Nachforschungen und gestützt auf Mitteilungen in Betracht kommender Offiziere sowie auf gutbeglaubigte Darstellungen in der Tagespresse den Verlauf jenes Tages in seinen Hauptzügen einwandfrei zu schildern. Auch was die Ereignisse in Spaa am 9. November 1918 angeht, dürfte ein abschließendes Urteil feststehen, da die Hauptbeteiligten wie Zeugen der entscheidenden Vorgänge inzwischen zum Worte gekommen sind.

Es mag sein, daß im Laufe der Zeit über den einen oder anderen Punkt aus dem hier behandelten Zeitabschnitt noch größere Klarheit geschaffen, hie und da ein neues Licht aufgesetzt werden kann. Das hier gegebene Bild dürfte aber in den Kernpunkten der zu behandelnen Fragen, selbst in den meisten Einzelheiten, der Wahrheit und Wirklichkeit entsprechen. Damit ist

Digitized by Google

jedenfalls eine Grundlage geschaffen für eine geschichtliche Beurteilung jener unheilvollen politischen und militärischen Entwicklung, wie sie während der Tätigkeit des Kriegskabinetts in die Erscheinung tritt.

Der Prinz.

Prinz Max von Baden ist am 10. Juli 1867 geboren. Sein Vater war der Bruder des damals regierenden Großherzogs. Im Badischen Fürstenhause ist französisches Blut vertreten durch die Großherzogin Stephanie als geborene Beauharnais, Tochter der späteren Kaiserin Josephine, der Gemahlin Napoleon I. Beim Prinzen Max kam noch russische Blutmischung hinzu durch seine Mutter, eine russische Großfürstin. Vom Rassenstandpunkt aus erscheinen diese Feststellungen nicht unwichtig und bilden vielleicht mit eine Erklärung für den *internationalen* Einschlag in dem Wesen des Prinzen, wie es auch während der Reichskanzlerschaft unzweifelhaft hervorgetreten ist.

Seine militärische Laufbahn, die er vorwiegend im Garde-Kürassierregiment zurücklegte, fand ihren Abschluß als Kommandeur der 28. Kavalleriebrigade. Der Prinz erhielt 1909 den Abschied unter Stellung à la suite des Garde-Kürassierregiments und des Badischen Leib-Grenadierregiments. Er hatte sein Ausscheiden aus dem Heeresdienst erbeten, um dem eigenen Wunsche sowie demjenigen des Landesherrn entsprechend das Amt eines Präsidenten der 1. Badischen Kammer zu übernehmen. Damit beginnt seine politische Tätigkeit, und es wird von zuverlässiger Seite bestätigt, daß er mit großer Gewissenhaftigkeit jene Stellung auszufüllen bestrebt war, ebenso wie er auch ferner militärische Interessen wahrnahm, indem er regelmäßig den Herbstübungen des Badischen Armeekorps beiwohnte.

Beim Ausbruch des Krieges meldete er sich allerdings nicht zu einer Verwendung bei der Truppe, sondern machte den Feldzug im Stabe des Generalkommandos des XIV. Armeekorps mit, um bereits im September 1914 eine leitende Stelle beim Roten Kreuz zu übernehmen.

Die öffentliche Meinung beschäftigte er zuerst durch eine Rede, die er im Dezember 1917 in der 1. Badischen Kammer hielt. Diese Rede erregte ein gewisses Aufsehen, da sie die Kriegsfrage in einer Art und Weise behandelte, die bei allem patriotischen *Untertone* einen pazifistischen Einschlag aufwies. Sie fand deshalb auch Beifall in demokratischen wie sozialdemokratischen Kreisen. Was dort von „moralischer Offensive" gesagt wird, paßte

Digitized by Google

aber wenig zu der nicht nur politisch, sondern auch „moralisch" passiven Haltung als Chef des Kriegskabinetts, denn er brachte damals das Stichwort von der moralischen Defensive auf.

Da ich diese Abhandlung, was ihren geschichtlichen Teil angeht — in politischen Dingen gibt es bei Lichte besehen keine „Voraussetzungslosigkeit" — „voraussetzungslos" zu schreiben bestrebt bin, so leite ich hieraus auch die Pflicht ab, bei den behandelnden Personen das psychologische Element mitsprechen zu lassen. Da ergibt sich denn, was den Prinzen betrifft, die Tatsache, wie er — ganz abgesehen von der oben erwähnten Rassenmischung — als Mensch nach Veranlagung und weiterer Entwicklung eine innerliche Struktur aufweist, die man, kurz ausgedrückt, als eine feministische zu bezeichnen pflegt. Daß solche Artung — auch bei Herrn v. Bethmann tritt sie überwiegend in Erscheinung — die denkbar schlechteste Voraussetzung für die Tätigkeit eines leitenden Staatsmannes im Weltkriege bildete, liegt auf der Hand. In gewissem Sinne ergibt sich hieraus eine Entschuldigung — jedenfalls eine Erklärung — für das Verhalten des Prinzen als Reichskanzler. Seine Natur gestattete es ihm nicht anders. Wohlgemerkt ist aber sein Verhalten am 9. November 1918, wie wir später sehen werden, von jeder Entschuldigung auszunehmen.

Bemerkenswerte Anhaltspunkte für die Beurteilung des Menschen Max von Baden, auch im Zusammenhange mit politischen und sozialen Fragen, ergeben sich aus dem Buche „Die Kluft" von A. Fendrich (Stuttgart, Frankh, 1919). Dasselbe verdient überhaupt Beachtung, denn es bietet auch sonst Bemerkenswertes, namentlich aus den Jahren 1916—18, da der Verfasser mit verschiedenen einflußreichen Personen persönliche Verbindungen unterhielt, wie sich u. a. aus dem dem Buche beigefügten Briefwechsel ergibt. Herr Fendrich hatte seinerzeit durch ein patriotisch gehaltenes Buch „Im Auto an der Front" die Mißstimmung sozialdemokratischer Kreise erregt, zumal er selbst Sozialdemokrat war und ist. Allerdings bezeichnet er sich als „monarchistischer Sozialist", und man gewinnt aus seinen Veröffentlichungen den Eindruck, es mit einem gebildeten Manne, von idealem Wollen beseelt, zu tun zu haben, der aber politisch die Dinge nicht so sieht, wie sie wirklich sind, und als „Badener" einen ausgesprochen partikularistischen Standpunkt vertritt.

Wir lesen dort (S. 16): Einer der wenigen Fürsten, die für das nichtpolitische Element im Kriege einen offenen und lebendigen

Digitized by Google

Geist hatten, war der Prinz Max von Baden. Ich kannte ihn schon von Johannes Müller auf Schloß Mainberg her. Er schrieb mir am 15. Oktober 1915. Diesem Briefe des Prinzen wären folgende charakteristische Stellen zu entnehmen: „Wenn ich also die Mainberger Idee auf das politische Gebiet projizieren soll, so möchte ich sie im Allgemeinen in dem Wunsche zusammenfassen, daß die Besitzenden die volle Verantwortung erfaßt haben möchten, die jeder Einzelne und der Staat für Menschenwohl und Menschenwert tragen und daraus die Konsequenzen ziehen. Die andere Seite möge aber erkennen, daß nur ein von einer starken Regierung geführter, militärisch, finanziell, wirtschaftlich wohlausgerüsteter Staat sich und allen Staatsangehörigen Sicherheit und Gedeihen gewähren kann; und daß ein Programm wie das von Marx und Engels naturwidrig und deshalb als Ziel verfolgt schädlich ist."

Das ist ganz vernünftig gedacht, namentlich was das Urteil über den Marxismus angeht. Nur schade, daß der Prinz später als Reichskanzler nichts weniger als ein „starker" Führer war. Ferner schade, daß er sich in die Hände von Anhängern des „naturwidrigen" und „schädlichen" Marxismus begab, denn der Herr Scheidemann zählte mit zum Kriegskabinett!

Jener Brief gefiel aber augenscheinlich Herrn Fendrich als Sozialdemokrat nicht, und er bemerkt deshalb zu dessen Inhalt: „Aber da selbst bei diesem innerlich so freien Manne sich Spuren von jener Volksfremdheit zeigen, die ich für die gefährlichste Fürstenkrankheit halte, so antwortete ich auf sein warmherziges Schreiben vom 11. 10. 15, in welcher Antwort der Satz beachtenswert wäre: Alle Demokratien haben versagt, das sehen unsere Leute jetzt ein, und die allgemeine Bedrohung hat auch in der Arbeiterklasse Verständnis geweckt für die Notwendigkeit einer straffen zentralen Regierung!" Nur merkwürdig, daß der Prinz selbst sich im entscheidenden Augenblick auf die abgewirtschaftete „Demokratie" einschließlich der Sozialdemokratie stützte und als Vertreter des Parlamentarismus eine „straffe, zentrale Regierung" unmöglich machte. Man sieht, seine „Mauserung" erfolgte erst mit der Zeit, und sie ging Herrn Fendrich nicht rasch genug vorwärts. Denn wenn er auch die bereits erwähnte Rede des Prinzen in der 1. Badischen Kammer als „erste großzügige Propagandarede" nennt, so tadelt er doch an ihr das „Zusammenfassen von Offensivgeist und Bergpredigt sowie von Schwert und Kreuz" in einem Atemzug. Da haben wir den Pazifismus in seiner ganzen deutschen Verworrenheit. Die

Digitized by Google

„Mainberger Idee", von der Prinz Max schrieb, wies ohne Zweifel auch pazifistischen Einschlag auf, und das ist hier mit der „Bergpredigt" gemeint sowie dem „Kreuz", deren Anklänge allerdings auch in jener Rede zu finden sind. Daß ein Prinz und General aber auf dem Höhepunkt der Kriegszeit auch an „Offensivgeist" und „Schwert" appelliert, das ging eben in das Gehirn eines deutschen Pazifisten nicht hinein. Allerdings wurden die feindlichen Völker einschließlich der Sozialdemokraten von ihren Regierungen und Parteiführern — auch den sozialdemokratischen — im Kriege stets zum „Offensivgeist" und zum „Schwerte" angehalten, weil man dort das Wesen des Krieges begriffen hatte. Wo es friedlich nicht ging, wurde mit Gewalt, mit Pulver und Blei, nachgeholfen. Auch waren es ehemalige Sozialisten, die in Frankreich als Minister meuternde Soldaten zu Hunderten erschießen ließen. Unsere Regierenden dagegen drangen auf „Milde", und die Parteien, die den Prinzen Max ans Ruder brachten, auf die er sich dann stützte, bekämpften den „Offensivgeist" aufs heftigste. Wäre er gestärkt worden im Felde wie in der Heimat, dann hätten wir ja den Krieg gewinnen können, und das durfte eben nicht sein. Erklärte doch ein sozialdemokratischer Führer, „ein deutscher Sieg sei der Sozialdemokratie nicht erwünscht", und erklärte doch der Demokrat Rathenau, „wenn der Kaiser mit seinen Paladinen siegreich durch das Brandenburger Tor einreite, hätte die Weltgeschichte ihren Sinn verloren".

Sozialdemokraten und Demokraten wurden später hauptsächlich die Helfer, Berater des Prinzen, und deshalb ist es aus psychologischen Gründen angezeigt, die Entwicklungen anzudeuten, die während der Kriegszeit die Anschauungsweise und den Charakter des Prinzen beeinflußt haben. Als er Reichskanzler wurde, hatte jener „Offensivgeist" sich verflüchtigt, denn er spricht wiederholt von der „moralischen Defensive", die am Platze sei. Auch in seiner Schrift „Die moralische Offensive" ist von wirklichem Offensivgeiste nicht zu verspüren. Der Kampf gegen die Schuldlüge, den er dort im Auge hat, soll nicht in heiligem Zorn und flammender Empörung über das Schandwerk von Versailles — das auf der Schuldlüge beruht — geführt werden, sondern in einer kraft- und saftlosen Weise. Man liest dort u. a. folgendes: „Wir dürfen und müssen von einer deutschen Schuld nicht schweigen, gerade weil sie so schwer auf das deutsche Volk zurückgefallen ist. Hätten wir während des Krieges unseren guten Namen aufgerichtet, wäre unser Schwert so

Digitized by Google

rein geblieben, wie die Besten der Nation es immer gewollt haben, gerade auch unter den Militärs, hätten wir bei unseren Kriegszielen das Glück und das Recht anderer Völker in unseren nationalen Willen aufgenommen, dann wären die feindlichen Knock-out-Regierungen niemals imstande gewesen, über den Opfersinn ihrer Völker zu verfügen! Dann wären entweder unter dem Druck der Volksstimmung (!) Regierungen ans Ruder gekommen, mit denen wir hätten Frieden schließen können, oder wir hätten dem feindlichen Krieg das moralische Rückgrat gebrochen." Dieser letzte Satz ist in der Abhandlung vom Verfasser unterstrichen, während die vorhergehenden Sätze von mir unterstrichen sind. Unterstrichen, weil sie die ganze verworrene, feministische Geistesverfassung des Prinzen zum Ausdruà bringen. Es ist doch eigentlich wieder nichts wie Phrasengeklingel, das außerdem eine Waffe gegen uns für die Henker von Versailles darstellt. Es ist der Ausdruck der vollkommenen Verständnislosigkeit des Prinzen für die wahre Gesinnung unserer Feinde, vor allem auch des französischen und englischen Volkes, die in ihrer großen Mehrheit genau so brutal geartet sind wie ihre Minister. Es ist keine „Bergpredigt", sondern eine „Pazifistenpredigt".

Natürlich fehlt dort auch die „Politik des Rechts" nicht, von der dann behauptet wird, daß sie Deutschland entweder zum Siege „oder zu einem Frieden der Vereinbarung geführt hätte".

Ebenso fehlt neben der Redewendung von der Mitschuld Deutschlands — und sie ist so verlogen ihrem Kern wie ihren Motiven nach, daß hier eine Katze eine Katze genannt werden muß — der Lobgesang auf die pazifistischen Mitbrüder nicht, denn es heißt in dem Programmentwurf für die vom Prinzen geförderte „Heidelberger Vereinigung": „Das Gepräge muß die deutsche Kampesorganisation gegen den Versailler Vertrag von Männern erhalten, deren Menschheitsgesinnung der Kriegsverrohung notorisch standgehalten hat."

Die „Kriegsverrohung" hat bei unseren Feinden den höchsten Grad erreicht, nicht aber bei uns. Dafür liegen unzählige Beweise vor außer dem Baralong- und King-Steffens-Fall. Außer den organisierten Mörderbanden sowohl bei den indischen Hilfstruppen wie bei den Franzosen, die Gefangene und Verwundete „befehlsmäßig" abschlachteten. Die neuerdings privatim veröffentlichten Schandtaten und „Kriegsverbrechen" der

Digitized by Google

Feinde vervollständigen weiterhin dieses Schuldkonto der Kriegsverrohung, aber unsere Regierung übt da Schweigen, wo öffentliches Reden ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit wäre. Nur um die schuldbeladenen Gegner nicht zu reizen! Wobei sie in der schwarz-rot-goldenen Presse, die ja auch vorwiegend pazifistisch abgetönt ist, Unterstützung findet. Auf diese Methode kommt im Großen und Ganzen auch die „moralische Offensive" des Prinzen Max hinaus. Es soll alles international gemacht werden, während es sich um eine deutsche nationale Angelegenheit handelt. Es soll alles „privatim" gemacht werden, während die Regierung auf dem Plane erscheinen müßte. Natürlich machen diese internationalen wie privaten Bestrebungen in Paris, London, Brüssel, nicht den geringsten Eindruck. Nur Leute wie der Prinz, die an ein „Weltgewissen" glauben oder an eine „Weltvernunft" oder an ein unzerstörbares „Völkerrecht", sind fähig, solchen Wahn zu hegen! Wenn er und seine pazifistischen Freunde vor Versailles, Spaa, London usw. an solche Irrlichter glaubten, so war das allerdings schon ein Beweis für ihre Unfähigkeit, politisch richtig zu denken und Dinge wie Menschen so zu sehen, wie sie wirklich sind. Aber daß jene Kreise auch noch nach diesen Etappen politischer Verrohung unserer Feinde, nach diesen offenkundigen sadistischen Bestrebungen, das deutsche Volk zu versklaven, die Ansicht vertreten von „Rechten der Menschheit", von „Weltgerechtigkeit", und wie diese leeren Schlagworte alle heißen, das ist allerdings eine seelische und geistige Verfassung, die am treffendsten der Engländer im allgemeinen als „moral insanity" bezeichnet.

Der Prinz hätte auch aus Gründen persönlicher Klugheit diese unglückliche Schrift — unglücklich nach Tendenz und Beweisführung — nicht veröffentlichen sollen, weil er dort als „Prophet" auftritt, insofern er von Lloyd George und England Hilfe erwartet für die deutsche Zukunft, auch Beihilfe für die „moralische Offensive". Er hatte hierbei ja bis in die neueste Zeit deutsche Mitläufer — natürlich gehört auch der Erfüllungskanzler Wirth dazu —, die nun zu ihrer „Blamage" (das Fremdwort ist nicht gut übersetzbar) sehen, wie Lloyd George und Herr Poincaré, dieser Todfeind Deutschlands, Arm in Arm ihr sauberes Handwerk treiben, das in der Hauptsache trotz gelegentlicher Plänkeleien darin besteht, das deutsche Volk zu ehrlosen Heloten zu machen.

Erinnert man sich ferner, daß der Prinz auch von dem Heuchler Wilson seiner Zeit Heil für Deutschland erwartete, so genügen schon diese beiden politischen Fehlschlüsse, um die staats-

Digitized by Google

männische Unzulänglichkeit und die geistige Enge seines politischen Begriffsvermögens darzutun.

In der „Kluft" findet sich auch die erste Andeutung über den Eintritt des Prinzen in den Reichsdienst. Wir erfahren von dem Verfasser, „daß bereits Mitte September 1918 die Person des Prinzen Max ernstlich als Reichskanzler und Verfassungsreformer auftaúcht". Herr Fendrich schlug hierauf in einem längeren Briefe dem Prinzen vor, mit dem Abgeordneetn Ebert zusammenzukommen, den er folgendermaßen charakterisiert: „Ebert ist Badener (Heidelberger), warmherzig und standfest. Nicht so feingliedrig und durchgeistigt wie Dr. David, auch nicht so schulmeisterisch kryställisiert. Die Fraktion schiebt Ebert bewußt seit längerer Zeit an besondere Vertrauensstellen." Ob aus dieser Zusammenkunft zwischen dem Prinzen und Herrn Ebert etwas geworden ist, geht aus der „Kluft" nicht hervor, aber jedenfalls, daß der Prinz sozialdemokratischen Gedankengängen — trotz seiner früheren Ablehnung des Marxismus — damals nicht mehr fernstand. So ist auch ohne Zweifel das Telegramm zu verstehen, das er am 8. Oktober 1918 an Herrn Fendrich richtete mit dem Wortlaute:

„Haben sich die beiden Pole nun gefunden und die Reihen geschlossen? Ich gedenke Ihrer am heutigen Tage.

Der Reichskanzler
Prinz Max von Baden."

In welchen Kreisen im September die Kandidatur des Prinzen als Reichskanzler „zuerst auftauchte", wie wir oben gehört haben, geht aus jenen Andeutungen nicht hervor, aber bei den Beziehungen, die Herr Fendrich mit den links gerichteten Parteien unterhielt, darf darauf geschlossen werden, daß von hier aus auch die ersten Anregungen für die Kandidatur des Prinzen ausgingen. Sie müssen auch bis in die Umgebung des Kaisers weitergegeben worden sein, denn es wird mitgeteilt, daß noch Ende September der Kaiser den Prinzen Max als Reichskanzler auf das bestimmteste abgelehnt hat. Durch welche Vorstellungen und Einflüsse die spätere Sinnesänderung des Kaisers herbeigeführt worden ist, ließ sich nicht genau feststellen. Selbst der Chef des Zivilkabinetts Delbrück, der während der Dauer des Kriegskabinetts als den neuen Männern genehm und von Wissenden als dem Prinzen Max er-

Digitized by Google

geben sowie mit seinen Plänen einverstanden angesprochen wird, hat nach seinen Aeußerungen nicht genau feststellen können, wer als spiritus rector, der den Prinzen beim Kaiser als Reichskanzler durchgesetzt hat, anzusehen ist.

Auch Herr v. Berg, der Vorgänger von Herrn Delbrück als Kabinettschef, unter dessen Amtsführung die Berufung des Prinzen als Reichskanzler erfolgte, vermochte nach dieser Richtung nicht ganz klar zu sehen. Er konnte sich aber auf das Eintreten der Obersten Heeresleitung für die Kandidatur des Badeners berufen. Diese hat solches auch zugegeben, jedoch mit der nachträglichen Einschränkung, daß sie jene Kandidatur niemals befürwortet haben würde, wenn sie über die Persönlichkeit des Prinzen und dessen politische Anschauungen, wie sie während seiner Amtsführung zutage traten, richtig unterrichtet gewesen wäre. Das ist eine Erklärung, aber keine Entschuldigung für die Tatsache, daß in der politisch wie militärisch gespanntesten Periode des Krieges weder die Krone noch deren moralisch verantwortlichen Ratgeber es für ihre Pflicht hielten, sich genau und zuverlässig über die Fähigkeiten, den Charakter, die politische Gesinnung und die Auffassung über die nunmehr einzuschlagende diplomatische wie politische Richtung derjenigen Persönlichkeit zu unterrichten, die an die Spitze der Staatsgeschäfte treten sollte. Es war nicht gleichgültig, wer dieser neue Reichskanzler sein sollte, und welcher Art er war. Aus dem Handgelenk heraus sozusagen, wie es hier leider geschehen ist, durfte diese schwerwiegende Entscheidung unter keinen Umständen getroffen werden. Zumal der ins Auge gefaßte Reichskanzler noch in keiner Weise Leistungen getätigt hatte, die als Maßstab oder Unterlagen für seine Eignung zu diesem verantwortungsreichen Posten dienen konnten. Denn die paar Reden, die er gehalten, verrieten weder große geistige noch große politische Qualitäten. Im Gegenteil, sie zeichneten sich nach beiden Richtungen durch Verschwommenheit wie Phrasentum aus und hätten schon deshalb die Personen, die der Krone seine Kandidatur empfahlen, davon abhalten müssen, den Prinzen als Reichskanzler vorzuschlagen. Es gab doch noch andere und zuverlässigere Quellen, es gab doch vor allem noch Personen, die den Prinzen genauer kennen mußten — hier kamen auch seine früheren militärischen Vorgesetzten in Betracht, da diese doch seinen Charakter zu beurteilen imstande waren —, um ein zutreffendes Urteil zu gewinnen. Die anfängliche Weigerung des Kaisers, den Prinzen als Reichskanzler zu berufen, läßt sogar darauf schließen, daß solche Er-

Digitized by Google

kundigungen stattgefunden haben und „Werturteile" eingeholt worden sind, die kein befriedigendes Ergebnis zutage förderten.

So kam es dann, daß schließlich ein politischer Dilettant — denn ein solcher war der Prinz jedenfalls, auch wenn er die spärlichen Sitzungen der 1. Badischen Kammer geleitet hatte, die nur politische Kleinarbeit zu leisten hatte — ohne ernsthafte Schulung, ohne jegliche positive Leistung auf dem Gebiete der inneren wie äußeren Politik zur Führung des Steuers auf das schwer gefährdete Reichsschiff berufen wurde. Es fehlte eben bei den Stellen, die damals beratend in Betracht kamen, bei der Auswahl des Reichskanzlers an dem großzügigen Ernste politischen Verantwortungsgefühles. Diesen Vorwurf nicht zu erheben, würde gleichbedeutend sein mit einer kritisch unfreien und der Gewissenhaftigkeit entbehrenden Darstellung jener Vorgänge. Die in Betracht kommenden Stellen mußten wissen, daß in jenen entscheidenden Tagen nur ein Mann im besten Sinne des Wortes, daß nur ein Mann von erprobter Leistungsfähigkeit und eisernem Willen, ein Mann, der nicht von Parteigeist befangen, nur dem Vaterlande dienen wollte, imstande sein konnte, Retter des Vaterlandes zu werden. Vor allem des im Inneren schwer gefährdeten Vaterlandes wie bedenkliche Erscheinungen und Vorgänge — auch auf parlamentarischem Gebiete — deutlich genug zeigten. Jene Stellen mußten aber auch wissen, daß der in Aussicht genommene Reichskanzler ohne ausgesprochene Parteizugehörigkeit doch ein Parteimann war, abhängig von mehr oder minder radikalen Strömungen und Programmen. Diese Strömungen verkörperten sich doch deutlich genug in den Herrschaftsgelüsten der Reichstagsmehrheit. Ob diesen Herrschaftsgelüsten, die zu der denkbar verhängnisvollsten Zeit des Krieges die Volksseele von der entscheidenden Schicksalsfrage, wie der Krieg weiter durchzuführen sei, ablenkten und sie dem inneren Streite zugänglich machten, durch eine Diktatur zu begegnen war oder durch die Wahl eines richtigen Reichskanzlers, der jenen Kampf aufgenommen und durchgeführt hätte, blieb an sich gleichgültig.

Diesen Rettungsweg hatte allerdings der kaiserliche Erlaß vom 29. September 1918 nahezu verbaut, weil er die Möglichkeit aus der Hand gab, von oben auf verfassungsmäßigem Wege den Kurs zu steuern, der Reich und Krone vor dem Zusammenbruch retten konnte. Deshalb ist es nötig, sich

Digitized by Google

mit der Vorgeschichte der Bildung des Kriegskabinetts eingehender zu beschäftigen.

(Fortsetzung folgt.)

XVII.

Streiflichter.

Von

Graf Hoensbroech.

Zweifellos herrschen in einem großen Teile unserer Presse in bezug auf Wahrheit und Wahrhaftigkeit trostlose Zustände. Das Wort „gelogen wie gedruckt" ist vielleicht kaum jemals zutreffender gewesen als heute. Allgemeines darüber für später versparend, will ich Einzelnes hervorheben. Kann man sich noch irgendwie auf Berichte über politische Gegner, über gegnerische Veranstaltungen (Reden, Versammlungen) verlassen? Hat sich parteiliche Unwahrhaftigkeit nicht auch schon festgesetzt in der Kunst und im Geistesleben überhaupt: Theater, Ausstellungen, Bücherbesprechungen, wissenschaftliche Forschungen (Einstein!) usw.? Selbst Tagesereignisse werden von der Parteilüge entstellt. Erwähnt seien zwei Geschehnisse der letzten Tage. Die Ehe der Prinzessin Eitel Friedrich, und die Vorgänge in der „Staatlichen Bildungsanstalt" zu Lichterfelde. In schamloser Weise log die gesamte „Regierungspresse", allen voran „Vorwärts", „Berliner Tageblatt" und „Germania" scheußliches Zeug zusammen über die Zeugenaussage der Prinzessin Eitel Friedrich in dem Plettenberg'schen Ehescheidungsprozeß, und über ihr Verhalten vor dem Potsdamer Gericht; erlogene schimpfliche Einzelheiten wurden als Tatsachen berichtet. Mit solcher Sicherheit wurden die Lügen ausgesprochen, daß man sie für Wahrheit halten mußte. Dann kam die Berichtigung des Anwaltes der Geschmähten. Sprachen die Zeitungen ihr Bedauern aus über die von ihnen verbreiteten Lügen? Leisteten sie Abbitte wegen ihres pöbelhaften Angriffes auf die Ehre eines Mitmenschen? Da kennt man die Herren aus der Linden-, Jerusalemer und Stralauer Straße schlecht; es handelte sich ja nur um eine Hohen-

Digitized by Google

zollern-Prinzessin. Unter der Ueberschrift: „Berichtigung einer Zeugenaussage“ oder ähnlich, wurde, ohne jeden Ausdruck des Bedauerns, schmählich gelogen zu haben, ganz kurz die Zeugenaussage „richtig“ gestellt, oft nur in Kleindruck, an versteckter Stelle, während die Lügenartikel Spalten aufdringlich gefüllt hatten. Ebenso schändlich, aber in den Folgen weit verderblicher sind die Presse-Lügen über die Lichterfelder „Staatliche Bildungsanstalt“, die frühere Hauptkadettenanstalt. Denn hier werden Unwahrheiten böseſter Art nicht nur von Zeitungen verbreitet, allen voran wieder die schon genannten „Regierungsblätter“, sondern amtlich, gestützt durch den volksparteilichen Minister Boelitz, geht die Unwahrheit ins Land. Auch ich mißbillige selbstverständlich tumultuarisches Vorgehen von Schülern, obwohl viele Entschuldigungsgründe für sie sprechen, und sie in der Sache, im Ausdrucke vaterländischen Empfindens, durchaus Recht hatten. Aber der Weg, den sie beschritten, war falsch, weil gegen Schulzucht und Schulordnung, die nun einmal sein müssen. Und so mußte gestraft werden. Und es wurde gestraft: nach genauer Untersuchung legten Lehrerschaft und Anstaltsleiter schwere Strafen auf. Damit hätte in einem geordneten Schulwesen die Sache erledigt sein müssen. Aber die „Republik“ ist weder überhaupt ein geordnetes Staatswesen, noch besitzt sie ein geordnetes Schulwesen. So sehen wir denn den Schul-Minister Boelitz, aufgestachelt durch eine sozialdemokratische Abgeordnete und sich stützend auf tatsächliche Unwahrheiten, das erledigte Verfahren wieder aufgreifen, die wohlerwogenen Beschlüsse des Lehrkörpers und des Anstaltsleiters umstoßen, den Anstaltsleiter selbst entlassen, und 41 junge Leute aus der Anstalt wegjagen und sie in ihrem Fortkommen schwer schädigen. Das ist viel schlimmere „Disziplinlosigkeit“, Herr Minister, als die „Disziplinlosigkeit“, die Sie den jungen Leuten vorwerfen. Denn gegen alle Schulzucht und Schulordnung ist es, Ansehen und Arbeitsfreudigkeit untergrabend, wenn ein schlecht unterrichteter Minister, die gesamte, gut unterrichtete Lehrerschaft einer Anstalt samt dem Anstaltsleiter beiseite schiebt, und sein sic volo sic jubeo spricht. Nie wäre in früherer Zeit so etwas vorgekommen. Damals hatte man Achtung vor der Selbständigkeit der verschiedenen Wirkungskreise, man fühlte sich nicht und handelte nicht als „Pascha“; heute singt man das Lied: „Freiheit, die ich meine“, und zwar mißtönt das Lied aus Regierungs-Kehlen ebenso wie aus kommunistischen Kehlen. Und warum soll denn auch nicht, was dem

Digitized by Google

Einen (Boelitz) Recht ist, dem Andern (Kommunisten) billig sein? Auch ein gewisser, in der Lichterfelder „staatlichen Bildungsanstalt" tätiger Oberstudienrat Lotz ist „rühmlich" hervorzuheben. Dieser „Jugendbildner" hat sich benommen, na, wie eben ein „Unabhängiger" sich benimmt: er empfiehlt der ihm anvertrauten Jugend die Zeitung der Homosexuellen, „Die Freundschaft" (vgl. „Tag" vom 25. 3. 1922)! Wäre es nicht Pflicht des Ministers Boelitz, nach Ihrem Verhalten in der Lichterfelder Angelegenheit gehören auch Sie zu den Totengräbern Deutschlands.

Die Totengräber Deutschlands! Lernt man sie nicht wenigstens jetzt aus der Erpresser-Note der „Reparationskommission" (welch schönes Wort!) kennen. Der Erfüllungs-Politiker Wirth und Genossen, wie ihre Vorgänger und Vorbilder, die Erzberger usw., waren und sind politische Hazardeure und Va banque-Spieler. Jetzt stehen sie vor dem Trümmerhaufen deutscher Ehre und deutschen Gutes, den ihr politischer „Optimismus", d. h. ihre Unfähigkeit geschichtet hat. Muß es Herrn Wirth und Genossen nicht doch wenigstens zuweilen kalt über den Rücken laufen bei dem Gedanken, was sie angerichtet haben? Taucht in ihrem Streber-Hirn nicht wenigstens zuweilen der Gedanke auf: war ich berechtigt, mich an die Stelle zu drängen, wo ich stehe; mußte meine politische Unerfahrenheit und Unreife mich nicht veranlassen, zu bleiben, was ich war: ein vielleicht leidlich guter Oberlehrer, ein vielleicht leidlich guter Abgeordneter? Aber es ist, wie ich schon einmal an dieser Stelle sagte, ein Zeichen der neuen Zeit: die schmutzige Revolutionswelle spült Existenzen herauf, die besser unten geblieben wären. — Der Minister Hermes, der „gute Katholik und Zentrumsmann", macht schon wieder einmal von sich reden. Noch ist sein Kraftwagen- und Klubsessel-Ankauf nicht geklärt, da taucht ein Wein-Fall auf. Ein Winzerverein an der Mosel „liefert" Herrn Hermes, der durch sein Amt in engen Beziehungen zum Winzergewerbe steht, Weine für 3 Mark die Flasche, die sonst nur für 50 Mark und mehr zu haben sind. Der Herr Minister nimmt „dankend" an. Ist so etwas „sauber", auch wenn man es nicht „Bestechung" nennen will? Schlimmer ist, daß auch die nationale Presse nichts dabei findet: das sei doch nur eine „Kleinigkeit". Auch der kleinste Flecken auf einer tadellos weiß sein sollenden "amtlichen" Weste ist häßlich. Aber die Begriffe von „schön" und „häßlich", „gut" und „bös" sind heillos verwirrt worden und die

Digitized by Google

Verwirrung greift auch in solche Kreise über, die früher auf Reinlichkeit und Peinlichkeit hielten. — Entsprechen die Mitteilungen des Buches: „Der Kaiser am 9. November" den Tatsachen, so ist das Verhalten des Prinzen Max von Baden, dieses entarteten Sprossen eines deutschen Fürstenhauses, noch viel niederträchtiger, als bisher schon bekannt war. Er gehört in eine Reihe mit den Landesverrätern Vogtherr, Dittmar, Haase, und seine Strafe müßte die Kugel des Standrechtes sein. In England oder Frankreich wäre solch ein Mann längst in gebührender Weise erledigt. —

Deutsche Kulturbilder. Ein verbreitetes Berliner Blatt berichtet über „eine Vorstellung in einem der vornehmsten Kabaretts der Reichshauptstadt": „Dann tänzelt ein etwa dreizehnjähriges Etwas über die Bühne. Der Kinderkörper steckt in einem kurzen Röckchen, in einem zerrissenen Höschen; und eine armselige Sicherheitsnadel baumelt, als glanzvolle Pointe dieses Kostüms melancholisch hernieder . . . Das Kindergesicht frühreif, verhärmt, vergreist, eckige Ellbogen ragen schauerlich, doch blicken die Augen kindlich, oder in Ekstase, oder schlau, und ein naiver Zeigefinger fährt drollig durch die Lüfte. Das ist der bereits bekannte Typ: die duste Pflanze von Berlin N. Und sie spricht, singspricht mit quäkender, quarrender, sehr echter Kinderstimme etwa das Lied von dem Groschen, den das Kind gefunden, und man ist entzückt; oder: „O Mond, kieke nicht so doof"; oder ein Volkslied von Klabund, oder „Wenn ick mal dot bin", und man ist erschüttert. Hier steckt Kunst, bodenständige, berlinische Kunst." Ein Zusatz ist unnötig. Auf dem Postamt 9 stehen an zwei nebeneinander liegenden Schaltern unter der Menge auch zwei Burschen (höchstens 18 Jahre) mit Einschreibebriefen. Der eine ruft dem andern zu (selbst gehört und gesehen): „Wetten, dat ick früher 'ran komme als du"; „jut, halte 100 Mark". Wer gewann, habe ich nicht abgewartet. Aber daß Halbwüchsige so mit Geld um sich werfen, oder wenigstens so großschnäuzig darüber sprechen, ist ein Zeichen der Zeit. Vielleicht „entnehmen" sie das Wett-Geld der berühmten „Portokasse" der Geschäfte, deren Laufburschen sie sind. Wohin sind wir gekommen? Ein wirklich erschütterndes Zeitbild ist in den letzten Tagen aus dem für deutsche Ehre schmachvollen Prozeß gegen die beiden tapferen U-Bootoffiziere Boldt und Dithman aufgestiegen. Beide Tapferen wurden auf Geheiß des Oberreichsanwaltes, gefesselt wie gemeine Verbrecher, durch Deutschland nach Leipzig gebracht; beide wurden auf Antrag des

Digitized by Google

Oberreichsanwaltes vom Reichsgericht zu langer Gefängnisstrafe verurteilt (erfreulicherweise ist es einem der Helden gelungen, zu entfliehen). Und jetzt erfährt man, daß beide Offiziere überhaupt nicht auf der von unseren Todfeinden aufgestellten Liste der „Kriegsverbrecher" standen, sondern daß der Oberreichsanwalt aus sich sie hat fesseln, vorführen und aburteilen lassen, weil der „Hauptschuldige", Kapitänleutnant Paasche fehlte. Kann es Schmachvolleres geben, als dies Vorgehen des Oberreichsanwaltes Ebermayer? Den Namen muß man sich merken, und ihn für alle Zeiten auf die Liste derjenigen setzen, die beitragen, den deutschen Namen verächtlich zu machen. Es ist übrigens derselbe Herr, der in dem Kapp-Prozeß den Grundsatz verkündet hat: „Der Erfolg ist für Rechtsbildung entscheidend" (vgl. Januar-Heft S. 14), und der mit diesem Räuberhauptmanns-Grundsatz die aus Verrat und Meineid geborene Revolution von 1918 rechtfertigte. — Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie: das „Berliner Tageblatt" brachte dieser Tage einen Artikel, worin Mustapha Kemel Pascha gefeiert wurde, weil er durch entschlossenen nationalen Widerstand es durchgesetzt hat, daß der Vertrag von Sèvres aufgehoben und Engländer und Franzosen gezwungen wurden, der Türkei ihre Selbständigkeit wiederzugeben. Und dasselbe Blatt, vereint mit allen Blättern des Zentrums, der Demokratie und Sozialdemokratie, hat Ströme von Tinte vergossen, und vergießt sie noch heute, um gegen deutschen nationalen Widerstand gegen Versailles, Spa, London usw. zu schreiben! Hätten wir getan, was die Türken getan haben, wir wären kein Sklavenvolk geworden, auf dem jeder Franzose, Engländer und selbst Belgier herumtrampeln kann; Erpressernoten wie die der „Reparations-Kommission" wären unmöglich gewesen. Die Herren Wirth, Rathenau, Hermes sind auf unsere Kosten nach Genua gefahren. Möchten sie dort von den Entente-Vertretern behandelt werden, wie sie es verdienen! — Auch die nationalen Parteien haben leider dem Gesetze zugestimmt, das den Frauen die Rechtslaufbahn (Richter, Schöffe, Geschworene, Rechtsanwalt) in vollem Umfange öffnet. Ich bin wahrlich kein Gegner der Frauenbewegung. Stets bin ich dafür eingetreten, daß der Frau die Möglichkeit werde, sich wirtschaftlich selbständig zu machen und den bisher als männliches Vorrecht geltenden höchsten Bildungsgrad zu erlangen. Als großen Gewinn betrachte ich es, wenn die reichen Schätze der Frauennatur dem Staatsganzen, besonders nach seiner sozialen und fürsorglichen, auch gesetzgeberischen Seite, immer mehr nutzbar ge-

Digitized by Google

macht werden. Aber es gibt gewisse Gebiete des menschlichen Lebens, in welche die Frau, weil sie Frau ist, nun einmal nicht hineingehört. Das ist keine Herabsetzung, *das ist Hochschätzung der kostbaren weiblichen Eigenart*. Wird die Eigenart verletzt, oder auch nur der Gefahr der Verletzung ausgesetzt, so entsteht unberechenbarer Schaden für die Frau selbst und für das Gemeinwesen überhaupt. Und zu den Gebieten, die der Eigenart des Weibes nicht entsprechen, gehört das ganze Rechtsgebiet. Der feine, aber sehr starke Subjektivismus, die in sich äußerst reizvolle Impulsivität des Weibes, ihr oft überquellendes Gefühlsleben, sind Eigenschaften, die in dem ganz aufs Sachliche, ganz auf Verstandeskälte eingestellte, vom Persönlichen möglichst absehen müssenden Rechtsverfahren nur schädlich (von *Ausnahmen* abgesehen) wirken können. Ich sehe in der Oeffnung der Rechtslaufbahn für die Frau einen weiteren brutalen Zug unserer überhaupt brutalen Zeit, in der das große Schermesser der Gleichmacherei nicht nur über das Aeußere, sondern auch über das Innere des Menschen hinwegfährt. Und doch liegt in der auf Geschlecht und Charakter Rücksicht nehmender, klug abgestuften *Verschiedenheit* das menschliche Heil und Wohlergehen. *Diese* Gleichstellung der Frau mit dem Manne ist ein schwerer Mißgriff, eine folgenschwere Verkennung dessen, was die Frau als Frau, mit ihren, von den männlichen nun einmal grundverschiedenen Eigenschaften, für die Menschheit bedeutet. Das sind allerdings „altmodische", aber nicht veraltete Ansichten; sie sind ewig jung, weil stets neugeboren in jedem neu heranwachsenden Weibe, in jedem zur Reife gelangenden Manne. Mann bleibe Mann, Frau bleibe Frau! — Der *Papst* hat für *Genua* eine ententefreundliche Kundgebung veröffentlicht: er spricht von „*Siegern und Besiegten*"; er geht an der himmelschreienden Ungerechtigkeit des „Friedens" und der „Reparationen" vorüber: *vielleicht* später läßt sich darüber sprechen. Lasse er sich beschämen durch den *Bürgermeister von Genua*, der in einem Maueranschlag „den wahren Frieden" verlangt; lasse er sich beschämen durch Herrn *de Facta*, der in seiner Eröffnungsansprache die Begriffe: „Sieger" und „Besiegte" auszuschalten bittet. Aber die *Zentrumspresse* ist begeistert über die „hochherzige Sprache" des „Stellvertreters Christi".

Abgeschlossen: 12. April 1922.

Digitized by Google

XVIII.

Kritische Beiträge zum Weltkriege.

Von
Oberst Klehmet.

Ueber Pioniere.

In einer Verfügung des A. O. K. 5 im Winter 1915/16 war zum Ausdruck gebracht worden, daß die Angelegenheiten der Pioniere organisatorischer und technischer Natur aufgehört hätten, Sache der Pioniere allein zu sein, daß sie vielmehr von großer Wichtigkeit für die Allgemeinheit seien, und daher der Beurteilung aller Dienststellen zu unterliegen hätten, denen Pioniere unterstellt seien. Im Sinne dieser Verfügung erscheint es erlaubt, die nachfolgenden Darlegungen der Oeffentlichkeit zu unterbreiten. Die Pioniere sind eine Hilfswaffe, deren Wesen und Wirken nur im Rahmen der Handlungen der anderen Waffen mit dem Hintergrund großer Geschehnisse richtig beurteilt werden kann.

I. Der Uebergang des XVI. Armeekorps über die Maas.

XVI. Armeekorps K. H. Qu. Réville, 31. 8. 14.

Generalkommando. 11,20 abds.

Korps-Befehl.

1. Das XVI. A. K. wird morgen, 1. 9., mit Tagesanbruch über die Maas gehen. Hierzu stehen bereit:

a) 3,30 vorm. 2 Batl., 1 M. G. K. m. f. G.*) der 34. J. D. im Walde südwestlich Haraumont an der Straße nach Vilosnes zur Verfügung des Oberstleutnants K. als Deckungstruppen bestimmt. Die Bataillons-Kommandeure sind 3,30 vorm. zur Rücksprache an der Schleuse, wo der Maaskanal in die Maas zurücktritt.

Ueber die erforderlichen Pioniere und Brückentrains verfügt Oberstleutnant K. direkt.

b) als Sicherungstruppen 2 Bat. und 2 M. G. K. m. f. G. der 34. J. D. an der Wegegabelung nördlich Vilosnes, südlich der Straße Sivry-Liny, 2 Bat. und 2 M. G. V. m. f. G. der 33. J. D. beiderseits der Straße Sivry-Halte (möglichst I. und II./J. R. 130).

*) mit freigemachten Gewehren

Digitized by Google

Die Führer der Sicherungstruppen sind von den Divisionen anzuweisen, in möglichst breiter Front und ganz lichten Schützenlinien um 5,00 vorm. gegen die Maas vorzugehen, und auf möglichst nahe Entfernung das Feuer auf die *) feindliche Besatzung des Eisenbahndammes zu eröffnen. Hierbei darf sich der linke Flügel der Sicherungstruppen der 34. J. D. bis zum Punkt 210 — 500 Meter nordöstlich Vilosnes — ausdehnen, der rechte Flügel der Sicherungstruppen der 33. J. D. bis zur Passerelle nordwestlich Sivry, bei 185.

2. Die gesamte Artillerie des Armeekorps ist noch in der Nacht von Generalmajor v. M. in Stellung zu bringen. Nach seinen Weisungen hat das Feuer auf die bisher erkannten Artilleriestellungen des Feindes und auf die östlichen Teile des bois de moriaux zu wirken. Allgemeiner Feuerbeginn 5,00 v. Die Maas selbst und die Eisenbahn auf dem linken Ufer ist wegen Gefährdung der eigenen Truppen von 5,00 v. an von Artilleriefeuer frei zu halten. — Um 7,00 vorm. stehen 2—10 cm K-Batterien des V. R. K. bei Damvillers. Sie sind von Gen. Maj. von M. heranzuziehen und einzusetzen.

Das Feuer auf das bois de moriaux hat zu schweigen, sobald durch fortgesetztes Sternsignalfeuer das Zeichen gegeben wird, daß unsere Infanterie in das bois de moriaux eingedrungen ist und sich dort eingräbt.

3. Nach Gewinnung des bois de moriaux ist nach Anordnung des des Oberstleutnants K. östlich Vilosnes eine Brücke über die Maas zu schlagen.

Die Divisionen halten ihre Truppen in ihren angewiesenen Stellungen marschbereit; mit dem Uebergang hat die 34. J. D. zu beginnen.

Um 5,00 v. sind bei Liny und bei Passerelle südlich Liny Scheinübergänge zu machen.

4. Das Gen. Kdo. ist von 4,00 v. an bei 329 südöstlich Solferino Fe., von wo Fernsprechleitung zu den Div. Stabs-Quartieren und zur Brückenstelle bei Vilosnes, Standpunkt des Oberstlt. K., zu legen ist. gez. v. Mudra.

Die Aufgabe, deren Lösung der vorstehende Korpsbefehl verlangte, erschien außerordentlich schwer. Mit unverkennbarer Sorge, ob das dem A.K. zugemutete Wagnis gelingen könnte, genehmigte der kommandierende General, dessen unerschrockene Zuversichtlichkeit sonst allgemein bekannt war, den Befehl mit seiner

*) NB. erwartete

Digitized by Google

Unterschrift. — Als die Batls. Kommandeure der zu übersetzenden Truppen sich an der Schleuse einfanden, begrüßte der an ihrer Spitze miterscheinende Regimentsführer den Obstlt. K.*) mit den Worten: „morituri te salutant! den Berg**) sollen wir über die Maas weg erstürmen?"

Daß die Aufgabe trotzalledem so glatt gelöst worden ist, kann in erster Linie als ein unvergängliches Ruhmesblatt in der Geschichte des 1. Lothr. Pion. Batls. Nr. 16 in Anspruch genommen werden, dessen — hier vertretener Teile — vorsorgender Tätigkeit es beizumessen ist, daß der Korpsbefehl in seiner obigen Fassung gegeben werden konnte, und dessen unerschrockener Pflichterfüllung das Gelingen des Uebersetzens und des nachfolgenden Brückenschlags am 1. September zu danken war.

Um das alles zu würdigen, ist es notwendig, sich die Kriegslage und die Geländeverhältnisse zu vergegenwärtigen.

Kriegslage.

Trotz siegreichen Ausgangs der Schlacht bei Longwy am 25. August abds. war die 5. Armee zum Stillstehen am 26. und 27. August verurteilt worden. Unbehelligt war die geschlagene französische Armee auf das linke Maasufer unterhalb Verdun gelangt und hatte die Brücken aller Straßen, die für den Weitermarsch der 5. Armee in Betracht kamen, hinter sich zerstören können. Zwei kostbare Tage waren für die siegreiche Armee nutzlos verloren, und stellten sich als ein großer Gewinn für die geschlagene Armee dar, die sich hinter der Maas zu neuem Widerstand ordnen konnte. Ein wesentlicher Grund für die Zurückhaltung der 5. Armee wird die befohlene Abgabe des V. A. K. gewesen sein, dessen Abmarsch vom rechten Flügel der Armee nach Diedenhofen fast alle Marschstraßen der anderen Korps der Armee zu kreuzen hatte. Erst am 27. August abds. wurde der Armeebefehl ausgegeben, der die weiteren Bewegungen für den 28. und die kommenden Tage regelte.

Das nunmehr dritte Korps vom rechten Flügel, das V. R. K., hatte sich nach diesem Befehl am 28. August gegen die Nordfront von Verdun in Linie Conservoye—Chaumont—le Haute fourneau vorzuschieben, um die Vormarschstraßen der anderen Korps, besonders die des XVI. A. K., gegen Verdun zu decken; im Anschluß an das V. R. K. sollte die ihm nunmehr unterstellte Hauptreserve

*) Verfasser, Kommandeur des Pion. Batl. und Oberstlt. K. ist eine Person.

**) Das Bois de moriaux.

Digitized by Google

von Metz, die bisher im Korps Oven eingeteilt gewesene 33. R. D., in Linie Loison—Etain—Boinville Verdun im Osten abschließen. Mit nur noch drei Armeekorps trat also die 5. Armee den Vormarsch gegen die Maas unterhalb Verdun an. Indem dem mittelsten Korps der Armee, dem VI. R. K., die Richtung Ecurey—Haraumont—Vilosnes zugewiesen wurde, verblieb dem XVI. A. K. nur die Straße Damvillers—Réville—Sivry. Das XVI. A. K. hatte dem VI. R. K., das nur einen Brückentrain, den Res. Div. Brückentrain 11 hatte, den Div. Brückentrain 33 zur Verfügung zu stellen.

Gelände.

Die Maas ist unterhalb Verdun ebenso, wie anderwärts, in der Weise für die Schiffahrt nutzbar gemacht, daß durch Stauwehre Flußstrecken mit nur schwachem Gefälle geschaffen worden sind; die Stauwehre werden für die Schiffahrt durch Kanalstrecken mit Schiffahrtsschleusen umgangen, die also die schiffbar gemachten Flußstrecken miteinander verbinden. Die Flußstrecken zwischen einem Stauwehr und der Einmündung des Kanals stromabwärts sind also wild, nicht schiffbar, und stellenweise auch durchfurtbar. Die schiffbaren Flußstrecken und die sie verbindenden Kanalstrecken, meistens durch Pappelreihen auf einem oder beiden Ufern entlang gekennzeichnet, bilden ein durchlaufendes Hindernis mit sogenannter militärischer Wassertiefe und durchschnittlich etwa 40 bis 50 Meter Flußbreite.

Bis halbwegs Consenvoye und Sivry ist eine schiffbare Flußstrecke. Hier ist ein Stauwehr; eine wilde Flußstrecke schließt sich westlich an, östlich eine Kanalstrecke. Beide vereinigen sich wieder dicht unterhalb einer Schiffahrtsschleuse des Kanals halbwegs zwischen Sivry und Vilosnes. Schon am Ostende des Dorfes Vilosnes ist wieder ein Stauwehr; auch von ihm ab bleibt die wilde Flußstrecke wieder links (südlich), der Schiffahrtskanal rechts (nördlich). Kanalstrecken und wilde Flußstrecken bilden also bei Sivry und dann wieder westlich Vilosnes ziemlich große Inseln.

Bei Sivry führten zwei befahrbare Brücken nach der Flußinsel. Die südliche Brücke, im Zuge der großen Straße nach Halte und Dannevoux, war gesprengt, ebenso die Brücke derselben Straße über den wilden Flußarm bei Halte. Dagegen war die Sprengung der nördlichen Brücke — etwa in Höhe des Nordausgangs von Sivry gelegen — unterblieben, die Brückenbahn nur flüchtig verbarrikadiert. Zwei oberhalb und unterhalb weiter ab gelegene hochgebaute Fußgänger-Treppenbrücken über den

Digitized by Google

Kanal, Passerelles, waren gleichfalls unzerstört geblieben. Uebrigens war der Kanal auch auf den Schleusentorstegen überschreitbar.

Bei Vilosnes lag die Straßenbrücke über den Kanal so dicht bei dem unteren Tor der Schiffahrtsschleuse, daß durch die Sprengung der Brücke zugleich die Zerstörung der Schleusenanlage bewirkt worden war. Auch hier war die Brücke über den wilden Flußarm gleichfalls und zwar gründlich gesprengt.

Alle diese Einzelheiten wurden nach und nach durch Erkundigungen festgestellt, die jenseits Vilosnes erst nach dem Uebergang am 1. September, und ergänzten das Bild, das die Karte ergab. Diese stimmte mit der Wirklichkeit im allgemeinen: die Straße Réville—Sivry erreichte dicht bei Fe. Sion Fontaine ihren höchsten Punkt, verlief dann noch in dem Wäldchen östlich Sivry gedeckt gegen Sicht vom westlichen Maasufer, außerhalb dieses Wäldchens aber war das ganze Gelände zwischen dem Höhenrücken von Haraumont und den Waldhöhen nordöstlich Consenvoye fast deckungslos. Nur die Pappelreihen des Maaskanals und das Dorf Sivry beeinträchtigten die Sichtbarkeit etwas; auf dem Westufer der Maas war die Einsicht in die Verhältnisse beim Gegner erheblich mehr erschwert. Die trennende, durchschnittlich etwa 700 Meter breite Flußniederung war Wiesengelände mit nur vereinzelt stehenden Bäumen und Büschen. Dies gilt also besonders auch von der großen Flußinsel westlich Sivry. Dagegen war gerade die kurze schiffbare Flußstrecke zwischen Sivry und Vilosnes auf dem feindlichen Ufer mit dichtem Ufergebüsch besäumt.

Immerhin konnte der am 28. August vom K. H. Q. Sivry zur Erkundung der fraglichen Maasstrecke bei Sivry entsandte Kdr. des Pion. Batls. dem anmarschierenden Gen. Kdo. melden, daß die Geländeverhältnisse für die Erzwingung des Ueberganges nicht ungünstig seien. Dieses Urteil stützte sich auf das Vorhandensein guter eigener Artilleriestellungen und der unzerstörten zweiten Straßenbrücke bei Sivry; die Ueberwindung des wilden Flußarmes bei Halte konnte nicht so schwer fallen. — Von feindlichen Gegenmaßnahmen hatte er allerdings nichts bemerken und melden können; ein Eisenbahnzug, der am 28. etwa 5,00 nachm. in Richtung Verdun fuhr, konnte auf Sorglosigkeit beim Gegner schließen lassen.

29. August.

Auf Anordnung des Gen. Kdos. waren am 29. August mittags die drei Pion. Komp.en beider Divisionen nebst Div. Brücken-

Digitized by Google

train 34, sowie der Korps-Brückentrain, im Verbande der vorn befindlichen 33. J. D. unter meinen Befehl getreten. Alle diese Teile erreichten in den ersten Nachmittagsstunden die Gegend von Fe. Sion Fontaine und gingen daselbst zur Ruhe über; der Korps-Brückentrain, den ich noch am 26. August auf Befehl des Gen. Kdos. bei Dtsch. Oth nachgesehen hatte, hatte tüchtige Marschleistungen hinter sich. Ihren Kompagnien vorausreitend waren die Pionier-Kompagnieführer schon vorher zur Vervollständigung meiner Erkundung geschritten.

Die 33. J. D. hatte nur schwache, den Verhältnissen entsprechende Sicherungen weiter vorgeschoben, alles war gut in Deckung verblieben; sie ließ es aber zu, daß ihre Artillerie — z. T. in der Nähe von Fe. Sion Fontaine — in Stellung ging, und etwa um 4,00 nachm. auf große Entfernungen und ungewisse Ziele das Feuer eröffnete. Das nutzlose, den Anschauungen des Gen. Kdos. nicht entsprechende Feuer wurde zwar nach einiger Zeit eingestellt, war aber offenbar die Ursache, daß etwas später, gegen 6,00 abends bei Sion Fontaine französische Granaten einschlugen, und die Pionier-Kompagnien zur Verlegung ihrer Biwakplätze mehrere hundert Meter ostwärts nötigten. Der Feind war also jenseits der Maas abwehrbereit.

Trotzdem verblieb es bei der Absicht, den Uebergang über die Maas bei Sivry baldigst zu erzwingen; nur der Zeitpunkt und nähere Anordnungen blieben vorbehalten. Einstweilen erhielt ich gegen Abend den Befehl, die Bataillons-Kommandeure des J. R. 130, mit denen der erste Abschnitt des Fluß-Ueberganges ausgeführt werden sollte, über die Einzelheiten ihrer Aufgaben in Kenntnis zu setzen. Das war etwa 7,00 abds. geschehen, und es wurde Nacht, ohne daß weitere Befehle eingingen. Das Unternehmen schien zunächst aufgegeben, und der Führer der 2./Pi. 16, Hptm. Lutz, begab sich daher mit mehreren Offizieren und Unteroffizieren über Sivry nach vorn, um den wilden Flußarm bei Halte näher zu erkunden. Vorweg sei bemerkt, daß diese Erkundung nichts besonderes ergab, was nicht schon vermutet worden war, oder was nicht auch im nachstehenden berührt werden wird.

30. August.

Mitternacht zum 30. August war längst vorüber, als bei mir im Biwak der 3./Pi. 16 ein von 12,15 datierter Befehl der 33. J. D. eintraf, den diese auf Grund eines am 29. 8. um 11,15 abds. erlassenen Korpsbefehl für den 30. 8. gegeben hatte. Der

Digitized by Google

Korpsbefehl verlangte von der 33. J. D., den Uebergang über die Maas bei Sivry um 5,00 vorm. zu erzwingen. Der Div.-Befehl bestimmte hierzu in Ziff. 3: „Die dem Obstlt. K. unterstellten Truppen (3 Bat. J. R. 130, 1 Eskadr. Jäger 12, Pioniere) gehen noch in der Nacht nach dessen Anordnung bei Sivry über die Maas und graben sich am bois de moriaux ein. pp."

Da ich über den etwa 1 Km. südwärts am Waldrand versteckten Biwakplatz des J. R. 130 nicht genauer unterrichtet war, so war ich zur Vermeidung von weiterem Zeitverlust genötigt, bevor ich um 1,30 mündliche Anordnungen für die Pioniere gab, dem Befehlsüberbringer folgende Zusätze für J. R. 130 mitzugeben:

„1. Die M. G. K. nimmt sogleich an der zerstörten Kanalbrücke von Sivry Stellung.

2. Nördlich von ihr nimmt am Kanal Stellung 1 Batl., und zwar dasjenige, der heute (29. 8. gemeint!) besprochenen Sicherungstruppen, das den rechten Flügel bilden sollte; rechter Flügel an der Passerelle nordwestlich Sivry.

3. Die beiden anderen Bataillone, also das linke Flügel Batl. der besprochenen Sicherungstruppen und das besprochene Bat. Deckungstruppen, nehmen versammelt Aufstellung zwischen Kanal und westlichem Dorfrand von Sivry, rechter Flügel in der Nähe der unzerstörten Straßenbrücke über den Kanal.*)

4. Der Korps-Brückentrain setzt sich sogleich mit den zugeteilten Pionieren auf der Straße nach Sivry in Marsch voraus, und hält mit der Spitze am Nordausgang von Sivry; der ganze Train muß in Sivry Deckung haben.

5. Ich begebe mich sogleich nach Sivry und werde von 3,00 ab die Kommandeure an der unzerstörten Kanalbrücke erwarten."

Der Befehl ist zwischen 1,00 und 2,00 beim Regt 130 eingetroffen; um 3,00 standen die Bataillone zum Vormarsch bereit bei F. Sion Fontaine.

Ueber die Pioniere und Brückentrains wurde folgendermaßen verfügt: dem Hptm. Schimpff werden außer seiner 1. Komp. die 2. Komp. (Hpt. Lutz war auf nächtlicher Erkundung, s. o.), 1 Zug der 3. Komp. und das Begleitkommando des Korps-Brückentrains unterstellt. Es gilt zunächst, 1 Bat. J. R. 130 über die Maas bei Halte überzusetzen. Nur die Pontonwagen des Korpsbrückentrains werden dazu verwendet. Zu jedem Ponton wird ein den

*) In Abänderung des mdl. Besprochenen beabsichtige ich nämlich nunmehr, ein Bat. zu meiner Verfügung zu behalten

Digitized by Google

Fahrtrupp enthaltender Ponton-Abladetrupp eingeteilt, der mit dem Pontonwagen marschiert, oder vom Fleck weg das Ponton nach Sivry trägt. Die Pontons werden über die unzerstörte Kanalbrücke gebracht und dann zu weiterem Vormarsch in breiter Front gelagert. Die 3. Komp. (ohne 1 Zug) stellt unter Hptm. de Lalande bei der gesprengten Kanalbrücke einen Uebergang über den Kanal her.

Nach diesen Anordnungen begab ich mich zu Fuß mit dem Adjutanten, Lt. Elster, nach der unzerstörten Kanalbrücke, wo ich kurz vor 3,00 eintraf; die Nacht war recht dunkel. Schon auf dem Wege nach Sivry leuchtete französisches Scheinwerferlicht auf; der ziemlich kräftige Scheinwerfer stand bei Halte, also dicht beim Ziel der beabsichtigten Bewegung; eine sehr üble Entdeckung!

Etwa gleichzeitig mit meinem Eintreffen am Kanal begann französische Artillerie eine mehrstündige, ziemlich systematische Tätigkeit. Vorwiegend schien das Feuer, Schrapnells, auf dem Kanal, in der Nähe meines Standortes zu liegen; zwei gemauerte Geländerpfeiler dienten uns als leidliche Deckung. Der Scheinwerfer arbeitete ebenfalls dauernd, das Gelände absuchend. Als nach langem vergeblichem Warten die Bataillons-Kommandeure nicht kamen, wurde Lt. Elster auf Suche ausgeschickt. Nach längerer Zeit — es mag 4,30 gewesen sein — meldete er, daß er rings um Sivry herum nichts von eigenen Truppen bemerkt habe. So wurde es immer heller und unwahrscheinlicher, daß das Unternehmen noch im Schutze der Morgendämmerung ausführbar sei. Um 5,00 entschloß ich mich daher, als weder die Pioniere mit den Pontons noch die Inf. Kommandeure mit ihren Truppen eingetroffen waren, auf eigene Verantwortung zur Absage des Unternehmens.

Was war geschehen?

Als Hptm. Schimpff die Pioniere den Weisungen entsprechend eingeteilt und mit den Pontonwgaen den Vormarsch angetreten hatte, fand er die Straße bei Sion Fontaine derartig von Artillerie-Fahrzeugen verstopft, daß er nicht vorwärts, auch nicht seitlich vorbei konnte. Neue Batterien bewirkten dort ihren Aufmarsch, Munitions-Kolonnen waren nach vorne gefahren, und kein Vorgesetzter gestattete dem Pionier-Unternehmen den Vortritt. Als er endlich durchgekommen war, sah er sich durch die französische Scheinwerfer-Tätigkeit genötigt, noch innerhalb der Walddeckung östlich Sivry zum Abladen der Pontons von den Brückenwagen zu schreiten, um sie viele hundert Meter weit außerhalb der beleuchteten Straße quer durch das Gelände nach

Digitized by Google

dem Nordausgang von Sivry zu bringen. Das stellte sich als eine — besonders im Dunkeln — außerordentlich mühsame Arbeit heraus. Bis 6,00 v., als die Pioniere der Befehl zur Einstellung des Unternehmens erreichte, waren nur 17 Pontons bis an den Ostrand von Sivry gebracht, 9 mußten liegen bleiben, wo sie gerade etwas Deckung hatten.

Durch die gleichen Umstände war naturgemäß die hinter den Pionieren befindliche Infanterie aufgehalten worden. Erst um 5,30 vorm. erreichten die vordersten Kompagnien den Kanal. Der einzige, der seinen Auftrag hatte ausführen können, war Hptm. de Lalande, der einen für Fußgänger brauchbaren Uebergang mit Hilfe der gesprengten Brückentrümmer über den Kanal hergestellt hatte.

Nach und nach erreichte der Befehl zur Einstellung des Unternehmens und Rückkehr auf die Biwakplätze die einzelnen Truppenteile. Ein zwischen 6,00 und 7,00 vorm. aus der Maasniederung aufsteigender dichter Nebel entzog diese Bewegung dem recht lebhaft gewordenen Artilleriefeuer.

Der kommandierende General billigte es, daß das Unternehmen unter den gegebenen Verhältnissen aufgegeben war, „es hätte nicht gelingen können". Der Div. Kdr. war dagegen zuerst zu Vorwürfen geneigt.

Im Laufe des Tages nahm die Artillerie die Beschießung erkannter französischer Batterien und auch des Scheinwerfer-Standortes auf. Die Pioniere verbrachten nach Einbruch der Dunkelheit am Abend die liegen gebliebenen Pontons gleichfalls hinter den schützenden Ostrand von Sivry. Nächtliche Patrouillen durchschwammen an verschiedenen Stellen die Maas und stellten einzelne feindliche Postierungen fest. Aenderungen der gewonnenen Auffassung erbrachte das nicht. Im übrigen ruhten die Truppen. Der Maasübergang des XVI. A. K. blieb zunächst aufgegeben.

31. August.

Die seit dem Eintreffen des XVI. A. K. an der Maas gewonnenen Eindrücke hatten klar erkennen lassen, daß die Verhältnisse für Erzwingung des Ueberganges bei Sivry recht ungünstig seien, daß dagegen der gegebene Punkt dazu der Maasbogen zwischen Vilosnes und Sivry sei, der in den Bereich des VI. R. K. gehörte. Der Chef des Generalstabes begab sich daher mit mir zu diesem Nachbarkorps an der Straße Ecurey-Haraumont, um die Ueberlassung dieser Flußstrecke in mündlicher Aus-

Digitized by Google

sprache zu erwirken. Das VI. R. K. war über Ansätze zur Erzwingung des Ueberganges bisher nicht hinausgekommen; man hatte dort offenbar auch zur Gunst der Verhältnisse bei Vilosnes bisher kein Vertrauen gehabt. Inzwischen war es dem XIII. A. K. bei Dun gelungen, das linke Maasufer zu gewinnen, es brauchte aber in seinem schweren Kampf daselbst Hilfe. Diesen Umstand wollte das VI. R. K. benutzen, dem XIII. A. K. unmittelbar folgend Hilfe zu bringen, sich nordwärts zu schieben, und damit wurde die Flußstrecke bei Vilosnes für das XVI. A. K. verfügbar, erhielt die 34. J. D. Bewegungsraum nördlich der 33. J. D. Der Divisionsbrückentrain 33 wurde wieder dem XVI. A. K. zur Verfügung gestellt.

Der Gedanke des Flußüberganges zwischen Sivry und Vilosnes wurde sofort fertiggesponnen, die Benutzung der Schiffahrtsschleuse nördlich Sivry sichergestellt. Aber angesichts der bestehenbleibenden Bedenklichkeiten entschied der Kommandierende General, daß von dem Uebergang Abstand genommen werden solle, bis die Fortschritte des rechten Armeeflügels jenseits der Maas seine Ausführbarkeit voraussichtlich erleichtern würde.

So stand die Sache, als am Abend vom A. O. K. die Weisung einging, daß die Kampflage auf dem linken Maasufer das Eingreifen des XVI. A. K. und seinen Uebergang bei Vilosnes erfordere. Es war also gerade umgekehrt, wie es der Kommandierende General gewünscht hatte. Kurz nach 9,00 abds. holte der Generalstabs-Offizier der 38. Divis. mich aus dem Biwak, um beim Generalkommando in Réville beim Entwurf des oben wiedergegebenen Korpsbefehls mitzuwirken. Kurz vorher hatte Hptm. Schimpff mit einem großen Teil der Offiziere und Unteroffiziere der 1. Komp. das Biwak verlassen zur Erkundung der Maas unterhalb Vilosnes bis Liny. Es sei vorweg bemerkt, daß seine Tätigkeit den im Korpsbefehl später verlangten Scheinunternehmungen bei Liny zustatten gekommen ist.

1. September.

Es war kurz nach 12,00 Mitternacht, als ich die noch erforderlichen Anordnungen an die Pioniere und den Korpsbrückentrain geben konnte; auf die Divisions-Brückentrains sollte einstweilen in Anbetracht der ermittelten Flußverhältnisse verzichtet werden: die Mannschaften der 1. Komp. wurden dem Hptm. de Lalande zur Verfügung gestellt; er und Hptm. Lutz hatten sich in die weitere Arbeit zu teilen, die zunächst darin bestand, die bei Sivry lagernden Pontons in den Kanal zu Wasser zu bringen,

Digitized by Google

und durch die Schleuse nach der Uebergangsstelle zu fahren, nämlich nach der Stelle, wo die Straße von Haraumont auf die Straße Sivry—Vilosnes trifft. Die sämtlichen Fahrzeuge des Korpsbrückentrains sollten derartig folgen, daß sie spätestens um 6,00 vorm. völlig gedeckt in Sivry zu weiterem Vormarsch bereitständen.

Ich begab mich an die Uebersetzstelle, um dort über die letzten Einzelheiten für Uebersetzen und Brückenstelle mir Gewißheit zu verschaffen. Der französische Scheinwerfer war wieder in Tätigkeit, die Artillerie auch, aber nicht sehr stark; aber ein helles Feuer gab Anlaß zur Beunruhigung, bis ich festgestellt hatte, daß es keineswegs ein unvorsichtig hell flackerndes feindliches Wachtfeuer an der Uebersetzstelle, sondern ein brennendes Haus am Ostausgang von Vilosnes wäre.

Erst ziemlich spät, nachdem bereits die Besprechung mit den Bataillons-Kommandeuren J. R. 173 beendigt war, kamen die Pioniere mit den Pontons an der Schleuse an. Gerade als sie auf kürzestem Weg durch Sivry die Pontons zum Kanal trugen, lag auf dieser Kanalstrecke feindliches Artilleriefeuer, das zum Ausweichen nach einer 500 Meter nördlich gelegenen Stelle nötigte. Dreimal mußte durchgeschleust werden, je 9 Pontons hatten in der Schleusenkammer Platz gehabt; je 13 Pontons standen den beiden Hauptleuten zum Uebersetzen je eines Bataillons Infanterie an zwei etwa 100 Meter von einander entfernten Uferstellen bei der Fabrik zur Verfügung. Punkt 5,00, gleichzeitig mit dem Einsetzen lebhaften eigenen Artilleriefeuers, begann das Uebersetzen; je 18 Mann hatten in jedem Ponton Platz; um 5,20 waren beide Bataillone und die M. G. K. fertig übergesetzt. Die Infanterie hatte sich vortrefflich ruhig und sachgemäß verhalten, die Pionier-Fahrtrupps hatten mit Feuereifer gearbeitet. Der Treidelweg auf diesseitigem Ufer hatte das Einsteigen begünstigt, das Ufergebüsch auf feindlicher Seite sich gegen den Drang der Truppe nach vorwärts nicht dicht genug erwiesen.

Während sich die übergesetzten Truppen anschickten, den Eisenbahndamm vor ihnen zu nehmen, der unerwarteterweise vom Feinde unbesetzt war, erhielt auch das III. Bataillon des Regts. 173 Befehl, überzusetzen; wie das Bataillon zur Uebergangsstelle gelangt war, wurde nicht gefragt, ebensowenig bei einem Bataillon des J. R. 130 und einer Kompagnie J. R. 145, die sich nacheinander einfanden und darum baten, übergesetzt zu werden. Bis 6,00 vorm. etwa waren also 17 Kompagnien und eine M. G. K. auf dem jenseitigen Maasufer.

Digitized by Google

Das war recht erfreulich. Weniger angenehm war es, daß die Infanterie über den Eisenbahndamm nicht weiter vorging, trotzdem den Führern vorher gesagt war, daß von der Besitzergreifung des Bois de moriaux der Beginn des Brückenschlags abhängig sei. Solange unser eigenes Artilleriefeuer auf der Waldhöhe lag, war das Liegenbleiben der Truppe ja berechtigt, aber das Sternsignalfeuer hatte längst das Vorverlegen des Feuers veranlaßt, und trotzdem rührte sich die Infanterie nicht. So entschloß ich mich denn kurz nach 6,00 in der Hoffnung, daß die der zuletzt übergesetzten Kompagnie gegebene Weisung zum Ziel führen würde, den Befehl zum Anfahren des Brückentrains und dem Hptm. de Lalande den zum Beginn des Brückenschlags zu geben. Es war ein Wagnis angesichts auch der Tatsache, daß jetzt feindliches Artillerie- und Infanteriefeuer offenbar die Uebergangsstelle suchte, aber es ging gut ab, und die Gefechtsfront setzte sich tatsächlich alsbald in Bewegung. Der Brückenschlag selbst begann um 6,30 vorm. mit dem Abladen des Brückenmaterials und war um 8,00 beendigt. Daß er so lange dauerte, obwohl bei rund 50 Meter Flußbreite nur elf Strecken — 2 Böcke und 8 Pontons als Unterstützungen — einzubauen waren, lag an den Störungen durch feindliches Feuer, das mehrmals zur Unterbrechung der Arbeit Veranlassung gab. Um 7,00 vorm. mußten sogar zwei Züge Pioniere gegen feindliche Infanterie ausschwärmen, die bei Vilosnes sich der Brückenstelle näherte und verjagt werden mußte. Es ist nicht aufgeklärt, aus welchem Grunde hier die Sicherung durch den linken Flügel der dortigen Sicherungstruppen der 34. J. D. versagt hat.

Um 8,00 hätte also der Uebergang der 34. J. D. über die Brücke beginnen können, begann aber erst um 9,00 vorm., obwohl schon bald nach 7,00 die voraussichtliche Gangbarkeit der Brücke auf 8,00 vorm. angemeldet worden war. Bald danach begann der schwere Kampf des XVI. A. K. bei Dannevoux. Die Franzosen setzten auf beiden Maasseiten zu einem groß angelegten Angriff an, der vom V. R. K. im Abwehrkampf unter leichten eigenen, sehr schweren feindlichen Verlusten abgewiesen wurde, während das XVI. A. K. ihn in verlustreichem Gegenangriff brechen mußte, weil es Entwicklungsraum nach vorn brauchte. Die Schlacht währte bis zur Dunkelheit.

Sobald die erste Brücke fertig war, wurde der zweite Brückenschlag eingeleitet, der bei Halte beabsichtigt war. Das übriggebliebene Brückenmaterial des Korpsbrückentrains mußte für diesen Zweck völlig ausreichen. Es wurden dazu Transportfähren

Digitized by Google

aus je zwei Pontons zusammengestellt und mit dem übrigen Brückengerät beladen, um auf dem Wasserwege den wilden Flußarm hinauf zur Brückenstelle zu fahren, die inzwischen in unseren Besitz gelangt sein konnte, zumal dort auf dem rechten Ufer auch die Sicherungstruppen der 33. J. D. sein mußten. Als ich mich nach diesen Anordnungen über die Schleuse nach der Straße Sivry —Halte begab, nahm ich zu meiner Ueberraschung wahr, daß die Sicherungstruppen der 33. J. D. am Kanal liegen geblieben waren; lebhaftes feindliches Artilleriefeuer beherrschte die Maasinsel und hatte zu diesem Entschluß veranlaßt. Die Transportfähren mit dem Brückenmaterial für die Brücke bei Halte waren also im Begriff, dem Feind in die Hände zu laufen! Das wurde zwar noch abgewendet, Lt. Baerst, der Transportführer, noch rechtzeitig zurückgerufen, aber das Material für eine zweite Brücke, deren Bauplatz nunmehr dicht oberhalb der ersten Brücke unmittelbar bei der bereits erwähnten Fabrik gewählt wurde, war einstweilen nicht zur Stelle.

Es war also ein glücklicher Zufall, daß jetzt gerade, kurz vor 11,00, die beiden Divisions-Brückentrains eintrafen, die zwischen 8,00 und 9,00 vorm. der Befehl zum Vormarsch erreicht hatte, die aber eine Zeitlang in Sivry durch feindliches Artilleriefeuer festgehalten worden waren. Mit Hilfe dieser beiden Trains stellte Hptm. Lutz mit seiner 2. Kompagnie diese Brücke bis 12,00 mittags fertig. Beide Brücken wurden zunächst lebhaft, wenn auch mit Unterbrechungen, benutzt von übergehenden Truppen aller Waffen, Handpferden, Munitionswagen usw. Später ließ sich die Benutzung der Brücken so regeln, daß die erste nur den Vormarschbewegungen, die zweite den Rückmarschbewegungen, nämlich der leeren Munitionswagen, Verwundetentransporte und dergl. diente. Spät am Abend, um 9,30 erhielt noch ein Zug der 2. Komp. Befehl zur Herstellung eines Ueberganges für Fußgänger bei Halte. Um 12,30 nachts kehrte Lt. Nette mit dem Zuge zurück; er hatte 4 Laufstege in dieser Zeit hergestellt, eine anerkennenswerte Nachtarbeit.

2. September.

Auch am nächsten Tage wurden beide Pontonbrücken noch lebhaft benutzt, und zwar von den letzten Truppen des XVI. A. K., die zur Unterstützung des V. R. K. noch zurückgehalten waren, von Batterien, Bagagen und Trains. Mehr und mehr machte sich aber der üble Zustand der Abfahrt auf dem Wiesengelände des jenseitigen Ufers bemerkbar. Da ferner eine Brückenverbin-

Digitized by Google

dung in Richtung Liny—Brieulles der Lage entsprechend erschien, so erhielt die 1. Komp. den Befehl, mit allem noch verfügbaren Material der drei Brückentrains eine für schwere Lasten brauchbare Brücke in dieser Wegeverbindung herzustellen. Bald nach Mittag begann das Verladen des Materials auf die Brückenwagen, um 4 nachm. der Brückenschlag bei Liny über den wilden Flußarm — die Kanalbrücke an der Schleuse war in Ordnung --, um 7,30 abds. war die Brücke und die beiderseitigen Anfahrten fertig, für die Lastkraftwagen und für schwere Mörser benutzbar. Die Pontonbrücke war nur 42,5 Meter lang. Die 2. und 3. Komp. versahen den Brückendienst bei den beiden Brücken vom 1. September.

3. September und die nächsten Tage.

Am 3. September versahen 1. und 2. Komp. den Brückendienst an den drei Pontonbrücken; während die 3. Komp. die Vorbereitungen zum Bau von Pfahljoch-Behelfsbrücken bei Vilosnes unmittelbar unterhalb der zerstörten Brücken traf, um die große Straße daselbst wieder benutzbar zu machen. Mit der Brücke über den Kanal war die Kompagnie am 5. September in der Hauptsache fertig. Das ganze Brückenbau-Material war aus Kanalbäumen und benachbartem Gehölz zurechtgeschlagen worden. Am nächsten Tage begann der Bau einer gleichen Brücke über den wilden Flußarm.

In der Nacht vom 3. zum 4. September um 2,30 erhielt die 2. Komp. Befehl, mit einem Divisionsbrückentrain zum Anschluß an ihre Division abzumarschieren. Sie hatte dazu zunächst also die zweite Brücke vom 1. September wieder abzubauen und das Material auf die Fahrzeuge des Trains zu verladen. Um 6,45 vorm. bereits konnte sie den Abmarsch mit dem Divisionsbrückentrain 34 antreten!

An demselben 4. September 5,30 nachm. erhielt die 1. Komp. den Befehl, die Pontonbrücke bei Liny abzubrechen; auch die Abfahrt von dieser Brücke genügte dem Verkehrsbedürfnis nicht. Am 5. September 6,00 morgens marschierte die Kompagnie mit den Brückenfahrzeugen nach Vilosnes ab und baute bis 11,00 vorm. eine ganz kurze Brücke unmittelbar oberhalb der Schiffahrtsschleuse über den Kanal und eine 55 Meter lange unmittelbar oberhalb der gesprengten Straßenbrücke über den wilden Flußarm. Die große Straße von Vilosnes nach dem Bahnhof war also nun benutzbar, und am Nachmittag des 5. September

Digitized by Google

konnte nunmehr auch die erste Brücke vom 1. September abgebrochen werden.

Am 6. und 7. September arbeitete die 1. Komp. zusammen mit der 3. Komp. an der bereits erwähnten Pfahljoch-Behelfsbrücke über den wilden Flußarm. Am 8. September 7,00 vorm. trat sie mit dem Divisionsbrückentrain 33 den Abmarsch zu ihrer Division an.

Die 3. Komp. beendigte den Behelfsbrückenbau am 9. Sept., übergab die Brücken an Pioniere des VI. R. K., brach am 10. Sept. die von der 1. Komp. gebauten Pontonbrücken von Vilosnes ab unter Beladung des Korps-Brückentrains, und trat dann gleichfalls den Marsch zu ihrer Division an.

Die Tätigkeit der Pioniere und Brückentrains an der Maas hatte damit ihr Ende. Während aber der Pioniere in den kommenden Zeiten lorbeerreiche Tätigkeit, besonders in den Argonnen, harrte, hatten die Brückentrains auf lange Monate, abgesehen von einigen Märschen in der allernächsten Zeit, ein beschauliches Dasein, bis der Herbst 1915 wenigstens den Korpsbrückentrain nach der Donau bei Belgrad rief.

II. Betrachtungen und Folgerungen.

Wer den Glauben an Deutschlands Zukunft und die ewige göttliche Gerechtigkeit in der Geschichte der Völker nicht verloren hat, wer daran glaubt, daß die betörten Massen des deutschen Volkes eines Tages aus den Klauen ihrer Verführer erlöst, aus den revolutionären Irrsinnigkeiten zum Pflichtbewußtsein gegen Volk und Vaterland zurückkehren werden, wird die Erwartung verstehen, daß wir eines Tages — wenn es auch Jahrzehnte dauern mag — wieder haben werden: Allgemeine Wehrpflicht und ein Volksheer mit vermutlich allgemeiner einjähriger aktiver Dienstpflicht und vieljähriger im Beurlaubtenstand. Aber auch für die gegenwärtige Reichswehr dürfte in dem Nachstehenden manches Gedankliche enthalten sein, das auch sie gebrauchen kann.

1. Taktisches.

a) Der Divisionsbefehl für den 30. August bestimmte den Pionier-Kommandeur als gemeinsamen Befehlshaber der vier Bestandteile, aus denen sich stets ein Detachement zusammensetzen wird, dem außer der Artillerie die Vorbereitung und die ersten Handlungen eines gewaltsamen Ueberganges über einen Fluß etwa vom Charakter der Maas obliegen, nämlich: Deckungs-

Digitized by Google

truppen, Sicherungstruppen rechts, Sicherungstruppen links und Pioniere.*) Der Korpsbefehl für den 1. September faßte nur die Deckungstruppen und die Pioniere unter denselben Befehlshaber zusammen, bestimmte keinen gemeinsamen Führer aller vier Teile, behielt also die gemeinsame Führung dem Gen.-Kdo. vor.

Die Bestimmung eines gemeinsamen Führers der vier Bestandteile mag eine Personenfrage sein. Ob aber der Pionier-Kommandeur die geeignetste Persönlichkeit ist, dürfte zweifelhaft sein. Es ist etwas viel, wofür er neben seiner piniertechnischen Tätigkeit die Verantwortung tragen soll, wenn er diesen Teil seines Dienstes nicht an den nächstältesten Pionieroffizier abgibt. Letzteres ist aber auch nicht gerade erwünscht zu einem Zeitpunkt, wo jeder Pionieroffizier auf seinem Platz verbleiben sollte, für den er vorgesehen ist.

Mir war es am 1. September sehr angenehm, daß der Führer des J. R. 173 mit seinen Bataillons-Kommandeuren freiwillig erschien, und mir so die Verantwortung für das Verhalten der übergesetzten Deckungstruppen abnahm. Es wäre sehr interessant, zu wissen, was das Gen. Kdo. am 1. September über das tatsächliche Verhalten der Sicherungstruppen rechts und links während und nach dem Uebersetzen erfahren oder angeordnet hat.

Am besten erscheint auf Grund der Erfahrung vom 1. 9. 14 die Bestimmung eines besonderen gemeinsamen Führers, der seinen Standort so wählen muß, daß jederzeit persönlicher, unmittelbarer Verkehr mit dem Pionier-Kommandeur möglich ist.

b) Der Uebergang der 33 J. D. über die Maas am 30. August 1914 brauchte nicht mißlingen! Dem entgegengesetzten Urteil des Kommandierenden Generals kann also nicht ohne weiteres zugestimmt werden. Daß das Unternehmen mißlungen ist, muß z. T. der Befehlsführung und dem ganzen Verhalten des Div.-Kdos. als Schuld beigemessen werden. Der Nachweis für diese Behauptung ist mit Leichtigkeit an der Hand des Korpsbefehls

*) Deckungstruppen heißen die zur Deckung des Brückenschlags auf dem feindlichen Ufer befindlichen Truppen, die also zuvor dorthin übergesetzt werden müssen. Um das Gelingen dieses Uebersetzens zu sichern, besonders nach den Flanken hin, müssen auf diesseitigem Ufer rechts und links der Uebersetzstelle Sicherungstruppen Aufstellung nehmen. Ihre weitere Verwendung nach gelungenem Uebersetzen der Deckungstruppen hängt von den Umständen ab. Es kann ebensowohl auch ihr Uebersetzen in Frage kommen, wie ihr Stehenbleiben während des Brückenschlags.

Digitized by Google

für den 1. September zu erbringen, dessen Inhalt die beste Kritik in dieser Hinsicht ist.

Für den „Nicht-Sachkenner" muß dazu folgendes bemerkt werden. Nach der Mobilmachung trat von den Formationen des 1. Lothr. Pion. Batls. Nr. 16 das I. Batl. zum Armeekorps. Aber in Wirklichkeit war das kein Bataillon; die drei Kompagnien traten völlig selbständig zur 33. I. D. und 34 I. D., der übrigbleibende Kommandeur des Bataillons nebst Adjutant zum Generalkommando, wo er in der Hauptsache ein Dasein als Schlachtenbummler führte. Dieser Bataillonsstab war also für eine sehr verantwortliche Verwendung recht wenig eingespielt, als der Kommandeur plötzlich Führer eines gemischten Detachements von 3 Bataillonen Infanterie, 1 Eskadron, 3 Pionierkompagnien nebst Brückentrains wurde. Zur Verbindungsaufnahme mit der Eskadron ist es überhaupt nicht gekommen.

Es war also ein nach diesem Gesichtspunkt unberechtigtes Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit eines solchen Detachementsführers, ihm die ganze Sorge für das Gelingen des Maasüberganges „ohne Hilfsstellung" zu überlassen. Wie am 1. September das Gen. Kdo. seinen Standort dem Schauplatz der erwarteten Ereignisse näherlegte, so mußte es auch der Stab der 33. I. D. am 30. August tun. Fe. Sion Fontaine war nach der ganzen Sachlage sein gegebener Platz. Dort hätte seine Anwesenheit vermutlich sehr bald den Pionieren mit der Ponton-Kolonne vorwärts verholfen. Ferner mußte der Div. Stab für ständige Verbindung mit dem Detachementsführer sorgen, da dieser von sich aus dazu nicht imstande war. Auch in diesem Punkt zeigt der Korpsbefehl das Muster. Die Telephonverbindung mit dem ungeduldig auf Mitteilung harrenden Gen. Kdo. war zwar am 1. September nicht immer angenehm, zeitweilig sogar geradezu störend; man gibt ja auch nicht gern jeden Grund vorübergehender eigener Beunruhigung nach solcher Stelle weiter; aber wie notwendig solche Verbindung ist, beweist der 30. August. Sie hätte verhindert, daß ein untergeordneter Befehlshaber dem Div.-Kdr. die freiwillige, nicht vom Feinde erzwungene Entscheidung über Einstellung des Unternehmens aus der Hand nahm. Hat das in diesem Fall auch nicht weiter geschadet, so sind doch Umstände denkbar, unter denen die unangenehmsten Folgen entstehen könnten. Telephonische Aussprache zwischen Div. Kdo. und Detachemtsführer hätte am 30. August entweder schon früher, und zwar zu besserer Zeit zum Aufgeben des Unternehmens geführt, oder zur Durchführung desselben trotz aller scheinbaren Ungunst

Digitized by Google

der Verhältnisse. Diese waren vielleicht ebenso wenig ungünstig, wie am 1. September, wo der Beweis zufällig erbracht wurde. Der Frontmarsch der 26 Pontons über die Maasinsel konnte trotz des französischen Scheinwerfers gelingen, wenn die französische Infanterie sich ebenso unrichtig benahm wie am 1. September; das Uebersetzen brauchte also nicht unbedingt scheitern. Der nach 6,00 morgens aufkommende Nebel hätte der Fortführung des Unternehmens ebenso gedient, wie er die freiwillige Rückwärtsbewegung in seinen Schutz genommen hat.

c) Die französische Flußverteidigung hat das Unternehmen des XVI. A. K. am 1. September sehr leicht gemacht. Auch wenn die französische Führung beabsichtigt hatte, die Verteidigung offensiv zu führen, d. h. zum Angriff auf den übergehenden oder übergegangenen Feind zu schreiten, hätte die Truppe sich wesentlich unangenehmer für uns verhalten müssen, der hiernach nur die Ueberwachung des Flusses oblag. Nur der Artillerie und Scheinwerfern die Erschwerung des Uebergangs der Deutschen zu überlassen, hat sich jedenfalls als unzureichend erwiesen. Daß gerade der Flußbogen zwischen Sivry und Vilosnes eine günstige Uebergangsstelle sei, mußte von den Franzosen ganz besonders besonders berücksichtigt werden. Gerade dort war die Wirksamkeit des Scheinwerfers durch das Ufergebüsch auf der Südseite des Flusses behindert, und damit hing wohl die gänzliche Wirkungslosigkeit der französischen Artillerie gegen die Brückenstelle zusammen. Ganz abgesehen davon, daß durch vorhergegangenes Einschießen der Artillerie bei Tageslicht hier mehr geschehen konnte, mußte aber auch die Wirksamkeit von Infanterie sichergestellt werden. Es konnten im Ufergebüsch versteckt M. G. so aufgestellt werden, daß der gesamte fragliche Flußlauf unter flankierender Bestreichung lag; es mußte mindestens der Bahndamm von Infanterie besetzt werden. Die in Schützengräben am Waldrand, die übrigens tatsächlich die richtige Front zur Brückenstelle hatten, südlich der Bahn postierte Infanterie, war viel zu weit entfernt, als daß ihr in der Dunkelheit ins Ungewisse abgegebenes Feuer wirksam sein konnte. Dort hinten mochte die Infanterie bei Tage richtig stehen; während der Dunkelheit gehörte sie unbedingt in der angegebenen Weise weiter nach vorwärts. Uebrigens war die Ergänzung der Scheinwerferbeleuchtung durch die anderweitigen Beleuchtungsmittel vorzusehen, die später im Stellungskrieg ihre Bedeutung bewiesen haben.

d) Eine Maßnahme des A. O. K. 5, die schließlich keine weitere praktische Bedeutung erlangt hat, sogar gewissermaßen zum

Digitized by Google

Vorteil des XVI. A. K. war, verdient noch Besprechung: die Abkommandierung eines Div. Br. Tr. zum VI. R. K. Sie entsprang der Kenntnis, daß der eine Div. Br. Tr. dieses Korps zu einem Brückenschlag über die Maas nicht ausreichte. Richtiger wäre es aber gewesen, für diese Abgabe nicht einen Brückentrain einer Division zu bestimmen, sondern die zweite Halbkolonne des Korps-Brückentrains des XVI. A. K. Das ist eine Frage, die der Generalstab des A. O. K. mit Hilfe der Sonderkenntnis seines Generals der Pioniere zu beantworten hatte, denn so eingehende Kenntnisse von Sonderformationen wird man im allgemeinen vom Generalstabsoffizier nicht verlangen können.

Es ist vermutlich aufgefallen, daß für das Unternehmen am 30. August zunächst nur auf die 26 Pontonwagen des Korps-Brückentrains zurückgegriffen worden ist; die Verwendung dieser Pontons am 1. September entwickelte sich dann aus dem Ausgang des ersteren Unternehmens ganz von selbst. Der Grund für diese Maßnahme am 30. 8. war die geringere Geeignetheit der Halbpontons der Div. Br. Tr gegenüber den Ganzpontons der Korpstrains für eine Verwendung, wie sie am 30. August bevorstand. Erst wenn die aus Halbpontons bestehenden Pontons zusammengesetzt sind und im Wasser schwimmen, sind sie den Ganzpontons gleichwertig, während die Halbpontons bei recht ungünstigen Gewichtsverhältnissen für die Handhabung auf dem Lande wenig angenehm sind.

Da vorher schwerlich zu übersehen war, in welcher Weise die Uebergangsunternehmungen der beiden Korps sich gestalten würden, so war es also gewiß angebracht, beide mit möglichst den gleichen Mitteln auszustatten, die von Hause aus dem Res. Korps fehlten.

(Schluß folgt.)

Gesellschaft für Heereskunde

Anschrift des Schriftführers: Major a. D. Möllmann, Berlin W. 15, Pfalzburger Straße 10. Postscheckkonto Berlin NW. 7, 113 600.

Vereinslokal: „Berliner Kindl", Charlottenburg, Kurfürstendamm 225/226, Ecke Augsburger Straße.

Digitized by Google

I. Bericht über die Sitzung am 16. März 1922.

1. In seinem Vortrage: „Zum 125. Geburtstage König Wilhelm I." stellte das Ehrenmitglied, Herr Maximilian Schultze, zunächst die Frage zur Entscheidung, warum wohl König Friedrich II., nicht aber König Wilhelm I. den Beinamen „des Großen" trüge, obwohl er diesem doch wohl mit demselben Rechte zukäme, wie seinem erhabenen Ahnen. Aber nicht die Nachwelt, d. h. die Geschichte, verleihe diesen so hoch ehrenden Beinamen, sondern die Zeitgenossen; der Unterschied der Jahrhunderte habe auch einen Unterschied in der Beurteilung der Persönlichkeiten mit sich gebracht; stets sei jedoch nur ein gewaltig überragender Eindruck auf die Mitwelt der Maßstab für die Zuerkennung dieser Würde gewesen. Die Empfindung des Uebermenschlich-Gewaltigen habe wohl König Friedrich II. in seinen Zeitgenossen erzeugen können; ein besonderer Vorzug König Wilhelm I. aber sei es gewesen, seinem Volke persönlich näher gestanden zu haben und von diesem nach Charakter und Persönlichkeit umfassender verstanden worden zu sein. Daher sei das „Überragende" in ihm für seine Mitwelt weniger in Erscheinung getreten, als gerade sein väterlich-freundliches Walten, sein Leben nicht über, sondern in und mit seinem Volke, denn er trat in Allem den Seinen doch mehr mit dem Gemüte entgegen als mit der Gewalt des Herrschers; mehr in der Kraft seines Herzens, als mit dem Uebergewichte seiner Königswürde. Freilich war König Wilhelm I. seiner Mitwelt anerkanntermaßen der Große, aber seine Persönlichkeit zwang nicht zu dieser Ehrung; Versuche, ihm den Beinamen des Großen zu sichern, sind völlig wirkungslos geblieben. Der Vortragende ging dann auf weitere Vorzüge König Wilhelms in seinem Charakter ein, namentlich auf die, die es ermöglicht haben, daß er mit einer so hervorragenden Kraft wie dem Fürsten Otto v. Bismarck so lange vereint und einig wirken konnte, so daß eigentlich nur zwei Vorfälle zu verzeichnen sind, in denen eine tiefe Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen sich bilden konnte: in Nikolsburg 1866 über die Oesterreich zu gewährenden Friedensbedingungen und 1871 über den Kaisertitel. Trotzdem hat König Wilhelm I. in beiden Fragen seinem Kanzler nachgegeben. Daß der König aber auch so etwas tat und sich auch zur Uebernahme dessen hindurchringen konnte, was ihm persönlich widerstrebte, das war doch die größte Seite an ihm! Der Vortrag klang aus in Erinnerungen an

Digitized by Google

den Untergang der Schöpfungen König Wilhelm I., seines Staates, seines Thrones und seines Heeres!

2. Der bisherige Vorstand, Oberstl. a. D. Courbière als Vorsitzender, Oberst a. D. Noël als stellvertretender Vorsitzender, Major a. D. Möllmann als Schriftführer und Kunstmaler Knötel als Schatzmeister wurden durch Zuruf wiedergewählt.

3. Der Schatzmeister erstattete den Kassenbericht für das Jahr 1921; ihm wurde Entlastung erteilt.

II. Einladung.

Die nächste Sitzung findet am Donnerstag, dem 20. April 1922, 7½ Uhr abends, mit folgender Tagesordnung statt:

1. Aufnahme neuer Mitglieder.
2. Vortrag des Schatzmeisters, Herrn Kunstmalers Knötel „Die Bekleidung und Ausrüstung der technischen Truppen seit Friedrich dem Großen".
3. Fragekasten:
   a) Die Lanze der österreichischen Kavallerie. Referent: K. K. Rittmeister Dr. Freiherr von Baumgarten.
   b) Wie ist die Reihenfolge in der Trageweise der Orden in Preußen entstanden? Referent: Major a. D. Möllmann.
4. Verschiedenes.

III. Mitteilungen.

Das nächste zwanglose Beisammensein findet am Montag, dem 8. Mai 1922; die Mai-Sitzung am Donnerstag, dem 18. Mai 1922, 7½ Uhr abends, statt. Vortrag des Schriftführers: „Der Feldzug in Rumänien 1916—1918." M.

Literatur.

I. Bücher.

Der große Krieg 1914—18. Herausgegeben von **M. Schwarte.** In gemeinsamem Verlag von J. A. Barth usw. Leipzig 1921.

Der Büchermarkt über diesen Gegenstand — namentlich in Einzelwerken — weist reichlichen Vorrat auf. Eine zusammenfassende, kritische Uebersicht über diese Kriegsliteratur würde allein schon ein Buch erheischen.

Digitized by Google

Ueber den Krieg 1870/71 berichtete s. Zt. das deutsche Generalstabswerk in 20 Bänden. Ueber den Krieg 1914—18 in nur zehn Bänden, wie es für das hier vorliegende Werk vorgesehen ist, eine befriedigende Darstellung geben zu wollen, könnte dasselbe als ein Wagnis erscheinen. Nach Ausweis der beiden ersten Bände „Der deutsche Landkrieg, Erster Teil" und „Die Organisation der Kriegführung" — die gleichzeitig ausgegeben wurden — bringen jedoch den Beweis, daß dieses Bedenken ungerechtfertigt ist. Die deutsche Literatur — nicht nur die militärische im engeren Sinne dieses Wortes — wird n diesen Darstellungen das erhalten, was man en Standardwerk zu nennen pflegt. Denn daß die noch zu erwartenden Bände auf gleich hoher Stufe stehen werden, dafür bürgt der Name des Herausgebers, Generalleutnant Schwarte, dessen Name seit geraumer Zeit mit Recht zu den besten unserer Militärschaftstellen zählt. Man lese sein Vorwort zum „Deutschen Landkrieg" und seine Einleitung zur „Die Organisation der Kriegführung", um die großzügige Art seiner wissenschaftlichen, kritischen Auffassung, aber auch die Wärme seines vaterländischen Empfindens zu würdigen.

Die Organisation der Kriegführung zerfällt in zehn Abschnitte: Ausland und Ergänzung des Heeres (Generalmajor v. Wrisberg), Die Versorgung des Heeres mit Pferden (Generalmajor Föst), Die Versorgung des Heeres mit Waffen und Munition (Generalmajor Wurzbacher), Die Pioniere und ihre Kampfmittel (Oberstleutnant Augustin), Die Nachrichtenmittel (Hauptmann Schmidt), Das Militäreisenbahnwesen (Oberst v. Welsen), Das Feldkraftfuhrwesen (Hauptmann Sußdorf), Kolonnen und Trains (Generalmajor Föst), Das Kartenwesen (Oberstleutnant Boelke), Nachrichtenwesen und Aufklärung (Oberst Nicolai).

Alle diese Abschnitte sind wertvoll in ihrer mustergültigen Klarheit und Sachkenntnis. Wenn ich diesmal hier nur näher auf den ersten Abschnitt eingehe, so liegt das erstens daran, daß die Organisationen die Grundlagen bilden für den Aufbau des Heeres überhaupt und für die Kenntnis der Betriebsmittel während des Krieges. Zweitens weil ich persönlich im Deutschen Wehrverein und mit diesem Verein bestrebt war, schon vor dem Kriege Ausbau und Ergänzung des Heeres auf diejenige hohe Stufe gebracht zu sehen, die angesichts des unvermeidlichen Weltkrieges als oberste aller vaterländischen Pflichten erscheinen mußte. Allerdings ohne Erfolg, weil hierbei die politischen und auch militärischen verantwortlichen Organe versagten.

Ich kann, was den Ausbau des Heeres angeht, nicht zugeben, daß der Gedanke von Scharnhorst, „daß der Einsatz einer ganzen Volkskraft nicht zu gut und nicht zu teuer sei, um nationale Existenz und nationale Kultur zu sichern", stets zur Richtschnur wurde. Diese Richtschnur war schon so verschoben worden im Laufe der Zeit, daß König Wilhelm I. sie nur nach schweren politischen Kämpfen wieder zur Geltung brachte. Gleiches war der Fall in der Zeit nach dem Kriege 1870/71 bis zum Jahre 1893, wo es wieder nur unter politischen Kämpfen gelang, den Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht zur Geltung zu bringen. Er wurde zum dritten Male verwässert in dem Zeitraum von 1900—1914 und das war gerade die Zeit, in der „die Volkskraft nicht zu gut und nicht zu teuer sein durfte", um aufs höchste ange-

Digitized by Google

spannt zu weren. Das geschah aber damals nicht! Die Schuld für diese unsühnbare Schuld trifft aber nicht nur die politische Reichsleitung und die Volksvertretung, sondern auch das Preußische Kriegsministerium. Die Denkschrift des Generalstabes im Jahre 1912 hatte die Notwendigkeit einer wirklichen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht bei der gespannten Weltlage treffend nachgewiesen! Vergeblich! Das Kriegsministerium setzte es durch, daß der Verfasser jener Denkschrift, Oberst Ludendorff in die Front geschickt wurde, daß in dem Heeresgesetz 1913 wieder nicht ganze Arbeit geleistet wurde. Jedenfalls fehlte ein Roon, der mit allen Mitteln hier durchgegriffen hätte, selbst auf die Gefahr eines schweren politischen Konfliktes, wie solcher mit Reichskanzler und Reichstag nicht ausgeschlossen war. Ich glaube, daß er hierbei auch des Beistandes der Krone sicher gewesen wäre, wenn an das Verantwortungsgefühl appelliert worden wäre.

Niemand hat die Folgen dieser organisatorischen Unterlassungen treffender gekennzeichnet, als der Herausgeber des vorliegenden Werkes, Generalleutnant Schwarte in den Sätzen der Denkschrift zum 10jährigen Bestehen des Deutschen Wehrvereins, dessen Vorsitzender er ist, die da lauten: „Schon die nächsten Kriegswochen lehrten, wie unersetzlich die Versäumnisse waren, die Deutschland begangen hatte. Hunderttausende, ja eine Million wehrfähiger Männer standen zur Verfügung und forderten Einstellung in das Heer — aber sie waren unausgebildet. Es fehlten die Kadres, die Offiziere und Unteroffiziere zur Ausbildung und Waffen nicht nur für diese neuen kampffrohen Männer, sie fehlten sogar für die ausgebildeten Reservisten und Landwehrleute." Gewiß setzte das Kriegsministerium mit allen Kräften an, um nachzuholen: Aber auch hier findet der in jener Denkschrift enthaltene Satz volle Berechtigung: „Aber was Jahre und Jahrzehnte hindurch versäumt war, ließ sich nicht in Tagen und Wochen nachholen".

Ferner: Wir wissen heute aus eigenen und feindlichen Zeugnissen, daß trotz unserer Unterlegenheit ein starker Wille doch den Sieg an der Marne errungen hätte, wir wissen aber auch, daß der Verzicht auf den Sieg selbst bei der zur Entscheidung berufenen weniger starken Generälen gar nicht erwogen worden wäre, wenn nur einige wenige Divisionen mehr zur Verfügung gestanden hätten! Wenige Divisionen, von ihnen hat unser Schicksal abgehangen! Wenige Divisionen, die, wie vom Generalstab, so auch unablässig und dringlich vom Wehrverein gefordert, von Regierung und Volksvertretung aus mangelnder Erkenntnis, törichten Illusionen und egoistischer Parteidoktrin abgelehnt worden waren.

Ich vermisse in dem „Ersten Abschnitt" diesen Hinweis auf den Urgrund des Versagens auf dem entscheidenden Kriegstheater, weil die Friedensorganisation versagt hatte. Ich habe stets die Anschauung vertreten, daß die heutigen Kriege schon im Frieden verloren oder gewonnen werden und Verlauf sowie Ausgang des Weltkrieges bewiesen das.

Gewiß sind die deutschen Leistungen bis Kriegsausbruch und während des Krieges außerordentliche gewesen, wie auch statistisch nachgewiesen wird, dank der anfänglichen Kriegsbegeisterung, dank des Organisationstalentes, der großen Arbeitsleistungen aller militärischen Behörden und der Truppen-

Digitized by Google

teile selbst: aber unsere Gegner hatten das schon im Frieden vorbereitet, was wir erst vielfach improvisieren mußten. So Frankreich und Rußland! Und England hat ohne Zweifel auch eine ungeheure militärische Arbeit geleistet, indem es trotz seines schwachen Friedensstandes kriegsbrauchbare Millionenheere schuf!

Es trifft zu, was der Herr Verfasser schreibt, das beste Heer, das wohl die Weltgeschichte gesehen hat, zog mit seinem Kaiser zum Schutz des Vaterlandes in den Krieg.

Aber es trifft nicht zu der Schlußsatz: „Nach Gottes Willen sollten beide nicht zurückkehren." Der liebe Gott war, wie der alte Dessauer richtig bemerkt, stets bei den starken Bataillonen. Unsere Feinde sorgten schon im Frieden für die starken Bataillone und es war Menschenschuld, daß das auch bei uns nicht rechtzeitig geschehen ist! Keim.

„Die schwarze Schmach." Der Roman des geschändeten Deutschland von Guido Kreutzer. Leipziger Graphische Werke A.-G., vorm. Vogel & Vogel, Leipzig-R. Preis brosch. 20 M., geb. 25 M.

Ein Buch, das der nationale Politiker Graf E. v. Reventlow einer längeren Vorrede würdigt, verdient ohne weiteres allgemeine Beachtung. Der Name Guido Kreutzer gibt außerdem dem Leser die Gewähr, daß er bei der Lektüre nicht in ausgetretenen Pfaden wandelt, sondern das vielbesprochene Thema „Die schwarze Schmach" in einem historischen Roman auf eine neue anregende und spannende Art behandelt sieht. Die vielfach in der Presse vertretene Ansicht, daß Frankreich seine schwarzen Soldaten auf das deutsche Volk gehetzt habe, um die weibliche Bevölkerung im besetzten Gebiet zu verscheuchen und ein degeneriertes Geschlecht erstehen zu lassen, das wie ein giftiger Sauerteig auf die Moral in Deutschland wirken solle, teile ich nicht. Gewiß ist die Gefahr am Rhein groß, da die Besatzungstruppen sehr zahlreich sind und die Besatzungsdauer auf mindestens 15 Jahre vorgesehen ist. Deshalb geht ein ernst zu nehmendes Buch sogar so weit, in dem neu erstehenden Geschlecht eine ernste Gefahr für Amerika zu sehen, das die Vereinigten Staaten einstmals bestrafen werde für die Teilnahme am Weltkriege. Das sind m. E. Kindermärchen, mit denen sich die smarten Amerikaner kaum werden gruselig machen und zur Anlegung des Büßerhemdes sich werden verleiten lassen. Von solchen Utopien hält sich der Verfasser des hübschen Zeitromans „Wetterleuchten 1918" glücklich fern.

Nach meiner Ansicht schickt Frankreich deshalb soviel schwarze Truppen nach Deutschland, um die eigenen Söhne in der Heimat belassen zu können, die jeder Krieger nach langjähriger Abwesenheit ersehnt. Dadurch gewinnen zugleich die Politiker an der Seine ein starkes militärisches Übergewicht über England auf dem europäischen Kontingent, das ihm das Gelingen seiner weitgehenden Pläne in Zentraleuropa auf Kosten des verhaßten Deutschland sichert. Unter dem Druck dieser militärischen Macht Frankreichs muß England überall nachgeben. Auch in der oberschlesischen Frage setzt Clémenceau seinen Willen durch, denn die Verschleppung der Entscheidung liegt im Interesse der beiden Verbündeten, Frankreich und Polen, zum Schaden Deutschlands und der arg mißhandelten schönen Provinz Oberschlesien. Auch die „Sanktionen", deren Annahme im Londoner Ultimatum jetzt endlich Dr. Wirth als Reichskanzler zu bereuen scheint, haben nur die Aufgabe der weiteren Versklavung des deutschen Volkes und dienen ausschließlich dem Zweck, Deutschland um

Digitized by Google

so schnellster der erwünschten Zahlungsunfähigkeit zuzuführen. Von dieser hat nur Frankreich Vorteile, nicht aber England; denn der Franzose besitzt in den Kohlen und Erzen des Ruhr- und Saargebiets in Zukunft auch in Oberschlesien ausreichende Faustpfänder, um sich in verlängerter Besatzungsberechtigung die Kriegsentschädigung zu holen, die man am Quai d'Orsay in unersättlicher Rachsucht für notwendig hält. England aber verliert in dem zu völliger Ohnmacht verdammten Deutschland den Bundesgenossen, dessen es in dem einst unvermeindlichen Kampf gegen seinen Ententebruder benötigen würde. Jetzt ist schon der Einfluß Englands in Europa durch die wachsende Macht Frankreichs lahmgelegt. Das ist die Bilanz der im Versailler Frieden vertretenen Politik John Bulls, mit der er den Weltkrieg quittiert hat. Dauernden Segen wird Frankreich aus der schmachvollen Behandlung des wahrlich nicht durch seine Waffen besiegten Gegners nicht ernten. Darum klingt in Kreutzers Roman das Bewußtsein des würdig geschilderten preußischen Generals durch „Und doch Sieger".

Frankreich wird seiner Strafe für die Erdrosselung Deutschlands nicht entgehen. Die Schwarzen haben den modernen Krieg als Mitkämpfer kennen gelernt und werden imstande sein, bei einem Aufstande ihre Erfahrungen zu verwerten, wenn ihnen nicht Gleichberechtigung mit den Weißen gewährt werden sollte. Schon wurde auf dem internationalen Negerkongreß zu Brüssel ein Manifest veröffentlicht, „das die absolute Gleichheit der Rassen von physischen, politischen und sozialen Gesichtspunkten aus" als „den Prüfstein des Weltfriedens und des menschlichen Fortschritts" fordert. Ferner wird dort erklärt, es sei die Pflicht der zivilisierten Welt, den zurückgebliebenen und unterdrückten Rassen auf jede Weise den Aufstieg zu den Höhen des Lebens zu erleichtern. Einst wird es statt „Vae victis!" heißen „Vae victoribus!"

v. Kurnatowski.

Arnold Rechberg, Die Ostfrage. Berlin o. J. (1920). Staatspolitischer Verlag G. m. b. H. Preis: 3,50 M.

Der in dieser kleinen Schrift zum Abdrucke gelangte Vortrag wurde am 11. Juli 1920 im „Reichsklub der Deutschen Volkspartei" gehalten und ist zuerst in Nr. 29 der Wochenschrift „Deutsche Stimmen" vom 18. Juli 1920 erschienen. Er schildert die innerstaatlichen Regierungsmittel und äußere Staatskunst des bolschewistischen Rußland. Als Einleitung ist ein kurzer geschichtlicher Überblick über die Kerenski-Zeit, das mißlungene Kornilow-Unternehmen und das Aufkommen der Bolschewisten-Herrschaft vorausgeschickt. Die Greuel der bolschewistischen Schreckensherrschaft, die der Verfasser, ein vorzüglicher Kenner des heutigen Rußland, schildert, spotten jeder Beschreibung. Ich führe zwei Stellen wörtlich an:

„Diese Streikführer (aus den bekannten Putilow-Werken), etwa 45 an der Zahl, wurden von den Chinesen (Trotzki hatte einige Chinesen-Bataillone nach Petersburg geschickt) auf dem Fußboden festgebunden, jedem der Unglücklichen wurde eine Ratte auf den entblößten Unterleib gesetzt und über diese Ratte ein eiserner Topf gestülpt. Auf diesen Topf wurden heiße Steine gelegt, und die Ratte hat sich dann, von der Hitze bedroht, durch den Leib des Deliquenten einen Ausweg ins Freie gewühlt. Es ist dies ein Fall, welcher auch von der englischen Presse ausführlich besprochen wurde. Der Erfolg derartiger Maßnahmen ist gewesen, daß in Rußland kein Arbeiter mehr streikt, so daß Trotzky dazu schreiten konnte, für lässige Arbeiter schwere Prügel-

Digitized by Google

strafen einzuführen. Er hat jetzt die Arbeiter soweit, daß er neuerdings gesagt hat, wenn ich — Trotzky — den russischen Arbeitern befehlen würde, nur noch auf allen Vieren zu kriechen, würde es keiner wagen, diesem Befehle nicht zu folgen."

So sieht also die Lage der Arbeiter im Bolschewistenstaat aus!

Für die Art und Weise, wie die Offiziere des Bolschewistenheeres in Abhängigkeit und Gehorsam gehalten werden, kann folgendes als Beispiel dienen:

„Die Moskauer Sowjetregierung hat die Familien der Offiziere als Geißeln mit Beschlag belegt und in besonderen Straßen Moskaus angesiedelt. Erregt ein Offizier das Mißtrauen der Sowjetregierung, so wird erst sein jüngstes Kind, dann die nächstfolgenden und schließlich seine Frau erschossen, oder, wenn der Offizier nicht verheiratet ist, andere Verwandte von ihm zu Tode gequält. So hat Trotzky gelegentlich der Offensive von Judenitsch gegen Petersburg über 100 Offiziersfrauen erschießen lassen, deren Männer nach seiner Ansicht nicht genügend acht gegeben hatten!" —

Die Verantwortung für die Richtigkeit dieser Angaben bis in alle Einzelheiten muß allerdings dem Verfasser überlassen werden.

Sehr beachtenswert und fesselnd ist, was der Verfasser über den Brief des russischen Generals Krasnoff vom Sommer 1918 an Kaiser Wilhelm II. erzählt. Aber die Ausführungen, die der Verfasser dazu macht, sind wirr und werfen Richtiges und Falsches durcheinander, und das macht mich auch mißtrauisch gegen andere geschichtliche Ausführungen in dem Heft.

Dr. Stephan Kekule von Stradonitz.

„Beiträge zur streckenweisen Errechnung von Geschoßflugbahnen" v. Rudolf Sängewald. (Abdruck aus den Berichten der mathematisch-physischen Klasse der sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. LXXIII. Band. Sitzung vom 17. Januar 1921.)

Die uns durch den Friedensvertrag auferlegten Beschränkungen in der praktischen Weiterförderung der Schießwissenschaft lassen es besonders wünschenswert erscheinen, wenn wenigstens die theoretische Weiterförderung im Flusse bleibt. Das vorliegende Heft bildet einen überaus wertvollen Baustein zu dieser Weiterentwicklung. Es verlangt zu seinem Verständnis eingehende mathematische und ballistische Kenntnisse, bietet aber dem Fachmann eine Fülle von Anregung. Besonders wertvoll sind die am Schlusse angeführten vergleichenden Betrachtungen über die verschiedenen Verfahren zur Ausschaltung des Windeinflusses — eine Frage, die bekanntlich am Schluß des Feldzuges eine große Rolle gespielt hat und die unbedingt noch weiter geklärt werden muß. M.

Die Folgen der Mark-Entwertung für uns und die anderen von Dr. Henry **Behnsen** und Dr. Werner **Genzmer.** Leipzig. Verlag von Felix Meiner. Preis 15 Mark.

Eine ausgezeichnete Schrift und wohl das Beste, was bisher über die uns im Friedensvertrage von Versailles und im Londoner Diktat auferlegten Verpflichtungen und Reparationslasten geschrieben worden ist, so daß diese Ausführungen sich würdig an die Darlegungen von Helfferich und Keynes anschließen. Obgleich der Schrift ein außerordentlich umfangreiches statistisches Material beigefügt ist, so ist doch die Darstellung im höchsten Grade klar und verständlich. Wer diese Ausführungen der Verfasser aufmerksam liest, der wird es kaum begreiflich finden, daß deutsche Politiker

Digitized by Google

immer noch an die Möglichkeit für uns, die Bedingungen unserer Feinde erfüllen zu können, glauben.

Nach dem Londoner Diktat soll die Reichsregierung den Alliierten Schuldverschreibungen über insgesamt 132 Milliarden Goldmark in drei Serien übergeben. Da diese mit 5 % zu verzinsen und mit 1 % zu amortisieren sind, so würde der Endwert der deutschen Reparationslast 287 Milliarden Goldmark betragen, d. h. mehr als der Wert des ganzen deutschen Volksvermögens heute nach dem Kriege beträgt. Dabei hat Deutschland verloren durch den Krieg .

1. Verluste an Volksvermögen in Privathänden (besonders im Auslande)	43,4	Milliarden
2. Verlorenes Reichs- und Staatseigentum .	8,2	„
3. Zwangslieferungen bis 1. April 1921 . . .	2,1	„
4. Abrechnung der Vorkriegsschulden	0,3	„
5. durch Entwaffnung, d. h. Zerstörung seines Kriegsmaterials	25	„
Gesamtverlust an Volksvermögen bisher	79	Milliarden.

Ferner sind uns im Osten unsere landwirtschaftlichen Ueberschußgebiete entrissen worden. Wir verlieren mit Elsaß-Lothringen und Eupen-Malmedy 20 % unserer Textilindustrie, mit dem Saargebiet 9 % unserer Steinkohlenförderung, ferner drei Viertel unserer Eisenerzförderung, dazu die Riesenverluste in Oberschlesien. Das bedeutet eine gar nicht wieder gut zu machende Schwächung und Erschütterung unseres ganzen Wirtschaftslebens. Um die Londoner Bedingungen zu erfüllen, müßte unsere deutsche Handelsbilanz im hohen Grade *aktiv* sein, d. h. unsere Ausfuhr müßte um ein sehr Bedeutendes unsere Einfuhr fremder Erzeugnisse übertreffen. Es ist nun aber, wie die Verfasser überzeugend nachweisen, gar nicht daran zu denken, daß eine solche Steigerung unserer Ausfuhr stattfinden wird, von deren Werte ohnedem auch noch unsere Feinde 26 Prozent verlangen. Nach den Verfassern haben wir vielmehr ein Passivsaldo von nicht weniger als 10,2 Milliarden Goldmark! Und dies Passivsaldo würde sich bei dem Versuche, es zu überwinden, durch vermehrte Fabrikanlagen, Vergrößerung der Betriebe, Heranziehung hunderttausender neuer Arbeiter, die doch zu ernähren sind, usw. nach den Verfassern sogar auf 16,3 Milliarden steigern, besonders durch Einfuhr weiterer Rohstoffe und Nahrungsmittel. Aber auch dann wäre, um eine so hohe deutsche Ausfuhr zu erarbeiten, nötig, daß unsere Arbeiter nicht 8 Stunden, sondern 14 Stunden täglich arbeiten müßten! Zu einer solchen Barbarei aber wird doch niemand raten.

W. Eisenhart.

II. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher.

Die eingegangenen Bücher erfahren eine Besprechung nach Maßgabe ihrer Bedeutung und des Raumes. Eine *Verpflichtung*, jedes eingehende Buch zu besprechen, übernimmt die Leitung der „Monatshefte“ *nicht*, doch werden die Titel sämtlicher Bücher nebst Angabe des Preises — sofern dieser mitgeteilt wurde — hier vermerkt. Eine Rücksendung von Büchern findet nicht statt

1. **Helmuth v. Moltke,** Die beiden Freunde. Leipzig 1922. Hans Lohmann Verlag. In Halbleinen 16 M.
2. **Gebhardt,** Führer durch die Ausstellung Deutschland und der Friedensvertrag. Berlin, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. 4 M.
3. **Ford,** Der internationale Jude II. Band. Die Juden in den Vereinigten

Digitized by Google

Staaten von Nord-Amerika. Ins Deutsche übertragen von Paul Lehmann. Leipzig 1922. Hammer-Verlag. Geh. 20,40 M.

4. **Wilser,** Das Hakenkreuz nach Ursprung, Vorkommen und Bedeutung. Leipzig 1922. Hammer-Verlag. 3,60 M.
5. **Volkmann,** Der Große Krieg 1914—1918. Berlin 1922. Verlag Reimar Hobbing. Gebd. 75 M.
6. **Foerster,** Hans Delbrück ein Porträtmaler? Berlin 1922. E. S. Mittler u. Sohn. Geh. 12 M.
7. **Graf Hoensbroech,** Zum Wesen und zur Geschichte des Jesuitenordens. Heft 1. Ignatius von Loyola. Erste Genossen. Gründung des Ordens. Ordenssatzungen. Ordensgenerale. Regierungsform. Berlin 1922. SW. 11, Landes-Verlag. Geh. 12 M., gebd. 20 M. — Heft 2. Fürstenabsetzung. Richtigkeit von Staatsgesetzen. Fürstenmord u. a. Berlin SW. 11. Landes-Verlag. Geh. 12 M., gebd. 20 M.

III. Zeitschriftenschau.

Der Anker. Heft 9. Indiens Los-von-England-Bewegung. Erschwindelter Feldherrnruhm. Die Not des geistigen Arbeiters im Revolutions-Deutschland. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Mutter Erde. Der Filmstern Pola Negri. — Heft 10. Delbrück wider Ludendorff. Das „Schlemmerleben" der Offiziere im Kriege. Preissteigerung und Geldentwertung. Das Opfer der Arbeit. „Die Offiziershetze". Verein Haus Wettin. — Heft 11. General Nollet und seine Kontrollkommissionen. Der Antimilitarist Poincaré. Landesverräter. Die polnische Frage und ihre Gefahr für Ostpreußen. Unser künftiger Reichspräsident. Ein katholischer Geistlicher über Kronprinz Wilhelm. — Heft 12. Zum Bismarcktage. Friedericus Rex. Der Kaiser am 9. November. Drangsalierung der Deutschen in Westpolen. Ostpreußens Not und die Linkspresse. — Heft 13. Die politischen Gegensätze auf dem westlichen Balkan. Wie ein Agent der Fremdenlegion in Deutschland arbeitet. Chronik der Gesellschaft des letzten Kaiserreichs.

Die Krone. Heft 5. Wolgadeutsche und Ostjuden. Diplomaten einst und jetzt. Furor teutonicus. Am Abgrund. Was ist Volk? — Heft 6. Poincaré c'est la guerre. Vom Reisen in der guten alten Zeit. Herren und Knechte. Die neudeutsche Beamtenschaft. Japanische Diplomatie! Demokratie und Auslandsheiraten in der deutschen Diplomatie. — Heft 7. Dem treuen Eckart seines Reiches zum 1. April. Der Weg zum Aufstieg. Erwiderung auf die „Eindrücke aus Haus Doorn." Das Nibelungenlied unter der pazifistischen Lupe.

Michel. Der wahre Sinn der „Politik der Mitte" in Deutschland. Der Talmud. Von der deutschen Frau. Der Schlußstein zur Schuldfrage. Passive Resistenz der Minister.

Militär-Echo. Heft 3. Militärische Rückblicke. Eine geschichtliche Betrachtung. Beförderungen und Besoldung im österreichischen Heere. Der Feind im Land. — Heft 5. Die neue Zeit: Militärische Rückblicke. General d. Inf. Frhr. Theodor v. Watter †. Anlage: Der Kampf um Oberschlesien nebst 2 Karten. Die Ausschreibungen zu den Deutschen Kampfspielen 1922. Deutsche Sportausstellung 1922.

Digitized by Google

XIX.

Prinz Max von Baden und das Kriegskabinett.

Von **Generalleutnant Keim.**

II.

Vorgeschichte des Kriegskabinetts.

Warum die Regierung, an deren Spitze Prinz Max stand, sich gerade als Kriegskabinett bezeichnete, ist mir niemals recht klar geworden. Es finden sich zwar während ihrer Tätigkeit Aeußerungen — namentlich des Reichskanzlers und des Reichstagspräsidenten —, aus denen man folgern konnte, daß sie entschlossen sei, den Krieg bis zum Aeußersten fortzusetzen, wenn die Feinde unerträgliche oder entehrende Friedensbedingungen stellten. Letzterer Fall ist eingetreten, ersterer jedoch nicht. Das Kabinett hat im Gegenteil weder politisch noch militärisch ernstlich etwas getan, wie die O. H. L. schon lange gefordert hatte, um den Kriegswillen des deutschen Volkes zu stärken und damit dem feindlichen Vernichtungswillen auf die einzig Erfolg versprechende Art entgegenzuwirken. Das Kabinett verdient viel eher den Namen eines Defaitisten- oder Pazifistenkabinetts, wie aus dem Gange der Dinge später noch hervorgehen dürfte. Aber diese Entwicklung war keine spontane, sondern ihre Wurzeln reichen zurück bis zur Friedensresolution vom 19. Juli 1917, deren Vater Erzberger, deren Förderer Scheidemann und Haußmann waren, die auch im Kriegskabinett führende Rolle spielten. Sie findet ihren Ausdruck in dem Satze: „Die Friedensresolution wurde der Ausgangspunkt und das feste Band für eine stetige Mehrheit im Reichstage und so der Anfang des parlamentarischen Systems.“*)

*) Erzberger: Erlebnisse im Weltkrieg. S. 269.

Digitized by Google

Das muß im Auge behalten werden, um die politische, namentlich aber die parlamentarische Ausgestaltung der Ereignisse bis zum Sturze des Grafen Hertling und ihre Auswirkung im Kriegskabinett richtig zu verstehen.

Es muß ferner im Auge behalten werden die vorausgegangene unheilvolle Wirkung des Systems v. Bethmann während des Krieges, angefangen mit seiner geradezu strafwürdigen Erklärung von dem „Unrecht an Belgien" bis zu der eigensinnig festgehaltenen fixen Idee von der Friedenswilligkeit Englands. Es darf auch nicht übersehen werden, daß dieser Reichskanzler einer vollkommen verkehrten Auffassung von dem Wesen des Krieges und einer demokratisch-pazifistisch gefärbten Weltanschauung huldigte. Er war der Schrittmacher des Defaitismus und stand seiner ganzen geistigen Struktur nach dem Prinzen Max sowie dessen demokratischen Gesinnungsgenossen innerlich nahe. Es geht deshalb nicht an, die Geschichte des Kriegskabinetts einschließlich seiner Vorgeschichte gleichsam als ein Ding für sich, behandeln zu wollen. Hier können natürlich diese eben berührten Zusammenhänge nur angedeutet werden. Geeignete Unterlagen finden sich sowohl in den Veröffentlichungen Erzbergers und Scheidemanns als in den von General Ludendorff herausgegebenen „Urkunden der Obersten Heeresleitung von 1916—18" und der von ihm ebenfalls verfaßten „Entgegnung auf das amtliche Weißbuch: Die Vorgeschichte des Waffenstillstandes". In den „Urkunden" behandelt u. a. der Abschnitt XVIII „Zur Kanzlerkrise und der Friedensresolution Juli 1917" jene Vorgänge übersichtlich, und es seien hier einige Sätze aus dem Schreiben v. Hindenburgs an den Reichskanzler vom 17. 7. 17 wiedergegeben, weil sie das Grundübel klarlegen, an dem unsere innere Politik litt. Dieses Grundübel ist auch von den Nachfolgern des Herrn v. Bethmann nicht beseitigt worden. Es wucherte im Gegenteil weiter, bis es in der Kanzlerschaft des Prinzen Max seinen Höhepunkt erreichte, was dann gleichbedeutend wurde mit dem Zusammenbruche Deutschlands! Jene Sätze lauten: „In immer verstärktem Maße wird aus der beim Beginn des Krieges vorhandenen Geschlossenheit eine Zerrissenheit, wie sie selbst in den schlimmsten Zeiten vor dem Kriege nicht bestand. Der Grund ist mir klar. Der Einfluß unverantwortlicher Organe auf die Volksstimmung ist stärker als der Einfluß der Regierung und der zur Führung des Volkes berufenen Beamtenschaft. Dieser Zustand wäre nicht eingetreten, wenn im Volke die Ueberzeugung herrschte, daß die Regierung

Digitized by Google

mit festem Willen, ohne nach rechts oder links oder nach außen zu sehen, ihren Weg geht. So aber wirkt auf die Volksstimmung nicht die Rücksicht auf das allgemeine Staatswohl, sondern ungehemmt diejenige auf Privat-, Partei- und Sonderinteressen."

Diese Sätze treffen den Nagel auf den Kopf. Sie legen die Ursachen bloß, aus denen heraus wir schließlich den Krieg verloren haben! Die Parteiinteressen waren und blieben eben zum Verderben der Nation der springende Punkt bei der Beeinflussung der Regierung sowie den politischen Bestrebungen der Reichstagsmehrheit. Diese Methode drängte mit einer gewissen Naturnotwendigkeit zur schließlichen Einführung des Parlamentarismus, dessen Krönung wir dann im Kriegskabinett erleben mit dem Prinzen Max an der Spitze. Der Weg zu dieser Entwicklung war nicht lang. Uebrigens reichen die Anfänge des Parlamentarismus schon bis zum Jahre 1917 zurück, insofern auf Wunsch des Kaisers Zentrum, Nationalliberale und Konservative schriftlich den Rücktritt v. Bethmanns für angezeigt hielten.*) Der Nachfolger v. Bethmanns, ein brauchbarer Beamter mit ehrlichem Streben, aber kein Staatsmann wurde bald beseitigt, weil er das Mißfallen jener Reichstagsmehrheit erregt hatte, die dem Parlamentarismus zustrebte. Die Mehrheitsparteien hatten den Abgeordneten Fehrenbach als Reichskanzler ins Auge gefaßt; der Kaiser entschied sich jedoch für den Grafen Hertling. Dieser — körperlich und wohl auch geistig verbraucht — konnte der schweren Bürde nicht gewachsen sein, die er aus patriotischem Pflichtgefühl heraus auf sich genommen hatte. Er zeigte sich jedoch nicht geneigt, lediglich eine Schachfigur in dem parlamentarischen Spiele abzugeben, das die Mehrheitsparteien unter Führung Erzbergers planten, und das die Krone leider nicht rechtzeitig durchschaute. Sie durchschaute auch nicht rechtzeitig die Gefahren des Sozialismus, wie ihn die Sozialdemokratie erstrebte, und General Ludendorff hat durchaus Recht, wenn er, anknüpfend an jene unselige Friedensresolution, die den Kriegswillen unserer Feinde stärken mußte, unter Bezugnahme auf eine damalige Rede Eberts*) schreibt: „Von der Friedensresolution an sah die Sozialdemokratie nur noch den Sozialismus

*) Erzberger: „Erlebnisse" S. 288. Dort ist auch gesagt, daß die Entlassung v. Bethmanns „in parlamentarischen Formen erfolgt sei".

*) „Urkunden" S. 416.

Digitized by Google

und nicht mehr das bedrohte Vaterland. Sie tat alles, um die Gefahren herbeizuführen, vor denen sie ein Jahr vorher gewarnt hatte."

Mit dem Sturze des Grafen Hertling hing auch ein Vorstoß zusammen, den die Sozialdemokratische Partei am 26. September 1918 im Reichshaushaltausschuß machte. Sie witterte augenscheinlich Morgenluft und stellte Bedingungen auf für ihren Eintritt in die Regierung, wobei im Unklaren blieb, wer sie zu diesem Eintritt aufgefordert habe.**) Jedenfalls ließ dieser Vorstoß darauf schließen, daß mit dem Sturze des Grafen Hertling die Absicht verbunden war, eine parlamentarische Regierung ins Leben zu rufen. Inwiefern hiermit die Person des Prinzen Max in Verbindung stand — aus der „Kluft" wissen wir ja schon, „daß bereits Mitte September 1918 die Person des Prinzen Max ernstlich als Reichskanzler auftauchte" — ist nicht sicher zu erkennen, aber wahrscheinlich. Denn solche Verhandlungen werden hinter den Kulissen geführt und das geschah damals ohne Zweifel hinter dem Rücken des zu beseitigenden Reichskanzlers, bis sich die Akteure dem erstaunten „Publikum" vorstellen dürfen. So geschah es auch mit der Inszenierung des Kriegskabinetts. Jene sozialdemokratischen Bedingungen vom 26. September waren radikale Forderungen, die auch einer Verletzung der Reichsverfassung gleichkamen, indem sie die Bildung eines Reichsministeriums forderten, das als Vollzugsausschuß der Mehrheitsparteien die gesamte Politik zu führen habe. Selbst die Kriegführung sollte diesem Vollzugsausschuß unterstellt werden, also eine Art „Konvent", wie ihn ja auch der sozialdemokratische Abgeordnete Cohen-Reuß forderte. Was die Außenpolitik anging, so war die Preisgabe des Ostfriedens (Brest-Litowsk und Bukarest) verlangt, ferner die Autonomie Elsaß-Lothringens. Jede Sicherung Belgiens sowie der Schutz der Vlamen wurde verworfen und zum Schluß tauchte noch der „Völkerbund" auf. Dem Kerne nach war das auch das demokratisch-pazifistische Programm, wie es das Kriegskabinett zu verwirklichen suchte, indem es Wilson als Schutzgott anrief.

Man kann deshalb diese sozialdemokratischen „Bedingungen" als Auftakt zur Bildung des Kriegskabinetts ansprechen, aber auch

**) Siehe Graf Westarp: „Die Regierung des Prinzen Max von Baden und die konservative Partei", Konservative Monatshefte, Oktober 1921/Januar 1922, Seite 5.

Digitized by Google

als Betreten der schiefen Ebene seitens der Verantwortlichen, was dann zum 9. November führte.

Schon zwei Tage später beginnt die Vorgeschichte des Kriegskabinetts deutlichere Formen anzunehmen in einer amtlichen Aufzeichnung,*) die das Datum „Berlin, den 28. September 1918" trägt und lautet: „Wichtige Voraussetzung für die Einleitung des Friedens ist die sofortige Bildung einer neuen Regierung auf freier nationaler Basis und auf freier Initiative Seiner Majestät des Kaisers. Hierzu wäre erwünscht, wenn schon am Abend ein Telegramm in Berlin einträfe von der Annahme des vom Grafen Hertling erbetenen Abschiedes. Auch wäre der Vizekanzler v. Payer zu beauftragen, sofort dem Kaiser über die Person des neuen Reichskanzlers und die Zusammensetzung der neuen Regierung Vorschläge zu machen." Das stimmt jedoch schlecht mit der „freien Initiative" des Kaisers, dem hier einfach die Pistole auf die Brust gesetzt und jede Initiative bei Auswahl des Reichskanzlers und der neuen Regierung genommen wird.

Die Sache ging dann doch nicht so schnell, wie die Ungeduld der Macher und Drahtzieher in Berlin es wünschte. Sie telegraphierten zwar am 29. September abends nach Spaa**): „Neue Regierung auf demokratischer Grundlage ist in Bildung begriffen und wird voraussichtlich morgen konstituiert sein", aber davon konnte zu jener Zeit noch keine Rede sein, da die Verhandlungen in Spaa über Entlassung des Reichskanzlers und Wahl seines Nachfolgers noch nicht abgeschlossen waren. Der damalige Chef des Zivilkabinetts, Herr v. Berg, äußert sich über die betreffenden Vorgänge — und seine Aeußerung ist von geschichtlicher Bedeutung — wie folgt*): „Am 29. September bin ich mittags von Berlin in Spaa eingetroffen, zusammen im Zuge mit dem Reichskanzler, Graf Roedern, General v. Winterfeldt, Radowitz. Bin sofort zum Kaiser befohlen, der mich über den Inhalt des Vortrages des Generalfeldmarschalls und des Generals Ludendorff (es handelte sich hierbei um die Waffenstillstandsfrage. Der Verfasser) unterrichtete. Nach Tisch kamen v. Hintze und v. Marschall. Hintze hatte dem Kaiser eine Umänderung der Regierung mit Eintritt der Sozialisten vorgeschlagen, der der Kaiser

*) „Urkunden" S. 522.

**) „Weißbuch": Telegramm Nr. 14 des Auswärtigen Amtes.

*) Ludendorff: „Entgegnung usw." Heft 2 S. 18.

Digitized by Google

im Prinzip zustimmte. Ich habe dem in der Voraussetzung zugestimmt, daß sämtliche Parteien in dem neuen Kabinett vertreten wären, daß ein Koalitionsministerium die Verantwortung für den etwaigen raschen Frieden unter den vorliegenden schwierigen Verhältnissen übernähme. Es fanden sodann Besprechungen beim Kanzler statt, der auch Graf Roedern beiwohnte. Der Kanzler erklärte seinen Rücktritt, den der Kaiser annahm. Es wurde über einen Nachfolger verhandelt. Es kamen Graf Roedern, Prinz Max von Baden und noch eine andere Persönlichkeit in Frage. Der Kaiser war meiner Meinung, daß Prinz Max nicht geeignet sei, daß ein Koalitionsministerium aus allen Parteien gebildet werden müßte, daß rasches Handeln notwendig sei."

Am Nachmittag des 29. erging dann auf Betreiben des Staatssekretärs v. Hintze ein Allerhöchster Erlaß an den inzwischen eingetroffenen Reichskanzler Graf Hertling über die Einführung des parlamentarischen Systems in Deutschland. Graf Hertling glaubte ihn nicht verwirklichen zu können und trat zurück.

Jener Allerhöchste Erlaß, den Graf Hertling nicht verwirklichen zu können glaubte, enthielt den Satz: „daß das deutsche Volk wirksamer als bisher an der Bestimmung der Geschicke des Vaterlandes mitarbeiten solle, und daß Männer, die vom Vertrauen des Volkes getragen sind, in weiterem Umfange etilnehmen an den Rechten und Pflichten der Regierung".

Damit hatte die Krone sich selbst als bestimmender Regierungsfaktor ausgeschaltet und die Demokratisierung des Regierungssystems in die Wege geleitet. Was nun folgt, war die zwangsläufige Entwicklung zur Ohnmacht des monarchischen Prinzips, das jetzt nur noch dem Schein, aber nicht dem Wesen nach bestand. Die Bildung der neuen Regierung stieß jedoch auf Schwierigkeiten, und die Voraussage des Staatssekretärs v. Hintze, daß die neue Regierung am 1. Oktober gebildet und beschlußfähig wäre,*) sollte sich nicht bestätigen. Zuerst konnten die am 30. September im Reichstage versammelten Mehrheitsparteien sich nicht über die Person des neuen Reichskanzlers einigen. In dem obenerwähnten Erlaß des Kaisers hatte dieser den Grafen Hertling beauftragt, nach Fühlungnahme mit den politischen Parteien ihm Vorschläge über die Wahl seines Nachfolgers zu unter-

*) Ludendorff: „Entgegnung usw." Heft 2 S. 21.

Digitized by Google

breiten. Auch mit diesem Schritte hatte die Krone auf ihr vornehmstes Recht, den obersten Beamten des Reiches selbst zu wählen, verzichtet! Das war um so unbegreiflicher, als selbst in parlamentarisch regierten Ländern es das Recht wie die Pflicht des Staatsoberhauptes ist, den Ministerpräsidenten auszuwählen, der dann nach Fühlungnahme mit den politischen Parteien den Auftrag zur Regierungsbildung annimmt oder — ablehnt. Jenes vom monarchischen Standpunkte aus unentschuldbare Verfahren gab den Mehrheitsparteien das Recht, einen Reichskanzler zu wählen, der gewillt war, ihr parteipolitisches Programm durchzuführen.

Die Mehrheitsparteien nutzten auch die Lage sofort aus, indem sie aus eigener Machtvollkommenheit handelten und von sich aus durch Herrn Erzberger das Reichskanzleramt dem Vizekanzler v. Payer anboten. Dieses Verfahren bedeutete, wie Oberst v. Haeften in seinem Bericht über die politisch-parlamentarischen Vorgänge des 30. September aus Berlin bemerkt, „nicht mehr Evolution, sondern Revolution, da es an Stelle der Souveränität der Krone die Souveränität der Mehrheitsparteien setzte".*)

Durch Ablehnung des Vizekanzlers v. Payer war die Regierungsbildung wiederum verschoben. Diese Ablehnung läßt übrigens die politische Einsicht des Genannten in einem günstigen Lichte erscheinen. Sie erfolgte, weil er sich nicht dazu hergeben wollte, lediglich Klient seiner Auftraggeber — also von Erzberger und Genossen — zu sein. Er bezeichnete das ihm vorgelegte Regierungsproblem als reines Parteiprogramm, mit dem man guten Gewissens nicht regieren könne. Dieses sogenannte Regierungsprogramm enthielt nämlich, wie verlautete, 14 Punkte — ein ominöser Anklang an die 14 Punkte Wilsons —, die selbst dem demokratischen Vizekanzler zu radikal erschienen. Der genaue Inhalt derselben ist nicht bekannt geworden, was um so mehr von Interesse wäre, weil sich dann feststellen ließe, ob sie sich im Gleise der sozialdemokratischen Bedingungen vom 26. September bewegten, und ob sich Prinz Max ihnen in den Hauptpunkten gefügt hat.

Einen wichtigen Anhaltspunkt ergibt nach dieser Richtung das „Programm", das Erzberger am 30. September „auf Wunsch der Mehrheitsparteien" ausgearbeitet hatte

*) Ludendorff: „Entgegnung usw." Heft 2 S. 25.

Digitized by Google

als Richtschnur für die neue Regierung", „dem sämtliche vier Fraktionen zustimmten".*) Dieses Programm deckte sich in der Hauptsache mit den erwähnten „Bedingungen" der Sozialdemokratie vom 26. September. An seiner Spitze steht die Forderung „uneingeschränktes Bekenntnis zu der Friedensentschließung des Reichstages vom 19. Juli 1917". Man begreift, daß Erzberger als Vater jener unheilvollen Entschließung diese hier an erste Stelle rückte, aber weniger begreiflich ist, daß Prinz Max dieselbe für seine auswärtige Politik als verbindlich ansehen konnte, da er doch noch am 12. Januar 1918 seinem Vetter, Prinz Alexander Hohenlohe, in einem Briefe — auf den noch zurückzukommen sein wird — jene Entschließung als eine „dumme Erscheinung" bezeichnet hatte! Er geht sogar noch weiter und nennt sie „ein scheußliches Kind der Angst und Berliner Hundstage", was wenig schmeichelhaft für den „Vater" dieses „Kindes" klingt, der dann aber doch eine Hauptsäule der Regierung des Prinzen wurde.

Nach der Ablehnung des Herrn v. Payer faßten die Mehrheitsparteien als Nachfolger des Grafen Hertling Graf Roedern oder Prinz Max von Baden ins Auge. Graf Westarp, der Führer der konservativen Partei, bemerkt hierzu in seiner bereits erwähnten Schrift (S. 10): „Ich weiß nicht, wen von beiden ich, wenn ich gefragt worden wäre, für weniger geeignet gehalten hätte." Das ist gerade nicht besonders schmeichelhaft für beide Kandidaten, aber wohl gerechtfertigt, wenn man das seitherige politische Verhalten des Grafen Roedern — man kennzeichnete diese Art beamteter Politiker als „halbseidene" — und die seitherigen Leistungen des Prinzen Max in Rechnung stellt.

Daß der Kaiser sowohl wie der Chef des Zivilkabinetts eine gleich ungünstige Meinung von den Regierungsfähigkeiten des Prinzen hegten, ist schon erwähnt worden. Trotzdem erscheint am 1. Oktober der Prinz, der sich bis dahin in Dessau aufgehalten hatte, in Berlin auf der Bildfläche als — vom Kaiser berufener zukünftiger Reichskanzler.

Ich habe schon in „Einleitendes" darauf hingewiesen, daß es bisher nicht festzustellen sei, wer als eigentlicher „Spiritus rector" bei dieser jedenfalls überraschenden plötzlichen Sinnesänderung des Kaisers und seiner nächsten Ratgeber anzusprechen sei. Soweit es sich übersehen läßt, scheint die Entwicklung folgende gewesen zu sein, wobei jedoch bis zum 28. September zurückgegriffen

*) Erzberger, S. 309.

Digitized by Google

werden muß, weil an diesem Tage die O. H. L. den Beschluß zu einem Waffenstillstandsangebot gefaßt hatte, dessen politische Behandlung dann wie ein roter Faden als Leitmotiv die ganze Regierungstätigkeit des Prinzen Max und seines Kriegskabinetts durchzieht. Jener Entschluß der O. H. L. war, wie General Ludendorff schreibt,*) „nach schweren inneren Kämpfen, als zwangsläufige Folge der Lage, wie sie durch den Zusammenbruch Bulgariens, durch das Versagen der heimischen Regierungsgewalt, aus den pazifistischen und revolutionären Strömungen und in Verbindung hiermit durch die Spannung im Westen ergeben hatte", gefaßt worden. Er fügt jedoch den Satz hinzu: „Unser Entschluß zum Weiterkämpfen für den äußersten Fall stand fest. Er begegnete sich mit dem Gedankengange der nationalen Verteidigung auf breitester Grundlage."

Dieser letzte Satz gewinnt insofern große Bedeutung, als erstens von dem damaligen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes v. Hintze in dem „Weißbuche" sowie in der „Frankfurter Zeitung" der Versuch gemacht wurde, die „timide", von Schritt zu Schritt zurückweichende Haltung des Prinzen Max und seines Kabinetts gegenüber Wilson auf das Drängen der O. H. L. auf sofortigen Abschluß eines Waffenstillstandes zurückzuführen. Diesen amtlichen Versuch hat General Ludendorff als „irreführenden", weil den Tatsachen widersprechend, gekennzeichnet, und erscheint hiernach sowohl der Prinz wie sein Kabinett nicht entlastet, sondern belastet. Aus dieser angeblich von der O. H. L. aufgezwungenen Erbschaft konnte also die verhängnisvolle spätere Tätigkeit des Kriegskabinetts nicht abgeleitet werden. Zweitens ist von der O. H. L. nicht allein schon am 29. September 1918, sondern weiterhin stets, nachdrucksvoll, fortlaufend im persönlichen und schriftlichen Verkehr mit der Regierung betont worden, daß sie gegebenenfalls fest zum Weiterkämpfen entschlossen sei, wobei sie mit dem Gedanken der nationalen Verteidigung auf breitester Grundlage rechne.

Diesen Gedanken mußte der Prinz zur Grundlage seines Regierungsprogrammes, zum Ausgangspunkt und Endpunkt desselben machen. Er mußte mit diesem Gedanken an die Regierungsbildung herantreten, er mußte ihn stabilisieren bei seinen Ministern, beim ganzen Volke, wie das seine französischen,

*) „Entgegnung usw." Heft 2 S. 11.

Digitized by Google

englischen, amerikanischen Kollegen getan haben. Bei den Feinden bedeutete jeder Regierungswechsel eine Stärkung des nationalen Willens, den Krieg unter allen Umständen durchzukämpfen, bis schließlich Clemenceau, Lloyd George, Wilson tatsächlich eine Diktatur ausübten, die den „Parlamentarismus" der Sache nach vollkommen beiseite schob. Vor allem den Defaitismus als Landesverrat brandmarkte. In Deutschland ging man den umgekehrten Weg, bis schließlich mehr oder minder verkappte Defaitisten auf dem Sprungbrette des Parlamentarismus die Zügel der Regierung in die Hände nahmen, um den Reichswagen dem Abgrund zuzulenken.

Jedoch schon die Vorgeschichte des Kriegskabinetts, das Hervordrängen von Leuten wie Erzberger und Scheidemann, hätte die O. H. L. stutzig machen müssen, denn von ihnen und ihren Parteien war seit der Friedensresolution eine feste nationale Haltung in Verbindung mit unbeirrbarem Siegeswillen nicht zu erwarten. Diesen Irrtum in der psychologischen Einschätzung der Mehrheitsparteien hat die O. H. L. später selbst zugegeben. Er half das deutsche Verhängnis vorbereiten. Dieser Irrtum griff auch Platz beim Anregen des Waffenstillstandsangebotes. Die O. H. L. wollte dieses vor allem dazu benutzt sehen, um Klarheit über die wahren Absichten der Feinde zu gewinnen, um hiernach die weitere militärische und politische Aktion einzuleiten. Deshalb drängte sie auf möglichste Beschleunigung der diplomatischen Behandlung des Waffenstillstandsangebotes, genau wie sie schon im August 1918 auf die Notwendigkeit diplomatischer Fühlungnahme über Friedensaussichten auf neutralem Wege hingewiesen hatte. Diese Angelegenheit wurde aber, wie leicht nachzuweisen ist, sozusagen „verbummelt".

Da es sich jetzt um einen ernsthaften, unverzüglich einzuleitenden Schritt in der gleichen Angelegenheit handelte, so konnte er natürlich nur von einer verhandlungsfähigen Regierung eingeleitet werden. Nach dem Rücktritt des Grafen Hertling war aber, wie wir gesehen haben, eine solche Regierung nicht vorhanden, und es dauerte Tage, bis sie endlich zustande kam, trotzdem die „sofortige" Neubildung von den Regierungsmachern in sichere Aussicht gestellt worden war. Daß dieser Zustand der O. H. L. sehr unerwünscht sein mußte, liegt auf der Hand, und so läßt es sich auch erklären, daß sie sich schließlich für den Prinzen Max als Reichskanzler einsetzte, zumal ihr dienstlich von Berlin aus mitgeteilt wurde, daß nach Ablehnung seitens des

Digitized by Google

Vizekanzlers v. Payer nur noch der Prinz in Frage käme für die Parteien, denen die Krone bereits die Entscheidung in dieser Frage schwachmütig — anders kann man es nicht nennen — überlassen hatte. Wie ich schon früher bemerkte, ist das wohl eine psychologische Erklärung für die Haltung der O. H. L. in dieser so bedeutungsvollen Frage, aber keine volle Entschuldigung. Diese Frage durfte nicht gleichsam über das Knie gebrochen werden, weil eine Regierung nach der Mehrheit Gnaden möglichst rasch in Szene gesetzt werden sollte, um die „Konjunktur" auszunutzen. Selbst dem an sich begreiflichen Drängen der O. H. L. mußten Schranken gesetzt sein, da zuviel auf dem Spiele stand bei der Entscheidung, wer das Steuer zukünftig führen sollte auf dem gefährdeten Reichsschiff. Die Dinge hatten sich nicht nur militärisch, sondern auch politisch so zugespitzt, daß sie „auf des Messers Schneide standen". Es mußte da die Erkenntnis Platz greifen — auch bei der O. H. L. —, die von der Geschichte unzählige Mal bestätigt ist, daß Persönlichkeiten, d. h. Männer, Geschichte machen, je nachdem gute oder schlechte Geschichte, und nicht Systeme, Parteien, Parlamente.

Bei der Wahl des Prinzen Max handelte es sich aber offenbar nicht um einen erprobten, über den Parteien stehenden, erfahrenen Staatsmann, sondern um einen dilettantierenden Neuling, der gefügiger Vollstrecker parlamentarischer Machtgelüste sein sollte. Dabei verschlug es wenig, daß man diesen Machtgelüsten gelegentlich ein dürftiges nationales Mäntelchen umhing. Es konnte nur dürftig sein nach der ganzen Vergangenheit der Mehrheitsparteien. Auch in jenen Tagen hatte es, ebenso wie früher, nicht an Mahnern und Warnern gefehlt — selbst der O. H. L. gegenüber. Sie teilten jedoch dasselbe Schicksal wie vor dem Kriege, weil in den maßgebenden Kreisen schon seit langer Zeit unter dem Einfluß einer schwankenden, „von Illusionen und Utopien erfüllten Regierung" (die Krone nicht ausgeschlossen), um mit dem Grafen Schlieffen zu reden, die richtigen politischen Instinkte verloren gegangen waren, die gerade in Kriegszeiten maßgebend sein mußten.

Daß auch der Reichstag in seiner Mehrheit — abgesehen von der ersten Aufwallung bei Kriegsbeginn — jeder politischen Weitsicht, verbunden mit unerschütterlichem Siegeswillen, entbehrte, war schließlich der O. H. L. nicht verborgen geblieben, wie die Schriften des General Ludendorff, des Obersten Bauer, des General v. Wrisberg beweisen. Deshalb mußte die O. H. L. gleichsam

Digitized by Google

pflichtmäßig nach den gemachten Erfahrungen einer Kandidatur des Prinzen Max mißtrauisch gegenüberstehen, schon weil sie von den Parteien gewünscht war, die dem Defaitismus nicht ferne standen, und denen Parteiziele über der Not des Vaterlandes standen. Daß diese Parteien gelegentlich auch nationale Töne anschlugen, konnte doch bei schärferem Zusehen über das wahre Wesen derselben nicht täuschen. Die „Erinnerungen" und „Erlebnisse" der Herren Erzberger und Scheidemann bestätigen das durchaus, teilweise ohne dabei Schminke zu gebrauchen, teilweise kann man es zwischen den Zeilen lesen, wobei nicht zu übersehen bleibt, daß natürlich dort die Kulissen-Geheimnisse nicht preisgegeben werden. Die hat Herr Barth, der spätere „Volksbeauftragte", in seinem Buche „Aus der Werkstatt der Revolution" schon zynischer und offener ausgeplaudert. Mit der Auslieferung der Staatsgewalt an den neudeutschen Parlamentarismus, der im Gegensatz zu den westlichen Parlamenten die inneren Angelegenheiten in den Vordergrund schob und nichts alles daran setzte, um Herz und Hirn des Volkes für die Verteidigung des Vaterlandes zu entflammen, wurde der ewig wahre Spruch zur verhängnisvollen Wirklichkeit:

„Beim ersten bist Du frei,
Beim zweiten bist Du Knecht!"

Der erste Schritt geschah im September 1918. Was die folgenden Schritte mit sich brachten, lehrt die schmachvolle Knechtschaft der deutschen Gegenwart.

Mit der Ankunft des Prinzen Max in Berlin am 1. Oktober war die neue Regierungsbildung immer noch nicht vollzogen, die sich mehrere Tage hinzog. Die Voraussetzung des Kaisers (S. S. 8), daß auch die Konservativen in der Regierung vertreten sein müßten, traf nicht zu; nicht einmal die Nationalliberalen, die doch seinerzeit der Friedensresolution zugestimmt hatten, sollten Aufnahme finden, obwohl der Kabinettschef v. Berg bei einem Empfang der Parteiführer letztere am 1. Oktober noch besonders darauf hinwies, jene beiden Parteien zur Kabinettsbildung heranzuziehen. Der Prinz empfing am folgenden Tage den Grafen Westarp und erklärte diesem, „daß er zwar angeborene und anerzogene Sympathien für konservative Auffassungen hege, aber beabsichtige, lediglich ein Mehrheitsministerium ohne Konservative zu bilden, weil er eine bessere Wirkung des Friedensangebotes auf das Ausland erwarte, wenn die Konservativen nicht in der Regierung vertreten seien." Das war

Digitized by Google

allerdings eine merkwürdige Begründung, die aber nicht den Kernpunkt dieser Frage berührte, der auf dem Gebiete der inneren Politik lag, wie es am gleichen Tage der Vizekanzler dem Grafen Westarp in den Worten aussprach, „daß es auch wegen der Wirkung im Inneren erwünscht sei, das Ministerium ganz einheitlich zu bilden".*) Mit einem Worte, die Herren der neuen Regierung wollten ganz unter sich sein, um ungestört Parteipolitik treiben zu können, nach innen wie nach außen. Das mußte auch dem Prinzen sofort klar werden, der sich aber augenscheinlich sehr rasch mit den Gedankengängen vertraut machte, wie sie jetzt noch in der schwarz-rot-goldenen Koalition maßgebend sind. Aus dieser raschen „Bekehrung" mag auch zu erklären sein, daß er politische Zusagen, die er damals dem Chef des Zivilkabinetts machte, nicht einlöste.

Am 2. Oktober trat ein Zwischenfall ein, der an sich bedauerlich, weil er mittelbar mit einer Ungeschicklichkeit der O. H. L. verknüpft war, ohne Zweifel den Friedensmachern um jeden Preis nicht ungelegen kam. An jenem Tage hielt im Auftrage der O. H. L. Major v. d. Busche einen Vortrag vor den Parteiführern über die Kriegslage und das Waffenstillstandsangebot. Er betonte darin die sehr schwierig gewordenen Verhältnisse an der Westfront, die Abnahme der eigenen Wehrkräfte und die Zunahme der feindlichen, namentlich infolge des amerikanischen Zustromes. Er tat das, um den bekanntgegebenen dringenden Wunsch der O. H. L. nach sofortigem Abschluß eines Waffenstillstandes militärisch zu rechtfertigen. Es wurde hierbei nur übersehen, daß erstens diesem Vortrage der Pole v. Seyda beiwohnte, der ihn als richtiger Landesverräter sofort über das neutrale Ausland nach Paris weitergab, um hiermit natürlich den Vernichtungswillen der Entente ebenso zu stärken, wie seinerzeit der durch die Schuld Erzbergers der Entente bekannt gewordene Bericht des Grafen Czernin die Friedensgeneigtheit der Feinde beseitigt hatte. Ferner wurde übersehen, daß infolge der „Panik", die nach den Erklärungen von Parteiführern bei letzteren sich auf Grund jenes Vortrages moralisch und politisch entwickelte, die O. H. L. allen Defaitisten und Pazifisten eine scharfe Waffe geliefert hatte, von der sie nunmehr ausgiebigsten Gebrauch machten. Wenn man will, zu ihrer Rechtfertigung bis auf den heutigen Tag. Allerdings schloß Major v. d. Busche seinen Vortrag mit den Worten: „Weder Heer noch Heimat dürfen irgendetwas

*) Graf Westarp S. 13.

Digitized by Google

tun, was Schwäche erkennen läßt. Gleichzeitig mit dem Friedensangebot muß eine geschlossene Front in der Heimat erstehen, die erkennen läßt, daß der unbeugsame Wille besteht, den Krieg fortzusetzen, wenn der Feind uns keinen Frieden oder einen demütigenden Frieden geben will."

Diese Worte waren umsonst gesprochen. Es fehlte für sie der „Raisonanzboden" sowohl bei den Führern der Mehrheitsparteien wie bei den Männern der neuen Regierung. In Frankreich und England würden sie in ähnlichen Lagen begeisterten Widerhall gefunden haben. In Deutschland hörten die „Hochmögenden" nur das Ungünstige, das Schicksalsschwere heraus, nicht aber die eiserne Notwendigkeit, alles hinter den unbeugsamen Willen zurücktreten zu lassen, „alles an die Ehre der Nation zu setzen"!

(Fortsetzung folgt.)

XX.

General v. Deimling als Volksredner.

Von

Generalleutnant Rohne.

General der Inf. v. Deimling, der im Kriege wegen übergroßer Nervosität das Kommando des XV. A. K. niederlegen mußte, fühlt seitdem das Bedürfnis zu reden und von sich reden zu machen. Er gesteht selbst zu, sich durch seine Reden in Widerspruch mit seiner ganzen Vergangenheit gesetzt zu haben; er hat sich dadurch die Zustimmung der demokratischen und sozialdemokratischen Kreise erworben, zugleich aber das Kopfschütteln seiner alten Kameraden erregt. Meines Wissens hielt Deimling seine erste öffentliche Rede im September 1918 und forderte einen sofortigen unbedingten Frieden, ein Verlangen, das, von einem deutschen General ausgesprochen, unseren Feinden gerade wie die unglückselige Friedensresolution Juli 1917 den Rücken stärken und die eigenen Reihen entmutigen mußte. Als mildernder Umstand könnte ihm zugebilligt werden, daß er gas ganze deutsche Volk und Heer von der gleichen Nervosität befallen glaubte, der er unterlegen war. — Die zweite Rede war aber mehr als eine Ent-

Digitized by Google

gleisung. Zur Zeit, als die Forderung der Auslieferung des Kaisers an die Entente leidenschaftlich bekämpft wurde, sprach er sich dahin aus, daß die Befriedigung dieser Forderung die Ehre des deutschen Volkes in keiner Weise verletze — das sei ein müßiges Geschwätz —, die Hauptsache sei, daß möglichst schnell der Friedenszustand hergestellt werde. Er übertraf damit die sozialdemokratische Regierung, die ein besseres Verständnis dafür besaß, was dem deutschen Volke zuzumuten sei. Ob der D. O. V. gegen diesen Mann, der die Standesehre so gröblich verletzt hat, vorgegangen ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Ganz vor kurzem hat er wieder einen Vortrag in Stuttgart gehalten über die Frage: „Was lehrt uns der Krieg?", der mit der Behauptung schloß, der Verlust des Krieges sei die Ursache, nicht die Folge der Revolution gewesen. Es scheint ihm unbekannt geblieben zu sein, daß die Sozialisten sich selbst rühmten, durch ihre unausgesetzte, seit 1916 schon betriebene Agitation Unzufriedenheit und revolutionäre Ideen in der Front verbreitet, Drückeberger und Deserteure mit falschen Papieren ausgestattet zu haben, daß der sozialdemokratische Abgeordnete Stroebel schon im Jahre 1915 die Aeußerung getan, „ein deutscher Sieg liegt nicht im Interesse der Sozialdemokratie". Die Revolution hat eben nicht erst am 9. November 1918, sondern weit früher eingesetzt. — Dieser Vortrag ist natürlich auch lebhaft gelobt worden in den jüdischen demokratischen Blättern, zumal der General sich auch gegen die Judenhetze wendete. Dagegen ist an sich nichts zu sagen. Ich gehöre wahrlich nicht zu den Antisemiten — verdanke ich doch meinem Lehrer an der Kriegsakademie, dem Professor Lazarus, sehr viel —; aber den Haß des deutschen Volkes gegen die international gesinnten Juden begreife ich vollständig. Deimling mag ganz recht darin haben, daß ihm als Kommandierenden General nichts davon bekannt sei, daß jüdische Soldaten und Offiziere vor dem Feinde ihre Pflicht verabsäumt hatten. Gegen diese richtet sich auch nicht der Haß des Volkes, sondern gegen die, die es verstanden haben, sich im Kriege ihrer Pflicht zu entziehen. Es steht statistisch fest, daß die Zahl der jüdischen Soldaten in keinem richtigen Verhältnis zur jüdischen Einwohnerzahl stand, daß sie sich im Kriege gefahrlose und lukrative Posten zu verschaffen wußten, daß die Zahl der „Drückeberger" gerade unter ihnen unverhältnismäßig groß war. Ich selbst habe einem solchen, der von mir eine Bescheinigung erbat, daß er an einem gemeinnützigen Unternehmen arbeite, die Tür weisen müssen. Ebenso steht fest, daß in den höheren Verwaltungsstellen des Reiches, der Länder und Ge-

Digitized by Google

meinden, im Reichstag, ja früher sogar unter den Soldatenräten, kurz, in allen einflußreichen Stellen die Juden sehr stark vertreten sind, nicht etwa wegen ihrer hervorragenden Tüchtigkeit, sondern — mit Respekt zu sagen — wegen ihres großen Maules, das dem einfachen Mann imponiert. Dazu kommt die Einwanderung zahlreicher Juden aus dem Osten von sehr zweifelhaftem Wert, die, während deutsche Familien kein Unterkommen finden, begünstigt durch die unter jüdischem Einfluß stehenden Behörden, unschwer Wohnungen zugewiesen erhalten. Diese Elemente sind es besonders, die durch unlautere Geschäfte — Verschiebung von Lebensmitteln pp. ins Ausland — die Teuerung steigern. Solange sich das Volk das ruhig gefallen läßt und sich bei den Wahlen — durch jüdisches, meist aus dem Auslande kommendes Geld — beeinflussen läßt, wird es nicht besser.

Dem früheren General v. Deimling, der sich in dem südwestafrikanischen Aufstande wirkliche Verdienste erworben hat, kann man nur zurufen: „Si tacuisses".

XXI.

„Die Wahrheit muß herfür!"

Von

Major Obkircher, ehemals im Generalstabe.

Nur den Standpunkt dieser Ueberschrift will Prof. Hans Delbrück in seinem neuerlichen Kampfe gegen Ludendorff gelten lassen und er glaubt, ihn auch in seiner Broschüre „Ludendorffs Selbstporträt" innegehalten zu haben. Ein kräftiges Echo darauf ist auf dem strategischen Felde, auf dem sich der zivile Stratege Delbrück in seiner Schrift vornehmlich bewegt, nicht ausgeblieben.*) Seiner angegebenen Parole entsprechend, soll im folgenden ins rechte Licht gerückt werden, was die Broschüre über Ludendorffs Verhalten in der polnischen Frage vorbringt. Er macht die Angaben des ehemaligen Gesandten und Mitarbeiters des Reichskanzlers v. Bethmann-Holl-

*) „Hans Delbrück ein Porträtmaler?" von Wolfgang Förster, Mittler und Sohn. —

Digitized by Google

weg, Dr. Riezler in der „Deutschen Nation" zu den seinigen und behauptet (S. 16):

1. Ludendorff forderte in der Frage der Gründung eines selbständigen Polens sofortiges Vorgehen,
   a) als er noch Chef des Generalstabes des Oberost war, 2 Monate ehe er in die O. H. L. eintrat,
   b) bevor Bethmann-Hollweg mit Wien seine Vereinbarungen getroffen hatte und
   c) ohne Rücksicht auf die mögliche Zerstörung eines Separatfriedens mit Rußland.
2. Ludendorff ist in der betreffenden polnischen Frage die treibende und drängende Stelle gewesen, während er den Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg damit belastet.
3. Die Art, wie Ludendorff in seinen Schriften hier mit den Tatsachen umgeht, um sich weiß zu brennen und andere anzuklagen, muß einfach als Unwahrheit gekennzeichnet werden (auf S. 32 wird Ludendorffs Darstellung über die Schaffung eines selbständigen Königreichs Polen als wahrheitswidrig bezeichnet).

In Anhang II zur Broschüre werden einige Privatbriefe Ludendorffs an den Unterstaatssekretäre im Auswärtigen Amte Zimmermann aus dem Jahre 1915 und einer vom Juli 1916 angeführt, in denen er der Ueberzeugung Ausdruck gibt, daß Polen ein „mehr oder weniger selbständiges Staatengebilde unter deutscher Oberhoheit" zu werden hat sowie, daß eine polnische Armee unter deutscher Führung geschaffen werden sollte.

Prof. Delbrück sagt ausdrücklich, daß er Ludendorff aus seiner Beteiligung an dieser politischen Aktion keinen Vorwurf macht; er wolle nur feststellen, wie er sich zu ihr verhalten und daß gerade er zu den Treibern gehört habe.

Es soll hier die Vermutung Ludendorffs — denn um eine solche handelt es sich nur —, daß nach allen Zusammenhängen die äußere Politik Bethmann-Hollwegs auch in der polnischen Frage offenbar in vollständiger Abhängigkeit von innerpolitischen Anschauungen gestanden habe, nicht nachgeprüft werden. Da es eben nur eine Vermutung war*), kann natürlich, auch falls sie

*) Die Worte lauten: „Aus allen Zusammenhängen kann geschlossen werden." „Kriegführung und Politik." S. 178.

nicht zutraf, in diesem Punkte nicht von einer Unwahrhaftigkeit des Vermutenden gesprochen werden.

Digitized by Google

Entwicklung der Dinge bis zum Ausscheiden des Generals v. Falkenhayn aus der O. H. L. am 29. 8. 18.

Als es nach den außerordentlichen Einbußen bei Verdun, an der Somme und bei Asiago-Asiero im ersten Halbjahr 1916 geboten war, neue Ersatzquellen zu erschließen, schrieb am 19. 7. 16 der damalige Chef des Generalstabes des Feldheeres General v. Falkenhayn in dieser Frage an den Reichskanzler und stellte die Errichtung deutscher Polenlegionen militärisch als die beste Lösung hin. Als Vorbedingung bezeichnete er aber die baldige grundsätzliche Klärung der polnischen Frage zwischen Berlin und Wien.

Der Reichskanzler antwortete unter dem 20. 7., daß die vom General v. Falkenhayn vorgeschlagene Lösung sofort in die Wege zu leiten sei, wobei natürlich eine Zwangseinziehung vermieden werden müsse. Dankbar wolle er es begrüßen, wenn Generaloberst v. Conrad fortführe, in Wien auf schleunige Lösung des Polenproblems nach unseren Vorschlägen hinzuwirken.

Am 29. 7. 16 schrieb General v. Falkenhayn wiederum an den Reichskanzler. Der Generalgouverneur von Warschau hatte in seinem bekannten Immediatbericht vom 23. 7. 16 zu der Absicht, deutsch-polnische Truppen zu bilden, Einwendungen erhoben. Auch er hielt erst dann die Organisation eines polnischen Heeres für zulässig, wenn über die Zukunft des Landes entschieden sein würde. Denn wir könnten nicht im Rücken unserer noch kämpfenden Heere eine Wehrmacht aufstellen, die uns u. U. feindlich gegenübertreten und, wenn auch keine ernste Gefahr, so doch große Unbequemlichkeiten bereiten könnte. — Dem Gewicht dieser Gründe schloß sich General v. Falkenhayn um so mehr an, als sie durch die damalige Kriegslage gestützt wurden. In seinem Brief vom 29. 7. schrieb er daher an den Kanzler:

> „Wenn die Bevölkerung Polens jetzt nicht klar erfährt, welchem Schicksal sie beim Anschluß an die Mittelmächte entgegengeht, ist der Versuch, die polnischen Wehrfähigen für den Gebrauch gegen Rußland auszunützen, völlig aussichtslos."

Dann fuhr General v. Falkenhayn fort:

> „Allerdings sprechen auch Gründe gegen das Hervortreten mit Zukunftsplänen für Polen gerade jetzt. Das Verfahren wird vielfach mit dem der russischen Regierung im vorigen Jahre*) verglichen werden. Aber die ganze Frage ist

*) Das Autonomie-Versprechen Nikolai Nikolajewitschs an Polen.

Digitized by Google

doch so wichtig für den Kriegsverlauf, daß man sie nicht einfach im Hinblick auf diese Möglichkeit beiseite schieben darf. Es ist ebenso gut möglich, daß bei den begeisterungsfähigen Polen durch Proklamierung ihrer zukünftigen Selbständigkeit der erwünschte Eindruck hervorgerufen wird. Euer Exzellenz gestatte ich mir daher zur Erwägung zu stellen, ob nicht die in beregter Richtung eingeleiteten Verhandlungen mit Oesterreich-Ungarn nunmehr beschleunigt zu einem Abschluß gebracht werden können."

Als bis zum 8. 8. 16 keine Aeußerung des Kanzlers zu dieser dringenden Frage vorlag, griff General v. Falkenhayn an diesem Tage wiederum zur Feder; denn auch der Generalstabschef des verbündeten Oesterreich-Ungarn hatte bei ihm nunmehr Beschleunigung der Verhandlungen über Polen dringend angeregt. Sein Beweggrund lag natürlich gleichfalls in der Erkenntnis, daß der Menschenvorrat der Doppelmonarchie großen Anforderungen nicht mehr gewachsen war.

Schließlich teilte General v. Falkenhayn am 9. 8. dem Reichskanzler noch mit, daß er und Generaloberst v. Conrad sich über die künftige Gestaltung Polens in vollständiger Uebereinstimmung befänden. Dies sei auch von Conrad dem Baron Burian am 7. 8. noch einmal mitgeteilt worden. Auch bei S. Apostolischen Majestät wollte dessen Generalstabschef noch unmittelbare Schritte tun.

Aus alledem geht der Eifer hervor, mit dem die obersten militärischen Stellen beider Verbündeten, also General v. Falkenhayn und Generaloberst v. Conrad bemüht waren, den Stein ins Rollen zu bringen und daß die Wünsche des Kanzlers selbst sich — wenn auch weniger stürmisch — in der gleichen Richtung bewegten; hatte er doch sogar, wie wir gesehen haben, im Sinne einer „schleunigen Lösung des Polenproblems" durch General v. Falkenhayn auf Generaloberst v. Conrad hinwirken lassen. —

Schon am 5. 4. 16 hatte der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg im Reichstage die Worte gesprochen: „Das Schicksal der Schlachten hat die polnische Frage aufgerollt. Nun steht sie da und harrt der Lösung. Deutschland und Oesterreich-Ungarn müssen und werden sie lösen." Als aber eine solche Lösung im Hochsommer desselben Jahres sich als Vorbedingung für die Erschließung der vielversprechenden Ersatzquelle Polen herausstellte, war sie, wie oben dargelegt, noch nicht gefunden. So sah sich der Kanzler genötigt, nach Wien zu fahren, um sie zu betreiben.

Die Wiener Verhandlungen vom 10.—13. 8. 16 brachten end-

Digitized by Google

lich eine Einigung zwischen dem Reichskanzler und dem österreichisch-ungarischen Minister des Aeußeren zustande, nachdem bisher mehrere, im Laufe des Jahres gepflogene Beratungen unter ihnen zu keinem Abschluß gekommen waren. Wurde dies jetzt erreicht, so wissen wir aus dem Vorstehenden, welchen Anteil General v. Falkenhayn durch seinen Hinweis auf die militärische, insbesondere auf die Ersatzlage jener Zeit daran hatte.

Es wurde in Wien die bekannte Lösung vereinbart. Es sollte aber auch über die Absicht der Gründung des polnischen National-Staates „baldmöglichst" eine Kundgebung beider verbündeten Mächte erfolgen, während die Konstituierung des Staates selbst einem späteren Zeitpunkt — nach Beendigung des Krieges — vorbehalten bleiben müßte. Polen sollte eine eigene Armee erhalten; Baron Burian wollte sich dafür einsetzen, daß ihre Aufsicht und ihre Führung einheitlich sei und Deutschland zufalle.

Aber mit der ausgemachten möglichst baldigen Veröffentlichung der Kundgebung war es zunächst nichts, wie aus einer Chiffer-Depesche des Staatssekretärs v. Jagow an den Generalgouverneur von Warschau vom 17. 8. 16 hervorgeht. Darin wurde dieser von der Absicht S. M. des Kaisers dahin verständigt, daß, wenn es gelänge, die Lage an der Ostfront herzustellen und Rumänien herauszuhalten, der Moment kommen könnte, wo Rußland sich zum Frieden bereitfinden würde. Dieser Chance dürfte nicht dadurch präjudiziert werden, daß durch Verlautbarung unserer Pläne in Betreff Polens eine neue Scheidewand zwischen den Mittelmächten und Rußland errichtet wurde.

Das war der Stand der Dinge, als am 29. 8. 16 Generalfeldmarschall v. Hindenburg und General Ludendorff in die O. H. L. eintraten. Bis hierher ist klargestellt, daß in der polnischen Sache der Stein durch den General v. Falkenhayn aus militärischer Notwendigkeit heraus einen starken Anstoß zum Rollen erhalten hatte, daß aber der Kaiser die Verkündigung der Absichten nicht wünschte, solange der Augenblick noch kommen konnte, wo Rußland sich zum Frieden bereitfände. Aber die eine Voraussetzung hierzu, „Rumänien herauszuhalten", war bereits mit dessen Kriegserklärung an Oesterreich-Ungarn am 27. 8. 16*) zunichte geworden; und auch die zweite Vorbedingung, d. h. die Wiederherstellung der Lage an der Ostfront, vor allem auf ihrem südlichen

*) Ihr folgte am 28. 8. die Kriegserklärung Deutschland und der Türkei an Rumänien.

Digitized by Google

Teile, war noch viel weiter ins Ungewisse gerückt als bisher. Man sollte also glauben, daß hiernach jetzt keine „Chance" mehr vorhanden war, der durch irgendeine Maßnahme noch „präjudiziert" werden könnte.

Dieser Sachlage von Ende August 16 gegenüber ist es völlig gleichgültig, ob und was für Briefe Ludendorff vor seinem Eintritt in die O. H. L. an den Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amte Zimmermann geschrieben hat. Dem flüchtigen Leser muß hier beigesprungen werden. Staatssekretär des Auswärtigen Amts war zu jener Zeit, u. zw. bis zum 24. 11. 16 Herr v. Jagow. Herr Zimmermann war damals nur Unterstaatssekretär, wie ihn ja auch Delbrück anfangs (S. 70) richtig bezeichnet. Aber auf Seite 71 findet sich die feindliche Bemerkung: „Ob es sich mit dem Begriff der militärischen Disziplin vertrug, daß ein militärisches Teilkommando sich unter Umgehung der vorgesetzten Dienststelle, der O. H. L., direkt mit dem Auswärtigen Amt in Beziehung setzt, darüber möge man andere Generale fragen." Hier ist also von der Behörde des Auswärtigen Amtes als solcher gesprochen. Mit dieser hat sich aber Ludendorff „unter Umgehung der vorgesetzten Dienststelle, der O. H. L.," gar nicht ins Benehmen gesetzt, sondern mit einem nichtverantwortlichen Unterstaatssekretär in einem Privatbrief. Warum nimmt Hans Delbrück dem Manne, der für die Eroberung Polens so viel getan hat, einen solchen Brief übel? Weil ihm dies zum Bilde des „meuternden Generals" paßt; denn als solchen stellt er ihn an anderer Stelle seiner Broschüre hin.

Der drängende Verantwortliche war also bis zum 29. August, d. h. als der polnische Plan längst fix und fertig war, kein anderer als General v. Falkenhayn. Daß auch Ludendorff — als Chef des Generalstabes von Oberost einen — selbständigen Polenstaat wünschte, ist bis hierher völlig belanglos. Uebrigens hat er mit seinen Ansichten in dieser Frage nie hinter dem Berge gehalten. Aus seiner Beteiligung an dieser politischen Aktion will ihm ja auch Hans Delbrück keinen Vorwurf machen (S. 72 der Broschüre). Nur die Art, wie er sich dazu verhalten hat, wollte er aufdecken; er nennt sie wahrheitswidrig. Wie es damit steht, soll sogleich erörtert werden. Aber macht Prof. Delbrück wirklich dem General keinen Vorwurf aus seiner Beteiligung an der polnischen Aktion? Die Antwort darauf erhalten wir, indem wir uns den anfangs aufgezählten Punkten zuwenden:

Digitized by Google

Unterstellen wir die von Delbrück angeführten Briefe Ludendorffs als vorhanden, so schrieb er an den Unterstaatssekretär Zimmermann am 27. 8. 15, also ein volles Jahr, ehe er in die O. H. L. eintrat: „Den Separatfrieden mit Rußland bekommen wir nicht, brauchen wir auch nicht, denn wir sind stark" . . .*) Geben Sie mir politische Direktiven".

Dieser Brief kann doch nur zu dem Zwecke angeführt sein, um auf den Vorwurf hinzuführen, Ludendorff habe die Rücksicht auf die mögliche Zerstörung eines Sonderfriedens mit Rußland außer Acht gelassen. Ein Vorwurf schwerster Art. Will Delbrück einen solchen nicht machen, so bleibt es völlig unklar, wozu dieser Brief überhaupt angeführt worden ist. Auch wird es immer unerfindlich bleiben, wie man den Inhalt des angeführten Briefes dem Verfasser nach irgendeiner Richtung hin verübeln kann und doch tut dies Delbrück auf die geschilderte Art und Weise, ohne jeden Zweifel.

Am 20. 10. 15, also 10 Monate vor Eintritt in die O. H. L., schrieb Ludendorff an Zimmermann: „Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr festigt sich in mir der Gedanke, daß Polen auf keinen Fall an Rußland zurückgegeben werden darf, daß Polen auch nicht an Oesterreich fallen kann, sondern daß es ein mehr oder weniger selbständiges Staatengebilde unter deutscher Oberhoheit zu werden hat. Wir müssen für die Zukunft sichergehen, die für uns eine schwere werden wird, um so schwerer, je weniger wir jetzt Rußland schwächen."

Hiermit tritt Ludendorff also für ein mehr oder weniger selbständiges Polen ein.

Nun aber zum Briefe vom 17. 7. 16:

„ . . . Schaffen wir ein Großfürstentum Polen mit Warschau und Lublin und dann eine polnische Armee unter deutscher Führung. Mal kommt die polnische Armee doch, jetzt können wir sie brauchen.

Praktisch mag das unbequem sein. Das verschwindet aber vor der Bedeutung der Maßnahme für den Sieg, den wir holen wollen und holen müssen. Handeln wir, so lange es noch Zeit ist."

Hiermit hat der General lediglich seine Ansicht ausgesprochen: „Sofortiges Vorgehen" hat er nicht „verlangt"; denn dazu fehlte sowohl ihm wie dem Empfänger jede Zuständigkeit. Ein „Verlangen" hätte deshalb auch gar keine Wirkung haben

*) Der ausgelassene Zwischensatz ist hier ohne Belang und Hans Delbrück selbst nennt ihn harmlos.

Digitized by Google

können. Darüber wäre sich der General von vornherein völlig klar gewesen und schon aus diesem Grunde konnte er an ein „Verlangen" damals gar nicht gedacht haben. Den Austausch von Ansichten wird ihm und dem Unterstaatssekretär aber kein Mensch verwehren können.

Hiermit sind die Punkte Ia und b widerlegt. Auf Punkt c wird unten nochmals zurückgekommen.

Weiterentwicklung der Dinge nach Eintreten des Generals Ludendorff in die O. H. L. am 29. 8. 16.

Wenden wir uns jetzt dem 2. Punkte zu und prüfen wir, ob Ludendorff etwa *nach* seinem Eintreten in die O. H. L. die treibende, drängende Stelle in der Frage der Gründung eines selbständigen Polens war, mit der er — wie der Professor sagt — seinerseits den Kanzler belastet.

Wir haben oben gesehen, daß der Vater des Gedankens ohne den geringsten Zweifel der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg war und daß General v. Falkenhayn in dieser Frage aus militärischen Notwendigkeiten heraus auf Einigung zwischen Berlin und Wien und auf Formulierung der Absichten — und zwar mit Erfolg — gedrängt hat. An der Lösung der Frage, *ob* ein selbständiges Polen gegründet werden soll *oder nicht*, hatte also Ludendorff *nicht den geringsten Anteil*. Er stand vor einer längst vollendeten Tatsache, als er in die O. H. L. eintrat. Es widerspricht also durchaus den Tatsachen, ihn irgendwie damit zu belasten. Es bleibt aber die Frage, ob und in welcher Weise er bei Festsetzung des *Zeitpunktes der Veröffentlichung* der längst beschlossenen Sache mitgewirkt hat. Die Festsetzung, *daß*, und zwar *baldmöglichst*, die Kundgebung veröffentlicht werden sollte, war gleichfalls in Wien am 11. und 12. 8. zwischen den leitenden Staatsmännern getroffen worden. Auch an diesem Entschluß hatte also Ludendorff keinen Anteil. Aber wann der „möglichst baldige" *Zeitpunkt* der beabsichtigten Veröffentlichung gekommen wäre, *darin* sprachen nun Hindenburg und Ludendorf mit. Man kann ihre Tätigkeit hierin sogar als *Kampf um die Veröffentlichung* der Kundgebung bezeichnen.

Schon an dieser Stelle muß darauf hingewiesen werden, wie eigenartig es den Unbefangenen berühren muß, daß ein Historiker wie Prof. Hans Delbrück auf den Unterschied zwischen der Festsetzung politischer Entschlüsse *ihrem Inhalt nach* und dem

Digitized by Google

Zeitpunkt ihrer Ausführung hingewiesen werden muß. Die „Gründung eines selbständigen Polens" zerfällt in zwei Teile: Das Programm und die Verkündigung des Programms. Am Programm haben Hindenburg-Ludendorff nicht den mindesten Anteil und bezgl. der Verkündigung hatten sie beim Beschluß, daß sie, und zwar möglichst bald erfolgen sollte, in keiner Weise mitgewirkt. Nur, wann er endlich wirklich in die Tat umzusetzen sei, darauf nahmen sie Einfluß, wie sich in folgendem zeigen wird.

Als Ludendorff Erster Generalquartiermeister wurde, war die Kriegserklärung Rumäniens an Oesterreich-Ungarn 2 Tage, diejenige Deutschlands an Rumänien einen Tag alt. Hiermit war die wichtigste Voraussetzung dafür, daß sich Rußland zum Frieden bereit finden würde, von den Feinden selbst ganz selbstverständlich zerschlagen. Denn Rumänien sollte ja gerade Rußland und der Entente überhaupt beispringen, um den Mittelmächten den letzten Stoß zu geben. Was konnte diese noch hindern, mit der längst geplanten Veröffentlichung der Polenproklamation endlich hervorzutreten? Erfolgte sie jetzt, so kann kein Mensch behaupten, es geschähe „ohne Rücksicht auf die mögliche Zerstörung eines Separatfriedens mit Rußland". So aber behauptet Prof. Delbrück trotzdem (s. Punkt 1 c). Nur ein von Haß getrübter Blick kann die Lage so ansehen.

Inzwischen meldete (am 5. 9. 16) der Generalgouverneur von Warschau an den Reichskanzler und an die O. H. L., daß eine geschickt gefaßte Kundgebung die Polen vollends für uns stimmen und uns in die Lage versetzen würde, die polnischen Kräfte für uns nutzbar zu machen. Gleichzeitig erhob er die dringende Forderung, die deutsche Verwaltung in Warschau und die österreichische in Lublin zu vereinheitlichen als sichtbares Zeichen der Anbahnung des zu versprechenden Einheitsstaates Polen. Die O. H. L. machte diese Forderung zu der ihrigen, drang aber niemals damit durch. Die Reichsleitung konnte die Erfüllung von den Oesterreichern nicht erreichen.

Aber Baron Burian suchte sogar seine Zusage in Wien, er wolle dafür eintreten, daß Aufsicht und Oberste Führung der polnischen Armee einheitlich sein und Deutschland zufallen sollten, zurückzunehmen oder abzuschwächen; schriftliche Fixierung in Vertragsform war am 11. und 12. 8. in Wien leider verabsäumt worden. So war, nach des Kanzlers eigenen Worten, Anfang Oktober das Ergebnis der Wiener Abmachungen völlig in Frage

Digitized by Google

gestellt. So weit war man politisch gekommen zu einer Zeit, als zwar die Schlacht von Hermannstadt siegreich geschlagen war, aber noch niemand wußte, ob die gemeinsame, an erster Stelle aber doch Oesterreich-Ungarn bedrohende rumänische Gefahr überhaupt gebannt werden konnte. Versetzen wir uns in Lage und Stimmung der O. H. L. in jener Zeit. Wer will es ihr verdenken, wenn sie sich wenigstens für die Zukunft nach Ersatz von erlittenen und noch zu erwartenden Verlusten an Soldaten umsah und denen grollte, die ihr durch Hader auf politischem Gebiet die Möglichkeit zu versagen drohten, einen militärischen Kraftzuwachs aus Polen zu erhalten. Ohne die Proklamation und ohne Vereinheitlichung der polnischen Verwaltung blieben aber die polnischen Freiwilligen mit Sicherheit aus.

Der Generalgouverneur drängte von neuem und bat die O. H. L., sie möge die polnische Sache in die Hand nehmen, denn die Spannung der Polen ließ ihm die Entscheidung äußerst dringend erscheinen. Aber in Berlin war die Angelegenheit dem toten Punkte nahe.

Charakteristisch ist folgender Vorfall: Die damaligen Mehrheitsparteien des preußischen Abgeordnetenhauses wollten in einer für zwei ihrer Mitglieder nachgesuchten Unterredung von der O. H. L. erfahren, ob sie wirklich von dem zu erhoffenden Ergebnis einer freiwilligen polnischen Rekrutierung den endgültigen Ausgang des Krieges als abhängig betrachtete. Denn nur in diesem Falle, den sie übrigens stark bezweifelten, könnten sie ihre schweren Bedenken gegen das Polenmanifest fallen lassen. Ein Vermerk von Ludendorffs eigener Hand zu dem Gesuch ist bezeichnend und lautet: „Zu meinem großen Bedauern nicht in der Lage, die Herren zu empfangen. Der Herr Reichskanzler und der Herr Kriegsminister sind in der Lage und dazu berufen, die gewünschten Aufklärungen zu geben." In diesem Sinne erging am 4. 10. 16 Antwort an den Briefschreiber mit dem wichtigen Schlußsatze: „Ich stehe auf dem Standpunkt, daß wir ein autonomes Polen haben müssen." Dieser Satz zeigt Ludendorffs Ansicht. Der Brief im ganzen beweist aber ganz klar, nach der politischen Seite hin, seine korrekte Zurückhaltung, die mit Treiben und Drängen rein gar nichts zu tun hat, sondern auf das Gegenteil hinweist. Ihn interessierte nur das militärische Ergebnis.

Wiederum müssen wir auf den Punkt I c, den russischen Sonderfrieden betreffend, zurückkommen. Aus einigen Anzeichen am politischen Horizont, die aber Herr v. Bethmann selbst sehr

Digitized by Google

vage nannte (Telegramm vom 4. 10. 16), schien ihm die Möglichkeit eines Sonderfriedens mit Rußland hervorzuleuchten. In etwa 2—3 Wochen glaubte er, klar zu sehen und fügte hinzu: „Zeigt es sich zu dem gedachten Zeitpunkt, daß ein Separat-Frieden mit Rußland außerhalb des Erreichbaren liegt, so wird der Proklamation dann nichts mehr im Wege stehen." Hier ist die eigene Absicht des Kanzlers in der polnischen Frage wieder ganz klar ausgesprochen. Wir werden sehen, daß der letzte Sperrhebel vor ihrer Verwirklichung von ihm selbst gehoben wurde, als er die russischen Friedensmöglichkeiten als nicht mehr bestehend bezeichnete.

Bis zum Ablauf jener zwei bis drei Wochen bis zur klaren Sicht verbot sich allerdings, auch nach Ansicht der O. H. L., die Veröffentlichung der Proklamation. Aber die Zwischenzeit wollte der Feldmarschall doch wenigstens zur Verständigung mit Oesterreich-Ungarn über Polen ausgenützt und den Wortlaut der Proklamation sowie die Verschmelzung der beiden Generalgouvernements festgelegt wissen; „sonst gehen wiederum wertvolle Wochen für die militärische Ausnützung der polnischen Volkskraft verloren, was für den Ausgang des Krieges von schwerwiegendster Bedeutung sein kann." Denn der O. H. L. erschien die russische Aussicht als ein Trugbild und, sobald es sich als solches auch der politischen Leitung dargestellt haben würde — in zwei bis drei Wochen erwartete ja der Kanzler klare Sicht —, wollte dann der Feldmarschall in der Lage sein, auf Grund des Ergebnisses der inzwischen zu betreibenden Verhandlungen, an die Ausnützung des polnischen Ersatzes heranzugehen.

Als letzten Versuch zur Umstimmung der Oesterreicher zur Vereinheitlichung der getrennten Generalgouvernements empfahl der Generalfeldmarschall dem Reichskanzler eine Zusammenkunft mit Baron Burian, Generaloberst v. Conrad und dem Generalgouverneur v. Beseler in Pleß. Aber mit diesem Gedanken wollte sich der Kanzler nicht befreunden, weil er — bezeichnenderweise — befürchtete, die Konferenz werde mit einem von Person zu Person festgestellten, unüberbrückbaren Gegensatze enden. Das allerdings war den Männern der O. H. L. denn doch zu viel Vorsicht und jetzt hub ihr Drängen allerdings an. Sie wollten, daß bei der Zusammenkunft der Kampf mit dem Zauderer Burian einfach durchgefochten werde. Wer will das tadeln? —

Inzwischen hatte der Kanzler in der inneren Politik den Rücken dadurch freibekommen, daß auf Grund eines Vortrages

Digitized by Google

des Generalgouverneurs von Warschau vor den Fraktionsführern im Reichstage am 9. 10. 16 abends nunmehr die Mehrzahl der Parteien dem Plane eines autonomen polnischen Staates zustimmte. Der Kanzler erklärte sich nunmehr, wenigstens im Prinzip, mit einer Konferenz einverstanden.

Die Stimmung in Polen war unterdessen immer gespannter geworden und stand, nach Meldung des Generalgouverneurs, vor einem völligen Umschwung, wenn die Verkündigung der künftigen Selbständigkeit Polens weiter verzögert würde. In einer Vorbesprechung in Pleß am 17. 10. kam der Reichskanzler zunächst auf den Separatfrieden mit Rußland zu sprechen, zu dem Aussicht vorhanden sei, wenn Rumänien niedergeworfen und Rußland seine Pläne auf Konstantinopel aufgeben müsse. Das gemeinsame Manifest würde mindestens retardierend auf den Separatfrieden wirken. Nur militärische Gründe könnten das Manifest rechtfertigen. — Daß Mitte Oktober 16 die Niederwerfung Rumäniens mit allen daran geknüpften Hoffnungen höchst ungewiß war, bedarf keiner Erwähnung. Auch vertrat der Kanzler seine Ansicht nicht weiter, sondern es wurde beschlossen, daß, falls von den Oesterreichern Manifest und Verschmelzung der beiden Generalgouvernements ohne Ueberspannung des Bogens nicht zu erreichen seien, ihnen wenigstens das Versprechen baldiger, allmählicher Verschmelzung abgenommen werden sollte.

Am andern Tage (18. 10. 16) platzten nun bei der Zusammenkunft mit den Oesterreichern die deutschen und österreichischen Meinungen aufeinander, aber nur wegen der Verschmelzung der Generalgouvernements. Das Ergebnis war: Die Kundgebung der Mächte soll baldigst erlassen und dann mit Werbungen schleunigst vorgegangen werden. Ein Heer soll unter einem deutschen General aufgestellt werden, aber die Verwaltungsbezirke sollten zunächst getrennt bleiben. In dieser politischen Frage zeigte sich also Baron Burian gegen den Kanzler unnachgiebig.

Es muß hier ausdrücklich festgestellt werden, daß die Frage der Verkündigung des Königreichs auf der Konferenz am 18. 10. nicht auf Meinungsverschiedenheiten gestoßen ist; vielmehr sagte der Kanzler hierüber nur, daß wir mit der Schaffung Polens eine ungeheure weltpolitische Aufgabe vor uns hätten. Diese Aufgabe nahm er also hiermit in Angriff. Am 21. 10. sprach er sich dann — wie Ludendorff berichtet (Kriegserinnerungen S. 318) — dahin aus, daß z. Zt. keinerlei Aussicht auf Sonderfrieden mit Ruß-

Digitized by Google

land bestünde. Dies sei viel zu abhängig von England. — Wenn also dennoch jemand die Möglichkeit eines Separatfriedens mit Rußland zerstört haben sollte, so ist es doch wohl der Reichskanzler selbst gewesen.

Am 1. 11. 16 meldete der Reichskanzler S. M. dem Kaiser: „Die Fassung des Entwurfs der Kundgebung entspricht der Lösung des polnischen Problems, die ich (!) im August, den Befehlen Euer Majestät gemäß, in Wien vereinbart habe." Hier also spricht der Kanzler nur von sich als dem Handelnden.

Die Proklamation erfolgte nun am 5. 11. 16 in der bekannten Form. Der Wortlaut war der O. H. L. allzu spät erst zugegangen; der Feldmarschall war mit ihm in bezug auf die Bezeichnung der künftigen Grenzen Polens nicht einverstanden, überließ aber, unter Betonung dieses Standpunktes, dem Kanzler — ganz korrekt — die Entscheidung.

Inwiefern Ludendorff die treibende und drängende Stelle war und ob er mit Recht oder Unrecht den Kanzler mit der Gründung belastet, geht aus dem bisher Gesagten hervor. Wichtig ist aber auch in diesem Zusammenhange Bethmanns eigene Aeußerung*): „Eile tat not, da die Westmächte seit dem Frühjahr 16 die russische Regierung bedrängten, das Autonomie-Versprechen Nikolai Nikolajewitschs feierlich festzulegen. Auch die liberale Duma-Majorität trat für polnische Autonomie ein. Wir standen unmittelbar davor, daß die Entente Polen die ersehnte Autonomie versprach und eine polnische Sonderregierung auf russischem Boden etablierte. Damit wäre auch jeder Versuch einer Ausnützung der polnischen Wehrkraft von vornherein vereitelt gewesen."

Hier also wirkte auf den Kanzler die Lage, wie er sie selbst ansah, drängend ein. Auch sprach er sich am 9. 11. 16 im Ausschuß für den Reichshaushaltsplan dahin aus, daß er einen Sonderfrieden mit Rußland gegenwärtig für ausgeschlossen halte, die Proklamation am 5. 11. habe also einen Frieden nicht vereitelt. (Ludendorff, Kriegsf. u. Politik, S. 182.) Hiermit steht aber auch fest, daß ihn auch Ludendorff nicht vereitelt haben kann.

Den letzten, schlüssigsten Beweis von allen liefert aber die Tatsache, daß trotz der Verkündigung des Königreichs Polen am 5. 11. 16, der Zar wenige Monate später, im Frühjahr 1917, an den Grafen Czernin eine Friedensanregung seinerseits gelangen ließ. Das allerdings war sein Schwanengesang.

*) Bethmann-Hollweg, II. Teil. S. 95.

Digitized by Google

Fassen wir zusammen: Die Pflicht der Obersten Heeresleitung, die Streiterzahl — auf welchem Wege auch immer — zu heben, kann von niemandem bestritten werden. Schwierigkeiten machte in Polen, nach dem Urteil des dortigen Generalgouverneurs, die nicht gelöste polnische Frage; sie mußte daher wenigstens einmal untersucht werden. Dabei stellte es sich heraus, daß die Lösung zwischen den leitenden Staatsmännern der beiden Kaisermächte noch nicht festgestellt war, so oft auch schon Verhandlungen darüber stattgefunden hatten. So war es der Chef des Generalstabes des Feldheeres, General d. Inf. v. Falkenhayn, der die Angelegenheit dadurch in Fluß brachte, daß er auf die Notwendigkeit des Mannschaftsersatzes aus Polen und zugleich auf die Vorbedingung jeglichen Erfolgs in dieser Frage hinwies, d. h. den Polen zu sagen, welchem politischen Schicksale ihr Land entgegenging. General v. Beseler hatte empfohlen, dem Lande die Selbständigkeit zu geben. General v. Falkenhayn war damit einverstanden. Auf Drängen dieses Generals und aus militärischen Gründen kam dann in den Wiener Abmachungen vom 11. und 12. 8. 16 eine Lösung zustande. Ihre Art entsprach den Wünschen des Generalstabschefs und des Generalgouverneurs von Warschau, vor allen Dingen aber den Grundabsichten des Reichskanzlers selbst. Die Verantwortung hatte dieser zu tragen. Inzwischen trat, am 29. 8. 16, der bekannte Wechsel in der Obersten Heeresleitung ein. Die neuen Männer drängten allmählich auf Veröffentlichung der längst beschlossenen Kundgebung; denn sie wollten aus militärischen Gründen ein autonomes Polen haben. Hätte der leitende Staatsmann etwa aus Ueberzeugung sagen müssen: „Wir dürfen kein autonomes Polen haben“ oder „Wir dürfen es jetzt noch nicht aussprechen“, so hätte er sich für eine solche Entwicklung einzusetzen gehabt. Da er es nicht getan hat, ist er der verantwortliche Schöpfer der polnischen Selbständigkeit. Die Oberste Heeresleitung hätte sich auch einer anderen Lösung fügen müssen und hätte sich auch wohl gefügt oder sie hätte die oberste Stelle im Reich, den Kaiser, um Entscheidung angerufen. Wäre diese gegen den Kanzler ausgefallen, so hätte allerdings nur ein Nachfolger zu einer Lösung kommen können. Zu alledem brauchte es aber gar nicht erst zu kommen, da im wesentlichsten Punkte Uebereinstimmung herrschte. Der Leiter der Politik führte in bezug auf den Inhalt der Proklamation seine eigene Absicht aus, bezgl. des Zeitpunktes der Veröffentlichung ließ er sich von der

Digitized by Google

Obersten Heeresleitung bestimmen und nahm ihre Lösung an. Es ist also kein Grund, ihm die Vaterschaft seiner politischen Tat rauben zu wollen. Denn eine solche war es zunächst ausschließlich und ebenso ausschließlich wandte die Oberste Heeresleitung ihre Aufmerksamkeit der militärischen Seite der Frage zu. Deshalb weigerte sich auch General Ludendorf ausdrücklich, Vertreter der politischen Mehrheitsparteien in Preußen zu der von ihnen gewünschten Auskunft zu empfangen und wies sie auf die hierzu berufenen Stellen, Reichskanzler und Kriegsminister, hin. Diese einwandfreie Haltung schien sich damals noch bewahren zu lassen. Daß aber führende Männer der maßgebenden politischen Parteien durch ihr Ersuchen um Auskunft bei der O. H. L., um danach ihr politisches Votum einzurichten, an dieser Haltung zu rütteln suchten, zeigt zwar, wo die stärkste Kraft vermutet wurde und wer das größte Zutrauen besaß; es zeigt aber nicht, daß die Oberste Heeresleitung politische Kreise gestört habe. Der deutsche Archimedes war in der Frage des Polenmanifestes jedenfalls von keinem Krieger bedroht.

Hiermit ist dargetan, daß Ludendorff sich in vollem Recht befindet, wenn er den Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg mit der Gründung des selbständigen Polens „belastet". Denn dieser ist der Vater des Gedankens sowohl wie auch sein Verwirklicher. Wie oft hat er in eifersüchtiger Wachsamkeit der O. H. L. gegenüber seine alleinige Verantwortung für die Leitung der Politik betont!*) Hier hatte er sie noch unbestritten. Daß Hindenburg und Ludendorff seine Ansicht im wesentlichen teilten, ist für dieBeurteilung ohne Belang. Daß sie ihn im Sinne von „Wenn schon — denn schon" drängten, seine eigenen Absichten zu verwirklichen und er selber dazu schritt, entlastet ihn nicht von der Verantwortung.

Indem wir uns dem Punkte 3 zuwenden, bemerken wir, daß es — nach den obigen Ausführungen — nichts mehr gibt, von dem sich Ludendorff „weiß zu brennen" hätte. Uebrigens hat der General sein „Drängen", wie es oben dargelegt wurde, niemals und nirgends geleugnet. Er rückt von der Gründung der polnischen Selbständigkeit in keiner anderen Weise ab, als wie es den Tatsachen entspricht und wie es hier auseinandergesetzt worden ist. In seinen „Kriegserinnerungen" schrieb er (S. 315): „Die O. H. L. mußte pflichtmäßig die Frage nach Bildung eines

*) U. a. sprach er am 10. 11. 16 in einem Schreiben an Hindenburg von der ihm von S. M. anvertrauten Führung der Politik, für die er allein die Verantwortung trage.

Digitized by Google

polnischen Heeres weiter verfolgen. Jedes Zögern wäre hier ein Fehler gewesen." Und weiter (S. 316): „Jeder nur mögliche Kräftezuschuß mußte angenommen werden. Die Kriegslage gebot, auf die Vorschläge des Generals v. Beseler (Armeebildung unter der Voraussetzung der Errichtung eines Königreichs Polen. D. Verf.) einzugehen. Die O. H. L. betrat den Weg, den sie für gangbar hielt."

Im Werke „Kriegf. u. Politik" schrieb General Ludendorff: „Die Lage forderte einen Entschluß, der in der weiteren Zukunft mit schweren Nachteilen verknüpft sein konnte, aber zunächst dazu beitragen sollte, die Unabhängigkeit des Volkes und die Unversehrtheit des Landes zu erhalten. Die Aufbesserung der durch jenen Entschluß entstandenen Nachteile nach erfolgreichem Friedensschluß war eine spätere Sorge. Wären wir dazu nicht in der Lage gewesen, wenn wir den Krieg mit Hilfe der polnischen Divisionen gewonnen hätten, ohne unseren Zusagen an Polen untreu zu werden?"

Wo liegt in diesen Worten ein Gegensatz zum tatsächlichen Hergang der Dinge? Von „Unwahrhaftigkeit" kann also gar keine Rede sein. Um zu einer solchen seine Zuflucht zu nehmen, stand der General zu hoch und er war zu klug, als daß er glauben konnte, dem Lichte der Wahrheit auf irgend eine Weise jemals entgehen zu können. Wohl aber ist nicht zu verkennen, daß Prof. Delbrücks gegenteilige Behauptungen vor dem leidenschaftslosen Beobachter der Tatsachen keinen Bestand haben können. Die Leidenschaft, der Haß hat seinen Blick getrübt und ihm das Bild des Mannes verzerrt, der zwar nicht unser „Götze", aber doch der markigste Mann ist, den der Weltkrieg uns hervorgebracht hat. Daß es keinen größeren gab, etwa einen solchen, der ohne Ausnahme alle hundert Köpfe der Hydra zertrat, die uns umzüngelte, liegt nicht an ihm. Aber alle, die kleiner sind als er, sollten sich dieser Maßverhältnisse bewußt bleiben. Ein Historiker, der, nach seinem Motto, „die wahre Religion zur Herrschaft gelangen" lassen will, dessen von Haß umnebeltes Auge aber die Wahrheit nicht mehr sehen kann, der hat sich von der Höhe, die er vor Zeiten erklomm, selbst wieder herabgestürzt.

Digitized by Google

XXII.

Kritische Beiträge zum Weltkriege.

Von
Oberst Klehmet.

Ueber Pioniere.

(Fortsetzung.)

2. Strategisches.

a) In der Abhandlung „Verdun" (im Januar-Heft 1921 der Monatshefte für Politik und Wehrmacht) habe ich unter der Voraussetzung, daß das V. A. K. nicht der 5. Armee entzogen wurde, mich gewissermaßen in Uebereinstimmung mit dem Armee-Befehl für den 28. August dafür ausgesprochen, daß das V. R. K. gegen die Nordfront von Verdun entwickelt wurde. Dieses Urteil gilt aber nicht für die Umstände, unter denen letzterer Armeebefehl diese Anordnung getroffen hat. Denn nach diesem Befehl sollte keineswegs das XVI. A. K. erst in zweiter Linie über die Maas nachfolgen, sondern den Uebergang auf dem linken Flügel der Armee gleichzeitig mit den Korps ausführen, die der Maas soviel näher standen. So, wie die Verhältnisse durch den Ausgang der Schlacht von Longwy und die befohlene Abgabe des V. A. K. sich tatsächlich gestaltet hatten, war eine andere Disposition über die beiden Korps besser.

Der Gedanke, mit drei Korps dem Feind an und über die Maas zu folgen, und zwar so schnell als möglich, mußte vorherrschend bleiben. Er hätte die Verwendung des XVI. A. K. an der Maas ausschließen und ihm den Auftrag zuweisen müssen, die Armee gegen die Nordfront von Verdun in der linken Flanke zu schützen. Es wäre kein angenehmer Auftrag gewesen, aber ausführbar war er, indem beide Divisionen des Korps auf die linken Flügelpunkte ihrer beabsichtigten Front, le Haute Fourneau (oder Azannes) bezw. Moirey, in Marsch zu setzen und dann rechts aufmarschierend zu entwickeln waren. Das waren angesichts der Wahrscheinlichkeit des Zusammentreffens mit dem Feind durchaus keine einfachen Bewegungen. Sie brauchten aber nicht übereilt werden, weil sie nur mit dem Vormarsch des Nachbarkorps, V. R. K., einigermaßen Schritt zu halten hatten, nicht vor ihm ausgeführt sein brauchten.

Der Vormarsch der anderen 3 Korps hätte dann folgendermaßen geregelt werden können: XIII. A. K. mit einer Division

Digitized by Google

(26.) Rupt—Juvigny—Sassey, mit der anderen (27.) Delut—Jametz—Dun; VI. R. K. St. Laurent—Dombras—Dimbley—Vittarville—Ecurey—Vilosnes; V. R. K. Pillon—Mangiennes—Merles—Damvillers—Sivry; Vorziehen des Brückentrains XVI. A. K. nach Dombras und Zuteilung je einer Halbkolonne desselben an das VI. und V. R. K. Bis zur Maas war es für alle Marschspitzen der 3 Korps nur 1 Tagemarsch. Gefechtsberührung mit feindlichen Nachhuten war sehr wahrscheinlich, ebenso also auch die Möglichkeit, einen oder mehrere der fraglichen Uebergangspunkte in scharfem Nachdrängen dem Feinde vor ihrer Zerstörung am 26. oder 27. August zu entreißen.

Bei solchen — man möchte sagen: natürlichen — Anordnungen würde also das XVI. A. K. überhaupt nicht vor seine Aufgabe an der Maas gestellt worden sein, wären dem Pion. Batl. Nr. 16 für den ganzen vierjährigen Krieg Pontonieraufgaben entgangen.

b) Voraussetzung für alle diese Anordnungen war, daß sie zeitig genug gegeben werden konnten, hingen also z. T. vom Zeitpunkt des Befehls der O. H. L. zur Abgabe des V. A. K. ab. Da dieser Befehl am 25. August erlassen worden ist, müßte diese Voraussetzung zutreffen, denn rastlose Tätigkeit, auch in der Entschlußfassung und Befehlsbearbeitung, war in einem Zeitpunkt, der nur von dem Vernichtungswillen gegen den geschlagenen Feind beherrscht werden durfte, unbedingt erforderlich. Keinesfalls durften alle diese Anordnungen aufgehalten werden durch die bedauerlicherweise befohlene Bewegung des V. A. K. nach Diedenhofen. Dieses Korps hatte Rücksicht zu nehmen auf die notwendigen Bewegungen der anderen Korps der Armee, nicht umgekehrt, konnte auch fast alle Reibungen dadurch vermeiden, daß es zu allererst eine kurze Rückwärtsbewegung auf seinen eigenen rückwärtigen Verbindungsstraßen machte.

c) Die Absicht des A. O. K. 5, das V. R. K. zum Schutze der Marschbewegungen der anderen Korps vor der Front des XVI. A. K. vorbei gegen die Nordfront von Verdun zu schicken, verhinderte unbedingt die Möglichkeit, daß letzteres Armeekorps so schnell wie die beiden rechten Flügelkorps an die Maas kommen konnte. Es war also zu entscheiden, ob die Gleichzeitigkeit des Erscheinens aller drei hierzu verfügbaren Korps an der Maas ebenso wichtig war, wie die Dringlichkeit, den geschlagenen Feind zu verfolgen. Das letztere war wahl wichtiger. Da das V. R. K. mit seiner rechten Flügel-Division naturgemäß auch in diesem Falle — wie unter a) — die Marschrichtung zunächst auf Dam-

Digitized by Google

villers nahm, so war die Verfolgung der Franzosen auf breiter Front lückenlos gewährleistet.

Das XVI. A. K. konnte allerdings bei so schneller Verfolgung seitens der drei anderen Korps vermutlich frühestens 24 Stunden später neben dem VI. R. K. an der Maas erscheinen. Das wäre nicht unbedenklich gewesen, wenn letzteres Korps dem verfolgten Feind die unbeschädigten Brücken von Vilosnes entriß und, vereinzelt, über die Maas nachdrängte; aber einem geschlagenen Feind gegenüber kann man sich ein Wagnis erlauben. Unbedenklich war das spätere Eintreffen des XVI. A. K., wenn die Franzosen trotz der scharfen Verfolgung die Brücken so zerstören konnten, wie es tatsächlich geschehen ist. Dann war die gleiche Lage, wie sie am 29. August wirklich war, nur schon wahrscheinlich am 27. August vorhanden. Es bedarf keiner näheren Ausführung, wieviel aussichtsreicher dann aber der der 33. J. D. gegebene Auftrag gewesen wäre, wieviel weniger lähmend auf die zu fassenden Entschlüsse der zur Vorsicht mahnende Gedanke gewirkt haben würde, daß man sich einer wohl vorbereiteten Flußverteidigung gegenüber befände.

d) Ein Blick auf die Karte nötigt zu der Erkenntnis, wie notwendig ein gleichzeitiges, übereinstimmendes Handeln des VI. R. K. und XVI. A. K. war, mochte das nun der 29./30. August der Wirklichkeit, oder der 27./28. August dieser Betrachtung sein. Schritt das VI. R. K. in der gleichen Nacht, in der die 33. J. D. bei Sivry vorging, entschlossen zum Uebergang an derselben Stelle, wo er am 1. September dem XVI. A. K. glückte, so würde einem der beiden Korps oder beiden vermutlich auch einer geschickteren Flußverteidigung gegenüber, als der französischen, der Uebergang sicher schon in der ersten Nacht gelungen sein. Diese Uebereinstimmung beider Korps zu einer mit pioniertechnischen Fragen so eng verknüpften Unternehmung zu erzielen, wäre eine dankbare Aufgabe des Generals der Pioniere beim A. O. K. 5 gewesen, der, nötigenfalls mit besonderen Vollmachten ausgestattet, zu dem zuerst an der Maas eintreffenden VI. R. K. zu entsenden gewesen wäre, um schon die notwendigen Erkundungen für beide Korps zu betreiben. Sein persönliches Auftreten würde eine so verspätete Befehlserteilung, die das Mißlingen bei der 33. J. D. am 30. August stark mitverschuldet hat, unbedingt zu verhindern verpflichtet gewesen sein.

e) Daß das A. O. K. 5 das XVI. A. K. nicht an Stelle des V. R. K. vor Verdun festlegen, sondern im freien Felde verwenden wollte, muß wohl mit der großen Ungleichwertigkeit der Ref.-

Digitized by Google

Korps den Armeekorps gegenüber erklärt werden. Vom nicht so gut eingespielten Generalstab angefangen, über die erheblich schwächere Artillerie bis zu den fehlenden Brückentrains herab wiesen die Ref. Korps derartige Schwächen auf, daß es wohl berechtigt ist, daran zu zweifeln, ob ihre allgemeine grundsätzliche Bildung ein glücklicher Gedanke war. Blieb sie auf besondere Umstände, wie z. B. beim IX. R. K. beschränkt, so wäre es im übrigen doch vielleicht besser gewesen, grundsätzlich je 1 Ref. Div. jedem A. K. als dritte Div. anzugliedern, und die zur Aufstellung von weiteren Divisionen verwendeten und verfügbaren Formationen aufzuteilen in dritten Regimentern von Infanterie-Brigaden oder dritten Brigaden von Inf. Div. und dergl. Auch an Pionier-Formationen würden dadurch die Armeekorps so viel stärker geworden sein, daß z. B. während der Verfolgungskämpfe des XVI.-A. K. in den ersten Septembertagen, als seine drei Pion.-Kompagnien an der Maas gefesselt waren, ein solcher Mangel sich nicht fühlbar gemacht haben würde.

3. Technisch-Organisatorisches.

a) Das Uebergangs-Unternehmen der 33. J. D. am 30. August würde trotz der Reibungen, die es verhindert haben, vermutlich nicht abgebrochen worden sein, wenn ein Brückentrain der Zukunft zur Verfügung gestanden hätte, nämlich ein Br. Tr. mit Kraftfahrzeugen. Denn solche Fahrzeuge würden sich die Straße bei Sion-Fontaine sehr bald freigemacht haben, wenn sie dieselbe bei ihrer schnelleren Marschbereitschaft überhaupt bereits verstopft gefunden hätten; sie hätten auch bei ihrer geringeren Verletzlichkeit im Vergleich zu sechsspännigen Fahrzeugen trotz der Gefahr der Scheinwerfer-Beleuchtung die Fahrt auf der Straße nach Sivry hinein wagen können.

Der ausschlaggebende Grund für eine solche Brückenwagen-Konstruktion liegt natürlich anderswo. Ein Korpsbrückentrain von 1914 war eine Formation von etwa 140 Fahrmannschaften und 240 Pferden bei beinahe 40 Fahrzeugen, von denen nur 28 Brückenmaterial geladen hatten. Alles das lag während des Stellungskrieges brach, soweit es nicht im Wirtschaftsdienst der Etappe verwendbar war, verbrauchte aber Verpflegung, Futter, Arzneimittel usw., wie bei richtiger Kriegsverwendung. Ein gleich leistungsfähiger Brückentrain mit Kraftwagen-Konstruktionen würde nur etwa 40 Fahrmannschaften und kein Pferd brauchen, auch nur höchstens 35 Fahrzeuge nötig haben, dagegen aber eine vielfach höhere Marschfähigkeit besitzen, die es sehr viel leichter

Digitized by Google

machen würde, über seine Bewegungen hinter der Front und seine Heranziehung zu einem Flußübergang zu verfügen.

Wird der einzelne Wagen ferner noch so durchkonstruiert, daß — vielleicht — ein zweiachsiger Vorderwagen von dem einachsigen Hinterwagen nebst dem Brückenmaterial getrennt werden kann, um ihn als kleinen Lastwagen für sich verwenden zu können, so besäße man an Stelle des Brückentrains während eines Kriegsstillstandes eine für andere Zwecke verwendbare Lastkraftwagen-Kolonne. Selbstverständlich würde die stets große Marschgeschwindigkeit einer Kraftwagen-Kolonne erfordern, daß außer dem Fahrer die Pioniermannschaft des Trains Sitzgelegenheit auf dem Vorderwagen hat.

b) Ohne weiteres entsteht die Frage, ob die Div. Br. Trs. in gleicher Weise umzugestalten sind. Ich stehe auf Grund meiner Beobachtungen, die sich nicht nur auf die Ereignisse an der Maas stützen, auf dem Standpunkt, daß die Div. Br. Trs. von 1914 überhaupt entbehrlich sind. Das Gewicht und die Schwerfälligkeit ihrer Fahrzeuge war viel zu groß, als daß dieses Brückenmaterial zu Gefechtsbrücken behufs Ueberwindung kleiner Bachhindernisse und dergl. auf dem Gefechtsfeld schnell verwendbar gewesen wäre. Damit, daß man die Fahrzeuge vierspännig machte, wurde die Belastung des einzelnen Pferdes noch nicht gering genug; die kaum schwerer beladenen Kav. Brückenwagen hatte man sehr vernünftigerweise sechsspännig gemacht. Andererseits kann die Division unbedenklich für Marschkolonnenbrücken auf Teile eines Korpsbrückentrains angewiesen werden, wenn dieser durch Kraftwagenbetrieb so schnell beweglich wird. Gewiß hat sich das Brückenmaterial der Div. Br. Trs. durchaus als gleichwertig mit dem der Korpstrain verwenden lassen und in dieser Hinsicht bewährt, aber das spricht nicht für die Beibehaltung dieser Trains. Ersetzte man die Bezeichnung „Halbkolonne" beim Korps-Brückentrain durch „Teilkolonne", und fügte man eine gleichartige „III. Teilkolonne" dem Korps-Brückentrain zu, so besäße man bei einem A. K. das gleich leistungsfähige Brückenmaterial wie 1914.

Was der Inf. Div. nach wie vor fehlend bliebe, ist ein Gefechts- oder „Schnell"-Brückenmaterial. Das kann bei der Breite der Gefechtsfront einer Division nicht an einer Stelle, in einer Formation vereinigt bleiben, sondern muß bei jedem Truppenverband so vorhanden sein, daß es leicht greifbar ist. Einheitliche Konstruktion würde auch die gelegentliche Zusammenziehung zu einer größeren Brückenbau-Verwendung ermöglichen müssen. Solchen Erwägungen entsprach bereits die Ausstattung eines jeden

Digitized by Google

Kav. Regts. mit zwei Kavallerie-Brückenwagen. Vielleicht entspricht ein gleiches oder ähnliches Material den Zwecken einer Inf. Div., wobei nur daran zu denken ist, daß die Schlachtfelder von heute auch andere, als Bachhindernisse kennen, für deren Ueberwindung oder Beseitigung das nötige Gerät jederzeit greifbar, also praktischerweise auf solchen, der Gefechtsbagage zugehörigen „Gefechts-Brückenwagen" verladen sein muß.

c) Noch während des Krieges haben die Erfahrungen zustande gebracht, worum die Pioniere im Frieden vergeblich gekämpft hatten; darin war ja hauptsächlich die traditionelle Mißachtung der Waffe zum Ausdruck gekommen: jede Inf. Div. erhielt endlich ihr Pion. Batl. Bunt genug zusammengeworfen waren zwar die Kompagnien zu diesen Bataillonen, der Fluch der bösen Tat, wie man über die Pioniere geringschätzig gedacht und ihre Verbände bei Kriegsausbruch und dann weiter unter dem Zwang der Ereignisse im Kriege in Fetzen zerrissen hatte, aber die Bataillone als solche sind doch damit endgültig als notwendiger Bestandteil einer Division anerkannt. Vermutlich würde man sich auf die Dauer auch der Erkenntnis nicht verschlossen haben, daß diese Bataillone, wie jedes Inf. Batl., berechtigterweise 4 Kompagnien haben müsse, weil sie ja schließlich ebenso, wie es die einzelnen Div. Pion. Komp. erwiesen hatten, eine schätzenswerte Vermehrung infanteristischer Gefechtskraft darstellen.

Letztere Verwendbarkeit der Pioniere im Divisions-Verband, ihre ihnen selbstverständlich verbleibende Eigenschaft als Mädchen für alles im Frieden und Kriege, ihre Sonderaufgaben des Stellungskrieges u. dergl., worüber weitere Besprechung folgt, alles das wird in Verbindung mit der nur einjährigen aktiven Dienstzeit eine gewisse Beschränkung des Ausbildungsgebiets der Pioniere zeitigen. Einsichtige Pionier-Offiziere haben schon längst die Ansicht vertreten, daß die Gründlichkeit und der Zeitverbrauch bei der Ausbildung der Pioniere im Pontonierdienst im Mißverhältnis stehe zu der Häufigkeit des Vorkommens solcher Brückenbau-Aufgaben im Kriege. Tatsächlich werden nur wenige Pionier-Formationen eine reichere Verwendung in dieser Hinsicht im vierjährigen Kriege gehabt haben, wie die 3 Kompagnien des I. Pion. Batls. 16, und auch deren Pontonbrückenbau-Tätigkeit war doch recht gering, schon am 4. bezw. 10. September 1914 endgültig beendet.

Da aber eine richtige Ausnutzung des so vortrefflich durchdachten Kriegsbrückengeräts nur durch eine gründliche Ausbildung an ihm denkbar ist, so wird gar nichts übrig bleiben, als eine Teilung des früheren Ausbildungs-Gebietes der Pioniere unter

Digitized by Google

Zuweisung des Pontonierens an Sonder-Formationen, oder an besondere Gruppen der Pionier-Kompagnien, die dann für den Kriegsfall zu Sonderformationen bestimmt und zusammengestellt werden. Letzteres wird wohl vorzuziehen sein, d. h. man wird erst bei der Mobilmachung außerhalb der Pionier-Bataillone Pontonier-Kompagnien zu formieren haben, die mit den Kraftwagen-Brückentrains zusammengehören. Die weitere Gliederung wird sein müssen, daß auf den Kraftfahr-Brückenwagen je einer Teilkolonne eines Trains 1 Zug einer Pontonier-Kompagnie Fahrgelegenheit hat.

d) Die Beweglichkeit und Trennbarkeit dieser Kraftfahr-Brückentrain-Formationen läßt die Notwendigkeit verneinen, daß auf je 1 A. K. 1 solcher Train kommen müsse. Nicht die Gliederung der Armee, sondern der Kriegsschauplatz ist für die Zuteilung dieser Formationen in erster Linie maßgeblich; an Stelle der Bezeichnung „Korps-Brückentrain" würde also besser passen: „Armee-Brückentrain Nr. x". Denkt man sich ferner jede Teilkolonne eines solchen Trains so groß, um mit seinem Material mindestens e i n e tragfähigste Kolonnenbrücke über ein Gewässer, wie die Maas, herstellen zu können, so würde z. B. die 5. Armee für ihren Kriegsschauplatz von 1914 mit einem Armee-Brückentrain zu 4 oder 5 Teilkolonnen (nebst einer Pontonier-Kompagnie zu ebensoviel Zügen) sehr reichlich ausgestattet gewesen sein. Dagegen würde eine Armee, die mit der Möglichkeit von Brückenschlägen über einen breiteren Strom zu rechnen hat, beispielsweise dem Oberrhein bei Straßburg mit 250 Meter Flußbreite, so viele Brückentrains zu 4 Teilkolonnen haben müssen, als Brückenschläge von solcher Länge in Frage kämen.

Selbstverständlich reichen die bei dem Train oder den Teilkolonnen desselben befindlichen Pontoniere nicht aus. Brückenschläge aus dem Kriegsbrückengerät erfordern einen großen Mannschaftsbestand, wenn das Ergebnis eine schnelle, sachgemäße Fertigstellung der Brücke sein soll. In jedem Falle reichen aber die Pontoniere aus, um die sogenannten „Spitzentrupps" und den sogenannten „Depottrupp" zu stellen, von deren gutem Arbeiten die Schnelligkeit eines Pontonbrückenbaues vorwiegend abhängt. Alle übrigen Trupps haben die Pioniere der Division oder des Armeekorps zu stellen, die selbstverständlich außer den Pontonieren für den Flußübergang zur Stelle sein müssen, ihn vorzubereiten haben. Der oder ein Pion. Batls. Kdr. wird selbstverständlich das Kommando haben.

Aus diesen Betrachtungen ergibt sich, in welcher Weise bei

Digitized by Google

den Pionier-Bataillonen der Zukunft die Ausbildung im Brückenbau wird gehandhabt werden müssen, wie — befreit von aller nachteiligen Tradition — die Kriegsbrückenformationen zusammenzusetzen und zu gliedern sind.

III. Wesensverkennungen.

Schon lange vor dem Ende des Krieges war der Nimbus verschwunden, den der Anfang desselben mit dem Namen der deutschen Pioniere verknüpft hatte. Diese Tatsache beruht z. T. auf Wandlungen, mit denen man nur einverstanden sein kann: die Armee, vor allem die Infanterie, hatte in vielen Dingen im Kriege gelernt, was sie im Frieden versäumt hatte, und brauchte daher nicht mehr so nach der Hilfe der für die Erfordernisse des wider Erwarten gearteten Krieges besser vorbereiteten Hilfswaffe zu schreien, wie so bald nach Kriegsbeginn. Teilweise aber ist die Verdrängung des Pioniers von der stolzen Höhe, auf die ihn die Kriegsereignisse von 1914 gehoben hatten, auf die Friedensversündigungen an dieser Waffe und auf die hiermit mehr oder weniger zusammenhängenden Wesensverkennungen ihres Daseinszwecks zurückzuführen.

Die Friedensversündigungen kommen in der ganz unzulänglichen Zahl der Pionier-Formationen am besten zum Ausdruck. Das Urteil des Feldmarschalls Graf Waldersee vom Februar 1901 in China, alle Erfahrungen anderer Armeen und fremder Kriege, haben nicht vermocht, die deutsche Heeresleitung zu einem wohlwollenden Standpunkt gegenüber den Bestrebungen zu veranlassen, die aus der Pionierwaffe selbst heraus nach einer wesentlichen Organisations-Verbesserung und Vermehrung drängten. Auch von der für die Pioniere vorgesehene Verstärkung der letzten großen Heeresvorlage gilt das; sie war bei der etappenartigen Inkraftsetzung dieser Heeresverstärkung auf einen Zeitpunkt festgesetzt, der von dem Kriegsausbruch überholt worden ist, und es rückten daher z. B. sogenannte Pionier-Regimenter zu 2 Bataillonen mit je 2 ganzen Kompagnien ins Feld! Man stand an maßgeblicher Stelle wohl auf dem Standpunkt, daß Kriegserscheinungen, wie in der Mandschurei und bei Port Arthur, für die Kriegführung unserer Armee ein Ding der Unmöglichkeit sei, daß die Art unseres Bewegungskrieges, die alles zerschmetternde Wirkung unserer schweren Artillerie im Festungskrieg, für die Pioniere nur ein ganz verschwindend geringes Betätigungsgebiet übrig lassen werde. Man hat dabei auch wohl nicht bedacht, weil man eben der Wesensart der Pioniere zu fremd gegenüber stand,

Digitized by Google

daß man schließlich in ihnen eine vorzügliche Infanterie hätte, wenn es für sie keine pionier-technische Verwendung gab. „Pionier sein, heißt: angreifen!" hat ein hervorragender Kenner der Waffe schon vor langen Jahren, für die Heeresleitung ungehört, ausgesprochen, und die Wittenburg, Kleist, Mudra und andere haben in dieser Richtung umsonst gearbeitet, als sie ihre Pioniere zu einer Elite-Infanterie erzogen.

Kein Wunder ist es also, daß diese der Heeresleitung vor 1914 so geläufige Wesensverkennung in der Armee festgewurzelt blieb, trotzdem die Pioniere als angreifende Infanterie auf den Schlachtfeldern des August und September 1914 — um nur Beispiele aus meinem näheren Gesichtskreis zu nennen: bei Fillières, Montfaucon und in den Argonnen — sich glänzend bewährt hatten. Man überließ ihnen zwar ein Spezialgebiet — übrigens dieses teilweise oder stellenweise auch m e h r, als taktisch richtig war —, nämlich den Minenkrieg mit seinen Defensiv- und Offensiv-Erscheinungen, nachdem man hier und da ihre sonstigen Angriffs-Erdarbeiten ihnen abgelernt hatte, aber im übrigen wußte man im Stellungskrieg bald nichts rechtes mehr mit ihnen ihrer Wesensart wirklich entsprechendes anzufangen. Immerhin haben es die Pioniere auch weiterhin verstanden, sich so nützlich zu machen, daß nirgends und niemals der Wunsch nach mehr Pionieren verstummt ist. Wie wenig befriedigend aber die Zustände für diejenigen waren, denen das Wohl und Gedeihen der Waffengattung am Herzen lag, bedarf einiger besonderer Ausführungen.

(Schluß folgt.)

Gesellschaft für Heereskunde

Anschrift des Schriftführers: Major a. D. M ö l l m a n n, Berlin W. 15, Pfalzburger Straße 10, Postscheckkonto Berlin NW. 7, 113 600.

Vereinslokal: „B e r l i n e r K i n d l", Charlottenburg, Kurfürstendamm 225/226, Ecke Augsburger Straße.

I. Bericht über die Sitzung am 20. April 1922.

In seinem Vortrage „B e k l e i d u n g u n d B e w a f f n u n g d e r ö s t e r r e i c h i s c h e n R e i t e r e i s e i t d e m J a h r e 1 6 1 8" ging K. K. Rittmeister a. D. F r e i h e r r v o n B a u m g a r t n e r von den am 28. Mai 1498 durch Kaiser

Digitized by Google

Maximilian I. errichteten „Kurissern" aus, die als die erste reguläre österreichische Reitertruppe anzusehen sind. Im Laufe des 16. Jahrhunderts wurden an leichter, mittlerer und schwerer Reiterei, sogenannte „Haufen" aufgestellt und unter einen „Obristen" zu einem geschlossenen Ganzen vereinigt, das seit Beginn des 30jährigen Krieges „Regiment" genannt wurde und gleichzeitig einen mehr oder minder dauerhaften Bestand erhielt. Man unterschied Küraſſier-, Arkebusier-, Dragoner- und Kroatenregimenter, jedes mit einem Sollstand von meist 1000 Mann, eingeteilt in 10 Kompagnien. Mit dem Ende des 30jährigen Krieges verschwanden die Arkebusiere und noch in demselben Jahrhundert auch die Kroatenregimenter, dagegen wurden 1688 die beiden ersten regulären Husarenregimenter gegründet. Dazu kamen im Jahre 1759 die Chevaulegers und unter Kaiser Joseph II. die Ulanen. Von diesen Reitergattungen bestanden die Dragoner, Husaren und Ulanen bis zuletzt. Dagegen wurden die Chevaulegers 1854 in Ulanen und die Küraſſiere 1867 in Dragoner umgewandelt.

Seit dem Jahre 1891 zählte die österreichisch-ungarische Reiterei 15 Dragoner-, 16 Husaren- und 11 Ulanenregimenter Dazu kamen bei der Errichtung der aktiven Landwehr in Oesterreich bezw. der Honved in Ungarn noch 6 K. K. (öster.) Landwehr-Ulanenregimenter und 5 berittene Landes-Schützen-Eskadrons sowie 10 Honved Husarenregimenter, so daß die Kavallerie zuletzt aus 58 Regimentern und 5 selbständigen Eskadrons bestand. Bemerkenswert war, daß im Jahre 1884 auch die Ulanen, welche bis dahin als einzige Reitergattung die Lanze geführt hatten, diese ablegten, so daß die Bewaffnung der österreichisch-ungarischen Reiterei einheitlich nur aus Säbel und Karabiner bezw. Pistole bestand.

Bei Ausbruch des Weltkrieges war bei der Reiterei allein die feldgraue Uniform noch nicht eingeführt. Die Regimenter rückten daher in „bunter Uniform" (in roten Hosen mit umgehängtem Pelz und aufgeschnalltem braunen Mantel) ins Feld.

Im Laufe des Krieges wurde die gesamte Reiterei, inzwischen feldgrau gekleidet, mit wenigen Ausnahmen in Infanterieregimenter zu 2 Bataillonen, zu je vier Kompagnien umgewandelt; von der Reiterei blieb außer dem Namen des Regiments nur die schmale gelbe Kavalleriespange auf der linken Achsel übrig.

Neue Regimenter wurden während des Weltkrieges nicht auf-

Digitized by Google

gestellt. Die heutige Wehrmacht Oesterreichs ist an Reiterei besonders schwach, jede der 6 Brigaden hat nur eine Schwadron.

I. Einladung:

Die nächste Sitzung findet am Donnerstag, dem 18. Mai 1922, 7½ Uhr, mit folgender Tagesordnung statt.

1. Aufnahme neuer Mitglieder.
2. Vortrag des Schriftführers: „Der Feldzug in Rumänien in den Jahren 1916/1918."
3. Verschiedenes.

II. Mitteilungen.

Das nächste zwanglose Beisammensein findet am Dienstag, dem 6. Juni 1922; die Juni-Sitzung am Donnerstag, dem 15. Juni 1922, 7½ Uhr abends, statt. Vortrag des Vorsitzenden: Bekleidung und Ausrüstung der preußischen Artillerie unter Friedrich dem Großen. M.

———

Literatur.

I. Bücher.

Ludendorffs Selbstporträt von **Hans Delbrück** (Verlag von Politik und Wirtschaft, Berlin 1922) und **Hans Delbrück ein Porträtmaler?** von **Wolfgang Foerster** (E. S. Mittler u. Sohn).

Diese beiden Schriften gehören zusammen des wissenschaftlichen Gegensatzes wegen: dort der als „Professor" mit wissenschaftlichem Nimbus umgebene reine Pamphletist und — Geschichtsklitterer, wenn nichts Schlimmeres, hier der akademisch nicht „graduierte" Soldat, der jenem an wissenschaftlichem Ernste, selbst an wissenschaftlicher Methode ein Vielfaches überlegen ist! Ich kann schon aus literarischen Reinlichkeitsgründen das Lesen der Delbrückschen Schrift nicht empfehlen, von nationalem Widerwillen abgesehen, angesichts des eben leider nur in Deutschland möglichen Versuches, einen unserer verdienstvollsten und erfolgreichsten deutschen Männer zu verunglimpfen. Zur Freude des Auslandes, aber nicht des verständigen Auslandes. Zur Freude gewisser deutscher Kreise, die ich aber auch nicht zu den anständigen rechne ihrer undeutschen Gesinnung wegen.

Herr Foerster überhebt mich insofern der abstrafenden kritischen Tätigkeit Herrn Delbrück gegenüber auf dem militärischen Gebiete, weil diese Abstrafung eine wohlgelungene, sachverständige ist, die den Leser ordentlich wohltuend berühren wird. Die „militärische Offensive" Delbrücks gegen Ludendorff ist mißlungen. Sie war von vornherein hoffnungslos und ist an ihrer eigenen Unmöglichkeit gescheitert." (Zitat Delbrücks.) Der Ermattungsstratege wurde in der Unklarheit des Denkens, die wir an ihm erkannt haben,

Digitized by Google

sich selbst untreu und erstrebte die Vernichtung seines Gegners. „Er hat sich selbst vernichtet."

Was nun den Historiker Delbrück angeht, so hat dieser nach meiner Ansicht sich nicht nur als solcher ebenfalls selbst vernichtet — denn wer so ungründlich, unzuverlässig, parteiisch, widerspruchsvoll und selbst mit „Kniffen" geschichtliche Arbeit leistet, ist eben kein Historiker, sondern nur ein Stümper — aber auch als Politiker. Herr Foerster hat sich mit dem Deliquenten Delbrück nach dieser Richtung hin nicht beschäftigt. Ich kann es hier auch nur ganz oberflächlich tun und weise auf Folgendes hin. Herr Delbrück ist — wie leicht nachzuweisen — ein politischer Verwandlungskünstler. Er war in den ersten Kriegsjahren leidenschaftlicher Annexionist, um dann später in das pazifistisch-defaitistische Lager abzuschwenken. An welchen von diesen beiden Politikern soll man sich also halten, was politische Glaubensbekenntnisse angeht?

Herr v. Bethmann ist in den Augen Delbrücks „ein abgeklärter, gebildeter, auf Wahrheit gerichteter Geist mit klugem Verstand und noblem Charakter". Das mag meinetwegen auf den Mensch und Bürokrat v. Bethmann zutreffen. Das ist aber politisch vollkommen gleichgültig. Das deutsche Volk interessiert nur der Staatsmann v. Bethmann und ein solcher war er in keiner Weise. Ihm fehlten politische Instinkte, ihm fehlte die „Mentalität" das Wesen des Krieges und die Mentalität, die Feinde richtig einzuschätzen, ihm fehlte eigene Gedankenstärke, denn er ließ sich von den Gedanken der Demokraten (das „Berliner Tageblatt" war nach einwandfreiem Zeugnis sein Leibblatt) die Ziele weisen. Ihm fehlte Entschlossenheit und Zielbewußtsein in der Führung der äußeren Politik, denn er ließ sich von Wien leiten und war in der fixen Idee eines friedenswilligen Englands befangen. Es fehlte ihm die Leidenschaft der Seele, wie sie v. Stein, Bismark, besessen und wie sie die feindlichen Staatsmänner besaßen, um ihre Völker mit nationalem Schwung zu erfüllen. Seine Reden waren rethorische Leistungen, aber ohne staatsmännische Tiefe. Alles das ist schon lange nachgewiesen worden, auch in den „Monatsheften" von Frhr. v. Liebig, außerdem in seinen den Staatsmann v. Bethmann geradezu vernichtenden Schriften „Das B-System" und „der Betrug am deutschen Volke". Aber Ludendorff gehört schließlich auch zu den Gegnern v. Bethmanns, die seine Beseitigung verlangten, und das genügt Delbrück, um ihn politisch als einen großen Mann und Ludendorff als einen politischen Stümper hinzustellen, während die Sache doch umgekehrt lag. Allein schon die geradezu verbrecherischen Worte Bethmanns von dem „Unrecht, das Deutschland an Belgien begangen habe" sind der schlagendste Beweis für die vollkommene politische Unfähigkeit dieses Mannes! In jedem anderen Lande wäre er fortan unmöglich gewesen — in Deutschland konnte er noch drei Jahre hindurch seine lendenlahme, den Siegeswillen schädigende Tätigkeit fortsetzen! Leider hat das die O. H. L. zu spät erkannt, General Ludendorff nicht ausgeschlossen, den auch ich schon im Jahre 1916 auf die Gefahren des unheilvollen Systems Bethmanns in bezug auf den Siegeswillen der Nation aufmerksam gemacht hatte!

Daß Delbrück nach dem was inzwischen über den Vernichtungswillen der Entente zuverlässig bekannt geworden ist, immer noch von der Möglichkeit eines „Verständigungsfriedens" spricht, die Ludendorff angeblich geschädigt haben soll, ist eine politische Blöße, die dadurch auch nicht verhüllt wird, daß bis auf den heutigen Tag die Novemberlinge samt Vorfahren und

Digitized by Google

Nachfahren jenen Schwindel vom Verständigungsfrieden aufwärmen. Es sind eben politische Artgenossen von Bethmann—Delbrück! Einen Ausschnitt von der politischen Unzuverlässigkeit des „Historikers" Delbrück bringt ja auch der Aufsatz des Herrn Major Obkircher „Die Wahrheit muß herfür" in diesem Heft. Keim.

Feldherrngröße. Vom Denken und Handeln hervorragender Heerführer von Frhr. v. Freytag-Loringhoven. General d. Inf. a. D. Dr. h. c. der Universität Berlin. Mit 19 Skizzen im Text und einer Kartenbeilage. Berlin 1922. E. S. Mittler u. Sohn. Preis 32 M., geb. 40 M.

Unter den verschiedenen kriegsgeschichtlichen Studien des Generals v. Freytag wird gerade dieses Buch einen hervorragenden Platz einnehmen, denn es führt dem Leser die Persönlichkeit der großen Feldherrn vor, natürlich nicht in der Tätigkeit des alltaglichen Lebens, sondern in ihrem Wirken als bestimmende Faktoren in der Weltgeschichte. Die ersten Größen der Feldherrnkunst von Alexander dem Großen bis Moltke werden mit kurzen Seitenblicken auf die sie begleitenden Sterne zweiter Größe in den Kreis der Betrachtung gezogen, um sich zum Schluß den deutschen Führern im Weltkriege zuzuwenden. Ueber diesen heißt es im Vorwort: Es darf „im deutschen Volke auch die Erinnerung an das im Weltkriege von ihm unter der Leitung hochstehender Heerführer und gleichmäßig denkender, tatkräftig handelnder Unterführer Vollbrachte nicht schwinden. In solchem Sinne bemühen sich die Schilderungen über den Kreis militärischer Fachmänner hinaus das Verständnis für wahrhaft große kriegerische Gestalten zu wecken und zu erhalten." Aus dem Weltkriege sind Hindenburg-Ludendorff im Osten 1914, Conrad v. Hötzendorff 1914, Falkenhayns Entschluß für Gorlice-Tarnow 1915 eingehender gewürdigt. — Zur Leitung der gestellten Aufgabe bedurfte es der souveränen Beherrschung des gesamten kriegsgeschichtlichen Stoffes, wie es gerade diesem Verfasser eigen ist, für die Würdigung der Persönlichkeiten der Führer auf Seiten der Zentralmächte der ruhigen Sachlichkeit, die den General v. Freytag in allen seinen Schriften auszeichnet. Besonders gelungen erscheint der Unterabschnitt, in dem die glänzende Offensive Falkenhayns in Siebenbürgen zur Darstellung kommt. — Von den französischen Feldherrn im Weltkriege war nicht viel Rühmenswertes zu berichten, schon deshalb nicht, weil ihnen einschließlich Foch keine Gelegenheit zur Entfaltung von Feldherrngröße gegeben worden ist. — Im Ganzen ein Buch des ernsten Studiums wert. — General v. Zwehl.

„Im Felde unbesiegt." Herausgegeben von General der Infanterie **v. Dickhut-Harrach.** Preis geheftet 24 M, gebd. 30 M. Verlag Lehmann, München.

Das schön ausgestattete Buch bildet den 2. Band eines auf 12 Bände vorgesehenen Werkes, das eine hochbedeutsame patriotische Tat bedeutet. Trotz unserer Siege, trotz der blutigen Opfer, die die meisten Familien gebracht haben, trotz der zahlreichen Beweise hingebenden Heldentums, das mit seinem Glanz Aeonen durchleuchten wird, ist die deutsche Literatur, vom Defaitismus durchseucht, arm an Schriften wie das vorliegende Buch. Es ist nicht am grünen Tisch verfaßt, nicht nach Zeitungsartikeln und den Berichten schwächlicher Kriegszeugen zusammengeschrieben, es bildet vielmehr eine sorgfältig gesichtete Sammlung von Aufsätzen aus den verschiedensten Gebieten des so

Digitized by Google

mannigfachen und vielgestaltigen Kriegshandwerks und ist nur von Männern verfaßt, mit Verständnis und mit Einsetzung ihrer eigenen Person am Kriege teilgenommen haben.

Die Buchgelehrten, die sich mit der Geschichtsschreibung des Weltkrieges beschäftigen, machen sich eine ganz falsche Vorstellung von dem Wesen des Krieges und neigen zu ganz schiefen Urteilen bei abfälliger Kritisierung strategischer Operationen oder sonstiger kriegerischer Handlungen.

Was die deutsche Literatur in dieser Beziehung leistet, ist geradezu ungeheuerlich und beschämend für unser Volk. Die Schuld an unserem Zusammenbruch wird an ganz falschen Stellen gesucht. Nicht nur werden die Namen der Schuldigen totgeschwiegen, vielmehr werden sogar die Vorgänge der Revolution als ein gerechtes Menetekel, als ein wohlverdientes Strafgericht für die Männer, Heerführer und Politiker angesehen, die im Durchhalten bis zum Aeußersten allein die Möglichkeit einer glücklichen Beendigung des Krieges sahen. Von der einen Schuld kann die Geschichte diese sonst so hochverdienten Männer nicht freisprechen, daß sie es unterließen, den Uebergriffen der Parlamentsherrschaft und den groben Fehlern des auswärtigen Amtes Widerstand entgegenzusetzen. Es ist ein unerhörter Vorgang in der Geschichte, daß schließlich, gegen Ende des Krieges, aber noch vor der Revolution, die gesamte militärische Gewalt über die Zensur, den Belagerungszustand und alle einschlägigen Verhältnisse an die Zivilbehörden überging. Zuletzt wurde deutscherseits der Krieg nicht von der festen Hand eines zielbewußten Feldherrn geführt, sondern von einer schwächlichen, den Frieden unter jeder Bedingung erstrebenden parlamentarischen Regierung. Darin lagen die Ursachen für den Zusammenbruch, nicht in den Fehlern der verketzerten Heerführer, der Offiziere und der bis zum äußersten Widerstand bereiten Truppenteile.

Das Unternehmen „Im Felde unbesiegt" verdient im ganzen deutschen Volke weitgehende Beachtung. Vor allem müßte die heranwachsende Jugend mit dem Inhalt des Buches bekanntgemacht werden. In allen Schulbibliotheken müßte das Buch in mehreren Exemplaren angeschafft werden. Auszüge aus einzelnen Beiträgen müßten Aufnahme in deutschen Lesebüchern sind, um als Lehrstoff zu dienen, damit ihr Inhalt Gemeingut des deutschen Volkes wird. v. Kurnatowski.

Römische Kirche und Judentum, von Thomas **Martin.** München S.O. 2. Willibald-Drexler-Verlag. Preis 9 Mark.

Ausgehend von der Tatsache, daß trotz allem Materialismus der Zeit doch ein Sehnen nach Religion durch die Völker geht, untersucht der katholische Verfasser die Gründe, warum für dieses Sehnen die heutige katholische Kirche keine Befriedigung bringen kann. In diesem Sinne unterwirft er die Entwicklungsgeschichte der letzteren einer kritischen Betrachtung und weist nach, daß der Katholizismus zahlreiche griechische, römische, orientalische, vor allem jüdische Vorstellungen und Bestandteile im Laufe seiner langen Entwicklungsgeschichte in sich aufgenommen habe. Er sagt in dieser Hinsicht: „Die Gesetzes- und Verdienstreligion des römischen Katholizismus hat im rabbinisch-talmudischen Judentum ihren Vorläufer. Ihrem sittlich religiösen Gehalte nach steht sie auf einem nicht viel höheren Niveau als der Talmudismus. Im Katholizismus lebt die jüdische Gesetzesreligion ebenso fort wie die primitive heidnische Ritualreligion. Denn mit dem Judaismus hängt eng zusammen der Romanismus (im Katholizismus), das heißt

Digitized by Google

die Auffassung der Religion als einer Rechtssache und die Umwandlung der Religion in die Religionspolitik. Wie der Geist des pharisäisch-talmudischen Judentums, so wirkt im abendländischen Katholizismus auch der religiöse und politische Geist des alten Rom fort. Der Mensch steht im alten Rom zur Gottheit in einem genau festgesetzten Rechtsverhältnis, in dem menschliche Leistung und göttliche Gegenleistung klar abgewogen sind. Alle Beziehungen zwischen Mensch und Gott sind durch das Jus sacrum genau geregelt. Religion ist hier nicht ein unmittelbarer freier und lebendiger Umgang der Seele mit Gott, sondern Vollzug der lex sacra, peinlich sorgsame Ausführung aller sakralen Bestimmungen. Auf dieser Art von Religion konnte sich keine Theologie aufbauen, sondern nur eine priesterliche Jurisprudenz.

Die Schrift ist allen zu empfehlen, denen die Zeit und Gelegenheit zu kirchengeschichtlichen Studien fehlt, sie ist aber auch wertvoll für den Politiker, denn die katholische Kirche hat stets große Politik getrieben und zwar sehr erfolgreiche, bis auf die Gegenwart. W. Eisenhart.

Bismarcks Sturz von Wilhelm **Schüßler**, Privatdozent an der Universität Frankfurt a. M. 1921. Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig. Preis geh. 26 Mark, in Halbleinen 32 Mark.

Dies vortreffliche Werk gehört unzweifelhaft zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuesten politischen Literatur, um so mehr, als es die erste zusammenfassende Darstellung aller der tief tragischen Ereignisse enthält, die zum Sturze des ersten deutschen Kanzlers geführt haben. So ist in seinem Buche nicht nur ein politisches, sondern auch vor allem ein großzügiges geschichtliches Werk entstanden, das mit der Objektivität des deutschen Gelehrten allen Personen gerecht zu werden sucht, die in jener Tragödie eine hervorragende Rolle gespielt haben.

Auch durch den jetzt erschienenen dritten Band von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" ist jetzt wieder Klarheit über jene Tage gebracht worden, die jedoch das Buch Schüßlers nicht überflüssig macht. Das sich jetzt ergebende Bild kann durch spätere weitere Enthüllungen hier und da wohl ergänzt, aber seinem wesentlichen Charakter nach nicht abgeändert werden, so daß die Frage nach den Gründen, die zum Sturze des ersten deutschen Kanzlers geführt haben, wohl heute als gelöst angesehen werden darf.

Der Verfasser erblickt diese Gründe, die zum Konflikte des Fürsten Bismarck mit dem jungen Kaiser Wilhelm II. führten, nicht nur in der Charakteranlage beider Männer, die beide von einem starken Macht- und Herrschaftsstreben erfüllt waren, sondern auch in dem Anbrechen einer neuen Zeit gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, als deren Vertreter und geistigen Führer sich Wilhelm II. kraft seines Glaubens an das von ihm stets, wie bei Friedrich Wilhelm IV., festgehaltene Gottesgnadentum, also kraft eines göttlichen Auftrages, berufen fühlte. Hätte in ihm die neue Zeit in gleicher Weise einen genialen und kraftvollen Vertreter gefunden, wie die alte Zeit in dem Fürsten Bismarck, so würde sich der Uebergang zu der neuen Zeit zweifellos in einer für Deutschlands Geschick weniger gefährlichen Weise vollzogen haben und schwere Schicksale wären unserem Volke erspart geblieben. Die Katastrophe trat ein, weil der junge Kaiser seine Talente überschätzte und sich eine Rolle in der Leitung und Führung des deutschen Volkes zutraute, der er so wenig wie einst sein Großoheim Friedrich Wilhelm IV. gewachsen war. Was Treitschke von dem letzteren sagt, daß ihm „die einfachen, massiven Gaben gefehlt hätten, die den großen Staatsmann machen",

Digitized by Google

gilt auch von Wilhelm II.; ein Mangel, mit dem es zusammenhing, daß dem Kaiser Wilhelm II. auch, wie der Verfasser an dessen Briefen an die Kaiser von Oesterreich und Rußland nachweist, das tiefere Verständnis für die einzigartige Größe des Fürsten Bismarck fehlte. So hielt er den Widerstand, den sein alter Kanzler den gefährlichen Experimenten des jungen Kaisers in der inneren (Sozialreform) und äußeren Politik (Gefährdung unserer Beziehungen zu Rußland) entgegensetzte, nicht, wie heute die Nachwelt, für ein Zeichen echten staatsmännischen Weitblicks und ernster Sorge um Deutschlands Zukunft, sondern lediglich für einen Ausfluß ungebändigter Herrschsucht und eigensinnigen Trotzes.

Mit Recht geißelt der Verfasser die stumpfe Gleichgültigkeit, mit der das deutsche Volk sich damals seinen größten Staatsmann, den Begründer seiner Einheit und Größe, gleichsam ohne Sang und Klang, nehmen ließ. „Ist es ein Wunder," sagt er, „daß angesichts dieses Verhaltens die Franzosen fanden, die Deutschen seien kein großes Volk? Sie hätten an der Stelle der Deutschen dem Gründer ihres Reiches Altäre errichtet." —

W. Eisenhart.

Der Kösener S. C. Verband im Weltkriege von **Professor John Koch.** Universitätsverlag Wagner, Innsbruck, Abteilung Deutscher Korpsverlag. 405 Seiten, Preis 50 M.

In unsäglich mühevoller Arbeit hat der Verfasser, der dem Korps Baltia in Königsberg als Alter Herr und Ehrenmitglied angehört, ein höchst verdienstvolles Werk geschaffen. Er hat aus korpsstudentischen Kriegszeiten in sorgfältiger Auswahl und geschickter Gruppierung längere und kürzere Auszüge zusammengestellt und damit ein lebendiges Bild vom Gesamtverlauf des Krieges gegeben. In geschichtlicher Aufeinanderfolge der Ereignisse werden wir auf sämtliche Kriegsschauplätze geführt, von Flandern bis Kleinasien reicht der Weg. Und keine Waffe ist vergessen, keine Truppengattung, keine besondere Dienstvorrichtung. Wir hören von Heldentod und Heldenehrung, stehen unseren Herrschern und Heerführern gegenüber, lernen den entsagungsvollen Dienst der Aerzte kennen und dürfen uns in Verwaltung und Kultur in Feindesland vertiefen. Wie es in der Kriegsgefangenschaft zuging, erfahren wir. Humor, Kriegsfrömmigkeit und deutsches Gemüt sprechen zu uns. Auch die Schilderung von Feiern und Festen in Feindesland fehlen nicht. Kurz und gut — viel und vieles wird geboten! Der Anhang enthält eine Reihe sehr stimmungsvoller Kriegsgedichte, 27 Tafeln mit Lichtbildaufnahmen bilden den gelungenen Abschluß. Das Werk will selbstverständlich keine Kriegsgeschichte geben, sondern nur einen Beitrag hierzu. Abgesehen vom fesselnden Inhalt besteht sein hoher Wert aber darin, daß es dem deutschen Volke zeigt, wie die Kösener Korpsstudenten, die aus Neid und Mißgunst vielgeschmähten und oft verunglimpften, auch im Kriege vorbildlich ihren Mann gestanden haben. Zu einer Zeit, wo die rote Flut gierig an allem leckt, was Tradition heißt, und wo die links gerichtete Presse kaum einen Tag vorübergehen läßt, an dem sie nicht Gift und Geifer und plumpe Verdächtigungen gerade gegen das Korpsstudententum aufbringt, wirkt Kochs Werk wie ein Denkmal aus Granit, an dem alle schändlichen Kräfte kümmerlich zerschellen werden.

Kapitän zur See a. D. v. Waldeyer-Hartz, Saxonia-Kiel.

Digitized by Google

II. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher.

Die eingegangenen Bücher erfahren eine Besprechung nach Maßgabe ihrer Bedeutung und des Raumes. Eine Verpflichtung, jedes eingehende Buch zu besprechen, übernimmt die Leitung der „Monatshefte" nicht, doch werden die Titel sämtlicher Bücher nebst Angabe des Preises — sofern dieser mitgeteilt wurde — hier vermerkt. Eine Rücksendung von Büchern findet nicht statt

1. **Scheer,** Amerika und die Abrüstung der Seemächte. Berlin, August Scherl.
2. **Avenarius,** Die Wache im Weltwahn. Schriften für echten Frieden. Berlin. Verlag von Reimar Hobbing. 40 M.
3. **v. Stülpnagel,** Die Nachkriegs-Propaganda der Alliierten gegen Deutschland. Berlin. Verlag der Kulturliga G. m. b. H. 5 M.
4. **Fritsch,** Der Streit um Gott und Talmud. Meine Antworten an Strack, Kittel, Fiebig, Caro und andere. Leipzig 1922. Hammer-Verlag 21,60 M.
5. **Gebhardt,** Volkssolidarität oder Ausbeutung? Berlin, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. 3,50 M.
6. **Jagow,** Daten des Weltkrieges. Leipzig 1922. K. F. Koehler. In Halbleinen gebd. 100 M.
7. **v. François,** Gorlice 1915. Leipzig 1922. K. F. Koehler. In Halbleinen gebd. 150 M.

III. Zeitschriftenschau.

Der Anker. Heft 14. Hello von Gerlach, der weiße Rabe. „Die ewig Blinden." Fürst Bülow. Der Wortlaut des Kronprinzenbriefes an Geheimrat Zorn. Die Erwerbslosigkeit in Europa. Grammatik u. Stilistik im „Vorwärts". Heft 15. Die Sünden der Tagespresse aller Richtungen. Freiheit, die ich meine. Die Zusammensetzung der kommunistischen Partei in Sowjet-Rußland. Endgültiger Bankrott des Kommunismus. Nationale Erkenntnis. Mobilmachung des deutschen Geistes. Heft 16. Drohender Ueberfall Deutschlands durch Frankreich? Monarchie, Republik und Proletariat. Gedanken zur Judenfrage. Ehrliche Kampfansage General v. Falkenhayn †. Angst und bange. Heft 17. Der deutsch-russische Vertrag. Schwarzweißrot — Schwarzrotgold. Angst der Feinde vor Aufklärung der Kriegsgreuel. Zur Kriegsschuldfrage. Separierte Separatisten. Das Ehebündnis Frankreich-England nach französischem Wunsche. Eine französische Schandtat. Ein Judas-Lump! Herr Radek.

Militärisches Echo. Heft 6/7. Militärische Rückblicke. Eine wirtschaftliche Transportleistung. Der Kampf um Sicherheitstruppen. General d. Inf. Fritz v. Graevenitz †. Sport und Ernährung. Auf einer deutschen Forststation in Ost-Afrika.

Michel. Heft 18. Ein jüdischer Meisterstreich? Die Juden in Friedrichsruh. Deutschösterreichs Todeskampf. Zur Weltlage. Zum Gedächtnis des 30. April.

———

Digitized by Google

XXIII.

Prinz Max von Baden und das Kriegskabinett.

Von **Generalleutnant Keim.**

Das Kriegskabinett.

Die Ernennung des Prinzen Max von Baden zum Reichskanzler erfolgte am 3. Oktober 1918. Da sie für weite Kreise immerhin überraschend kam, so schien es den neuen Machthabern geboten, diese Ernennung sowie die mit ihr eingeleitete Parlamentarisierung in dem Regierungsorgan, der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", der Oeffentlichkeit gegenüber zu begründen. Es finden sich dort u. a. die Sätze: „Dadurch, daß die Mehrheit des Reichstages den Prinzen Max von Baden als einen ihr genehmen Kanzler bezeichnet und der neue Kanzler sich mit den Parteien des Reichstages über die von ihm einzuschlagende Politik verständigt hat, ist es offenkundig geworden, daß wir hinfort keinerlei Politik treiben werden, die auf das Interesse einer einzelnen Partei eingeschworen ist, sondern daß wir eine Reichsleitung haben, die das Vertrauen des Volkes genießt. Die Ernennung des Prinzen Max von Baden dürfte nicht am wenigsten auf eine Rede zurückzuführen sein, die er bei der Verfassungsfeier in Baden gehalten hat, und der er als die notwendige Grundlage eines kraftvollen Volksstaates die Forderung an den Einzelnen bezeichnete, „sich in Hingabe an das Ganze einzusetzen bis zum höchsten Opfer". Bemerkenswert ist bei diesen Ausführungen des Regierungsorgans, daß nicht vom Reich, sondern von einem Volksstaat die Rede ist, und daß nur in allgemeinen Wendungen von „Politik" gesprochen wird, nicht aber vom nächstliegenden, nämlich von der einzuschlagenden Politik in dem tobenden Kriege, der über Deutschlands Sein oder Nichtsein entscheiden mußte. Dem Tieferblickenden lag deshalb der Verdacht nahe, daß sich die neue Regierung hauptsächlich mit Fragen der

Digitized by Google

inneren Politik beschäftigen würde, was aber praktisch nur mit Parteipolitik gleichbedeutend sein konnte. So geschah es auch in Wirklichkeit, wie die weitere Entwicklung der Dinge lehrte und jener Satz, „daß wir hinfort keinerlei Politik im Interesse einer einzelnen Partei treiben würde", erwies sich als inhaltlose Phrase.

Am 5. Oktober war das Kriegskabinett endlich zustande gekommen, dem neben dem Prinzen Max von Baden als Reichskanzler und Herrn v. Payer als Vizekanzler angehörten: als Staatssekretäre Solf, Scheidemann, Gröber, Erzberger, Haußmann, Trimborn, Bauer, Dr. Friedberg, als Unterstaatssekretäre David, Giesberts, Robert Schmidt, Dr. August Müller und die Staatssekretäre ohne Portefeuille: Gröber, Erzberger, Haußmann, Scheidemann. Diese wurden aber gerade die „Hauptstützen" des Reichskanzlers. Diese Zusammensetzung zeigt, daß Sozialdemokratie und Zentrum tonangebend waren. Die Demokratie besaß in v. Payer als Vizekanzler einen gewichtigen Vertreter. Die Charakteristik sämtlicher in Betracht kommender Persönlichkeiten erübrigt sich insofern, als neben dem Reichskanzler und Vizekanzler führend nur Solf, Scheidemann und Erzberger in Betracht kommen. Ihr Eingreifen bei wichtigen Fragen ergibt sich aus dem weiteren Inhalte dieser Darstellung. Außerdem sind ja Erzberger und Scheidemann bereits in „Reichsverderber I" gekennzeichnet. Erzberger schied aus dem „engeren" Konzern in Berlin aus, als er an die Spitze der Waffenstillstandskommission trat. Scheidemann hatte sich anfänglich geweigert, in die neue Regierung einzutreten, weil „ein Prinz" an deren Spitze stehe und die Sozialdemokratie damit gerade jetzt eine Verantwortung übernehme, die nicht rätlich erscheine.*) In der Sozialdemokratischen Fraktion fand hierüber ein Meinungsaustausch statt, und auch der spätere Unterstaatssekretär Dr. David war gegen die Beteiligung der Partei an der Regierungsbildung. Scheidemann schreibt hierüber: „Nach langem Hin und Her wurde mit erheblicher Mehrheit die Anteilnahme an der Regierung beschlossen, und ausgerechnet ich wurde bestimmt, in Gemeinschaft mit Bauer in das Kabinett des Prinzen Max einzutreten."

Der neuen Regierung gehörten außer den oben Genannten ihrer amtlichen Tätigkeit nach der Kriegsminister General v. Stein und der Staatssekretär des Reichsmarineamtes Admiral Scheer an.

Das Kriegskabinett stellte sich dem Reichstage am 5. Oktober

*) Scheidemann, Der Zusammenbruch, S. 174 ff.

Digitized by Google

vor, wobei der Reichskanzler eine längere Rede hielt, die als Programm der neuen Regierung gelten konnte. Diese Rede ist insofern bemerkenswert, als sie die Durchführung der Parlamentarisierung wie der Demokratisierung als die Hauptaufgabe der Regierung in den Vordergrund stellt. Der Prinz betont ferner, daß „er das größte Gewicht darauf gelegt habe, daß die Mitglieder der neuen Reichsleitung auf dem Standpunkte des Rechtsfriedens stehen". Das heißt mit anderen Worten: auf dem Standpunkte der verhängnisvollen Friedensresolution vom 19. Juli 1917, die er selbst noch Anfang 1918, wie wir gesehen haben, ungefähr als das bezeichnete, was Goethe „eine Spottgeburt von Dreck und Hölle" nennt. Dann wird Bezug genommen auf das in der Nacht vom 4. zum 5. Oktober von Berlin aus an Wilson gerichtete Friedensangebot und dieses Vorgehen folgendermaßen begründet: „Ich habe diesen Schritt auf dem Wege zur Erlösung nicht nur Deutschlands und seiner Verbündeten, sondern auch der unter dem Kriege leidenden Menschheit deshalb getan, weil ich glaube, daß die auf das künftige Glück der Völker gerichteten Gedanken, die Herr Wilson verkündet, sich völlig mit den allgemeinen Vorstellungen in Einklang befinden, in denen sich auch die neue deutsche Regierung und mit ihr die überwiegende Mehrheit des Volkes bewegt."

Hier wird wieder, ebenso wie am Ende der Rede, mit der „Menschheitsphrase" gearbeitet, und man könnte aus dieser unstaatsmännischen, verschwommenen, jedes wirklichen politischen Instinktes entbehrenden Auffassung folgern, als ob mit solchen pazifistischen Wendungen die eigene Impotenz verdeckt werden sollte, in erster Linie deutsche Politik zu treiben, wie es die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit einer deutschen Regierung war. Da lese man doch einmal englische, französische, selbst amerikanische Regierungsreden aus jener Zeit. Dort ist von „Menschheitstum" wenig zu merken, sondern nur von der „heiligen Pflicht", den Krieg zu gewinnen! Zu gewinnen „unter allen Umständen und mit allen Mitteln"! Daß der Reichskanzler es für nötig hielt, den Schluß seiner Rede, patriotisch abzustimmen, entsprach üblichem Gebrauch bei solchen Gelegenheiten, aber in diesem Falle hat er Worte gebraucht, die durch seine späteren Taten einfach Lügen gestraft wurden, um es kurz auszudrücken. Er sagte: „Wie dieses Ergebnis (des Frie-

Digitized by Google

densangebotes) auch ausfallen möge, so weiß ich doch, daß es Deutschland fest und einig finden wird sowohl zu einem redlichen Frieden, der jede eigensüchtige Verletzung fremder Rechte von sich weist, als auch zu einem Endkampf auf Leben und Tod, zu dem unser Volk ohne eigenes Verschulden gezwungen wäre, wenn die Antwort der mit uns im Kriege stehenden Mächte auf unser Angebot von dem Willen, uns zu vernichten, diktiert werden sollte. Ich hoffe aber um der gesamten Menschheit willen, daß Herr Wilson unser Angebot annimmt."

Das „Hoffen" schlägt mehr in das Kapitel des Gefühlsmäßigen, und selbst Herr v. Bethmann hatte einmal die Erklärung abgegeben, daß „wir die Sentimentalität verlernt hätten", was aber leider nicht den Tatsachen entsprach, denn die Wilhelmstraße gab nach wie vor die Losung aus: „nur die Feinde nicht reizen"! Auswärtige Politik muß überhaupt das Gefühlsmäßige zurücktreten lassen, weil „die Anderen" erfahrungsgemäß damit nicht behaftet sind und der „Gefühlspolitiker" dann unfehlbar den Kürzeren zieht zum Schaden seines Landes.

Die Staatsweisheit des Prinzen Max und des Kriegskabinetts in Fragen der äußeren Politik war aber vornehmlich auf „Gefühle" eingestellt, wie „Weltgewissen", „Weltgerechtigkeit" usw. Diese Einstellung der sogenannten hohen Politik auf die Menschheitsphrase war der Grundfehler, der Grundirrtum des ganzen Systems, an dessen Folgen Deutschland schließlich dem Zusammenbruch verfiel. Das System wiederum war der Ausfluß einer Geistesrichtung der führenden Männer, die ein Gemisch von Pazifismus, Parteisucht, Demagogentum und engherziger Rechthaberei zeigt. Deshalb konnte das „System" auch nur schlechte Folgen zeitigen, und es würde wiederum auf eine falsche Sentimentalität hinauslaufen, die Träger desselben nicht verantwortlich zu machen für die unsühnbare Schuld, die auf ihnen lastet, die Geschäfte des Deutschen Reiches schlecht, weil kraftlos, schwankend und parteipolitisch, geführt zu haben in einer Zeit, wo allein klares, unbeugsames Wollen, unbeirrbare Entschlossenheit und Ausschluß jeder Art Parteidoktrin zum Ziele führen konnten.

Diese Bemerkungen sind hier eingestreut worden, weil sie nötig erscheinen, um die Entwicklung der nun kommenden Dinge verständlich zu machen. Sie war geradezu unvermeidlich bei der Zusammensetzung des Kriegskabinetts und dessen „Mentalität".

Digitized by Google

Anknüpfend an das über das „Hoffen" allgemein Gesagte sei das „Hoffen" des Reichskanzlers auf Herrn Wilson einer näheren Prüfung unterzogen. Auf welche Vorgänge, auf welche Tatsachen konnte sich dieses Hoffen stützen? Das waren aber doch die Vorbedingungen eines solchen, denn ein leitender Staatsmann darf das Schicksal seines Volkes — wie es hier geschah — nur einem Manne anvertrauen, der einwandfrei vom Geiste der Gerechtigkeit und Billigkeit beseelt, dem es wirklich um Versöhnung und Gerechtigkeit zu tun war. Mit einem Worte um das Anstreben eines ehrlichen Friedens! Deshalb muß Herr Wilson hier etwas näher beleuchtet werden, schon weil die Haupttätigkeit des Kriegskabinetts in der Stellungnahme zu den verschiedenen „Noten" dieses angeblichen Freundes eines „gerechten" Friedens bestand. Außerdem um den Nachweis zu führen, daß schon damals gerade zu aktenmäßiges Material genug vorlag, um diesem Manne vom deutschen Standpunkte aus von Hause aus das größte Mißtrauen entgegenzubringen. Die ungezogene überhebliche Antwort auf eine Depesche des Kaisers, in der dieser schon im August 1914 um „Intervention" gegen die völkerrechtswidrige Art der Kriegführung seitens der Entente ersucht hatte, ließ deutlich erkennen, daß Herr Wilson nicht der Freund Deutschlands sein konnte. Er ging auf die Kernfrage selbst nur oberflächlich ein, ließ aber durchblicken, daß die Schuld am Kriege auf die Tagesordnung zu setzen sei und das hierbei Deutschland am Ende auf die Anklagebank gehören könnte.

Die Fortsetzung des Krieges für die Entente wurde überhaupt nur möglich gemacht, weil Nordamerika dem bereits Ende 1914 eine Katastrophe in Aussicht stellenden Munitionsmangel der Franzosen und Engländer abhalf. Von da ab erfolgte eine stets wachsende ungeheure Zufuhr an Geschossen und Kriegsgerät jeder Art durch englische und amerikanische Handelsdampfer, selbst Passagierschiffe. Die Herstellung der Kriegslieferungen überwachten englische und französische Offiziere. Daß dies alles dem Völkerrechte sowie einer wirklichen Neutralität Hohn sprach, lag auf der Hand. Selbst die „zahme" deutsche Regierung konnte bei der Empörung, die dieses niederträchtige Verfahren in Front und Heimat auslöste, nicht umhin, in Washington Einspruch zu erheben. Aber während Herr Wilson für diese unerhörten, schamlosen Verletzungen des Völkerrechtes der Entente gegenüber nur sanfte Worte fand, fuhr er Deutschland sofort in die Parade, wenn es

Digitized by Google

unbedingte und dauernde Beseitigung dieses Skandales forderte. Er dauerte jedoch fort, bis Amerika selbst in den Krieg eintrat, und deshalb war sein Präsident der hauptsächlichste Kriegsverlängerer! Nebenbei bemerkt, hatte George Washington während der Kontinentalkriege auf Kriegslieferungen seitens amerikanischer Bürger an Frankreich oder England die — Todesstrafe gesetzt!

Herr Wilson aber duldete die schamloseste Neutralitätsverletzung der Weltgeschichte, und man wird dem Deutschamerikaner Hexamer nur zustimmen können, der bereits am 9. Dezember 1914 in einem offenen Briefe schrieb: „Paßt Ihre Politik, Herr Wilson, mit einer Politik zusammen, die einen Gebetstag ausschreibt, um Gott zu bitten, diesem Morden Einhalt zu gebieten, während wir mit denselben Händen Dollars einsäckeln, die mit dem Blute derer befleckt sind, die durch unsere Beihilfe gefallen sind? Glauben Sie deshalb nicht, Herr Präsident, daß die vielen Behauptungen, es bestehe die Neutralität in den Vereinigten Staaten in Wahrheit nicht, gerechtfertigt sind?" Herr Wilson blieb die Antwort auf diesen Brief schuldig, und als er später mit seinen „14 Punkten angeblich den „Weltfrieden" anbahnen wollte, wurden in Deutschland Stimmen laut, die auf Grund des seitherigen Verhaltens gegenüber Deutschland von dieser neuesten „Offenbarung des großen Demokraten" als Bluff, als Kriegslist, als groß angelegten Schwindel warnten. Natürlich angesichts der amtlichen „Mentalität" mit demselben Mißerfolg, wie sie vor dem Kriege „gewarnt" hatten. Ich gehörte ja auch zu diesen Warnern, und als ich im Frühjahr 1914 öffentlich erklärte, ein verlorener Krieg bedeute für Deutschland unabsehbares Unheil, Verlust mehrerer Provinzen, ungezählte Milliarden Kriegskosten, ließ mich Graf Hertling in seinem amtlichen Organ als „grotesken Politiker" abkanzeln, der ½ Milliarde Ausgaben für Verstärkung des Heeres verlange, während doch das arme deutsche Volk nicht in der Lage sei, noch irgend welche weiteren Aufwendungen für das Heer auf sich zu nehmen!" Und jetzt?

Auch vor Wilsons „14 Punkten" warnte ich öffentlich, und wenn man vor dem Kriege als „Kriegshetzer" angesprochen wurde, so geschah es jetzt als „Kriegsverlängerer". Daß schließlich auch die O. H. L. jene Erklärung Wilsons für geeignet hielt, um Waffenstillstandsverhandlungen anzuknüpfen, die dem „Frieden der Gerechtigkeit" die Bahn öffnen sollten, ist eine Sache für sich. Aus-

Digitized by Google

gegangen ist dieses Ansinnen von ihr nicht! General Ludendorff stellt das ausdrücklich mit den Worten fest:*) „Die Ansicht, mit dem Friedensschritt an den Präsidenten Wilson heranzutreten, ist vom Auswärtigen Amt und nicht von der O. H. L. ausgesprochen. Das war auch nicht ihre Aufgabe, der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes schlug es vor. Ihn bewegte schon bei dem „Vermittlungsversuch" dieser Gedanke. Ich stelle das fest, weil Prinz Max anders berichtet." Der Prinz hatte nämlich in der „Frankfurter Zeitung" am 20. Juli 1919 geschrieben: „Die Tatsache, daß die Kaiserliche Regierung sich gerade an den Präsidenten Wilson wandte, hat ihm im Oktober und November 1918 zu der überragenden Machtstellung in der öffentlichen Meinung Deutschlands verholfen. Das Große Hauptquartier beschloß am 29. September 1918 den Hauptexponenten der angelsächsischen Weltanschauung um die sofortige Herbeiführung eines Waffenstillstandes zu bitten. Darin lag die größte Huldigung, die dem feindlichen Staatsmanne während des ganzen Krieges zuteil geworden war, eine Huldigung, mit der verglichen Illusionen und Lobreden, die auf demokratischer Seite auf Wilson aufgetaucht waren, Nichtigkeiten sind. Ohne die Waffenstillstandsbitte an Wilson hätten seine im Oktober an den Kaiser gerichteten Worte und gleichzeitigen Zusagen an das deutsche Volk nimmer die Abdankungskrise in dieser Schärfe hervorteten lassen." Der General fährt dann fort: „Prinz Max will damit anscheinend die O. H. L. für die Kaiserkrise verantwortlich machen: Nicht die O. H. L. oder das Große Hauptquartier, sondern Prinz Max selbst wandte sich an Wilson. Die Abdankung des Kaisers war nicht das Werk der O. H. L., sondern — die Tat des Prinzen Max." Allerdings schreibt Graf Westarp in seiner Abhandlung (S. 91), daß General Ludendorff in einer Unterhaltung mit ihm in Berlin am 10. Oktober äußerte, daß er ein an Wilson zu richtendes Angebot angeregt habe und mit einem solchen Schritt einverstanden sei.

Daß Vizekanzler v. Payer und Herr v. Hintze unabhängig von dem Vorgehen der O. H. L. den gleichen Entschluß (Waffenstillstandsangebot) gefaßt hatten, geht jedenfalls aus Ziffer 12 des Weißbuches hervor.

Die Note der deutschen Regierung vom 5. Oktober an den

*) Ludendorff, Entgegnung, Heft 2 S. 6.

Digitized by Google

Präsidenten Wilson enthält an erster Stelle den Satz: „Die deutsche Regierung ersucht den Präsidenten der Vereinigten Staaten, die Herstellung des Friedens in die Hand zu nehmen, alle kriegführenden Mächte von diesem Ersuchen in Kenntnis zu setzen." Satz zwei lautete: „Sie nimmt das vom Präsidenten in der Kongreßrede vom 8. Januar 1918 und in seinen späteren Kundgebungen, namentlich in der Rede vom 27. Sepetmber 1918, aufgestellte Programm als Grundlage für die Friedensverhandlungen an."

Die hier erwähnte „Botschaft an den Amerikanischen Senat" vom 8. Januar enthielt die „berüchtigten" — so muß man sie jetzt nennen, nachdem das Gaukelspiel derselben mit zum Verderb Deutschlands beigetragen hat, — 14 Punkte, die aber damals und selbst bis zum Schanddiktat von Versailles den Pazifisten und Demokraten als Evangelium eines heraufziehenden goldenen Zeitalters galten. Natürlich in erster Linie in Deutschland. Von diesen 14 Punkten sind dann nur die verwirklicht worden, die Deutschland und seine Verbündeten schädigten. Punkt 8 verlangte die Abtretung Elsaß-Lothringens mit den Worten: „Das Unrecht, das Frankreich durch Deutschland im Jahre 1871 in der elsaß-lothringischen Frage geschehen ist, und das den Weltfrieden seit nahezu 50 Jahren beunruhigt, soll wieder gutgemacht werden." Dieser Wilson war Professor des Staats- und Völkerrechts und tat trotzdem so, als ob ihm unbekannt sei, daß Frankreich seinerzeit mitten im Frieden Elsaß-Lothringen dem Deutschen Reiche einfach geraubt hatte! Dieser Wilson war als Politiker eben aus Lug und Trug zusammengesetzt, und wenn er jetzt von Amerikanern, die sich noch politisches Ehrgefühl bewahrt haben, in amerikanischer Derbheit als „Stinktier" bezeichnet wird, so mag das nicht sehr geschmackvoll sein und unseren Wilsonschwärmern nicht angenehm in den Ohren klingen, aber es kennzeichnet die Verachtung, die sich jener unheilvolle Mann mit Recht bei anständigen Landsleuten zugezogen hat.

Was seine Rede vom 27. September 1918 angeht, die in der deutschen Note erwähnt wird, so hatte er dieselbe zu Ehren eines zu gründenden Völkerbundes gehalten. Auch auf dieses Phantom fiel das „Kriegskabinett" glatt herein, schon weil es pazifistisch-demokratische Anklänge aufwies. Dieser famose Völkerbund hat ja auch den Raub Oberschlesiens gutgeheißen, und er stellt bis jetzt weiter nichts vor als ein Dauersyndikat zur politischen Erdrosselung sowie zur wirtschaftlichen und kapitalistischen Aus-

Digitized by Google

deutung Deutschlands. Und diesen Völkerbund kündigte Herr Wilson heuchlerisch als „Instrument des Friedens" an.

Am 8. Oktober antwortete Wilson auf die deutsche Note in der Hauptsache folgendes: „Der Präsident der Vereinigten Staaten fühlt sich verpflichtet, zu dem Vorschlag eines Waffenstillstandes zu erklären, daß er sich nicht berechtigt fühlen würde, den alliierten Regierungen einen Waffenstillstand vorzuschlagen, solange die Heere der Mittelmächte auf ihrem Boden stehen. Der Präsident glaubt auch zu der Frage berechtigt zu sein, ob der deutsche Kanzler nur für diejenigen Gewalten des Reiches spricht, die bisher den Krieg geführt haben. Er hält die Antwort auf diese Frage von jedem Standpunkte aus für außerordentlich wichtig."

Ehe die weitere Entwicklung des Notenwechsels zwischen Wilson und den Reichskanzlers verfolgt wird, sei noch erwähnt, daß am 9. Oktober der Kriegsminister v. Stein seines Amtes enthoben wurde. Nicht „auf seinen Wunsch", wie im „Deutschen Geschichtskalender" auf S. 574 steht, sondern auf Betreiben des Prinzen Max, der aber noch einige Stunden, bevor er beim Kaiser die Entfernung des Generals v. Stein forderte, mit letzterem sehr liebenswürdig verkehrt hatte. Der General paßte nicht in das Konzern der Wilhelmstraße, er war namentlich Herrn Scheidemann ein Dorn im Auge, wie aus dessen „Der Zusammenbruch" hervorgeht. Er war es auch, der das von General v. Stein im Reichstag verteidigte „Hilfsdienstgesetz" vom September 1916 in seiner ursprünglichen vernünftigen, sachgemäßen Fassung zu Fall brachte mit den Worten „man müsse dem Entwurf die Giftzähne ausziehen". Durch die Fassung des Reichstages ist aber das Gift erst recht hereingekommen. Unter den Truppen wirkte das Gesetz verheerend und zersetzend, denn es hat sehr viel böses Blut gemacht und die Stimmung verdorben.*) Ich kann dieses Urteil aus eigener Erfahrung bestätigen, und man fragte sich damals schon, wie konnten Regierung und Bundesrat ihre Zustimmung zu einem offenbar schädlichen und durchaus unsozialen, weil ungerechten Gesetz geben! Wir standen aber schon zu jener Zeit im Zeichen schwächlicher Nachgiebigkeit gegenüber den Mehrheitsparteien. Man nannte das den „Burgfrieden wahren". Der Nachfolger des Generals v. Stein wurde General Scheuch — soviel ich weiß geborener Elsässer — und jedenfalls,

*) General v. Stein, „Erlebnisse und Betrachtungen aus der Zeit des Weltkrieges", S. 109.

Digitized by Google

wir später sehen werden, kein Hindernis für die „Diktatur des Proletariats".

Eine der ersten Handlungen des Kiregskabinetts bestand in der Vorlage einer allgemeinen Amnestie für politische Vergehen und — Verbrechen. Denn unter letztere zählte ohne Zweifel in erster Linie der Hochverrat der Genossen Liebknecht und Dittmann, von denen erster zu Zuchthaus, letzterer zu Festungshaft verurteilt worden waren. Natürlich stimmte der Reichstag zu, und Herr Scheidemann sprach dabei die Worte in Sachen Liebknechts: „Die allgemeine Amnestie werde man in allen Kreisen freudig begrüßen. Behalte man aber den einzigen Abgeordneten im Zuchthaus, dann sei für Millionen von Arbeitern die Amnestie ein Nichts. Man müsse die Psyche der Arbeiter verstehen."

In der Republik Frankreich hatte man jedoch andere Ansichten über die „Psyche der Arbeiter". Dort stellte man Leute vom Schlage der Liebknecht und Dittmann an die Wand, man ließ sie z. B. im Sommer 1917 hundertweise als „Meuterer" erschießen — gerade Herr Liebknecht gehörte ja auch zu dieser Kategorie —, und man fragte dabei nicht nach der „Psyche der Arbeiter", sondern nach den Belangen des Staates. Dieser Staatsgedanke war aber dem Kriegskabinett Nebensache geworden, die Hauptsache blieb die Rücksicht auf eine demagogisch gerichtete Reichstagsmehrheit.

Da wußte man selbst im Reiche des Herrn Wilson ganz anders „Kriegspolitik" zu treiben. Dafür liegen unzählige Beweise vor. Die Demokratie hat stets und überall schrankenlosen „Terror" geübt, wenn es ihr darauf ankam, die Massen für ihre Zwecke und Ziele zu bearbeiten. Daß ein Deutschamerikaner gelyncht wurde, als er Sympathien für Deutschland kundgab, ist bekannt, auch daß das Gericht die Mörder freisprach! Ein anderes Gericht verurteilte eine angesehene Schriftstellerin zu zehn Jahren Gefängnis, weil sie an der Gerechtigkeit des gegen Deutschland geführten Krieges Zweifel geäußert hatte mit der Begründung, „dadurch könne die Kriegsstimmung des Heeres ungünstig beeinflußt werden".

In der ersten Woche des „Kriegskabinetts" ereignete sich ein „Zwischenfall", der beinahe zum Rücktritt des Prinzen Max geführt hätte:

Die in der Schweiz erscheinende „Freie Zeitung" veröffentlichte den bereits erwähnten Brief des Prinzen an seinen Vetter

Digitized by Google

Prinz Alexander von Hohenlohe vom Januar 1918. Der Brief erregte deshalb besonderes Aufsehen, weil er so ziemlich allen politischen Gedankengängen schnurstracks zuwiderlief, die der Prinz in seiner Rede vom 5. Oktober 1918 als Richtlinien für seine Regierungstätigkeit angegeben hatte.

Der Brief ist zu lang, um hier wiedergegeben zu werden. Es seien nur folgende Stellen aus demselben angeführt: „Die mir höchst unsympathische „Frankfurter Zeitung" lobt mich durch ein Brett, obgleich ich deutlich genug die demokratische Parole und die Schlagworte der Parteidialektik, zumal den Parlamentarismus, geißle. „The World is out of joint and poeple minds out of balance." Ein Wort sachlicher Vernunft, ernst gemeinten Christentums und nicht sentimentalen Menschheitsgewissens können sie in ihrer suggerierten Verrücktheit einfach nicht mehr au pied de lettre nehmen, sondern müssen es erst durch den Dreck und Schlamm ihrer entstellenden Torheit hindurchziehen, um sich ihrer niederen Gesinnung anzupassen."

Das war allerdings schmerzlich zu hören für Demokraten, Sozialdemokraten und die Anhänger des Parlamentarismus, zu dem sich der Prinz soeben erst feierlich bekannt hatte. Deshalb konnte man es der Redaktion der „Freien Zeitung" weiter nicht übelnehmen, daß sie an diesen Brief die einleitende Bemerkung knüpfte: „Zur Beurteilung des wahren Charakters des neuen deutschen Prinz-Reichskanzler und seiner demokratischen Weltauffassung bringen wir den nachfolgenden Brief des Prinzen Max von Baden zum Abdruck."

Herr Scheidemann war der Ansicht, „daß kein Mensch verkennen konnte, daß zwischen diesem Brief des Prinzen und seiner Rede vom 5. Oktober ein schreiender Widerspruch bestehe", und bat den Prinzen um eine Unterredung, der u. a. auch Gröber und Erzberger beiwohnten. Der Prinz sagte, sein Standpunkt sei jetzt der, den er in seiner Rede vertreten habe, und auf den Einwurf Scheidemanns: „Vergleichen Sie, bitte, den Wortlaut des Briefes mit Ihrer Rede, und Sie werden sich nicht darüber wundern dürfen, wenn das Ausland erneut von deutscher Zweideutigkeit spricht" erklärte er: „Ich bin gern bereit, sofort die Konsequenzen zu ziehen."

Am 12. Oktober richteten Scheidemann und Bauer nachfolgenden Brief an den Vizekanzler v. Payer: „Euer Exzellenz

Digitized by Google

beehren sich die Unterzeichneten ergebenst mitzuteilen, daß es ihnen nicht möglich ist, dem Kabinett fernerhin anzugehören, wenn an dessen Spitze Seine Großherzogliche Hoheit Prinz Max von Baden verbleibt.' Der Herr Reichskanzler ist durch seinen Brief vom 12. 1. 1918 derartig kompromittiert, daß wir von seiner Tätigkeit für die Herbeiführung des Friedens und die innere Entwicklung unseres Volkes Ersprießliches nicht erwarten können."

Die Herren ließen sich aber doch schließlich gut zureden, zumal der Interfraktionelle Ausschuß, die Mehrheit des Kriegskabinetts, selbst die Sozialdemokratische Fraktion eine Krisis vermeiden wollten. Der seither von der Zensur verbotene Brief an den Prinzen Hohenlohe wurde mit einigen „Erläuterungen" freigegeben, und „damit fiel dem Prinzen ein Stein vom Herzen".*) Er fügt dann hinzu: „allerdings traf uns alle dann aufs schwerste die Antwort Wilsons".

Es ist begreiflich, daß dieses Kabinett der Illusionen und Utopien unsanft aus seinen pazifistischen Träumen und seiner falschen Einschätzung der „Mentalität" des demokratischen Heiligen in Washington geweckt wurden. Herr Scheidemann meint hier die 2. Note Wilsons — 14. Oktober —, die allerdings für jeden, der sehen wollte, die deutliche Absicht verriet, die Waffenstillstandsfrage hinauszuschieben und die „Niederbeugung" Deutschlands, die ja seinerzeit zynisch von Washington aus verkündet worden war, in weiteren Angriff zu nehmen. Diese Note, wie alle Noten Wilsons in einem schwulstigen Stil abgefaßt, sagte u. a.: „Der Präsident empfindet es als seine Pflicht, zu sagen, daß keine Vereinbarung von der Regierung der Vereinigten Staaten angenommen werden kann, die nicht völlig befriedigende Sicherheiten und Bürgschaften für Aufrechterhaltung der gegenwärtigen militärischen Ueberlegenheit der verbündeten Armeen im Felde vorsieht Der Präsident hält es ebenfalls für seine Pflicht, hinzuzufügen, daß die Alliierten auf die Erörterung eines Waffenstillstandes sich nicht einlassen werden, solange die deutschen Streitkräfte die ungesetzlichen und unmenschlichen Handlungen fortsetzen, in denen sie noch immer beharren. Zur Vermeidung jeder Möglichkeit eines Mißverständnisses hält es der Präsident weiter für nötig, die Aufmerksamkeit der Regierung Deutschlands in feierlichster Form auf den Wortlaut und klaren Sinn einer der Friedensbedingungen zu lenken, die die deutsche Regierung soeben angenommen hat. Sie ist in der

*) Scheidemann, „Der Zusammenbruch", S. 177—184.

Digitized by Google

Ansprache des Präsidenten vom 4. Juli d. J. enthalten und lautet: Vernichtung jeder Willkür und Macht, die für sich allein und heimlich den Frieden der Welt stören kann, und wenn ihre Vernichtung jetzt nicht möglich ist, mindestens ihre Herabsetzung zur tatsächlichen Machtlosigkeit. Und die Macht, die bis jetzt die deutsche Nation beherrscht, ist von der hier beschriebenen Art." Diese Sätze enthalten bereits die Umrisse zum Schandfrieden von Versailles! Aber auch das Rezept für die — Revolution! Herr Wilson fährt nämlich fort: „Es liegt innerhalb der Wahl der deutschen Nation, diesen Zustand zu ändern. Der Präsident fühlt sich verpflichtet, zu sagen, daß die Durchführung des Friedens von der Bestimmtheit und dem zufriedenstellenden Charakter der Bürgschaften abhängt, die in diesen grundlegenden Fragen gegeben werden können. Es ist deshalb unbedingt nötig, daß die Alliierten wissen, mit wem sie es zu tun haben."

Man wird sagen müssen, daß diese Note eine Sammlung von Rabulistik, Verlogenheit und gleichzeitig von beleidigender Unverschämtheit darstellt, wie sie vollkommener nicht gedacht werden kann. Es gebührt ihr ein hervorragender Platz in der Geschichte hinterhaltiger diplomatischer Verhandlungen. Ja, diese „ehrlichen" Yankees!

Gleichzeitig mit ihr traf in Berlin eine Depesche des deutschen Gesandten im Haag vom 15. Oktober ein, die als Dokument erster Ordnung aus jener hochgespannten Zeit bezeichnet werden muß. Sie findet sich in dem Aktenstück Nr. 49 des Weißbuches und lautet: „Sir Francis Oppenheim (der bekannte „Agent" der englischen Regierung und Propagandagehilfe von Lloyd George) der auf Abfahrt nach England, aus Furcht, torpediert zu werden, wartet, erklärte in engem Kreise Folgendes: Lloyd George wünscht noch zwei Monate Krieg, weil Deutschland dann derartig besiegt sei, daß es alles annehmen müsse, was man ihm auferlegen werde. Er will daher Bedingungen stellen, die Deutschland nicht annehmen könne. Es sind u. a. die in den englischen Sonntagsblättern aufgeführten: Besetzung von Metz sowie der Rheinbrückenköpfe, Abrüstung der Flotte, Uebergabe der Unterseeboote usw. Er erwarte in Deutschland nach Ablehnug eine levée en masse und Kampf bis aufs Messer. Doch werde dieser Endkampf nur 14 Tage währen, worauf Zusammenbruch erfolge. England verstehe unter Abschaffung der Autokratie die

Digitized by Google

Abdankung des Kaisers." Diese Depesche zeigt die ganze Brutalität der „angelsächsischen Weltanschauung", als deren „Exponenten" Prinz Max Herrn Wilson in der „Frankfurter Zeitung" bezeichnet hatte. Gewiß gehörte er auch zu den „Exponenten" dieser Weltanschauung, aber der Hauptexponent blieb doch der Ministerpräsident Englands, das auch gleichzeitig der größte Schuldner Nordamerikas war. Im Mittelpunkt der angelsächsischen Weltanschauung stand schon seit Jahrhunderten in England das Geschäft, der Handel im Zusammenhange mit der fortschreitenden Eroberungsgier — England beherrschte 1/5 der gesamten Welt — deshalb hatte auch Herr Asquith bei Beginn des Krieges im Unterhause erklärt, das Geschäft gehe trotz des Krieges ungestört weiter In Nordamerika bildete seit dem Tode Washingtons analog der Dollar den Kern der Weltanschauung. Es liegen so viele einwandfreie amerikanische Zeugnisse vor, wie dort der Dollar, d. h die Bestechung und Korruption, die Politik machen, daß Prinz Max das wissen mußte. Er mußte auch wissen — und wenn er es nicht wußte, traf die Schuld dafür den deutschen Botschafter in Washington, den Grafen Bernstorf, der allerdings „amerikanisch" (seine Frau war eine Amerikanerin) und „demokratisch" gerichtet war —, daß Herr Northcliffe in Amerika ein ungeheures Bestechungssystem betrieb. Er hat selbst später im Unterhause erklärt, bei seiner Abreise aus Nordamerika habe er dort 150 Millionen Pfund für Propaganda ausgegeben und 10 000 Agenten zurückgelassen! Für Kenner der englischen Politik und ihrer Geschichte, die freilich vor und während des Weltkrieges in der Wilhelmstraße augenscheinlich nicht zu finden waren, erschienen „solche" Methoden selbstverständlich. Da aber jenes Dokument aus dem Haag blitzartig die „angelsächsische Weltanschauung" in ihrer ganzen Niedertracht beleuchtete — denn daß Wilson mit London und Paris unter einer Decke steckte, was seine „Noten" anging, war selbstverständlich —, so wurde sie vom Kriegskabinett einfach unterschlagen. Ich gebrauche absichtlich diese Bezeichnung, weil die Verheimlichung dieser Depesche gleichbedeutend war mit einer groben, unverzeihlichen Täuschung des deutschen Volkes darüber, was seine Feinde planten. Die Veröffentlichung derselben wäre der wirksamste Auftakt zu der „levée en masse", d. h. zu einem heldenhaften Aufraffen des deutschen Volkes zu dem Endkampfe gewesen, den die Feinde trotz der großen Worte von Lloyd George — der bekannte Militärschriftsteller und Kriegskorrespondent Oberst

Digitized by Google

Repington hatte ihn am 11. Februar 1918 in einem Zeitungsartikel einen „feigen Maulhelden" genannt — fürchteten, was später bekanntgewordene Erklärungen feindlicher Staatsmänner und Heerführer bestätigten.*) Trotz dieser „Enthüllung" der wahren Absichten der Feinde, brachte es Prinz Max noch fertig, auch weiterhin vom „Rechtsfrieden" und vom „Frieden der Gerechtigkeit" zu sprechen, wie wir noch sehen werden. Diese Tatsache allein würde schon genügen, um die vollkommene Unfähigkeit des Prinzen als Staatsmann darzutun. Es lag doch auf der Hand, daß die Feinde aus der Annahme von Bedingungen, die sie selbst für „unannehmbar" hielten, den moralischen Zusammenbruch Deutschlands und die Bereitwilligkeit der deutschen Regierung zu feiger Unterwerfung auf Gnade und Ungnade ableiten mußten! Von dieser Voraussetzung gehen denn auch logischerweise die weiteren Wilson-Noten aus. Ehe aber die deutsche Antwort auf die 2. Note erfolgte, fanden in Berlin am 17. Oktober zwei Sitzungen des „erweiterten Kriegskabinetts" statt, über welche Nr. 57 des „Weißbuches" nähere Auskunft gibt.*)

An dieser Sitzung nahmen außer den sämtlichen Mitgliedern des Kriegskabinetts noch teil: die Generale Ludendorff und Hoffmann, Oberst Heye, der Vizepräsident des Preußischen Staatsministeriums, der Staatssekretär des Kriegsernährungsamtes uned der Chef des Admiralstabes der Marine. Der Reichskanzler eröffnete die Sitzung mit den für seine „Mentalität" chraakteristischen Sätzen: „Wilson ist offenbar durch die amerikanischen Chauvinisten und den Druck Englands und Frankreichs in eine schwierige Lage geraten, und wie ich hoffe, hofft er selbst, daß wir ihm die Möglichkeit geben, mit uns weiter zu verhandeln und den Widerstand der Kriegstreiber zu überwinden. So stelle ich mir die Lage vor." Da kann man allerdings nur sagen: O heilige Einfalt einschließlich Herrn Solf als Außenminister!

General Ludendorff wurde dann ein militärischer Frage-

*) So erklärte Churchill im „Sunday Pictorial" am 12. Januar 1919: „Wir sind nur gerade durchgekommen. Je mehr wir über den Kampf erfahren, um so mehr erkennt man, an welchem kleinen, dünnen, gefährlichen Fädchen unser Erfolg hing."

*) Auch abgedruckt in Ludendorff, Heft 3, „Das Verschieben der Verantwortung", S. 93 u. ff. Der General bemerkt hierzu: „Ich habe zu dem Protokoll der Sitzung (gemeint ist die erste) nicht Stellung nehmen können und deshalb Anmerkungen beigefügt. Das Protokoll der 2. Sitzung vom 17. Oktober (Weißbuch Nr. 38) kann ich im einzelnen nicht anerkennen, solche Sprache führe ich nicht. Der Grundgedanke ist richtig wiedergegeben.

Digitized by Google

bogen vorgelegt, „um klarzustellen, ehe wir die neue Note an Wilson abgehen lassen, was die militärische Lage Deutschlands fordert". Der General bemerkte daraufhin mit Recht: „Der Krieg ist kein Rechenexempel. Es gibt im Kriege eine Menge Wahrscheinlichkeiten, Unwahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten. Was schließlich eintrifft, weiß kein Mensch." Es wurde dann die Möglichkeit besprochen, durch Heranziehen von Truppen aus dem Osten nach dem Westen die dortige Kampfkraft zu stärken, was verneint werden mußte, da diese Truppen — meistens Landwehr — keine Stoßkraft mehr besaßen, sondern nur noch in der Defensive verwendbar erschienen, außerdem waren sie im Osten unentbehrlich, um vor allem die Ukraine als Getreide- und Viehquelle behaupten zu können. Herr Scheidemann richtete an den General Ludendorff die Frage, „ob die Westfront noch drei Monate stehen wird, oder ob bis dahin ein Durchbruch erfolgt" worauf der General erwiderte: „Ich habe schon dem Herrn Reichskanzler gesagt, ich halte einen Durchbruch für möglich, aber nicht für wahrscheinlich. Wenn Sie mich auf mein Gewissen fragen kann ich nur antworten, ich fürchte ihn nicht."

Auf die Frage des Reichskanzlers, ob es technisch möglich sei, der O. H. L. das nötige Menschenmaterial zur Verfügung zu stellen, erklärte Kriegsminister Scheuch, daß er in absehbarer Zeit im ganzen dem Heere eine Verstärkung von 600 000 Mann zuführen zu können glaube. Auf die Zwischenfrage des Kriegsministers ob die O. H. L. auch berücksichtige, daß die Amerikaner immer noch mehr Ergänzungen bekämen wie wir, erklärte Ludendorff: „Man darf die Amerikaner nicht überschätzen. Sie sind wohl schlimm. Aber wir haben sie bisher immer abgeschlagen auch wenn wir sehr in der Minderheit waren." Bezeichnend für die Arbeitsmethode des „Weißbuches" ist, daß dieser hier unterstrichene Satz dort nicht wiedergegeben wird.

Was die Stimmung im Heere betraf — Scheidemann hatte auf dieselbe angespielt —, so stellte Ludendorff fest, „daß die schlechte Stimmung, die unzweifelhaft bei einzelnen Truppenteilen vorhanden sei, aus der Heimat ins Heer gekommen sei und jetzt umgekehrt die Stimmung, welche die Urlauber nach der Heimat bringen, recht schlecht ist. Ich habe mich sehr bemüht, sie zu heben, muß aber dringend bitten, nicht nur für Menschen sondern auch für die Stimmung zu sorgen. Von manchen Seiten ist uns berichtet, daß die Waffenstillstandsbedingungen jetzt sehr böse Folgen haben. In Belgien sagen die Leute, was sollen wir

Digitized by Google

uns hier jetzt noch schlagen, wenn wir es doch räumen müssen, und vor Verdun heißt es, was nützen unsere Opfer, wenn die Franzosen doch Elsaß-Lothringen kriegen. Menschen mit schlechter Stimmung können wir nicht gebrauchen. Man muß mit dem Geiste der Heimat rechnen."

Es ist dies hier erwähnt worden, weil offenkundig von den Parteien, die im Kriegskabinett tonangebend waren, schon seit Jahren nichts Ernstliches geschah, um die „Stimmung in der Heimat" mit allen Mitteln zu heben, ja, weil diese Stimmung sogar planmäßig von ihnen verdorfen wurde. Siehe u. a. die bereits erwähnte Schrift von Barth und das Buch des Generals v. Wrisberg.

Staatssekretär Haußmann behandelte die Stimmungsfrage in den Sätzen: „Kein Zweifel ist, daß das Parlament den Appell an das Volk in der allerstärksten Weise ergehen lassen wird und auch eine starke Wirkung erzielen kann. Die Bevölkerung ist nämlich erst durch den scharfen Ton der Wilsonnoten vor den ganzen Ernst der Lage gestellt worden. Daraus ergibt sich ein großer Widerspruch der Stimmung. Man könnte ihn heben, wenn unverschämte Forderungen, die in der Note zwischen den Zeilen zu lesen sind, deutlich hervorträten. Wieviel Tage haben wir nach dem Bedürfnis der Armee noch frei zum Führen von Verhandlungen? Davon hängt der Ton der Verhandlungen ab." Ludendorff erklärte hierauf: „Wenn die Armee über die nächsten vier Wochen hinüberkommt und es in den Winter geht, so sind wir „fein heraus". Wenn es gelingt, die Stimmung in diesen vier Wochen zu heben, würde das von außerordentlichem militärischen Werte sein."

Sehr verständig waren die Ausführungen des Vizekanzlers v. Payer, die darin gipfelten: „Wenn wir den Leuten sagen, daß wir als Nation vor allem auch wirtschaftlich zugrunde gerichtet werden sollen, es aber noch eine Möglichkeit gäbe, das abzuwenden, wenn Ihr durchhaltet. Wenn Ihr aber nicht noch ein paar Wochen durchhalten könnt, so müßt Ihr damit rechnen, halb und halb aus dem Kreise der Nationen ausgestrichen zu werden. Ihr müßt mit einer Belastung durch Entschädigungen rechnen, die uns erdrücken wird — dann könnte man die Leute noch einmal hochbringen. Wenn es gelingt, die Note so zu fassen, daß die Bevölkerung die Sicherheit entnimmt, wir sind zwar in einer schweren

Lage, aber wir werfen die Flinte nicht ins Korn — dann ist noch nicht alles verloren."

Ludendorff sagte hierauf: „Der Vizekanzler hat mir aus der Seele gesprochen. Es fragt sich nur, wie schaffen wir's? Da kann ich nur die Bitte wiederholen: Packen Sie das Volk! Reißen Sie es hoch! Kann das nicht Herr Ebert tun? Es muß gelingen."

Nachdem noch über die anderen Punkte des Fragebogens (Verpflegungsgelegenheit, allenfallsige Rückführung des Westheeres) hin und her geredet worden war, erklärte der Reichskanzler: „Als letztes Wort möchte ich mir folgende Frage erlauben: Wenn alle Maßnahmen getroffen werden, die Euere Exzellenz (gemeint ist Ludendorff) vorgeschlagen haben, wenn die Front für die nächsten Monate hält, sind dann Euere Exzellenz der Anschauung, daß wir dann im Laufe des nächsten Jahres eine Lage geschaffen haben werden, die besser ist als die, in der wir uns augenblicklich befinden? Wir müssen uns darüber klar sein, daß jede Kraftanstrengung, die wir jetzt machen, und die sich am Ende nicht bezahlt macht, eine Kraftverschwendung bedeutet und eine Lage schaffen würde, deren Verantwortung wir tragen, und der wir fest ins Auge sehen müssen. Können wir im nächsten Jahre den Krieg unter besseren Bedingungen beenden als jetzt?" Ludendorff gab die Antwort: „Jede Kraftanstrengung, die wir augenblicklich machen, verbessert unsere Lage." Als Admiral Scheer hierauf das Wort ergriff und bemerkte, „daß der Feind unseren U-Bootkrieg sehr spüre, und daß wir, wenn wir die Bedingungen annehmen, alles aus der Hand geben", wurde der Prinz ungnädig, indem er dem Admiral sagte: „Das ist keine Antwort auf meine Frage." Augenscheinlich war die U-Bootfrage „heyß Eisen" für das Kriegskabinett, denn es mußte herausfühlen, daß, wenn es in dieser Sache den Forderungen der Feinde nachgab, wir uns einer Waffe von allergrößter Bedeutung beraubten. Es wird darauf noch zurückzukommen sein.

Der Reichskanzler ergriff noch einmal das Wort, indem er sagte: „Die Lage ist also nicht mehr dieselbe, wie sie am 5. Oktober war, als wir veranlaßt wurden, den Friedensschritt bei Wilson zu tun."

General Ludendorff schreibt hierzu: „Hier drückt sich das vollständige Verkennen der Lage seitens des Reichskanzlers aus. Es handelte sich jetzt

Digitized by Google

doch darum, ob das deutsche Volk den Endkampf um Leben und Tod führen wollte. Ich ging deshalb auf jene Frage nicht ein, sondern gleich auf den Kern der Frage uned sagte: „Ich habe den Eindruck, ehe wir durch diese Note Bedingungen auf uns nehmen, die zu hart sind, müßten wir dem Feinde sagen: Erkämpft Euch solche Bedingungen!", und als Prinz Max meinte: „Und wenn er sie erkämpft hat, wird er uns dann nicht noch schlechtere stellen?", sagte der General: „Schlechtere gibt es nicht."

Zu erwähnen ist noch die Haltung des Staatssekretärs des Auswärtigen, Solf, denn man gewinnt doch bei Prüfung der inneren Geschichte des Kriegskabinetts den Eindruck, als ob Herr Solf ein Haupthindernis gewesen sei für eine gradlinige entschlossene Politik, daß er den ohne Zweifel an sich weichgearteten Prinzen Max ungünstig beeinflußte und so viel dazu beigetragen hat, die deutsche auswärtige Politik auf die schiefe Ebene steten Nachgebens zu führen, anstatt dem Grundsatze zu huldigen: „Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten!"

Am 17. Oktober war General Ludendorff, namentlich nach dem Versprechen des Kriegsministers, daß dem Heere 600 000 Mann zugeführt werden sollten, „hoffnungsfreudiger", was ihm den „Vorwurf" des Herrn Solf eintrug. Der General fuhr fort: „Ich sah leider klar in die Zukunft. Den Herren, mit denen ich sprach, ging das Blut noch nicht in Wallung. Sie wollten nicht sehen. Meine Stimmung war eine andere als die ihrige. Die militärische Lage war unsicher, und in die Ungewißheit des Krieges hinein war ein großer Entschluß zu fassen. Er war leichter als der Entschluß, Deutschland in die Revolution zu stürzen. Aber der erstere verlangte männliches Handeln; in den zweiten ließ man sich hineintreiben."*) Diese Sätze deuten zutreffend die Geistesverfassung und die Charakterbeschaffenheit der Herren des Kriegskabinetts an, von denen übrigens trotz des Namens „Kriegskabinett" nicht ein Einziger den Krieg kannte. Sie waren auch in dieser Beziehung „nur" Theoretiker, was Ludendorff gleichsam als Entschuldigung anführt, wenn er schreibt: „Wohl in ihrer Unkenntnis vom Wesen des Krieges sahen Reichskanzler und Staatssekretäre meine Aus-

*) „Das Verschieben der Verantwortung", S. 50/51.

Digitized by Google

führungen als unbestimmt, wechselnd und stimmungsmäßig an, oder wollten sie sie so ansehen. Demnach müssen meine Angaben vom 17. Oktober befriedigt haben. Es wurde doch von einem Anhören anderer Generale anscheinend Abstand genommen. Nur Dr. Solf, befangen in unbegreiflichem Argwohn, wir wollten die Lage verschieben, hielt solches zu einem späteren Zeitpunkt für nötig."

Anknüpfend hieran sei erwähnt, daß auf Drängen von Dr. Solf die Generale v. Mudr, v. Gallwitz und Gröner über ihre Auffassungen hinsichtlich der Kriegslage befragt wurden. Diese deckten sich jedoch — wohl zum Mißbehagen des Kriegskabinetts — durchaus mit denen des Generals Ludendorff.*) Selbst General Gröner, dessen spätere militärpolitische Rolle als Nachfolger Ludendorffs in den Tagen vor und während der Revolution durchaus nicht einwandfrei erscheint, sagte u. a.: „Was wir von der Heimat fordern ist nicht Kritik und Polemik sondern Stärkung und Stählung von Herz und Seele. **Wenn nicht schleunigst Wandel geschieht, richtet die Heimat das Heer zugrunde.** Das habe ich pflichtmäßig hier zu erklären. Des Generalfeldmarschalls und meine Gesamtauffassung ist: Der schlimmste Feind, dessen das Heer sich zu erwehren hat, ist die Entnervung durch die Einflüsse der Heimat, ist der drohende Bolschewismus.**)

Das ist dasselbe, was die O. H. L. der deutschen Regierung seit Jahr und Tag warnend und bittend vorstellte, jetzt wieder eindringlich am 17. Oktober dem versammelten Kriegskabinett. Stets ohne praktischen Erfolg. Selbst Prinz Max führte in der „Frankfurter Zeitung" am 9. August 1919 eine Aeußerung Groeners an: „Die Regierung habe die Verhetzung durch die heimatlichen Blätter und die Propaganda durch die feindlichen Blätter nicht in genügendem Maße gehindert und dadurch der Armee namenlosen Schaden zugefügt."

Das ist vollkommen richtig. Nur faßen jetzt die Herren Scheidemann und Erzberger im Kriegskabinett, von denen ersterer als einer der Führer der Sozialdemokratie an „der Verhetzung durch die heimatlichen Blätter" mittelbar seinen vollgerüttelten Anteil und Herr Erzberger als Propagandaleiter vor allem was

*) Weißbuch Nr. 86.
**) Weißbuch Nr. 100.

Digitized by Google

die Abwehr der feindlichen Propaganda anging eine geradezu klägliche Rolle gespielt hatte.*) Seitdem jene Herren Mitglieder der Regierung waren, geschah aber erst recht nichts Ernstliches, um jenem „namenlosen Schaden" entgegenzutreten. Im Gegenteil, er wucherte stärker als je unter der offenen Duldung der Regierenden.

In der Sitzung des „erweiterten Kriegskabinetts" am 17. Oktober war die an Wilson abzusendende Antwort besprochen worden. Dem Präsidenten sollte vorgeschlagen werden, durch die Herbeiführung eines sofortigen Waffenstillstandes den Greueln des Krieges Einhalt zu tun und seine Bedingungen unverhüllt zu nennen, wobei zum Ausdruck zu bringen sei, daß Deutschland nicht gewillt sei, sich entehrenden Bedingungen zu fügen. Da auch die U-Bootfrage bei der deutschen Antwort zu erörtern war, so hatte hierüber Admiral Scheer mitzusprechen. Hören wir über den Verlauf der außerordentlich wichtigen Angelegenheit den Admiral selbst:**) „Am 19. Oktober fand im Kriegskabinett Beratung über die vom Staatssekretär des Auswärtigen Dr. Solf vorgelegte Antwortnote statt. Die Note enthielt entgegen der Abrede vom 17. Oktober den Satz: „Der U-Bootkrieg wird jetzt nach dem Grundsatze des Kreuzerkrieges geführt unter Sicherstellung des Lebens der Nichtkombattanten."

Der Vizekanzler v. Payer trat diesem Entwurf auf das entschiedenste entgegen, da er eine vollkommene Schamade sei und unser bisheriges Verfahren als rechtswidrig hinstelle. In gleichem Sinne äußerten sich die Staatssekretäre Groeber und Erzberger.

Der von mir gemachte Gegenvorschlag hielt daran fest, daß der U-Bootkrieg nur für den Waffenstillstand als Gegenleistung geopfert werden dürfe. Die Mehrzahl der Regierungsvertreter stellte sich auf den vom Vizekanzler und mir vertretenen Standpunkt und Staatssekretär Solf erhielt den Auftrag, in der Nachmittagssitzung einen neuen Entwurf in diesem Sinne vorzulegen. Vor dem Eintritt in dieselbe waren die Gesandten Graf Wolff-Metternich, Graf Brockdorff-Rantzau und Dr. Rosen herangezogen worden, ihre Ansichten zu äußern, wobei die Vertreter der Marine zunächst nicht beteiligt waren. Ihre Ausführungen riefen bald eine völlige Wandlung in den Anschauungen des Kriegskabinetts

*) Siehe auch Reichsverderber I. Teil S. 36/39.

**) Admiral Scheer „Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg" S. 490/94.

Digitized by Google

hervor. Es drängte darauf, den U-Bootkrieg ohne Gegenleistung zum Opfer zu bringen. Ich betonte meine ernsten Bedenken gegen dieses gefährliche Zugeständnis nochmals, indem ich hervorhob, daß der Mangel an Befristung es Wilson ermöglichen werde, die Verhandlungen hinzuziehen. Ich drang jedoch mit meiner Anschauung nicht durch und auch die von der O. H. L. telegraphisch an den Reichskanzler abgegebene ausdrückliche Erklärung, daß sie keinesfalls auf den U-Bootkrieg zur Erzielung des Waffenstillstandes verzichten könne, vermochte nichts an der Entschließung des Kabinetts zu ändern. Da auch S. M. der Kaiser von den schwerwiegenden militärischen Folgen völlig überzeugt war, bemühte er sich noch persönlich, seinen Einfluß beim Reichskanzler zu einer Abänderung des Beschlusses des Kabinetts geltend zu machen. Es gelang jedoch dem Kaiser nicht, den Reichskanzler zu einer anderen Auffassung zu bringen, so daß mir S. M. sagen ließ, „der Reichskanzler habe ihm die Lage derartig vorgestellt daß der U-Bootkrieg preisgegeben werden müsse." Dieser Vorgang beweist, daß der Kaiser weiter nichts mehr war, als ein willenloses Werkzeug in der Hand des Reichskanzlers und seines Kriegskabinetts. Ich sage „willenlos", denn er gab in einer Frage, deren ungeheure militärische wie politische Bedeutung er selbst anerkannte, gleichwie sie von O. H. L. und Admiral Scheer überzeugend nachgewiesen war, also gegen seine innerste Ueberzeugung nach! Selbstgefühl sowie Verantwortlichkeitsgefühl auch Armee und Flotte gegenüber mußten damals dem Kaiser den Entschluß nahelegen, lieber die letzten Folgen zu ziehen, Reichskanzler und Kriegskabinett zu verabschieden, unter Umständen die Diktatur zu verfügen, als sich vor der Entschließung eines Mannes zu beugen, den er selbst noch vor vier Wochen als ungeeignet für sein Amt bezeichnet hatte. Man kann einwenden, daß der Kaiser ja selbst das „parlamentarische System" eingeführt habe und sich deshalb „verfassungsmäßig" zu fügen hatte. Formal ist das richtig, aber wenn es sich wie hier darum handelte, dem jetzt immer klarer erkennbaren Walten einer haltlosen, jeder großzügigen politischen Auffassung entbehrenden stets schwankenden Regierung ein Ende zu machen im Interesse des schwer bedrohten Vaterlandes, so durfte eben einem Monarchen, der wirklich von „Gottes Gnaden" war, im richtigen Sinne dieses Wortes —

Digitized by Google

nicht im theologisch-mystischen Sinne — die Wahl einer Entscheidung nicht schwer fallen. Einerlei, ob sie ernste Schwierigkeiten und augenblickliche Verwicklungen im Gefolge haben mußte. Was sich später am 9. November in Spaa wie in Berlin ereignete, war bei Lichte besehen weiter nichts als das logische Ergebnis der Gedankengänge des Kaisers, wie sie bei dem oben berührten Vorgang in die Erscheinung traten und die aus denselben geschöpfte Ueberzeugung des Reichskanzlers, daß der Kaiser auch „diesmal" — d. h. an jenem Unglückstage — nachgeben werde. Er hat sich ja leider darin nicht geirrt!

(Fortsetzung folgt.)

XXIV.

Wahrheit und Wahrhaftigkeit im öffentlichen Leben.

Von

Graf Hoensbroech.

Was ist Wahrheit? Wo ist Wahrheit? Beide Fragen sind mit Bezug auf unser öffentliches Leben nur zu berechtigt. In den „Streiflichtern" des März-Heftes (1922) habe ich gezeigt, wie sehr ein Teil der Presse aus parteipolitischen Gründen es an Wahrheit und Wahrhaftigkeit in zwei sehr bemerkenswerten Fällen hat fehlen lassen. Aber findet sich solches Versagen nur bei einem Teile der Presse? Man gestatte mir offene Worte.

Immer hat es Zeitungen gegeben, die von Unwahrheit und Lüge lebten, deren Geschäft es war, die Wahrheit auf den Kopf zu stellen, die Öffentlichkeit zu belügen. Solche Blätter sind heutzutage mehr denn je ins Kraut geschossen. Von ihnen ist nicht die Rede. Ich spreche von der sich ernst gebärdenden Presse, von der Presse der großen Parteien. Hand aufs Herz, Ihr Herren Schriftleiter, bietet Ihr in Eueren Blättern Volkswahrheit, die Wahrheit, wie sie in unserem Volke steht, über unserem Volke drohend hängt? Bietet Ihr die große Wahrheit, die ganze Wahrheit, die ungefärbte Wahrheit? Macht Ihr nicht aus der Wahrheit, diesem gerade in unserer schweren Zeit so unentbehrlichen Heilmittel, Partei„wahrheit", die

Digitized by Google

eben weil sie das ist, schiefe, verzerrte, vergiftende Anschauungen in unser armes Volk hineintragen muß? Euere Artikel dienen also nicht dem Volkswohle, sondern sollen, nach Euerem Wunsch und Willen, dem Parteiwohle dienen. Ihr glaubt zwar, damit dem Volkswohle zu dienen. Und doch müßtet ihr wissen, daß es ohne Volkswohl kein Parteiwohl gibt. Aber Ihr wähnt unbegreiflicherweise, daß aus Parteiwohl Volkswohl entsteht, während das Umgekehrte der Fall ist. Denn jede Partei, wenn sie lebendig und aufbauend sein soll, muß ihre Kraft ziehen aus den Kraftsäften des ganzen Volkes. Nun ist gewiß zuzugeben, daß über fast alle politischen, wirtschaftlichen, religiösen und kulturellen Fragen verschiedene Ansichten bestehen können und tatsächlich auch bestehen, daß also die „Wahrheit" über sie verschieden aussieht in den verschiedenen Köpfen, obwohl es auch hier nur eine Wahrheit geben kann. Aber — und nochmals sage ich: Hand aufs Herz, Ihr Herren —, seht Ihr nicht von vornherein alles durch die Parteibrille, legt Ihr nicht an alles den Partei-Maßstab, vergleicht Ihr nicht jede politische, wirtschaftliche oder kulturelle Bewegung mit den Parteigrundsätzen, und verkündet Ihr nicht erst nach diesem Partei-Sehen, Partei-Messen, Partei-Vergleichen die „Wahrheit"? Kann da etwas anderes herauskommen, als Partei-Wahrheit?

Die furchtbare Not, in die wir als Staat und Volk geraten sind, ist gewiß zunächst unserem Erliegen gegen die 20fache Uebermacht der Feinde und ihrer tierischen Grausamkeit und Habsucht zuzuschreiben, aber, daß die Not uns nicht zu einem Volk zusammengeschweißt hat, daß wir innerlich haltlos geworden sind, daß wir uns gegenseitig zerfleischen, daß deutscher Staat und deutsches Volk wie ein Schiffswrack auf den aufgepeitschten Wogen hilf- und steuerlos umhertreiben, daß es fast unmöglich geworden ist, Männer erstehen zu lassen, die von allen als Führer aus der Not anerkannt werden: dies entsetzliche innere Elend der Brüchigkeit, des wechselseitigen Mißtrauens, viel verhängnisvoller als das äußere, ist verschuldet durch Parteiunwesen und Partei„wahrheit", die schon vom zweiten Kriegsjahre an unser Mark als Krebsschaden zu zerfressen begannen. „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!", wie sagenhaft, wie unwirklich klingt das heute!

Diese Partei-„Wahrheit", d. h. diese Volksunwahrheit wurde dann von gewissenlosen Landesverrätern — aber es waren Parteiführer: Erzberger, Scheidemann, Vogt-

Digitized by Google

herr, Haase usw. — ausgebildet und als Giftstoff Heer und Flotte, und schließlich auch einem großen Teile des Heimatvolkes planmäßig eingeimpft. Nie genug können die Namen dieser Volksverräter gebrandmarkt werden. Und wie kam es, daß diese Deutschfeinde über den deutschen Geist siegten? Ueber die erbärmliche Schwäche der Bethmannschen Regierung nur ein Wort: auch sie wäre leicht beseitigt worden, wenn Presse und Parteien ihre vaterländische Pflicht getan, wenn sie einmütig, frei von Parteigeist die Wahrheit verkündet hätten: Säuberung des vaterländischen Bodens, wenn nötig durch Blut und Eisen, vom undeutschen, wenn auch deutsch geborenen Gesindel; Zusammenschluß aller über alle Parteizäune hinweg. Aber was mußte man erleben? Unseligen und schmählichen Kampf in den Zeitungen, Gezeter über Parteibenachteiligungen, jämmerliche Eifersüchteleien zwischen Partei-„Größen". Hierbei waren in erster Linie Blätter wie „Frankfurter Zeitung", „Berliner Tageblatt", „Vorwärts", „Germania" und ihre Gefolgschaften beteiligt, die nur ihre undeutsch-internationalen Ziele anstrebten. Und als dann der Zusammenbruch, vorbereitet durch Kommunisten, Zentrum, Sozialdemokraten, Demokraten im November 1918 erfolgte, wurde wenigstens dann von deutschnationaler und volksparteilicher Seite die Wahrheit ins Land gerufen: Bürgertum wache auf! Bilde eine deutsche Schlachtreihe gegen den inneren Feind!? Nichts davon! Das alte Parteiunwesen wurde wieder aufgerichtet, und die alten Parteiführer drängten sich wieder an die Spitze. Und immer ärger wurde es: je mehr die Feinde uns niedertraten, um so mehr zerfleischen sich die Getretenen. Wer ruhig überdenkt, was an Parteiverhetzung in den letzten Jahren geleistet worden ist, wie hämisch, wie entstellend führende Parteiblätter die „Bruderparteien" angreifen, der begreift allerdings, warum wir immer tiefer sinken, aber zugleich faßt ihn Scham und Zorn darüber, daß so etwas, solch ein Verkennen der Wahrheit und solch Unterlassen ihrer Verkündigung überhaupt möglich ist. Schon oft habe ich es an dieser Stelle ausgesprochen und seit vier Jahren spreche ich es wo immer ich Gelegenheit habe, aus: Fort mit Parteiunterschieden! In ruhigen Zeiten haben sie ihr Gutes; in Zeiten des rasenden Sturmes, wie heute, sind sie verhängnisvoll. Gibt es „Parteien" an Bord eines sinkenden Schiffes, wenn der Ruf ertönt: „an die Rettungsboote"? Deutschland ist ein sinkendes Schiff. Mache man sich das doch einmal wirklich

Digitized by Google

klar. Fort auch mit den politisch verbrauchten Parteiführern früherer Zeiten! So sehr der in den beiden großen nationalen Parteien gesammelte gesunde Teil unseres Volkes am Alten hängt, und es in geschichtlicher Würdigung seiner Größe und Gutheit zurückbegehrt, so sehr ist dieser gesunde Volksteil, aus dem unser Heil erstehen muß, sich doch bewußt, daß das bewährte Alte in neue Formen gegossen werden muß, und eine der neuen Formen, für eine ganze Reihe von Jahren muß die Bildung einer großen „Bürgerpartei" sein. Der jetzige Zustand: zwei sich befehdende Bürgerparteien, mit ihren feindlichen Parteizeitungen, ist Verderbnis. Die eine große „Bürgerpartei" würde schon allein nach dem Gesetze der Schwer- und Anziehungskraft, das auch in der Welt des Geistes herrscht, alle, in anderen Parteien (Demokratie, Zentrum, Sozialdemokratie) zerstreuten, noch deutsch fühlenden Männer und Frauen an sich ziehen, so die Kraft des deutschen Bürgertums vermehren, und die übrigen Parteien durch Aufsaugen ihrer noch gesunden Bestandteile schwächen und ihren undeutsch-internatinoalen Charakter scharf hervortreten lassen. Freilich: Eines ist dabei Grundbedingung. Diese eine Bürgerpartei muß das unumwundene, klare Bekenntnis zur Monarchie, selbstverständlich zu einer der Jetztzeit entsprechenden Monarchie ablegen. Und da ist der Deutschen Volkspartei und besonders ihrem ersten Führer der schwere Vorwurf zu machen, daß er, was Monarchie und Republik betrifft, unheilvoll schwankt. In der ersten Zeit der Umwälzung: Bekenntnis zur Republik (Jena), später: eingeschränktes Bekenntnis zur Monarchie (Dresden). Es liegt das wohl im Wesen dieses auf Kompromisse, auf „Wenn" und „Aber", auf „einerseits" „andererseits", auf nationalliberales „Hott" und „Hüh" eingestellten Mannes. Solche Naturen sind keine Führernaturen, besonders nicht in Zeiten, in denen alles „hart auf hart" geht und gehen muß. Neulich las ich in dem eigenartigen Buche von Waldemar Bonsels: „Menschenwege". „Das Kompromiß verdirbt uns. Die laue Mitte, sie ist die schleichende Seuche der Menschheit, die trübe Dämmerung der Seelen, nicht Tag und nicht Nacht: Weil du aber lau bist, habe ich dich ausgespien aus dem Munde." Bonsels denkt dabei an das Menschenleben überhaupt; auf das politische Leben passen seine Worte aber ganz besonders. Und wer die „lauen", die grundsatzlosen, Kom-

Digitized by Google

promisse schließenden Politiker „ausspeit", ist nicht der „eifernde Gott" der „Offenbarung" des Johannes, sondern das Zeitgeschehen; d. h. der Gang der Ereignisse läßt solche Leute erfolglos, wirft sie und ihr Tun zum alten Eisen. Also klare, scharf umrissene Bekenntnisse. Wer sie nicht ablegen kann, verschwinde von der politischen Bühne, so geschickt, so rednerisch begabt er sonst auch ist; er verwende seine Anpassungsfähigkeit in geschäftlicher Tätigkeit; dort ist er am Platze. Ich kehre zum Eingange zurück. Wo in unserem Blätterwalde ist die Stelle, die alle diese Wahrheiten ausspricht, betont, einhämmert? Wo ist die Zeitung, die auf ihrer ersten Seite, in fettestem Druck, Tag für Tag die Aufforderung ausspricht: Schafft die eine große Bürgerpartei? Viel des Gescheidten wird in Zeitungen geschrieben; das eine Notwendige, die Wahrheit fehlt. Man muß leider sagen: das öffentliche Leben, die durch die Presse erzeugte „öffentliche Meinung" sind durchsetzt und undchfasert von Unwahrheit, Entstellung, Unterschlagung. Nicht der gesunde Volksgeist herrscht, sondern der einseitige und deshalb stets unwahre Parteigeist. Deshalb der Mangel an sieghafter Kraft gegen den äußeren und gegen den noch schlimmeren inneren Feind. Sammeln wir uns nicht zur Wahrheit des geeinten Bürgertums, sonst sind wir verloren. Die französische und englische Sturmflut bricht von außen, die schwarz-rot-goldene Flut bricht von innen vernichtend über uns herein.

XXV.

Kritische Beiträge zum Weltkriege.

Von
Oberst Klehmet.

(Schluß.)

1. Stellungsbau.

Im Wesen der Pionierwaffe ist im allgemeinen sehr wenig aufbauende Tätigkeit begründet, das Zerstören liegt ihm näher; Brückenbauten und dergl. machen eine Ausnahme. In bezug auf aufbauende Tätigkeit den Pionieren einen höheren Rang, als anderen Waffengattungen zuzuweisen, ist jedenfalls nicht recht begründet und nur durch eine Eigentümlichkeit ihres

Digitized by Google

Offizierkorps und des Mannschaftsersatzes erklärlich. Die aktiven Pionier-Offiziere waren — früher in stärkerem Grade, als zur Zeit des Kriegsausbruches — zum großen Teil gleichzeitig Ingenieur-Offiziere, und auch die Pionier-Offiziere des Beurlaubtenstandes gehörten in recht breiter Schicht bautechnischen Berufen an. Die Waffe war aus diesem Grunde und wegen der Berufszugehörigkeit eines großen Teiles ihrer Mannschaften naturgemäß durchaus zu aufbauender Tätigkeit **befähigt**.

Es mag daher als genügend erklärlich hingehen, daß mit dem Beginn des Stellungskrieges die Pioniere in weitgehender Weise zu aufbauender Tätigkeit aller Art in und hinter den Stellungen verwendet worden sind, daß sie mindestens als Lehrmeister verwendet wurden. Was sich aber aus dieser anfangs berechtigten Verwendung im Laufe der Monate und Jahre auf sogenannten ruhigen Fronten entwickelt hat, trotzdem ihre Ersetzbarkeit auf diesem Gebiet durch vortreffliche Leistungen anderer Waffen erwiesen war, sofern man ihnen Gelegenheit zu selbstvertrauender Tätigkeit gab, kann nur als das Grab für die richtige Bewertung und Verwendung der Pioniere bezeichnet werden. Um das zu erläutern, kann ich mir die wesentliche Wiedergabe eines Berichtes über die im Frühjahr 1917 aufgetragene Besichtigung einer Pion.-Komp. nicht versagen:

„Die Kompagnie ist mit 2 Zügen in der Stellung der Brigade .... auf dem linken Flügel der .... Division eingesetzt, pp. Die Tätigkeit dieser beiden Züge besteht in der Hauptsache im Bau von Unterständen für Mannschaften, Beobachter und Maschinengewehre, sowohl in Gestalt minierter Stollen, wie solcher mit selbstgefertigten, abgebundenen Holzgerüsten. Der felsige Boden bedingt in beiden Fällen als Nebenarbeit Felssprengungen. Ferner werden behelfsmäßige spanische Reiter gefertigt, um fortgesetzt die Hindernisse vor der Front zu verstärken. Zu diesem Zweck sind beide Züge auf ihren langen Abschnitten in eine Anzahl kleiner Trupps aufgelöst. — Der 3. Zug ist in kleinen Trupps tätig an Straßenbauten und beim Bau eines kleinen Sägewerkes. — Die Aufteilung der Kompagnie in kleine Trupps ist aber viel weitergehend (es folgen Angaben über den Mannschaftsbedarf im eigenen Dienst der Kompagnie pp.). — Ein Urteil über den Ausbildungsgrad kann nur an den geleisteten Arbeiten gewonnen werden. Hiernach befriedigt er in jeder Weise. Das kann aber und wird wahrscheinlich ein Trugschluß sein; es ist vielmehr als sicher anzunehmen, daß die Ausbildung ganz einseitig ist, weil naturgemäß die Leute ihren Fertigkeiten, ihrem Zivilberuf ent-

Digitized by Google

sprechend, möglichst dort verwendet werden, wo sie Gutes leisten können. Eine Verallgemeinerung der Ausbildung, eine Ausbildung in z. Zt. nicht gebrauchten Dienstzweigen ist bei der seit vielen Monaten gleichen Verwendung der Kompagnie auch gar nicht möglich. Niemals tritt für die Kompagnie oder auch nur für einzelne geschlossene Teile derselben eine Pause in der täglich sich wiederholenden Beschäftigung ein. Damit an der Arbeitsstelle der Trupps keine Pause eintritt, wird den einzelnen Leuten wöchentlich 1 Ruhetag verschafft, den sie dringend benötigen zur Körperpflege und Sachenpflege. Eine Zusammenfassung dieser „ruhenden" Mannschaften, um mit ihnen auch mal anderen Dienst zu betreiben, wäre es auch nur Exerzieren, Turnen oder Schießen, ist unmöglich. — Ich halte es für notwendig, daß hierin Wandel geschaffen wird. Es muß möglich sein, daß wenigstens für geschlossene Teile der Kompagnie, Züge oder Halbzüge, monatlich einmal auf mehrere zusammenhängende Tage eine Unterbrechung des jetzigen Dienstes eintritt, um beispielsweise den Grund für die Stoßtrupp-Ausbildung zu legen, die für die Pioniere mindestens ebenso wichtig ist, wie für die Infanterie pp. — Bei größerem Selbstvertrauen der Infanterie auf eigenes Können wird es möglich sein, auf die jetzt immer noch weit verbreitet übliche Verwendung einzelner Pioniere als „Vorarbeiter" vielfach zu verzichten, damit die Pioniere in möglichst großen geschlossenen Trupps da eingesetzt werden können, wo es Besonderes zu leisten gilt, wo schnellere Förderung gewisser Arbeiten an Stelle der jetzigen tropfenweisen Erledigung nötig ist."

Das von dieser Kompagnie Gesagte war durchaus nichts Vereinzeltes, sondern leider typisch für die Verwendung von Pionier-Kompagnien im Verbande von Stellungsbesatzungen, die nicht wechselten. Das Schlimmste war, daß sich die Truppe selbst an diese Verwendung so gewöhnt hatte, daß sie sich selbst gar nichts anderes wünschte. Vielleicht hängt es hiermit zusammen, daß solche Vorstellungen wie die soeben wiedergegebenen, ohne jeden Erfolg blieben. Nicht viel besser stand es um die Pionier-Kompagnien, welche den fortgesetzt ihre Verwendungsstelle in der Gesamtfront wechselnden Divisionen angehörten, wenn die Division auf „ruhiger" Front eingesetzt war. Auch dann bestand die Tätigkeit der Pionier-Kompagnien fast lediglich in Stellungsbau-Arbeiten aller Art, sogar lediglich handwerksmäßiger Betonierungsarbeiten, die andere Verbände, andere Dienststellen mindestens ebenso gut hätten erledigen können. Auf solchen Frontstellen litt der Stellungsausbau unter dieser zu bemängelnden

Digitized by Google

Pionierverwendung sogar geradezu, weil sie vermutlich eine richtige, bodenständige Organisation dieses Dienstbetriebes mit verhindern half.

Denn es war ja interessant, aber vom Sachkenner-Standpunkt betrachtet wenig erfreulich, wie es in den Divisions-Abschnitten mit häufig wechselnden Divisionen trotz bodenständiger A. O. K.s und Generalkommandos zuging. Jede neue Division hatte natürlich andere Anschauungen über die Verbesserungen, die der Stellung nottat. Da nun aber die Zeit nie ausreichte, in den wenigen Wochen neueste Stellungsverbesserungen der einen Anschauung fertigzustellen, die nächste Division aber trotz aller Anordnungen von oben ihre eigene Anschauung mindestens durch passiven Widerstand, durch das Liegenlassen der angefangenen Arbeiten, der mit größten Mühen beschafften und angefahrenen Baustoffe, zur Geltung brachte, so wird es verständlich sein, wie dem zur Untätigkeit verurteilten Sachkenner bei solchen Zuständen zumute war. Daß die bodenständigen General-Kommandos diesen Vorgängen gegenüber versagten, mag neben anderen Ursachen daran gelegen haben, daß man die vielen Unfertigkeiten des Stellungssystems im Vergleich zu dem Betätigungsdrang der Divisionen für das geringere Uebel hielt, daß sie nicht von entscheidender Bedeutung waren. Das mag zutreffend sein; bestehen bleibt aber dann, daß um solcher Nebensächlichkeiten halber die Pioniere für ihre im Interesse der Gesamtheit liegende Fortentwicklung Wichtigeres unterlassen mußten.

Es lag spätestens im Herbst 1916 der Gedanke nahe, auf der Westfront den gesamten Stellungsausbau von den vordersten bis zu den rückwärtigsten Linien in die Hände einer straffen bodenständigen Organisation zu legen, ähnlich derjenigen, die uns im Frieden für den Ausbau der Landes- und Küsten-Befestigung gedient hat. Man brauchte nur den Heeresgruppen je einen General vom Ing.- und Pion. Korps geben, dessen Stellung dem Ingenieur-Inspekteur des Friedenszustandes entsprach, und den Generalen der Pioniere bei den A. O. K.s nebenamtlich eine selbständige dem Festungs-Inspekteur des Friedenszustandes entsprechende Stellung einräumen gegenüber den bei den Generalkommando-Bereichen nach Art der Friedensfortifikationen einzurichtenden Stellungsausbau-Behörden. Das Verhältnis dieser „Stellungsbau-Direktionen", die es auch mehrfach im Frieden für Festungsbauzwecke als „Festungsbau-Direktionen" gegeben hat, zu den Kommandierenden Generalen konnte völlig dem entsprechen, wie es im Frieden zwischen Fortifikationen und

Digitized by Google

Gouverneur bestand, das diesen mitverantwortlichen hohen Offizieren genügenden Einfluß sicherte. Die Stellungsbau-Direktionen waren den örtlichen Bedürfnissen entsprechend mit ihnen unterstellten Spezial-Arbeitstruppen, Armierungstruppen, Landsturmtruppen, Gefangenen-Abteilungen auszustatten, und konnten in rückwärtigen Stellungen auch mit Bau-Unternehmern nach Art der Friedensbau-Ausführungen arbeiten. Den Stellungsbesatzungen verblieben alsdann lediglich die Unterhaltungs-Arbeiten, die jede Truppe ausführen kann.

Als im Spätherbst 1917 die O. H. L. die Generale der Pioniere bei den A. O. K.s zu einem gewissen Einfluß behufs sachgemäßer Ueberwachung der Betonierungsarbeiten gelangen lassen wollte, stellte sich das als eine halbe, das heißt also unwirksame Maßnahme heraus; sie war eben mindestens 1 Jahr zu spät getroffen. Immerhin bewies sie, daß man an maßgeblicher Stelle zur Erkenntnis gekommen war, daß bisher auf diesem Gebiet zu vermeidende Versündigungen geherrscht hatten, zu deren Abstellung die bewährte Hilfe einer oft mit Unrecht verurteilten Organisation fehlte.*)

2. Sturmtrupps.

Als der Angriff des XVI. A. K. in den letzten Septembertagen 1914 in den Argonnen bei dem Bagatelle und dem Barricade-Pav. stockte, und der Kommandierende General, selbst keine 200 Meter von letzterem Pavillon entfernt, eine Erkundung in der Gefechtslinie verlangte, ob da nicht eine Aufgabe vorläge, die von den Pionieren zu lösen sei, wurde ihm nach kurzer Zeit gemeldet: „Hier hilft nur eins: die Handgranate!" Sie trat durch die 1./Pi. 16 in Kraft, und mit ungeahnter Schnelligkeit wuchs ihre Bedeutung. Am selben Abend wurde, ausdrücklich mit dem Be-

*) Als bei einem englischen Angriff im Herbst 1917 eine unbenutzt gebliebene Baugrube für einen Betonbau sich zufällig als Tankfalle bewährt hatte, wurde bei einer Besprechung dieses Vorganges etwas hochmütig von der Betonbau-Wütigkeit der Ingenieur-Offiziere gesprochen, die beim Bau der Siegfried-Stellung sich in dieser Richtung viel mehr vorgenommen hätten, als ausführbar gewesen sei. Inwieweit dieser Vorwurf berechtigt ist, ist mir nicht bekannt, wohl aber, daß im Spätherbst 1916 für den Ausbau neuer, rückwärtiger Stellungen Anordnungen der O. H. L. getroffen worden sind, die auch wohl für den Bau der Siegfriedstellung maßgeblich gewesen sein dürften, und die in bezug auf den Bau von Unterständen und ihre Herstellungsfrist Forderungen stellten, die nach Maßgabe der verfügbaren Arbeitskräfte, Baustoffe und Transportmittel für ihre Heranschaffung von Ingenieur-Offizieren nach den ersten Entwurfsbearbeitungen sofor als unerfüllbar bezeichnet wurden und sich auch tatsächlich als unausführbar erwiesen haben.

Digitized by Google

fehl, 200 Handgranaten mitzubringen, die noch zurückgehaltene 3./Pi. 16 in der Nähe des Bagatelle-Pav. mit bestem Erfolg eingesetzt, und nach etwa drei Monaten mußte eine Pionier-Kompagnie für einen begrenzten Angriff im Bereiche e i n e s Brigade-Abschnittes über 20 000 Handgranaten bereitstellen! Aehnlich mag es auf anderen Kampffronten zugegangen sein.

Die Handgranate in ihrer ursprünglichen Gestalt verdankte ihr Dasein den Erfahrungen fremder Kriegführung; sie war gewissermaßen das kleinste Exemplar der sogenannten „Hausschlüssel des Pioniers", die nach Anleitung ihrer Sonder-Vorschriften von den Pionieren selbst behelfsmäßig angefertigt wurden. Erst die allgemeine große Nachfrage zeitigte heimische Fabrikware, die erst nach und nach die notwendige Zuverlässigkeit besaß. Es war begreiflich, daß bei der Infanterie sehr bald das Verlangen bestand, selber diese nützliche Waffe des Nahkampfes zu gebrauchen. Es war aber auch richtig, daß der Pionier-Kommandeur vor einer zu allgemeinen Verwendung dieser Handgranate jener Zeit warnte; teils daraufhin, teils auf Grund übler Erfahrungen blieb denn auch bei der Infanterie lange Zeit die Handgranate die Ausrüstung weniger, besonders gekennzeichneter „Handgranatenwerfer", blieben hauptsächlich die Pioniere die Bahnbrecher bei den zahlreichen kleinen Angriffs-Unternehmungen des Stellungskampfes der ersten Zeit.*)

Auch die Flammenwerfer traten schon in den ersten Tagen des Oktober 1914 bei Bagatelle-Pav. in Tätigkeit, ohne sich aber beliebt zu machen. Weder die Oertlichkeit noch die damalige Kampfführung, auch wohl ihre eigene damalige Unvollkommenheit waren ihrer Verwendung günstig, und sie verschwanden einst-

*) Wie erhebend von verständnisvoller Führerstelle die ganze damalige Pioniertätigkeit beurteilt wurde, möge der prächtige Brief eines Brigade-Abschnitts-Kommandeurs aus den Argonnen nach einem größeren Erfolge am 8. 1. 15 dartun:

Gefechtsstand 10./1.

Hochverehrter Herr Oberstleutnant!

Es ist für mich ein Bedürfnis und eine Pflicht, Ihnen zu sagen, welche hervorragende Dienste mir hier die 1./Pi. 16 seit Anfang an in unermüdlichem Fleiß geleistet hat. Hptm. Schimpff, alle Offiziere der Kompagnie, wie sämtliche Unteroffiziere und Mannschaften haben Tag und Nacht helfend und fördernd eingegriffen, wo es nur möglich war, und sind hier Erfolge gewesen, so verdanken wir es d e n P i o n i e r e n g a n z b e s o n d e r s.

Ihnen, hochverehrter Herr Oberstleutnant, dafür noch meinen besonderen Dank!

In dankbarer Verehrung

Ihr L o e b.

Digitized by Google

weilen, um erst in größerer Vervollkommnung technischer und organisatorischer Natur später wieder aufzutreten. Daraus erklärt es sich wohl, daß sie fest in der Hand einer Pionier-Sonder-Formation geblieben sind, die späterhin bei unzähligen Unternehmungen mit kleinen Abkommandierungen beteiligt gewesen ist, dann meist mit „kleinen" Flammenwerfern mitwirkte. Daß ihr bevorstehendes Auftreten lange Zeit immer mit einer gewissen eifersüchtigen Heimlichkeit umgeben wurde, war wohl überflüssig.

Es ist das Verdienst des „Sturm-Bataillons Rohr", ursprünglich ganz und später zum großen Teil eine Pionier-Formation, die aber erst durch ihren vortrefflichen Infanterie-Kommandeur ihre große Bedeutung erlangt hat, systematisch den Gebrauch von Handgranate, Handgranaten-Angriff und überhaupt alles dessen, was zur Durchführung des Inf. Nahkampfes im Stellungskrieg gehört, durchgebildet zu haben. Es kann zweifelhaft sein, ob der Wert dieses Bataillons größer war, in den glänzenden Leistungen seiner Stoßtrupps, die es zu zahlreichen Angriffen, besonders in den Kämpfen um Verdun, gestellt hat, oder in seiner Eigenschaft als Lehrtruppe. Nach seinen Erfahrungen wurden alsbald die zahlreichen Rekruten-Depots und in Ruhe befindliche Teile der Kampftruppe hinter der Front der 5. Armee ausgebildet; die anderen Armeen folgten.

Nach dem Muster dieses Bataillons sind andere Sturm-Bataillone entstanden, und zwar als Infanterie-Formationen unter Ausschaltung der Pionier-Beteiligung. Das mag wieder eine Folge der zahlenmäßigen Unzulänglichkeit der Pioniere gewesen sein, läßt aber auch die Wesens-Verkennung der Pioniere erkennen, die immer mehr für die Aufgaben der passiven Verteidigung in Anspruch genommen wurden, wie oben ausgeführt worden ist. Man hätte gar keine Sonder-Sturm-Formation, außer dem Lehr-Bataillon Rohr gebraucht, wenn die Pioniere allgemein ihrer Natur entsprechend vorzugsweise für diese Kampfaufgaben des Stellungskrieges bestimmt worden wären. Jede Division konnte in ihrem Pionier-Bataillon ein Sturm-Bataillon besitzen, das in seinen leichten Minenwerfern, in Handgranaten und allen sonstigen Nahkampfmitteln, mit 1 bis 3 leichten Flammenwerfern pro Kompagnie dauernd ausgestattet, alles besaß, um jederzeit im Divisionsbereich nach dem Muster des Bataillons Rohr handelnd oder belebend aufzutreten. Es ist einleuchtend, daß bei so zahlreichen Sturm-Bataillonen sich viel mehr Fortschritte auf diesem Gebiet des Stellungskrieges herausbilden konnten, wie bei den nur wenigen Sturm-Bataillonen. Es besaßen ja die Pioniere

Digitized by Google

von ihren Friedensübungen her bereits Kenntnisse, die den Infanterie-Formationen nicht ohne weiteres geläufig waren. So wurde, um ein krasses Beispiel zu nennen, im Herbst 1917 von einem Sturm-Bataillon als neueste Erfindung eine gestreckte Ladung zur Herstellung einer Gasse in einem Drahthindernis vorgeführt, wie sie bereits vor mehr als 20 Jahren bei den Pionieren zu gleichem Zweck nach einer Sonder-Vorschrift der Pioniere, der Pionier-Sturm-Anleitung empfohlen und verwendet wurde.

3. Minenwerfer.

Der Stellungskrieg setzte im Jahre 1914 von Anfang an mit Erscheinungen ein, die außer den Pionieren keine andere Waffengattung zum Gegenstand ihrer Friedensübung gemacht hatte. Man lag sich auf so nahen Entfernungen gegenüber, wie sie nicht einmal im Festungskrieg von allen verantwortlichen Stellen des Heeres für möglich gehalten worden waren. Das war ein Ergebnis richtig angewendeter Spatenarbeit in Verbindung mit der hohen Wirksamkeit von Gewehr und Maschinengewehr; erst nach und nach wurde die Spatenarbeit durch Hindernismittel aller Art vor den Grabenstellungen ergänzt.

Schon lange Jahre vorher war bei den Pionieren und ihren Sonder-Behörden, insbesondere bei dem vielfach so sehr zu Unrecht geschmähten Ingenieur-Komitee, ins Auge gefaßt, daß solche Erscheinungen im Kriege möglich seien. und auf ihre Ueberwindung hingearbeitet worden. Als hierbei auch mit der Geschütz-Fabrikation in Verbindung getreten wurde, um ein für das präzise Werfen großer Sprengladungen auf kleine Entfernungen geeignetes mörserartiges Gerät zu bekommen, wurde vom Kriegsministerium auf Betreiben artilleristischerseits dagegen Einspruch erhoben mit dem Bemerken, daß Geschütz-Konstruktionen Sache der Artillerie-Behörden sei.

Es muß als ein außerordentlich verdienstvolles Unterfangen des Ingenieur-Komitees bezeichnet werden, daß es sich durch solches — man kann es kaum milder bezeichnen — kleinliches Denken der maßgeblichen Stelle nicht hat abhalten lassen, die Sache weiter zu betreiben. Allerdings wurde aus diesem Grunde der ganz widersinnige Name „Minenwerfer" erfunden.

Bei Kriegsausbruch besaßen die Pioniere bereits „schwere" und „mittlere" „gezogene" und „leichte glatte" Minenwerfer; die Konstruktion des „leichten gezogenen" Minenwerfers war abgeschlossen oder dem Abschluß nahe. Die Kinderkrankheiten hatten alle diese Geräte, vor allen Dingen ihre Munition, noch nicht

Digitized by Google

überwunden, auch entsprach weder die Bestandszahl noch die Möglichkeit der Anfertigung dieser Geräte dem schnell sich einstellenden großen Bedürfnis. So kam es, daß der Krieg selbst eine große Zahl verschiedenster Geräte schuf, die alle dem gleichen Zweck zu dienen bestimmt waren. Es war begreiflich, daß diese Geräte fast ausschließlich den Pionieren und ihren Dienststellen im Felde und in der Heimat ihre Entstehung verdankten, und ihren Formationen im Felde zugingen.

Dieser Zugang erfolgte aber in recht verschiedener und teilweise wenig glücklicher Weise. Während man die schweren und mittleren gezogenen Minenwerfer den bereits im Frieden mit ihnen vertrauten 4. Kompagnien der Pionier-Regimenter beließ, und außerdem bereits im Oktober 1914 an gewissen Stellen, z. B. in den Argonnen, neue mit mittleren gezogenen Minenwerfern bewaffnete Pionier-Formationen schuf, wurden leichte glatte M. W., leichte und schwere Ladungswerfer und andere Konstruktionen aller Art sämtlichen Pionier-Kompagnien unmittelbar oder über die Pionierparks zugewiesen. Das war alles im allgemeinen den Verhältnissen entsprechend. Ganz verfehlt war es aber, daß man zuerst Sonder-Formationen mit mittleren glatten und später solche mit leichten gezogenen Minenwerfern ins Feld sandte. Diese lächerlich kleinen Formationen waren ebensowenig selbständig lebensfähig, wie die inzwischen mit unzureichenden Etatszahlen entstandenen Formationen mit schweren und mittleren gezogenen Minenwerfern. Zum großen Teil müssen alle diese Fehlerhaftigkeiten auf die wiederholt bereits erwähnten Friedens-Versündigungen an der Pionierwaffe zurückgeführt werden: der unzulänglichen Zahl der Friedens-Pionier-Formationen entsprach die unzureichende Zahl an Ersatz-Formationen und Beurlaubtenstand.

Zweifellos wäre es richtiger gewesen, von der Schaffung dieser kleinen Verbände Abstand zu nehmen, und insbesondere die leichten gezogenen Minenwerfer den Pionier-Kompagnien unmittelbar zuzuführen. Der gegen diesen Vorschlag s. Zt. geltend gemachte Umstand, daß die Beschaffung gerade dieser Waffe und ihrer Munition nur sehr spärlich zu bewirken wäre, kann als stichhaltig nicht anerkannt werden, ist späterhin ja auch völlig fortgefallen. Es war ja nicht notwendig, bei allen Pionier-Kompagnien gleichzeitig die 6 etatsmäßigen leichten glatten Minenwerfer durch gezogene zu ersetzen; schon eine Zuweisung von zunächst nur 2 gezogenen M. W. für eine Kompagnie wäre besser gewesen, als die fortgesetzte Erhöhung der Ausstattung mit leichten glatten, von denen einzelne Kompagnien 1915 in den

Digitized by Google

Argonnen bis zu 12 Stück und noch mehr verwendeten. Denn diese leichten glatten Minenwerfer blieben auch in ihren besten Konstruktionen eine zu langsam feuernde und für die eigene Truppe recht gefährliche Waffe mit nur geringer Schußweite und Treffsicherheit. Man entschloß sich leider, die leichten gezogenen Minenwerfer lediglich den allmählich zu besseren Etatsverhältnissen gelangenden Minenwerfer-Formationen zuzuweisen, die auch die schweren und mittleren Minenwerfer führten.

Daß die Minenwerfer-Formationen sich in ziemlich selbständiger Weise innerhalb ihrer Zugehörigkeit zur Pionierwaffe entwickelten, war im allgemeinen zweifellos zum Nutzen der Waffe. Sehr bald war es möglich geworden, neben den zur Verfügung der O. H. L. stehenden, und dauernd sich vermehrenden Minenwerfer-Bataillonen, jeder Division eine Minenwerfer-Kompagnie zuzuteilen. Aber je mehr diese jüngste Waffe sich zur Geltung zu bringen verstand, um so mehr erwies sich ihre zahlenmäßige Unzugänglichkeit, besonders in bezug auf die leichten gezogenen Minenwerfer. Anfertigungsschwierigkeiten gab es bald nicht mehr, wenigstens nicht für die Werfer selbst. Aber mit deren Vermehrung vermochte die Herstellung ihrer Munition in keiner Weise genügend Schritt zu halten. Daraus ergab sich eine Verkennung der Sachlage, die sich in dem Plan einer außerordentlich hohen Verstärkung der leichten Minenwerfer — auf 18 oder 24 Stück neben 9 oder 12 mittleren oder schweren — bei den Divisions-Minenwerfer-Kompagnien anfangs 1916 zu erkennen gab; der Plan mußte als ein organisatorisches Unding fallen gelassen werden. Es war ja begreiflich, daß man die an sich geringe Wirkung des einzelnen Schusses dieser leichten Minenwerfer durch Massenfeuer verbessern wollte, man bedachte aber nicht, daß hierfür viel nötiger große Munitionsmengen waren. Die hohe Feuergeschwindigkeit des leichten gezogenen M. W. machte in erheblichem Maße die Vereinigung einer übertrieben großen Zahl dieser Werfer in den Stellungen entbehrlich.

Auf Grund solcher Erwägungen wäre es spätestens im Frühjahr 1916 noch einmal möglich gewesen, der ganzen Minenwerfer-Organisationsfrage eine Richtung zu geben, die für die Stammwaffe ebenso nützlich gewesen wäre, wie für die Tochterwaffe. Vorweggenommen sei das später erwogene Ausscheiden der mittleren gezogenen Minenwerfer, die ja entbehrlich wurden, sobald die schweren ihnen an Schußweite nicht mehr nachstanden. Führten die Div. Minenwerfer-Kompagnien je 9 oder 12 schwere gezogene Minenwerfer und gab man den Pionier-Kompagnien unter

Digitized by Google

Abnahme aller sonstigen Werfer je 6 leichte gezogene M. W., so würde sich vermutlich später erübrigt haben, die Infanterie bei ihrer ohnehin schon durch allerlei Abgaben so stark in Anspruch genommenen Iststärke noch durch die Minenwerfer-Formationen bei den Infanterie-Bataillonen zu belasten. Die Pionier-Kompagnien aber würden schon infolge ihrer Bewaffnung mit den leichten gezogenen Minenwerfern nicht aufgehört haben, für die Division das zu sein, was ihrer Wesensart entspricht, eine Kampftruppe! Wahrscheinlich würde man späterhin die Erfahrung gemacht haben, daß 18 leichte gezogene Minenwerfer der 3 Kompagnien des Pion. Batls. bei ausreichendem Munitionsersatz eine im allgemeinen völlig ausreichende leichte Wurffeuerkraft für eine Division darstellten, jedenfalls eine zuverlässigere, als die doppelte Zahl Werfer mit ewigem Munitionsmangel. Der weitere Vorteil sei nur gestreift, der sich aus einer Angliederung der M. W.-Kompagnie an das Pion. Batl. dadurch ergeben mußte, daß der diensterfahrene Pion. Batls. Kdr. damit ohne weiteres die verantwortliche Zentralstelle für den gesamten M. W.-Einsatz der Div. wurde.

4. Schlußbemerkungen.

Außer einer Sonder-Vorschrift der Pioniere, der Pontonier-Vorschrift, beschäftigte sich auch die für die ganze Armee gleich gültige Vorschrift „Feld-Pionierdienst aller Waffen" mit dem Ueberwinden von Flußläufen in recht beherzigenswerter Weise. Trotzdem darf wohl als feststehend behauptet werden, daß einem recht großen Teil des Heeres, von hohen Führern bis zum Zugführer herab, dieses Gebiet militärischer Wissenschaft ziemlich fremd war, weil weder Exerzier-Reglement noch Felddienst-Vorschrift sich mit derartigen Kriegsaufgaben befaßten. Nur bei den Pionieren waren sämtliche Offiziere auf diesem Gebiet ebenso zu Hause, wie auch auf dem des Stellungskrieges, der gleichfalls dem überwiegenden Teil der Armee so fremd war. Man darf das auf die Rechnung der Sonder-Vorgesetzten dieser Waffengattung setzen, die, weit entfernt von einer ganz irrigen, aber in der Armee weit verbreiteten Anschauung, in traditioneller Gründlichkeit dafür gesorgt haben, daß die Waffe nicht in Einseitigkeiten der Friedensausbildung stecken geblieben ist, daß insbesondere die Offiziere eine außerordentlich vielseitige, auf alle Möglichkeiten des Krieges gerichtete allgemeine Bildung in den Ernstfall des Krieges mitbrachten.

Bei vielen Kommandostellen war man sich über diese Tatsache nicht im Unklaren. Darauf ist es gewiß zurückzuführen, daß an-

gesichts solcher Aufgaben, wie dem Maasübergang, und später denen des Stellungskampfes, dem Pionier ein so maßgebliches Hervortreten eingeräumt wurde, das mit der häufigen Zurücksetzung im Frieden wenig in Einklang war. Eine solche Bewertung des Pioniers war ebensowenig nötig, und demgemäß zu loben, wie es die früher zu Friedenszeiten gegenteilige war. Der berechtigte Waffenstolz müßte den Standpunkt allgemein zulassen, daß alle Waffengattungen grundsätzlich gleich viel wert sind. Bekanntlich ist eine gewisse Abstufung in der Bewertung der Waffengattungen z. B. nach Maßgabe ihres Berittenseins nicht ohne handgreifliche Nachteile, sobald in der Waffe selbst dadurch Ansichten aufkommen, nach denen die eigene Waffe beim Schwanz der Stangenpferde aufhört, anständig zu sein. Der Waffenstolz darf lediglich dazu führen, innerhalb der Waffe das Höchste zu leisten auf dem Gebiet, das ihr im Rahmen der Allgemeinheit und für das innigste Zusammenwirken mit ihr vorbehalten ist. Nach diesem Grundsatz haben die Pioniere traditionell im Frieden sich vorbereitet, im Kriege gehandelt. Daß dieser Grundsatz aber in der ganzen Waffe im ganzen Heere, gleichmäßig hochgehalten war, das verdankte sie ihrer Zusammenfassung unter besonderen Waffenvorgesetzten außerhalb des Korpsverbandes.

Das Bild, welches man sich nach Maßgabe der obigen Auseinandersetzungen von der äußeren und inneren Gestaltung der Pioniere nach dem Herzen des Verfassers machen kann, bedarf noch einiger Ergänzungsangaben. Wenn eines Tages das Volksheer wieder aufgebaut wird, möge man die bewährte Organisation des Ingenieur- und Pionierkorps nicht vergessen. Studium der Kriegserfahrungen und Technik werden dafür sorgen, daß ein Ausgleich für die richtige Bewertung aller Fortschritte auf dem Gebiet des Kriegswesens wieder zustande kommt, und so werden auch eines Tages wieder Festungen gebaut werden. Möge dann die vor 1914 bewährte Zusammengehörigkeit von Ingenieurkorps und Pionierkorps wieder auferstehen.

Auch die Vereinigung mehrerer Divisionen im festen Korpsverband wird wieder auferstehen, und das möge für die Pioniere im Rahmen ihrer bewährten höheren Friedensorganisation von 1914 die Zusammenfassung der Divisions-Pionier-Bataillone zu einem Regimentsverband des Armeekorps bringen, dem außerdem ein Minenwerfer-Bataillon zu mindestens 4 Kompagnien angehören müßte. Bei der Mobilmachung würden aus den Pionier-Bataillonen die erforderlichen ferneren Pionier-Bataillone für die — um den geläufigen Namen anzuwenden — Reserve-

Digitized by Google

Divisionen und die Pontonier-Formationen hervorgehen müssen, während vom Minenwerfer-Bataillon die nach Abgabe der Divisions-Minenwerfer-Kompagnien verbleibenden Kompagnien zu den Armee-Minenwerfer-Bataillonen zusammenzutreten hätten. An weiteren mobilen Formationen würde bei der Division je 1 Pion. Mun. Kol. aus zweispännigen Fahrzeugen für Nahkampfmittel, Handgranaten, leichte und schwere Wurfminen vorhanden sein müssen.

Beim Armeekorps würden nötig sein: 1 Leuchtmittel-Abt. mit fahrbaren Feld-Scheinwerfern, tragbaren (Hand-) Scheinwerfern, sonstigem Leuchtgerät und Signalgerät aller Art, 1 Pionier-Munitions-Kraftwagen-Kolonne und 1 Stellungskampfgerät-Kraftwagenkolonne nebst einer Park-Kompagnie. Denn auch der abscheuliche Stellungskampf dürfte bei Deutschlands zentraler Lage in Europa vielleicht in einem Zukunftskriege uns nicht erspart bleiben, und es dürfte jedenfalls gut sein, auf solche Möglichkeit besser eingerichtet zu sein wie 1914. In dem Kommandeur des Pionier-Regimentsverbandes besäße übrigens das Armeekorps nötigenfalls sogleich seinen Stellungsbau-Direktor, sobald ein Beharrungszustand auf der Gefechtsfront eintritt.

Die Zeiten von Mollwitz, wo Preußens Infanterie allein trotz der Niederlage der Kavallerie den Sieg errang, und von Hohenfriedeberg, wo der Kavallerie des großen Königs der größte Anteil am Siege zufiel, sind endgültig vorüber. Es wird auch nicht zutreffen, daß die Panzer-Kraftwagen und die Luftgeschwader allein die Entscheidung künftiger kriegerischer Auseinandersetzungen bringen werden. Ihr Vorhandensein wird die Gegenmittel zu ihrer Bekämpfung zeitigen, und sie werden nicht die allein ausschlaggebenden Kampfmittel sein, zu denen ihre phantastischen Vorkämpfer sie stempeln möchten. Nur im Zusammenwirken aller Waffen kann heute der Sieg errungen werden. Auch den Pionieren wird ihr Anteil an kriegerischen Entscheidungen verbleiben, wie im Herbst 1914 und später, obwohl sie sich niemals über die Tatsache hinweggesetzt haben, daß sie nur eine Hilfswaffe sind. Aber auch einer Hilfswaffe muß gegeben werden, was ihr gebührt, wenn sie ihre Schuldigkeit in vollem Maße soll tun, ihren Zweck erfüllen können. Mögen diese Zeilen zu der Erkenntnis beitragen, was den Pionieren gegeben werden muß; vor allen Dingen gehört dazu, daß ihnen volles Verständnis ihrer Wesensart entgegengebracht wird.

Digitized by Google

XXVI.

Tatchristentum und Zentrum.

Eine christlich-politische Zeitbetrachtung.

Es ist doch eigenartig und auffallend, wie nun das Zentrum, das doch im allgemeinen den positiven, streng katholischen, allein seelig machenden Christenglauben vertritt und für sich beansprucht, fast ausnahmslos allen Kapitulationen seit dem Weltkriege, kürzlich auch wieder der Teilung Schlesiens zugestimmt hat und mit der Linken und im Wesentlichen in deren Sinne regiert bezw. von ihr beherrscht wird. Allerdings hat schon Bismarck ein solches Zusammengehen mit der Sozialdemokratie vorausgesagt. Es ist bezeichnend, aber auch erschütternd, daß jetzt, in dieser gottverlassenen Zeit, im Reiche gerade die Parteien im Kabinett sind, die Bismarck einst in seinem Unmute über ihre verneinende, vielfach sogar antinationale oder internationale Politik in gewissem Sinne Reichsfeinde genannt hat, und daß gerade die Partei, schon seit Einleitung des Zusammenbruchs, vorherrschend und maßgebend ist, von der und ihrem Gefolge er gesagt hat, er rechne sie nicht zu den Deutschen. Es war daher auch immer sein heißes Bemühen, sie nicht zur Herrschaft und damit zu einer furchtbaren Gefahr für das Deutsche Reich und das deutsche Volk kommen zu lassen. Als man ihm aber bei der Jesuitenfrage sagte, die Jesuiten würden die Klippe sein, an der die Sozialdemokratie scheitere, rief er aus: „Nein! Das glaube ich nicht, die Jesuiten werden schließlich die Führer der Sozialdemokratie sein!“ Wer denkt da nicht an Erzberger, Wirth usw., auch wenn sie keine geistlichen Jesuiten sind? Freilich sind sie jetzt die Geführten! Dies alles in einer Zeit höchster völkischer Not und Knechtschaft, wo Zerrissenheit und Uneinigkeit, Mangel an Vaterlandsliebe und gottloser Knechtssinn in gleichem Verhältnis zu dieser Not und Knechtschaft stehen, und höchste Vaterlandsliebe und geschlossene nationale Einheitsfront Voraussetzung wäre für die Errettung und Erhaltung des deutschen Volkes! Und das fromme Zentrum verleugnet mit seiner Politik doch auch eigentlich seinen Herrgott, der doch in der Vergangenheit und im Kriege solange, bis die Treulosigkeit zunahm und schließlich ausschlaggebend wurde, himmelsdeutlich mit uns war und das Recht auf unsere Seite wies. Die entscheidende Feuerprobe im Kampfe ums Dasein, auf die das Volk mit seinen Fehlern und Schwächen und seiner zunehmenden

Digitized by Google

Treulosigkeit gegen sich selbst, gegen seine Führer, seine große Vergangenheit und seine Zukunft, seinen Geist und Genius, gegen Gotteshilfe und damit gegen Gott selbst, gestellt wurde, wurde eben nicht bestanden. Noch in Feindesland stehend, gaben wir alles auf und preis, und seitdem unterwerfen wir uns, zuerst und vor allem vor den inneren Feinden, die, wie sie selbst offen verkünden, im allgemeinen nicht an Gott glauben, dann durch sie bestimmt und gezwungen, bedingungslos vor den äußeren im sog. Waffenstillstand, der bereits ein Waffenverzicht war, einzig da stehend in der Welt- und Kriegsgeschichte, und im gefährlichsten Augenblick wieder vor den inneren Feinden in der offenen Revolution, dann schließlich in konsequenter Folge vor den äußeren und inneren Feinden im gottlosen, sog. Friedensvertrag, der nur eine Parallele, aus dem heidnischen Altertum, in Karthago hat, und so machen wir weiter in neuen, ewigen Unterwerfungen — (Schein!-) Friede um jeden Preis vor äußeren und inneren Frieden — bis unser Lebenslicht ausgeblasen ist.*)

Immer wieder betonen die bürgerlichen Parteien bis fast in die Linke, daß eine sittliche, religiöse und nationale Erneuerung, besser gesagt „Wiedergeburt" notwendig sei für die Errettung und Erhaltung und einen neuen Aufstieg des deutschen Volkes. Warum regiert und paktiert man dann immer mit denen, gibt nach und unterwirft sich ihnen, die im ganzen Volke noch dazu in der Minderheit, jene Erneuerung im allgemeinen doch ablehnen, auch im allgemeinen, besonders in der mitlaufenden Masse, die höhere menschliche Stufe, die Intelligenz und Bildung und damit die natürliche und doch gottgewollte Führung des Ganzen nicht umfassen? Die im allgemeinen nur materialistische Gesinnungstüchtigkeit kennen und die Vor- ja Alleinherrschaft ihrer Klasse, ja auf radikalster Seite, der Verbrecher, wollen. Die nichts von Religiosität, vom Christentum, nichts von warmer oder gar aufopfernder Vaterlandsliebe, wie sie selbst erklären, wissen wollen oder nur heuchlerisch und lästerlich Worte Chirsti und das Wort „Vaterlandsliebe" in den Mund nehmen oder Christi Person und

*) Hierher gehört auch das unvölkische und unchristliche Verhalten in der Schuldfrage, in der Erfüllungspolitik, zu erfüllen zum Beweise, daß man nicht erfüllen kann, das Verhalten beim Eisenbahnerstreik. „Eure Rede aber sei: „Ja, ja; nein, nein; was darüber ist, das ist vom Uebel." Rede und Tat. Diese Erfüllungspolitik bis zur Selbstaufgabe steht auch im Widerspruch mit den Pflichten und Aufgaben des Deutschtums für die Welt und die Menschheit.

Digitized by Google

seine Lehren in einseitiger oder falscher Beleuchtung zum Vergleiche und Preise ihrer Ideen heranziehen oder gar sich als Nachfolger Christi bezeichnen, um Tölpel und Unwissende zu ködern. Warum glauben die angeblich sittlich starken, vaterländisch gesinnten Gläubigen, hinter denen doch Gott stehen muß, immer, wie nach ihrem fortgesetzten Paktieren, Nachgeben und Unterwerfen angenommen werden muß, daß ihr Herrgott und das Recht ständig auf Seite der nach christlicher Anschauung doch Ungläubigen und Gottlosen sei, die nun tatsächlich mehr oder minder Staat, Kirche, Schule, Familie, Religion und Christentum und das alte Deutschtum bedrohen, sowie ständig und beharrlich auf Seite der äußeren Feinde, die uns angeblich ständig himmelschreiendes Unrecht antun? Ist das christlich gläubig, tatgläubig? Wo blieb und bleibt im Kampfe um Sein und Ehre, um Völkerrecht und Volksrecht, um Sitte, Recht und Gerechtigkeit in der Heimat und in der Welt der tätige Dank und der tätige, folgerichtige Glaube an Gott, den Gerechten, der berühmte Christusglaube, der Berge versetzt? Waren die äußeren Feinde, Franzosen, Engländer, Italiener, Rumänen, Russen usw., auch wenn sie zum Teil und in sich überwiegend katholisch waren, dann aber die Heiden, Japaner, Chinesen und die Wilden, die alle unsere Gegner waren und im Handeln noch sind, ursprünglich und gegen Schluß des Krieges viel besser, sittlich und christlich höher stehend, ehrlicher, weniger herrschsüchtig, gerechter gegen andere Völker und gerecht gegen uns — vgl. auch die Verführung zum Umsturz und zum Waffenverzicht und dazu den Bruch aller Versprechungen und Verheißungen — treuer in der Welt, daß unser Herrgott so lange und so fest und einzig mit uns war?

Aber die Feinde glaubten offenbar; sie glaubten an sich selbst, ihr Weltrecht und ihre Weltbestimmung; sie kämpften trotz Mißgeschick, Unglück und Niederlage mit allen Mitteln bis zum Aeußersten, ohne Murren, ohne Klage und Friedensgewinsel, jedenfalls in diesem Sinne zielbewußt geführt und gehorsam in vaterländischer Einigkeit und Geschlossenheit, im Vertrauen auf ihren guten Kampf um ihr Dasein und im Glauben und Vertrauen, daß dem treu Ausdauernden und Mutigen schließlich doch die Krone und die Welt gehören, und die Gottheit schließlich ihnen hilft. Und so kam's und sie steht jetzt auf ihrer Seite. Weil man bei uns auf ihre Hilfe undankbar, tatenlos und feige verzichtet und auch nicht den

Digitized by Google

leisesten Versuch gemacht hat und macht, sie sich zu erhalten oder wieder zu erringen.

Auch die inneren Feinde zeigten mehr Glauben in ihrer Art und Mut und Tapferkeit nach innen gegen die eigenen Volksgenossen. Sie hatten vielleicht sogar den Glauben, Berge versetzen, jedenfalls solche niederreißen und andere aufbauen zu können. Dieses Niederreißen, auch großer und herrlicher mit strahlender Aussicht und mit Krönungen, die nach Bismarck wie Burgen ragten, ist ihnen restlos gelungen; aber außerstande waren sie, neue, festere, höhere und vor allem grundfeste mit schützenden Mauern aufzubauen. Nur Trümmerhaufen blieben im allgemeinen zurück, und Einstürze bezeichnen ihre Wege als Beweis ihrer Unfähigkeit und ihres Unrechts. Aber sog. Fromme und Gläubige halfen mit und gesellen sich nun ganz zu ihnen, also zu den nach christlicher Auffassung doch Bösen und Gottlosen. Glauben sie nun, daß Gott der Gerechte, der doch wieder nach christlicher Auffassung den Gerechten zur Seite stehen will, ihnen zur Seite stehe, die sich den Bösen verschrieben und selbst böse wurden bis ins Mark? Laßt ihr euch, ihr sog. Gläubigen, beschämen von den Ungläubigen, und glaubt ihr, daß euer Gott nun mit euch sei? Laßt ihr euch beschämen vor ihnen, vor Gott und der Welt durch solch schiefes, schwachmutiges, kraft- und trostloses Christentum? Imponieren kann dieses Christentum seinen Gegnern nicht. Es legt selbst die Axt an seine Kirche. Es gibt Raum dem Antichrist.*)

Der wahre Christusglaube besteht eben nicht in Aeußerlichkeiten und Hohlheiten, nicht allein im Beten und Kirchengehen, noch weniger im Plappern und ewigen Verzichten ohne Tat, sondern im festen inneren Erfassen, Wollen und Verlangen und in dem festen Vertrauen, daß Gott, der Getreue, der Gerechte und Gute mehr dem Treuen, Gerechten und Guten, dem so Tätigen, Strebenden und Wollenden, nicht dem Treulosen und Falschen, dem Untätigen, Feigen und Verzichtler zur Seite steht; wie es gerade Deutschlands große Geister und Meister, wie es auch gerade Goethe z. B. in den „Stimmen der Geister und Meister", dem „Marschliede der teutonischen Nationen" nach Carlyle, so vorbildlich gewiesen haben.

Hatten wir nicht im deutschen Volke die größten Vorbilder, auch Führer aller Zeiten? Persönlichkeiten voll

*) Bei solcher Auffassung des Christentums hatte Karl Marx Recht, wenn er behauptete, die Religion lähme Energie und Tatkraft.

Digitized by Google

Willenskraft und Tatglauben, auch mit hochgespanntem persönlichen und völkischen Ehr- und Pflichtgefühl? Wir brauchen gar keine Namen zu nennen. Und das spätere 75-Millionen-Volk und seine Führung vor dem schmählichen Waffenverzicht, vor der „Schmach und Schande", dem „himmelschreienden Unrecht" von Versailles, Spa usw. bis Genf usw., dem Unrecht, das ihm nach eigenem Urteil zugefügt wurde und ständig zugefügt, und das immer angenommen wird — etwa zum Beweise des Unrechts vor Gott und der Welt? Wo bleibt der christliche Glaube? „Mit, in Gott, im Namen Gottes wollen wir Taten, Großes tun. Er wird unsere Feinde zunichte machen. Der Herr ist mit uns, darum fürchten wir uns nicht. Was können uns Menschen tun?" „Recht muß Recht bleiben." Usw. So heißt es wiederholt in der Schrift. Das müßte doch eigentlich Losung eines Tatchristentums sein. „Gott hilf denen, die den Mut haben, sich selbst zu helfen! Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott, im Guten, Edlen, Sittlichen, Christlichen, Großen!" Darauf hin weist auch Smiles' Buch Selp-helf, das, Gemeingut des englischen Volkes, von Boyes auch ins Deutsche und aufs Deutsche übertragen, nicht Gemeingut des deutschen Volkes in nationaler Selbsthilfe geworden ist.*)

Und wenn der Präsident der deutschen Nationalversammlung das „unglückliche" Vaterland dem Schutze des barmherzigen Gottes empfahl, als er, seine Partei und die Regierung das Diktat von Versailles unterschrieben, und wenn andere Zentrumsgrößen und Zentrumsschreiber Gott als Richter und Rächer anriefen gegen

*) Solches Christentum lähmt nicht die Energie und Tatkraft, solches und der Tatglaube stärken den Mut und die Tatkraft, wie auch die neueren Philosophen Wundt, Paulsen, ausführen. Vor mehr als 1000 Jahren haben wir das Christentum angenommen; also muß es doch wohl auch für uns passen, wie es für unsere Väter gepaßt hat; aber doch nicht zur völkischen Selbstaufgabe, zur Verwesung und zum Absterben, sondern zu gesundem, glaubensstarkem Leben. Unsere Väter haben solches bewiesen und wir selbst in langen Kriegsjahren, bis wir uns dem wahren Deutschtum und Tatchristentum immer mehr entfremdeten, immer mehr beeinflussen ließen von Auchdeutschen und Auchchristen, Nichtdeutschen und Nichtchristen, bis hauptsächlich letztere ausschlaggebend wurden. Bei den Bundesgenossen war es noch schlimmer. Doch war das deutschösterreichische Volk immer noch besser als seine falsche, feige, unchristliche Führung. Dies alles, der lange schwere Krieg und die Blockade wirkten dazu. Alles aber stärkte den gesunden völkischen Sinn und den Tatglauben der Feinde.

Digitized by Google

die Feinde für das angenommene Diktat, so haben sie ihren Gott nicht verstanden und ihm, ihrem Führer des Volkes zur Größe, keinen Gefallen erwiesen, sondern ihm Unsittliches und Unchristliches, Ungöttliches zugemutet: Schutz und Hilfe im selbst verschuldeten und selbst gewollten Unglück, in eigener Untreue und in Undankbarkeit und Untreue gegen Gott. Mag und wird das Versailler Diktat an seinem Unrecht, seinem Wahnsinn und Sadismus zerschellen, unrechter, wahnsinniger und sadistischer ist's, es anzunehmen; jenem Vorgang, dem Diktat, liegt völkische Selbsthilfe, Mut und Gottvertrauen zugrunde, diesem völkische Selbstaufgabe, Feigheit und Gottverlassenheit, und man rief Gott nur an zum Rächer solcher Treulosigkeit! Gottes Fluch, nicht Gottes Segen ruht auf einem solchen Volk und seiner Führung, und eher wird dieses Volk zerschellen, als das andere, wenn es nicht reumütig einkehrt, umkehrt und zurückkehrt in des Vaters altes herrliches Haus und Reich, wie der verlorene Sohn der Schrift; alle Volksgenossen, aber nicht als Tagelöhner und Sklavenseelen, die nur um des Lohnes und der Nahrung willen für Fremde oder gar Feinde arbeiten oder fronden, wie Vieh, das man mit dem Stecken treibt, oder um zu prassen, sondern als christlichtatgläubige, opferwillige Söhne in der Väter und des Vaters Reich, als Mitarbeiter an dessen Größe und Herrlichkeit. Das deutsche Volk wird untergehen, wenn es nicht mit überwältigender Mehrheit endlich deutsch und christlich spricht und handelt: Mit, in Gott, im Namen Gottes wollen wir Taten, Großes tun! Was wir seit der Friedensresolution getan haben, war nichts Großes mehr, sondern Böses und Schlechtes und Erbärmliches, waren keine Taten mehr zur Ehre des himmlischen Vaters und zur Ehre der Väter! Gott wird dann wieder mit uns sein, wie er mit unseren Vätern war; was sollten wir uns dann fürchten, was können uns die Menschen tun?

Ist es auch christlich, Gott wohlgefällig, alle Waffen und Wehr, alle Schutz- und Verteidigungseinrichtungen mit allen ihren Werten, die uns das Reich gründen und sichern halfen, die großen Erfolge über unsere Feinde trotz deren zahlenmäßigen Ueberlegenheit brachten, sich also besser, überlegener erwiesen, und diese Masse von Geist, Arbeit, Fleiß und Geschick, völliger Zertrümmerung auszuliefern, ja selbst die Hand und die Anregung dazu zu bieten und sich aus gottgeschenkter tüchtigster Wehrfähigkeit und Mannbarkeit, aus gottbegnadetem Heldentum völlig entmannen zu lassen? Muß denn der Christusglaube nicht auch annehmen, daß alle jenen Werte mit

Digitized by Google

Gottes Hilfe unter dem Banner Schwarz-Weiß-Rot so gut und gewissenhaft hergestellt, ausgewertet und gehandhabt wurden? Glich das deutsche Volk nicht dem Treuen und Fleißigen der Schrift, der die ihm anvertrauten reichen Talente verdoppelt hatte? Ist es denn nicht schon von diesem Standpunkte aus ein Frevel vor Gott, dann seine Werke so gottlos und restlos zu zertrümmern? Das Zentrum aber stimmt immer zu! Auch das Niederholen jenes gottbegnadeten Banners, begnadet mit gewaltiger See- und Weltgeltung, symbolisiert das Verwerfen der ersten Reichsgründung und Verfassung und der sich darauf aufbauenden und daraus entwickelnden reichen Entfaltung aller Kräfte aller Stämme. Welch ein Undank! Um einer alten, verfahrenen, gottesferneren Zeit und ihrer Ideen willen, durfte man das siegreich gottgesegnete Banner nicht niederholen. Und von den herrlichen, lichten Himmelsfarben Weiß und Blau Bayerns und ihrem Spiegelbild in Gletschern und Seen, in Eis und Schnee ist nun keine mehr im Reichsbanner vertreten! Auch Sachsen muß darauf verzichten; seiner derzeitigen Regierung scheint daran allerdings nicht viel zu liegen. Aber es sollte doch wenigstens eine der Farben der Banner der Länder, wenigstens der größeren und größten, im Reichsbanner enthalten sein! War das Reich im Innern wandlungs- und entwicklungsfähig, das Banner der Reichsgründung, der ersten einigenden glücklichen, ja göttlichen Idee mußte hochgehalten werden, durfte nicht fallen! Beim Niederholen war das Zentrum ausschlaggebend.

„Wer verkehrt ist, so verkehrt, „dem ist auch Gott verkehrt" — „die sich von Gott entfernen", so weit, „werden zugrunde gehen" — sagt der Psalmist.

Das Volk aber erscheint in gewissem Sinne schlechter, als der böse, faule und unnütze Knecht der Schrift, der seine Pfunde nicht einmal auf Zins angelegt, sondern ungenützt und undankbar vergraben, aber doch damit gesichert hatte. Und wie schwer bestrafte ihn der Herr trotzdem; er nahm ihm auch noch seine Pfunde und gab sie dem Treuesten, der schon das Meiste erarbeitet hatte — entgegen der Ansicht der Jünger — und stieß jenen auch noch in die Finsternis!*) Und das deutsche Volk? Es zertrüm-

*) Natürlicher, christlicher Sozialismus und Kommunismus: Verteilung der Arbeiten und Aufgaben nach Befähigung und Fähigkeiten; Belohnung nach Fleiß und Leistungen (Treue), Zuweisung des Ungenützten an die Tüchtigsten und Fleißigsten zu weiterer Verwertung, und Bestrafung, nach Umständen Ausschaltung, ja Beseitigung derer, die die Gaben, Werte

Digitized by Google

mert seine Talente! Welche Strafe erwartet seiner? Und das Zentrum stimmt immer zu! Man sollte glauben, im Gegenteil, alle Zentrumsleute, alle Kirchen und Geistlichen müßten längst aufgestanden sein mit dem Schrei in alle Welt „Halt! Halt! Bis hierher und nicht weiter!" Und vorweg eine völkische Vertretung und dann das ganze Volk, von ihr aufgeklärt und geführt, oder, wenn nicht völkisch und christlich, dann geschoben vom christlichtatgläubigen Volk!

Man soll von der Kanzel keine Politik treiben; in keinem Lande hat der Priester seit langem so wenig Politik getrieben, wie im deutschen. Ganz anders bei den Feinden. Zweifellos ist die katholische französische Kirche nationaler als die deutsche, sie scheint nach Anzeichen sogar nationaler zu werden als die deutschen evangelischen, seitdem sie ihre Landesväter als Bischöfe verloren haben. Die englische und die amerikanische Kirche sind ohnehin Landeskirchen und haben sich dementsprechend in den Dienst des geistigen Kampfes gegen Deutschland gestellt. Und die neuen selbständig gewordenen Staaten, den Wert nationaler Kirchen für das völkische Leben erkennend, streben sie an. Die polnische ist ohnehin national bis ins Herz. Bei Deutschlands Zerreißung und Zerstückelung, Vergewaltigung und Knechtung, Entrechtung und Entwertung, Entsittlichung und Wehrlosmachung, bei allen Vernichtungsbestrebungen der äußeren und inneren Feinde handelt es sich nicht mehr nur um politische und wirtschaftliche, sondern um höchst sittliche und christliche und zugleich höchst völkische Fragen, nicht nur um das physische Leben, sondern auch um das geistige und geistliche, ja ewige Leben des ganzen Volkes. Da, in solch christlichpolitischen Lebensfragen müssen auch die Vertreter Gottes, der Kirche, im angegebenen und tatchristlichen Sinne eingreifen. Zu Ehren, zum Besten des Christentums. Solches Tatchristentum, nicht nur in der Liebe, sondern auch im Glauben und Hoffen könnte viele Zaghafte und Ungläubige gewinnen. Die Schrift gibt genug Anhaltspunkte, Stoffe und Richtlinien. Schon im Rahmen unseres Aufsatzes konnten wir solche andeuten. Der Kaiser meinte einmal, die Schrift biete ihm Rat und Hilfe in allen Lebenslagen. Der gläubige Christ kann,

---

nicht nach ihrer Befähigung anlegen oder verwalten oder sie preisgeben oder gar böse verwenden. Zum Wohle des Ganzen! Moderne Sozialisten und Kommunisten nennen ihren Sozialismus und Kommunismus nicht selten einen christlichen. Er sieht anders aus! Das Gleichnis bezieht sich auf geistliche und sittliche, wohl aber auch auf alle guten Gottesgaben, kulturellen Werte, gilt für Einzelne und ganze Völker!

Digitized by Google

muß dem zustimmen. Freilich wußte auch der Kaiser und seine Umgebung, samt dem Zentrumsteil der Regierung, mit ihr nichts anzufangen, zum Kampf in Wort und Tat gegen die einreißende Treulosigkeit, Verräterei und Schwachmütigkeit und zur Entfachung der nationalen Selbsthilfe gegen die äußeren, auch schon sehr mitgenommenen Feinde. Stoff genug hätte die Bibel, besonders im Psalter usw. geboten. So zu handeln, wie der Willens- und Tatmensch, der tatgläubige Friedrich der Große, dessen Volk und Heer allerdings, merkwürdigerweise trotz autokratischer Führung, treu und standhaft blieben, ähnlich wie 1812 der russische Kaiser, sein Volk und sein Heer treu und standhaft blieben, als Napoleon vergeblich bis Moskau vorstieß, um die Revolution herbeizuführen. Und so blieben Friedrich der Große in 7jährigem Ringen und Alexander 1812, trotz Niederlagen und Landverlust im Kampfe, schließlich Sieger ohne Landverlust.

Und unsere Feinde blieben so Sieger ohne militärischen Enderfolg, nach Unglück, Niederlagen und Länderverlust, und diktierten uns einen Karthago-Frieden!

Und welchen Weg hat Christus selbst beschritten? Den, der den meisten Mut erforderte, den Kreuzesweg, der zur Auferstehung führte. Kein Gläubiger, niemand, wird behaupten wollen, daß dieser Weg der Weg eines feigen Verzichtlers war. Aber nach Zentrums Anschauung hätte er eigentlich am Oelberg angesichts des Verräters Judas, der feindlichen Schar und der dann einsetzenden Flucht der Jünger sein Werk aufgeben müssen.*)

*) Christi Leben verkörpert doch überhaupt den Tatglauben, auch mit den Wundern usw., und überträgt ihn auf die Jünger; als aber Petrus auf dem Wasser den Glauben und den Blick auf den Heiland verliert und nach Gefahr und Not schaut, sinkt er sofort: Nur der Glaube hält über Wasser. Der Brief an die Hebräer im 11. Kap. muß doch auch so aufgefaßt werden, daß der christliche Glaube höher stehen soll, als der jüdische, und die Erfüllung darstelle; sonst wäre es ja begreiflich und gewissermaßen berechtigt, wenn die Juden die Christen beherrschen und die Welt, auch ohne derzeitige politische Sammlung. Etwa 20 mal hebt der Briefschreiber an: „Durch den Glauben" haben die altjüdischen Glaubenshelden, die und die, dies und das vollbracht; auch in völkischer Beziehung und gerade mit völkischem Nutzen. Wenn er auch auf das ewige Vaterland hinweist, und gerade deshalb, will er doch wohl sagen, daß auch die irdischen Güter, Gaben, Talente, Aufgaben dem Menschen und den Völkern von Gott zugewiesen sind, um an ihnen und mit ihnen zu arbeiten, zu kämpfen, zu glauben und zu siegen und dadurch Ewiges zu schaffen, zu verdienen und zu erringen. Aber jener altjüdische und altchristliche, auch Märtyrerglaube, stehen viel höher und jener altrömische Götteraglaube turmhoch über

Digitized by Google

Wieder ein Deutscher, vielleicht der größte Tatgläubige, verfocht und schuf sein Werk allein vor der ganzen weltlichen und geistlichen Macht seiner Zeit, ohne irdischen Rückhalt, im Gegenteil in Acht und Bann, mit dem Tode bedroht, nur mit geistigen Waffen! Dies muß auch der Katholik zugeben, mag er auch das Werk selbst verdammen!

Die Politik des Zentrums erscheint undeutsch und unchristlich und feige vor Gott und der Welt. „Eine feige Politik hat sich noch immer gerächt", sagt Bismarck. Er hätte eine solche jetzige deutsche oder vielmehr undeutsche und unchristliche nicht für möglich gehalten. Er glaubte: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt." „Der Appell an die Furcht findet in deutschen Herzen kein Echo." Es war auch einmal so — in der Monarchie eines Friedrich des Großen, Wilhelm I., bei der Reichsgründung und solange Bismarck Kanzler war; auch noch, als wir als ein Volk und als Deutsche in den Weltkrieg zogen. Jetzt müßte er sagen: „Wir Deutsche fürchten Gott nicht mehr und darum folgerichtig alles andere auf der Welt, vor allem unsere Peiniger und Vernichter und — uns selbst!" Der Appell an die Furcht findet in Millionen von deutschen Herzen ein Echo und läßt sie in die Hosen fallen." Feindliche Blätter stellen uns bereits als heulende Hunde mit eingeklemmten Schwänzen dar, und die Feinde behandeln uns so; wie man Vieh mit dem Stecken treibt (nach Arndt). Eine kleine heidnische Negerrepublik könnte sich eine solche Behandlung gefallen lassen, nicht aber ein großes christliches Volk von 70 Millionen nach solch glänzenden Leistungen und Erfolgen, nach solch gottgewollter Weltstellung und Weltgeltung.

Die Herrschenden sind eben keine Deutschen, auch keine Christen — nach Bismarck.

Was sind nun die Beweggründe einer solch undeutschen, gottverlassenen Politik? Man munkelt, daß der Vatikan mindestens damit einverstanden sei. Tatsächlich hat das Zentrum noch nie

---

dem neuzeitlichen christlichen deutschen Glauben, der nichts kennt als Nachgeben, Verzichten, Unterwerfen, Selbstaufgabe. Ebenso hoch stand der Göttertatglaube der Karthager, die sich nicht so weit entmannen ließen, daß sie nicht noch einen mehrjährigen heroischen Widerstand gegen die Römer hätten leisten können, allerdings gegen deren noch größeren Tatglauben an ihre Weltbestimmung, gegen ihre ursprünglich größere kriegerische Tugend und Vaterlandsliebe — zu spät! Wie würde heute ein Apostel an das Zentrum schreiben? „Durch den Glauben haben eure Väter usw." — „durch den Unglauben usw." Es fällt schwer, solchen Brief nicht zu schreiben.

Digitized by Google

gegen den Papst Politik gemacht, sondern vielmehr sich als Kampftruppe für den Vatikan erwiesen und von ihm Weisungen empfangen. Welches ist nun der christliche oder vielleicht besser gesagt, der katholische Beweggrund des Papstes, der ja sogar das Verjagen der deutschen Missionare aus den Kolonien im Versailler Diktat nicht als unsittlich und unchristlich empfunden zu haben erscheint und keinen wirksamen Protest wenigstens dagegen — das ganze Diktat ist doch im wesentlichen unsittlich und unchristlich — eingelegt hat, allerdings ebensowenig wie die evangelischen Kirchenleitungen. Und es wirkten doch die katholischen Missionare unter dem Segen des Papstes und mit dessen Anerkennung! *) Irgendein Zweck muß also wohl die Mittel heiligen! Ist das Ziel: Katholische Zentrumsherrschaft auf dem Sprungbrett der undeutschen und unchristlichen Sozialdemokratie? Die Politik des Zentrums erscheint undeutsch und unchristlich und wieder einmal gegen das Reich gerichtet, außerpolitisch, indem es im Sinne des Auslandes, besonders Frankreichs wirkt, innerpolitisch, indem es eben mit denen verbunden ist, die wohl den losesten oder keinen Zusammenhang mit dem Reiche und mit seinem Herrgott haben. Gottes Segen liegt nicht darauf, sondern sein Fluch! Diese Politik wird, wenn sie so weiter geht, dem deutschen Volke das Leben kosten. Es vegetiert bereits. Die Blüte ist nur Scheinblüte. Auch faules Holz leuchtet in der Dunkelheit.

---

*) Papst Benedikt XV. hat inzwischen das Zeitliche gesegnet, nahezu allseits gelobt, auch von den Deutschen. Seine Bemühungen im Krieg um den Frieden, um den Austausch der Schwerverwundeten usw., um Rückgabe der Gefangenen, um Linderung der Wunden und Leiden des Krieges und der Blockade in großzügiger Charitas sollen dankbarst anerkannt und unvergessen bleiben. Aber unter sein Pontifikat fällt das unsittlichste und unchristlichste Diktat, das ja als sog. Friede von großen sog. christlichen Kulturvölkern einem anderen großen christlichen, dem größten im Herzen Europas, mit großer Weltbedeutung auferlegt wurde, ja das kaum ein Gleichnis findet unter den großen heidnischen Völkern des Altertums. Dies näher auszuführen, muß hier unterbleiben. Es wäre eine eigene Betrachtung notwendig. Allerdings hat die Mehrzahl der Volksvertreter, voran das Zentrum, das Diktat angenommen, ohne die sittlichchristliche Seite zu berühren und um die Bundesgenossenschaft des Papstes zu werben. Anderseits ist kaum anzunehmen, daß die Annahme ohne alle Fühlungnahme mit dem Vatikan erfolgt ist: Friede um jeden Preis? Das bedeutet aber doch Scheinfriede, Fortsetzung des Krieges in irgendeiner Form und bei dem Charakter und den Kriegszielen der Feinde Entwaffnung, Knechtung, das Schlimmste, alles andere, als einen wirklichen und gerechten Frieden! Christus aber war die Wahrheit und Gerechtigkeit und vertrat sie vor aller Welt, unbekümmert um Haß und Spott.

Digitized by Google

Und an diesem Verwesungszustand trägt die Politik des Zentrums die Mitschuld, und wenn es sich eine christliche Partei nennt, die Hauptschuld.

Gesellschaft für Heereskunde

Anschrift des Schriftführers: Major a. D. Möllmann, Berlin W. 15, Pfalzburger Straße 10, Postscheckkonto Berlin NW. 7, 113 600.

Vereinslokal: „Berliner Kindl", Charlottenburg, Kurfürstendamm 225/226, Ecke Augsburger Straße.

I. Bericht über die Sitzung am 18. Mai 1922.

Vor Eintritt in die Tagesordnung wurde warm des am 3. Mai d. J. verschiedenen Mitgliedes, Herrn Oberst a. D. von Duvernoy, gedacht, der seit dem Jahre 1906 der Gesellschaft angehört hat. Trotz seines hohen Alters und seines schweren Leidens hat der nunmehr Entschlafene seit dem Weltkriege keine Sitzung versäumt und durch sein reiches kriegsgeschichtliches Wissen manche Anregung gegeben.

Ehre seinem Andenken!

In seinem Vortrage „Der Feldzug in Rumänien in den Jahren 1916/18" gab Major a. D. Möllmann zunächst einen Ueberblick über den Siegeszug der 9. Armee unter General von Falkenhayn durch Siebenbürgen, sodann über den Übergang über die Transsylvanischen Alpen und die weiteren Kämpfe in der Walachei. Der Vortragende schilderte sodann den hervorragenden Geist, der die Truppen der 9. Armee vom ersten Tage an im Vertrauen auf ihren Oberbefehlshaber und im Gefühl der inneren Ueberlegenheit über den rumänischen Gegner beseelte. Besonders eingehend wurden die Heldentaten der deutschen Reiterei hervorgehoben, die den Beweis erbracht haben, daß auch im neuzeitlichen Kriege die Reiterei eine ausschlaggebende Rolle spielen wird und daher nicht entbehrt werden kann.

II. Einladung.

Die nächste Sitzung findet am Donnerstag, dem 15. Juni 1922, 7½ Uhr abends, mit folgender Tagesordnung statt:

1. Aufnahme neuer Mitglieder.
2. Vortrag des Vorsitzenden: „Bekleidung und Aus-

Digitized by Google

rüstung der preußischen Artillerie unter Friedrich dem Großen".

3. Geschäftliches.

III. Mitteilungen.

Das nächste zwanglose Beisammensein findet am Montag, dem 3. Juli 1922; die Juli-Sitzung am Donnerstag, dem 20. Juli 1922, 7½ Uhr abends, statt. Vortrag des Schriftführers: „Der deutsche Landsturm im Weltkriege". M.

Literatur.

I. Bücher.

Taschenkalender Fircks-Siekmnan 1922. Mit Genehmigung des Reichswehrministerium herausgegeben von v. Oertzen, Oberstleutnant u. Schweikert, Ministerialamtmann im Reichswehrministerium. Verlag Georg Bath, Berlin SW. 11. Preis 85 Mark.

In der Vorkriegszeit war Fircks-Taschenkalender ein sicherer Ratgeber für jeden Offizier, er durfte in keiner Schreibstube der Truppen fehlen, viele Befehlshaber und Adjutanten kauften ihn sich alljährlich zum Momentgebrauch, denn er war ein unentbehrliches Nachschlagebuch, das die meisten Fragen beantwortete, ohne die Notwendigkeit, auf die Originalbestimmungen zurückzugreifen. Für den Verwaltungsbeamten, das Zahlmeistergeschäftszimmer erfüllte der Siekmann die entsprechenden Aufgaben durch eingehendere Behandlung der Geld-, Verpflegungs- und Verwaltungsangelegenheiten. Bei den vielen Berührungspunkten der beiden Kalender war es ein guter Gedanke, sie jetzt zu verschmelzen. Die Aufgabe war nicht einfach, soweit ein allgemeiner Ueberblick ein Urteil zuläßt, scheint sie aber wohlgelungen. Die Herausgeber bitten etwaige Wünsche hinsichtlich der Vervollkommnung geltend zu machen. Daß die mit Schnellzugsgeschwindigkeit sich vielfach ändernden Bestimmungen, z. B. die Postgebühren, vom 1. 7. 22 ab bei späteren Ausgaben richtig gestellt werden, ist selbstverständlich. Uebrigens gibt der Kalender über die ganze innere Organisation des Reichsheeres, über die meisten Fragen des inneren Dienstes Auskunft, so daß er ein ebenso unentbehrlicher Ratgeber sein wird, wie seine beiden Vorgänger, namentlich deshalb unentbehrlich, weil nach dem Umsturz sich fast alle Verhältnisse der Wehrmacht schon in ihren Grundlagen geändert haben und kein Mensch die Fülle der erlassenen Gesetze und Bestimmungen im Kopfe haben kann. Aber deshalb wird sich seine Verwendung auch für alle Lesezimmer, Versammlungsräume militärischer Vereine usw. empfehlen.

General v. Zwehl.

Die österreichisch-ungarische Kriegsmarine im Weltkrieg. Von Konter-Admiral **Winterhalder,** München 1921, J. F. Lehmann-Verlag. 80 Seiten, 7 Mark.

Der Verfasser hat während des Krieges der Marinesektion und dann dem Armeeoberkommando angehört. Er schöpft seine Schilderungen daher aus

Digitized by Google

besten Quellen. Die kleine Schrift ist volkstümlich gehalten. Sie gibt in knappster Form eine Darstellung der Taten der k. u. k. Kriegsmarine und entreißt manch wackeres Seemannsstück und manches stille Heldentum der Vergessenheit. Den Toten zu dankbarem Gedächtnis, den Lebenden zur Steuer der Wahrheit ist das Werk verfaßt. Es soll ungerechte Urteile zerstreuen, indem es darlegt, unter welch schwierigen Verhältnissen der Seekrieg in der Adria zu führen war. Und wenn der Verfasser schließlich dazu beitragen will, die Kameradschaft zwischen Deutschland und Oesterreich zu vertiefen, so können wir ihm hierin nur freudig folgen. v. Waldeyer-Hartz.

Auf See unbesiegt! Herausgegeben von Vizeadmiral a. D. **von Mantey.** München 1921, J. F. Lehmanns Verlag. 336 Seiten, 33 Mark.

Es gehört mit zu den jammervollsten Erscheinungen unserer jammervollen Zeit, daß das deutsche Volk in breiten Schichten allen Sinn für die Heldentaten verloren hat, die die tüchtigsten seiner Brüder im Weltkriege verrichteten. Mit um so größerer Freude ist es daher zu begrüßen, wenn ein solch treffliches Buch wie das vorliegende auf dem Büchermarkt erscheint. Herausgeber und Verleger haben sich in gleichem Maße verdient gemacht. Admiral von Mantey hat eine stattliche Zahl von Mitarbeitern geworben, die ihm aus dem weiten Gebiete des Seekrieges Beiträge lieferten, die Selbsterlebtes darstellen. Hohe und jüngere Offiziere, aber auch Mannschaften kommen zu Wort. Und durch alle Schilderungen, die ungeschminkte Wahrheiten enthalten, zieht sich als roter Faden das stolze Bekenntnis hindurch, daß in dem Riesenringen des Weltkrieges das deutsche Volk an seiner wehrhaften Front auch auf See unbesiegt geblieben ist. Von der Hochseeflotte hören wir und von Kreuzerkämpfern, von U-Boottaten und Kreuzerfahrten, vom Minenkrieg, von der Tüchtigkeit des Maschinenpersonals, von den schweren Marinegeschützen, die Paris beschossen, von heißen Gefechten unter der Glut der Tropensonne und von manchem harten Strauß im nordischen Eis und Schnee. Das Buch packt bis zur letzten Seite. Seine Herausgabe bedeutet einen Treffer ins Schwarze. Und der Verleger hat alles dafür getan, daß auch die Ausstattung würdig ist. Als Bildschmuck sind die Porträts von 28 gefallenen Helden beigefügt. v. Waldeyer-Hartz.

Der oberschlesische Selbstschutz (O/S. S. S.) **im dritten Polenaufstande** von **Hermann Katsch.** Mit einem Bildnisse des Generals Hoefer, zahlreichen Abbildungen und Kartenskizzen. Heimatverlag Oberschlesien G.m.b.H. Berlin-Leipzig 1921.

Eine lebendige, lebenswahre Schilderung der Kämpfe unserer Freikorps in Oberschlesien gegen die polnischen Ueberfälle. Viel ausgezeichneter Heldenmut der deutschen Freiwilligen, maßlose Grausamkeit und Frechheit der Polen, noch mehr Falschheit und Grausamkeit der Franzosen sprechen aus diesen Blättern. Es ist sehr anerkennenswert, daß in ihnen dem General Hoefer, dem Generallt. v. Hülsen, allen braven Unterführern und Freiwilligen ein würdiges Denkmal gesetzt ist. Zahlreiche wohlgelungene Lichtbilder und die zum Verständnis der Gefechte nötigen Skizzen zieren das Buch. Zum Schluß ist ein Verzeichnis der 176 Gefallenen beigefügt. v. Zwehl.

Die Offiziershetze als politisches Kampfmittel und Kulturerscheinung von **G. A. Böhm.** Verlag Lehmann, München. Preis geh. 22 Mark.

Es steht historisch fest, daß die alliierten Westmächte wiederholt, durch unsere Siege gezwungen, zu Friedensverhandlungen bereit waren, durch den

Digitized by Google

Sixtusbrief aber, durch den Verrat Erzbergers und die Friedenangebote Deutschlands vom Dezember 1916 und Juli 1917 zu erneutem Widerstande und weietrem Durchhalten bewogen wurden. Die Tatsache kann ferner nicht aus der Welt geschafft werden, daß wir trotz des Zweifrontenkrieges und trotz der überwältigenden Uebermacht unserer Feinde, die fast das gesamte Material der Erde gegen uns ins Feld stellten, Rußland und Rumänien niedergerungen und zu Separatfrieden gezwungen haben. Hierin allein liegt die Widerlegung aller Schmähungen und Verhetzungen, die gegen das deutsche Offizierkorps als Erzieher und Träger des Geistes von Heer und Marine gerichtet werden.

Durch Lügen ist die Revolution, als Dolchstoß im Rücken des Heeres zustandegebracht worden; nur durch Lügen kann im Volk das Recht der Revolution erhalten bleiben. Nur deshalb werden die Archive nicht geöffnet, nur deshalb werden die heimtückischen Anklagen unserer Feinde, daß Deutschland den Krieg verschuldet, nicht durch beweiskräftiges Material widerlegt. Hier trübt blinder Parteihaß die Sinne und stellt die Weltgeschichte auf den Kopf. Zu diesen Leuten gesellen sich leider auch Männer der Wissenschaft und Gelehrte, die, im echten Splitterrichtertum des Deutschen, sich abfällige Kritik der deutschen Kriegführung anmaßen, die doch mehr als vier Jahre lang unsere Feinde von deutschem Boden ferngehalten hat. Das schlimmste in dieser Beziehung leistet sich Prof. Delbrück, der ein ganzes Buch neuerdings den Schmähungen und Beleidigungen des Generals Ludendorff widmet, nachdem er sich früher in den „Preuß. Jahrbüchern" in selbstgefälligem Gelehrtenstolz zum Lehrmeister des bewährten Mannes gemacht hatte.

Die Gesinnung, in der das Böhmsche Buch geschrieben ist, adelt seinen Inhalt, macht es der weitesten Verbreitung wert und ist imstande, auf das deutsche Volk aufklärend zu wirken und zu seiner geistigen und moralischen Gesundung einen wichtigen Teil mit beizutragen. v. Kurnatowski.

Was wir in englischer Kriegsgefangenschaft erlebten und erlitten. Gesammelt und herausgegeben von Albin Eckhardt, ehemaliger Kompagnieführer im Durchgangslager, und Kurt Maul, früherer Dolmetscher in englischer Kriegsgefangenschaft. H. T. Brünners Druckerei und Verlag. Frankfurt a. M. 1922. Preis 15 Mark.

Eine lesenswerte Schrift, die aus einem von Kurt Maul verfaßten allgemeinen Teil und 35 im Durchgangslager aufgeschriebenen Einzelerlebnissen des besonderen Teiles besteht, welche von Albin Eckhardt gesammelt worden sind. Die Verfasser befleißigen sich strengster Sachlichkeit und führen deshalb auch das an, was ihnen und ihren Leidensgefährten Gutes angetan worden ist. In englischer Gefangenschaft scheinen sich solche Fälle mehr ereignet zu haben, als bei den Franzosen, die „Ritterlichkeit, Kultur, Recht und Gerechtigkeit" so auffallend häufig im Munde führen. Besonders waren es die englischen Soldaten, die mit dem Schicksal der deutschen Gefangenen Mitleid bewiesen und denen die Arbeitsamkeit, der Ordnungssinn und die Erfindungsgabe der Deutschen Achtung einflößten, so daß zwischen beiden Teilen oft ein fast kameradschaftliches Verhältnis entstand. Roheiten und Mißhandlungen wurden hauptsächlich von englischen Offizieren und Aerzten berichtet, nur kurz nach der Gefangennahme auch von den „Tommies", die dann meist betrunken waren. Ein Zeichen, mit welchen Mitteln der Engländer zum Angriff vorgebracht werden mußte.

Sehr beachtenswert ist die Aeußerung in England naturalisierter Russen, daß es für die Engländer bei ihrem Angriff bei Cambrai am 27. 9. 18 ein

Digitized by Google

besonderes Glück war zu siegen, weil zu dieser Zeit im englischen Heere Unruhen ausgebrochen waren, die bei einem Scheitern der Offensive zu offenem Aufstand geführt hätten. Was sagen hierzu die Herren Köster und Kuttner, die in ihren verlogenen Flugschriften beweisen wollten, daß wir nicht siegen oder im Herbst 1918 nicht hätten weiterkämpfen können?

Wie die Engländer Mannhaftigkeit und Vaterlandsliebe auch bei dem Feinde zu schätzen wissen, zeigt folgendes Verhalten zweier englischer Offiziere. Einmal hatte ein Kriegsfreiwilliger des J. R. 31 einen Kameraden zur Flucht verholfen. Im Verhör auf die Strafbarkeit seiner Handlung aufmerksam gemacht antwortete er: „Ich habe einzig und allein als deutscher Soldat und Kamerad gehandelt." Darauf gab ihm der englische Major die Hand und entließ ihn, ohne ihn zu bestrafen. Ein anderes Mal hielt der abgelöste englische Kommandant eines Gefangenenlagers den Kriegsgefangenen eine Rede, welche unsere Regierung in allen Fabriken als Flugschrift verbreiten lassen sollte. Nur einige Sätze daraus können hier angeführt werden: „Seid stolz, daß Ihr deutsche Soldaten gewesen seid. Als solche habt Ihr auch als Kriegsgefangene gute Disziplin gezeigt. Deutschland verdankt alles seiner Disziplin ... Deutschland ist jetzt geschlagen. Nicht durch Versagen der Frontdisziplin, sondern durch eine Art Undisziplin aus dem Innern des Landes heraus wurde Deutschland besiegt ... Ich habe immer jeden deutschen Soldaten hochgeachtet. Die deutsche Nation als Ganzes verabscheue ich ... Denkt immer daran, daß Ihr deutsche Soldaten gewesen seid und wenn Ihr wieder daheim sein werdet ... widmet Eure ganze Kraft dem Wiederaufbau Eures Vaterlandes."

Wer kann es diesem ritterlichen Mann verdenken, daß er das deutsche Volk als Ganzes verachtet, welches sich einen Reichskanzler gefallen läßt, der international regieren und sich auf die Seite des Proletariats stellen will, dessen Vorgänger bei dem Worte „völkisch" übel wird und dessen Außenminister nicht deutsche Belange, sondern die Interessen des internationalen Finanzgeistes vertritt? Ganz abgesehen von dem offenkundigen Landesverrat an allen Ecken und Enden.

Dem von deutschen Männern in deutschem Geiste geschriebenen Buche, das übrigens auch manche treffende Bemerkung allgemeiner Art enthält, kann nur weiteste Verbreitung gewünscht werden. Dorndorf.

II. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher.

Die eingegangenen Bücher erfahren eine Besprechung nach Maßgabe ihrer Bedeutung und des Raumes. Eine Verpflichtung, jedes eingehende Buch zu besprechen, übernimmt die Leitung der „Monatshefte" nicht, doch werden die Titel sämtlicher Bücher nebst Angabe des Preises — sofern dieser mitgeteilt wurde — hier vermerkt. Eine Rücksendung von Büchern findet nicht statt

1. **Das Weltproblem,** Leipzig 1922. Hammer-Verlag. Geh. 4,80 M.
2. **Berg,** Die weltpolitischen Kräfte der Gegenwart. München 1922. J. F. Lehmanns Verlag. Geh. 12 M.
3. **Zahn,** Warum ich auf der Auslieferungsliste stehe. München 1922. J. F. Lehmanns Verlag. Geh. 15 M.
4. **Kurpiun,** Entrissenes Land. Bilder aus Oberschlesien. Gleiwitz. 1922. Heimatverlag Oberschlesien G. m. b. H. Geh. 30 M., gebd. 50 M.
5. **v. Liebig,** Reichsverderber I. Teil: Bethmann-Hollweg, Erzberger, Scheidemann. Berlin 1922. Georg Bath. Geh. 30 M., gebd. 45 M.
6. **Ostwald,** Von Versailles 1871 bis Versailles 1920. Berlin SW. 48. 1922. Staatspolitischer Verlag. Geh. 28 M., gebd. 35 M.

Digitized by Google

7. **Dauch,** Quousque tandem politici? Berlin SW. 48. 1922. Staatspolitischer Verlag. Geh. 28 M., gebd. 35 M.
8. **Rachfahl,** Bismarcks englische Bündnispolitik. Freiburg i. Br. 1922. Verlag von Theodor Fischer. 20 M.
9. **Der Krieg zur See 1914—1918.** Herausgegeben vom Marine-Archiv. Nordsee, Band 2. Berlin 1922. E. S. Mittler u. S. Geh. 140 M., gebd. 175 M.
10. **Dubois,** Cataloque Méthodique du Fonds Allemand de la Bibliothéque. Preis 1921. Etienne Chiron.
11. **Eggert,** Ludendorff als Mensch und Politiker. Berlin 1922. E. S. Mittler u. Sohn. 30 M.
12. **Fircks-Siekmann,** Taschenkalender für das deutsche Reichsheer 1922/23 Bearb. von Oberstleutnant v. Oertzen u. Ministerialamtmann Schweikert. Beide im Reichswehrministerium. Berlin SW. 11, Verlag Georg Bath In Leinen gebd. mit Rangliste 95 M., ohne Liste 85 M.
13. **v. Kuhl,** Die Kriegslage im Herbst 1918. Warum konnten wir weiterkämpfen? Berlin W. 9. Dob-Verlag. 5 M.
14. **Geitel,** Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit. Aus Natur und Geisteswelt. Heft 28. Leipzig 1922. B. G. Teuber. Geh. 14 M., gebd. 18 M.
15. **Preller,** Weltgeschichtliche Entwicklungslinien vom 19. zum 20. Jahrhundert in Kultur und Politik. Aus Natur und Geisteswelt. Heft 734. Leipzig 1922. B. G. Teuber. Geh. 14 M., gebd. 18 M.

III. Zeitschriftenschau.

Der Anker. Heft 18. Zu Kronprinz Wilhelms vierzigstem Geburtstage! Der Kronprinz über Hindenburg und Ludendorff. Wir haben eine Waffe. Sowjetrußland. Heft 19. Pazifist und Nationalist. Fort mit der deutschen Zerrissenheit. Der neue Kurs im Osten. Wie Zar Nikolaus abdankte. Wie man in Deutschland Reichskanzler wird. Eine Zeitung über die schwarzen Truppen. Heft 20. Die „Erinnerungen des Kronprinzen Wilhelm". Das polnische Problem. Weitere Gedanken zur Judenfrage. Zum Völkerhaß. Neuzeitliche Sparsamkeit. Heft 21. Ueber's „Provozieren". Französisch-Englisches. Von Kapp zum Kronprinzen. Zur Dolchstoßfrage. Ein pazifistischer General. Zahl', Michel, zahl'! Der hat's erfaßt.

Michel. Folge 20. Bismarcks Entlassung. Bei den Deutschen in der Dobrudscha. Zur Weltlage. Eine Menschheitsfrage. Die Unerwünschten. Der „Adel" der Masse. Folge 21. Narren oder Verbrecher? Judas Meisterstück? Juden und die deutscherische Bewegung. Unser Regierungs-„prinzip".

Militärisches Echo. Heft 8/9. Militärische Rückblicke. Straßburg, das Wahrzeichen der verlorenen deutschen Westmark. Erinnerungen an den Umsturz in Oesterreich. Die Angestelltenversicherung und wir.

Digitized by Google

Durch den Buchdruckerstreik hat sich die Fertigstellung des Juliheftes leider verzögert. Das Augustheft wird Ende d. M. erscheinen.

Der Verlag.

XXVII

Prinz Max von Baden und das Kriegskabinett.

Von

Generalleutnant Keim.

Mit der Antwortnote der deutschen Regierung an Wilson vom 20. Oktober 1918 war der politische wie militärische Defaitismus amtlich eingeleitet. Der Name Kriegskabinett oder gar „Regierung der nationalen Verteidigung," wie sie der Reichstag am 5. Oktober angekündigt hatte für den Fall, daß uns die Feinde zu einem Kampf auf Leben und Tod zwingen würden, bedeutete geradezu blutigen Hohn, gemessen an dem Inhalte jener Note. Man hütete sich deshalb auch wohlweislich, ein Protokoll über jene bedeutsame Sitzung vom 19. Oktober aufzunehmen, in der es dem Staatssekretär Solf gelungen war, die Chamade zu beschließen. Es ist keines vorhanden. Ludendorff schreibt deshalb mit Recht:*) „Dieses Fehlen eines Protokolles ist eine Ungeheuerlichkeit gegenüber der Tatsache, daß von mir jedes Wort ängstlich protokolliert wurde. Kein deutscher Mann kann sich deshalb mit dem Fehlen dieses Protokolles abfinden." Das Weißbuch sucht jene verhängnisvolle Note vom 20. Oktober mit sehr fadenscheinigen Gründen zu beschönigen. Die Ausführungen lauten: „Das Verlangen auf Räumung (der besetzten Gebiete) und auf Einstellung des U-Bootkrieges, die allgemein gehaltenen Forderungen auf Demokratisierung waren nach Ansicht des Reichskanzlers (also der Regierung) bei aller Schwere keine Gründe, die nachdem einmal die Verhandlungen über einen Wilsonfrieden eröffnet waren, das deutsche Volk, das zum größten Teil Demokratisierungen in mehr oder weniger entschiedenem Umfange selbst wünschte, zu dem furchtbaren letzten Kampfe auf die Dauer erheben konnten." Ja, warum hatte

*) Das Verschieben der Verantwortlichkeit, Heft 3, S. 26.

Digitized by Google

dann der Reichskanzler jene hochgemuteten Worte vom „Endkampf auf Leben und Tod" gesprochen und der Reichstagspräsident sie in dem Satze bekräftigt: „Ebenso wie jeder einzelne Soldat an der Front ist auch jeder Deutsche daheim bereit, für sein Vaterland, wenn es gefordert wird, jedes Opfer zu bringen?" Die Frage ist da berechtigt, was für das deutsche Volk verhängnisvoller, entehrender, vernichtender gewesen wäre angesichts Versailles als jenen „Endkampf auf Leben und Tod" zu wagen? Daß das Kriegskabinett — wie es durch den Mund des Reichskanzlers feierlich in Aussicht gestellt hatte — jetzt kläglich versagte, das wurde das deutsche Verhängnis! Und warum versagte es? Weil auch bei dieser „Entschließung" nicht die Not des Vaterlandes im Vordergrund und Mittelpunkt der Erwägungen stand, sondern die Sorge um die Demokratisierung, die Sorge um die innere Politik! Der Staatssekretär Groeber hat das am 16. Oktober mit den Worten zum Ausdruck gebracht: „Was hat es für einen Zweck, wenn das Kabinett sich abmüht, Mittel zur Besserung der Kriegslage zu finden, und wenn die wichtigsten Punkte (die allgemeine Amnestie einschließlich der Begnadigung des Hochverräters Liebknecht) nicht durchgeführt werden!"*) Das war der wahre Geist vom Geist des Kriegskabinetts! Er war demagogisch geartet — nicht nur bei den sozialdemokratischen Staatssekretären. Er widerstrebte in bänglichem Schwanken allem, was nach Taten aussah. Er versagte sich selbst alles, um das Volk hochzureißen, mitzureißen, hartherzigen Feinden zu zeigen, daß wir nicht gewillt seien, uns wie gefesselte Opfertiere zur Schlachtbank führen zu lassen. Um die Feinde günstig zu stimmen, trieb man auch auswärtige demagogische Politik, versicherte sie würdelos und knechtisch, es würde alles daran gesetzt werden, um das deutsche Volk zu demokratisieren, wie es Wilson und Genossen wünschten. Diese wünschten das natürlich, weil sie genau wußten, daß die „Demokratisierung" der sichere Weg zur „Revolution" bedeute und damit die deutsche Katastrophe.

Um die Versicherungen des demokratisierenden Eifers zu unterstützen, geschah in der inneren Politik alles, was den „Reichsfeinden" — und als solche haben sich nach den prophetischen Worten Bismarcks jene Parteien, die im Kriegskabinett vertreten waren, erwiesen — genehm war! Triumphie-

*) Weißbuch 54.

Digitized by Google

rend schrieb deshalb der „Vorwärts", das Organ des Staatssekretärs Scheidemann, beim Bekanntwerden der deutschen Note vom 20. Oktober: „Deutschland soll — das ist unser fester Wille — seine Kriegsflagge für immer streichen, ohne sie das letzte Mal siegreich heimgebracht zu haben." In der „Republik" Frankreich würden Leute, die solches schrieben, als Landesverräter an die Wand gestellt worden sein. In dem Lande Wilsons würde man sie gelyncht haben, aber im „demokratisierten" Deutschland halfen sie mit regieren! An diesem „Regieren" beteiligte sich auch noch in seiner Art der am 20. Oktober freigelassene Herr Liebknecht. Die Freilassung dieses Hochverräters hatte ja das Kriegskabinett (Siehe S. 000) als eine seiner wichtigsten Taten betrieben, um sich das Wohlwollen des „Volkes," wie damals Herr Scheidemann ausführte, zu sichern. Herr Liebknecht begann denn auch sofort mit Rosa Luxemburg, Paul Levi und anderen „Amnestierten" die Revolution zu organisieren, sowohl in der Heimat als in der Front, wo nunmehr Massendesertationen planmäßig ins Werk gesetzt wurden.

Das Kriegskabinett aber fuhr in seinen „Rückzügen" vor dem „demokratisierten" Parlamentarismus fort. Am 26. Oktober nahm der Reichstag die von der Regierung eingebrachten Verfassungsänderungen an. Mit denselben wurde dem Kaiser die Selbständigkeit bei der Berufung und Entlassung des Reichskanzlers genommen, denn es wurde bestimmt: daß der Reichskanzler des Vertrauens des Reichstages bedürfe, und außerdem wurden alle Handlungen von politischer Bedeutung, die der Kaiser in Ausübung der ihm zustehenden Befugnisse vornimmt, der Verantwortung des Reichskanzlers unterstellt. Ferner wurde durch Aenderung der Art. 53, 64 und 66 der Reichsverfassung die Militärgewalt der Zivilregierung, d. h. der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers, unterstellt. Es sollte damit der „Militarismus" beseitigt werden, zu dessen Bekämpfung angeblich die Entente und später Wilson in den Krieg eingetreten waren, obgleich kein Land so „militarisiert" war wie Frankreich. Unsere Feinde konnten sich dabei auf deutsche Helfer berufen, denn diese hatten jenes verlogene Schlagwort aufgebracht und jahrzehntelang mit ihm politische Opposition getrieben — Zentrum, Demokratie und Sozialdemokratie im Bunde — sie waren jetzt auch im Kriegskabinett

Digitized by Google

eng verbunden. Durch die neuen Bestimmungen wurde außerdem die Politisierung des Heeres begünstigt.

Das Kabinett fuhr aber nicht nur in Fragen der inneren Politik in seinen Rückzügen fort, sondern auch in der auswärtigen Politik bei jedem Stirnrunzeln des Herrn Wilson. Es gestattete diesem verschlagenen, verlogenen, heuchlerischen — aber von der Glorie der Demokratie umgebenen — Manne selbst die Einmischung in die eigensten inneren deutschen Angelegenheiten. Er tat dies in seiner geschraubten zweideutigen dritten Note vom 23. Oktober in dem Satze: „Es liegt auf der Hand, daß das deutsche Volk keine Mittel hat, die Unterwerfung der Militärbehörden des Reiches unter den Volkswillen zu erzwingen, daß der beherrschende Einfluß des Königs von Preußen auf die Reichspolitik ungeschwächt ist, und daß die entscheidende Initiative noch immer bei denen liegt, die bis jetzt die Herren in Deutschland gewesen sind."

Damit lag es auf der Hand, daß Deutschland sich das Vertrauen Wilsons und seiner Verbündeten nur zu erwerben vermochte, wenn es diejenigen beseitigte, „die bis jetzt die Herren in Deutschland gewesen sind." Mit anderen Worten: Beseitigung der Fürsten! In erster Linie des „Königs von Preußen," der aber auch Kaiser von Deutschland war.

Damit war die Kaiserfrage vor aller Welt angeschnitten, die aber Staatssekretär Scheidemann bereits vorher in der Sitzung des engeren Kriegskabinetts vom 16. Oktober in dem Satze berührt hatte: „Glaubt man wirklich, daß die Neigung im Volke noch groß sei, einen Finger krumm zu machen, um den Kaiser zu halten?"*) Das war deutlich genug für einen „Kaiserlichen Staatssekretär."

In der 3. Note Wilsons stand ferner der Satz: „Wenn die Vereinigten Staaten jetzt mit den militärischen Beherrschern verhandeln sollen, oder wenn es wahrscheinlich ist, daß sie später mit ihnen über die völkerrechtlichen Verpflichtungen des Deutschen Reiches zu verhandeln haben würden, dann müssen sie nicht Friedensverhandlungen, sondern Uebergabe verlangen."

Damit war der Judaslohn in Aussicht gestellt für die Be-

*) Weißbuch Nr. 54.

Digitized by Google

seitigung der „militärischen Beherrscher“ und der „monarchischen Autoritäten,“ was letzteres natürlich nur auf dem Wege der — Revolution geschehen konnte. Da brauchte man nicht einmal zwischen den Zeilen zu lesen. Diese hinterhältigen Worte verrieten jedermann, der nur eine Ahnung von diplomatischen Kniffen hatte, und der sehen *wollte*, daß dieser Wilson nichts als ein abgefeimter Wortemacher war, dessen „Mentalität“ jeder Gerechtigkeit, jeder Billigkeit und jeden festen Willens entbehrte, einen „Frieden der Gerechtigkeit“ anbahnen zu wollen.

Und unser „Auswärtiges Amt“ mit Herrn Solf als Staatssekretär an der Spitze? Und der Herr Reichskanzler, der in letzter Instanz für die Führung der Reichsgeschäfte, auch was die auswärtige Politik anging, verantwortlich war?

Sie gingen sofort eifrig an die Arbeit, die „militärischen Beherrscher“ zu beseitigen, also in erster Linie die Stellung des Obersten Kriegsherrn, der Obersten Heeresleitung und der Militärgewalt überhaupt herabzudrücken! Das war ja auch mit dem Beschluß des Reichstages vom 26. Oktober geschehen, der die Unterordnung der Militärgewalt unter die Zivilgewalt aussprach. Man beachte wohl, daß dieser Entschluß am 26. Oktober gefaßt wurde, also einen Tag *vor* der Absendung der 4. deutschen Note als Antwort auf die 3. Note Wilsons. Der Reichskanzler konnte deshal mit unterwürfiger Geberde in seiner Note den Satz an die Spitze stellen: „Der Präsident kennt die tiefgreifenden Wandlungen, die sich in dem deutschen Verfassungsleben vollzogen haben und noch vollziehen. Die Friedensverhandlungen werden von einer Volksregierung geführt, in deren Händen die entscheidenden Machtbefugnisse tatsächlich und verfassungsmäßig ruhen. *Ihr sind auch die militärischen Gewalten unterstellt.*“

Mit welchem teuflischen Grinsen mag man diese selbstmörderische Unterwerfung in Washinton, London und Paris vernommen haben! Dort wußte man genau, daß die *militärische Kraft Deutschlands*, die allein über vier Jahre einen heldenhaften Widerstand in siegreichen Schlachten ohne Zahl möglich gemacht hatte, nunmehr gebrochen sei, zumal am Tage vorher der Telegraph die Entfernung Ludendorffs als ersten Generalquartiermeister meldete. Das bedeutete neben der Erfüllung des Diktats von Wilson, was die Beseitigung militärischer Autoritäten anging, auch den vollen Sieg des Defaitismus der Wilhelmstraße auf militärischem Gebiete. Die einflußreichen Staatssekretäre des Kriegskabinetts Scheidemann und

Digitized by Google

Solf haßten den seitherigen Ersten Generalquartiermeister schon deshalb, weil er stets betont hatte, daß von einem feigen Unterwerfen unter entehrende Bedingungen der Feinde nicht die Rede sein dürfte. Er war der Mann, der die Worte des Reichskanzlers vom 5. Oktober „Wenn uns keine andere Wahl bleibt, uns zur Wehr zu setzen, mit der ganzen Kraft eines Volkes, das man zum Aeußersten treibt, so besteht kein Zweifel, daß die deutsche Regierung im Namen des ganzen deutschen Volkes zur nationalen Verteidigung aufrufen dürfe" — auch in Taten umsetzen wollte. Ein Mann, der wohl dem Herrn Reichskanzler, als dieser immer mehr in das Schlingennetz eines Gewaltfriedens hineingeriet, zugerufen hätte: Sie haben doch selbst am 22. Oktober feierlichst erklärt: „Wer sich ehrlich auf den Boden des Rechtsfriedens gestellt hat, der hat zugleich die Pflicht übernommen, sich nicht kampflos einem Gewaltfrieden zu beugen. Eine Regierung, die hierfür kein Empfinden hat, wäre der Verachtung des kämpfenden und arbeitenden Volkes preisgegeben." Wo bleiben die Taten? Dasselbe würde er Herrn Scheidemann zugerufen haben als einem Führer der Sozialdemokratie, die noch am 17. Oktober eine öffentliche Kundgebung erlassen hatte, in der es hieß: „Mit einem Frieden der Vergewaltigung, der Demütigung, der Verletzung seiner Lebensinteressen würde sich das deutsche Volk nie und nimmer abfinden." Daß die Noten Wilsons einen solchen Frieden im Auge hatten, konnte aber nur ein politischer Ignorant oder deutscher Pazifist übersehen.

Das Kriegskabinett mit dem Reichskanzler an der Spitze hatte sich aber mit seiner Tatenlosigkeit seither selbst Lügen gestraft. Diese Wortemacher und Phrasendrescher konnten deshalb Tatmenschen nicht in leitenden Stellungen gebrauchen, zumal nicht einen Mann wie Ludendorff, der die das Gefüge des Heeres erschütternde parteipolitische Maulwurfsarbeit durchschaut und ihre Bekämpfung verlangt hatte! Noch am 17. Oktober hatte er gehofft (siehe das Protokoll über diese Sitzung im Weißbuch unter Nr. 57) — und die eben erwähnte Kundgebung des Vorstandes der Sozialdemokratischen Partei mußte ihn darin bestärken —, daß die Ankündigung der Regierung, sie würde sich als „Regierung der nationalen Verteidigung" bestätigen, nunmehr Tatsache werde!

Aber Prinz Max von Baden und sein Kriegskabinett haben niemals ernstlich vorgehabt, ihre großen Worte

Digitized by Google

wahrzumachen. Sie waren von Hause aus bereit, einen Frieden um jeden Preis zu schließen, schon um ihre innerpolitischen Pläne durchgeführt zu sehen, denn wenn das Weißbuch in seiner „Vorbemerkung" feststellt, daß der Schritt vom 3. Oktober bei Wilson unwiderruflich eingeleitet worden wäre, warum fanden dann die Sitzungen vom 9. und 17. Oktober statt? Diese Frage stellt Ludendorff mit Recht, um fortzufahren: „Also das Ganze war nur eine Farce, ein Spiel mit der Obersten Heeresleitung und dem deutschen Volke. Jene Sitzungen mußten aber sein, um der Obersten Heeresleitung und dem Heere die Verantwortung zuzuschieben."

Jenes unwürdige und falsche Spiel wurde vom Kriegskabinett fortgesetzt. Es trägt die Mitschuld, daß Deutschland jetzt ein ohnmächtiges Gebilde ohne Ansehen und Geltung in der Welt geworden ist. Es kann und darf nur Politik treiben nach Maßgabe fremder Belange und nicht eigener Staatsnotwendigkeiten.*)

Mit welchen Mitteln die Scheidemann, Koester usw. nach der oben angedeuteten Richtung arbeiteten, ist schon früher bemerkt worden. Inzwischen hat weiterhin eine Schrift des Generals der Inf. v. Kuhl „Die Kriegslage im Herbst 1918" in schlagenden, sachlich garnicht zu widerlegenden Ausführungen jenen tendenziösen Geschichtsklitterungen den Boden vollends entzogen, auf dem Nutznießer der Revolution diese auch noch mit Scheingründen militärischer Art zu bemänteln versuchen. Neuerdings hat sich sogar ein Wissenschaftler — denn daß jene Herren trotz ihrer „Beamtung" auf militärischem wie außenpolitischem Gebiete nur Dilettanten sind, hat sich zu offenkundig erwiesen —, Professor Hans Delbrück, berufen gefühlt, dem bestgehaßten Manne aller Defaitisten, Pazifisten und politischen Dunkelmänner in Deutschland einen Stein nachzuwerfen in einem üblen Pamphlet „Ludendorffs Selbstporträt". Es wird wohl auch den Beifall der Herren vom ehemaligen Kriegskabinett gefunden haben, dessen politische wie militärische Gedankengänge sich mit denen des Herrn Professor deckten. Sein Machwerk hat inzwischen gebührende Abfertigung seitens des Oberstleutnants Foerster in dessen Schrift „Hans Delbrück als Porträtmaler„ gefunden. Jeder

*) Diese Feststellung findet sich näher ausgeführt in einem sehr bemerkenswerten Aufsatze des Prinzen Friedrich Wilhelm zur Lippe in der konservativen Monatsschrift (Dezember 1921) „Vizekönige von Deutschland."

Digitized by Google

einigermaßen mit der Methode ernster kriegswissenschaftlicher Forschungen Vertraute wird sich dem Schlußurteil Foersters anschließen, daß dahin lautet: Auf den Historiker Delbrück sind solche grelle Schlaglichter gefallen, daß an seiner Zuverlässigkeit, Gründlichkeit und Unparteilichkeit füglich ernste Zweifel nicht mehr unterdrückt werden können. Sein historisches Kartenhaus ist zusammengebrochen." Seiner Zeit mußte Herr v. Bethmann öffentlich zugeben, daß sein politisches Kartenhaus zusammengebrochen sei, weil er an der Wahnidee festhielt, England würde 1914 neutral bleiben. Das Kartenhaus des Prinzen Max von Baden und des Kriegskabinetts ist auch zusammengebrochen, weil sie eigensinnig und beschränkt an der Wahnidee von dem „Frieden der Gerechtigkeit" festhielten, den Wilson bringen sollte. Aber mit ihrem Kartenhaus ist durch ihre unsühnbare Schuld auch der stolze Bau des Deutschen Reiches zusammengebrochen!

Ehe wir wieder den Faden aufnehmen, was die Geschehnisse nach Absendung der deutschen Note am 27. Oktober angeht, muß vorher auf die Entlassung Ludendorffs eingegangen werden, deren innere Begründung „zwangsläufig" in dem Wesen des Kriegskabinetts lag, wie schon erwähnt wurde, sodaß die äußeren Ursachen, die da angeblich mitwirkten, mehr Beiwerk darstellen.

Prinz Max hatte allerdings in seiner Rede vom Dezember 1917 in der Badischen 1. Kammer zum Mißfallen seines sozialdemokratischen Bekannten Fendrich Ansichten vertreten, die dieser als „Zusammenfassen von Offensivgeist und Bergpredigt sowie von Schwert und Kreuz" tadelte. (Siehe „Einleitendes.") Seitdem er Reichskanzler geworden, verschwanden „Offensivgeist" und „Schwert" immer mehr aus seinem Tun, und „Bergpredigt" nebst „Kreuz" gewannen die Oberhand. Das ist bei einem frommen Christen, der nichts weiter zu tun hat, als Christ zu sein, allenfalls verständlich, aber nimmermehr bei einem deutschen Reichskanzler im Kampfe mit hartgesottenen Feinden. Jedoch selbst aus der „Bergpredigt" hätte der Prinz Brauchbares für sein Amt herübernehmen können, nämlich den Satz: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben." Herr Wilson übte nur die Schlangenklugheit und umstrickte uns damit in tödlicher Umarmung. Siehe Waffenstillstand. In der Wilhelmstraße war von dieser biblischen Schlangenklugheit nicht die leiseste Spur zu entdecken. Statt dessen übte man die Taube und

Digitized by Google

glaubte Herrn Wilson als „großer Demokrat" natürlich jeder Falschheit bar und ledig.

Dagegen galt es jetzt, die Männer zu beseitigen, die der Ansicht waren, im Kriege seien Offensivgeist und Schwert in verzweifelten Lagen erst recht unentbehrliche Dinge. Nun hatte aber die Oberste Heeresleitung am 20. Oktober nachstehendes Telegramm nach Berlin gesandt: „Es ist die Frage zu stellen: Will das deutsche Volk um seine Ehre nicht nur in Worten, sondern tatsächlich bis zum letzten Manne kämpfen und sich damit die Möglichkeit des Widerstandes sichern, oder will es sich zur Kapitulation und damit zum Untergang vor der äußersten Kraftanstrengung drängen lassen? Mit der durch das Zugeständnis der Note bewirkten Preisgabe des U-Bootkrieges ohne jede Gegenleistung beschreiten wir den letzteren Weg." Das war natürlich eine Sprache, die den Herren in Berlin sehr mißfiel. Sie sahen darin „Illoyalität," und der Reichskanzler drohte mit Abdankung. Er war sogar so inkonsequent, sich an den Kaiser zu wenden, den er selbst erst allen Regierungseinflusses beraubt hatte! Der Kaiser stellte sich auf die Seite des — Reichskanzlers. Damit war wohl die letzte Gelegenheit verpaßt, das Kriegskabinett zu beseitigen. Dieses gab ein neues Zeichen politischer Schwäche und nationaler Würdelosigkeit in der Reichstagssitzung vom 23. Oktober. In ihr meldeten der Pole Stychel, der Elsässer Ricklin und der Däne Hansen Ansprüche auf Loslösung vom Deutschen Reiche an. Sie trieben damit schamlos öffentlichen Landesverrat. In jedem anderen Lande würde man solche Verräter beseitigt haben. Im alten Rom hätten sie unfehlbar Bekanntschaft mit dem Tarpejischen Felsen gemacht. In der französischen Deputiertenkammer wären sie wohl mit Stuhlbeinen totgeschlagen worden. Aber im deutschen Reichstag? Das Kriegskabinett hielt es nicht einmal für „angemessen," sofort diesen Landesverrätern entgegenzutreten, sodaß Sven Hedin, der der Sitzung beiwohnte, den Reichstag mit den Worten verließ: „Finis Germaniae." Er hat „auf Zeit" richtig gesehen!

Die schon erwähnte 3. Wilsonnote vom 23. Oktober, die klipp und klar die ausgesprochene militärische wie politische Kapitulation auf Gnade und Ungnade heischte, hatte jedenfalls tiefgehende Entrüstung bei allen Deutschen hervorgerufen, die noch völkische-

Digitized by Google

und politisches Ehrgefühl besaßen. Das dokumentierte sich damals in weiten Kreisen unseres Volkes, aber am treffendsten kommt sie wohl zum Ausdruck in einer Entschließung der deutschkonservativen Partei vom 24. Oktober, die dem Reichskanzler und der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Ihre Hauptsätze lauteten: „In der heute veröffentlichten Note des Präsidenten Wilson wird die bedingungslose Kapitulation, die Enttrohnung des Kaisers, die Entlassung unserer Heerführer, die volle Unterwerfung unter einen Gewaltfrieden gefordert. Deutschland soll zunächst entehrt und wehrlos gemacht und dann vernichtet werden. Die Annahme dieser Bedingungen würde auf Geschlechter hinaus jeden Deutschen politischer Entrechtung und wirtschaftlicher Sklaverei ausliefern."

Jedes dieser Worte war richtig, und nur mit unheilbarer politischer Farbenblindheit oder ausgesprochener Begriffsstutzigkeit belastete Menschen konnten das bestreiten. Daß solche „Belasteten" damals Deutschland regierten, wurde ihm zum Verhängnis, zum Fluch! Diese Feststellung wird später Gemeingut ehrlicher Geschichtsschreibung werden. Jetzt noch nicht, weil die falschen Propheten und Geschichtsklitterer überall im Regiment sitzen, vielfach auch in der Schule, auf den Lehrstühlen der Universitäten, in den Schreibstuben der „Regierenden" und in einer Presse, die rot bewimpelt ist! Trotzdem: „Die Wahrheit muß herfür!", selbst ungeachtet teilweise irreführender „Weißbücher." Der Wahrheit und Wirklichkeit wollte damals auch in letzter Stunde die Oberste Heeresleitung eine Gasse bahnen und erließ am 24. Oktober abends folgendes Telegramm:

„Zur Bekanntgabe an alle Truppen!

Wilson sagt in seiner Antwort, er wolle seinen Bundesgenossen vorschlagen, in Waffenstillstandsverhandlungen einzutreten. Der Waffenstillstand müsse aber Deutschland militärisch so wehrlos machen, daß es die Waffen nicht mehr aufnehmen könne. Ueber einen Frieden würde er mit Deutschland nur verhandeln, wenn dieses sich den Forderungen der Verbündeten in Bezug auf seine neue Gestaltung völlig füge, andernfalls gäbe es nur bedingungslose Uebergabe.

Die Antwort Wilsons fordert die militärische Kapitulation.

Digitized by Google

Sie ist deshalb für uns Soldaten unannehmbar. Sie ist der Beweis, daß der Vernichtungswille unserer Feinde, der 1914 den Krieg entfesselte, unverändert fortbesteht. Sie ist ferner der Beweis, daß unsere Feinde den Rechtsfrieden nur im Munde führen, um uns zu täuschen und unsere Widerstandskraft zu brechen. Wilsons Antwort kann deshalb für uns Soldaten nur die Aufforderung sein, den Widerstand mit äußersten Kräften fortzusetzen. Wenn die Feinde erkennen werden, daß die deutsche Front mit allen Opfern nicht zu durchbrechen ist, werden sie zu einem Frieden bereit sein, der Deutschlands Zukunft gerade für die breiten Schichten des Volkes sichert.

gez. v. Hindenburg."

Das war die Sprache einsichtiger, tapferer, vaterlandsliebender Männer, die vier Jahre hindurch an der Front mitgekämpft, während die damals Regierenden zu Hause nur geschwatzt hatten. Das war die Sprache von Männern, die jetzt handeln wollten, durchdrungen von der Gesinnung, daß eine Nation nichtswürdig sei, die nicht freudig Alles an ihre Ehre setzt.

Dieses Telegramm rief auch überall, wo es den Truppen bekannt wurde, Begeisterung hervor, es wirkte wie eine seelische Befreiung von unerträglichem Druck.*)

Es wurde jedoch vor seiner allgemeinen Bekanntgebung angehalten, da die Oberste Heeresleitung inzwischen erfahren hatte, daß es den Gedanken und Absichten der Regierung nicht entspreche. Hindenburg und Ludendorff hielten am 25. Oktober abends noch eine Besprechung mit dem Vizekanzler v. Payer ab, den sie vergeblich zu überzeugen versuchten, daß man die Verhandlungen abbrechen und sich mit einem Aufruf an das Volk wenden, es zu den Waffen rufen müsse. Natürlich ohne Erfolg. Das Kriegskabinett lehnte geschlossen jedes Weiterkämpfen ab. Es zog das entehrende Joch schmählicher Unterwerfung vor und antwortete am 27. Oktober: „Die deutsche Regierung sieht nunmehr den Vorschlägen für einen Waffenstillstand entgegen, der einen Frieden der Gerechtigkeit einleitet, wie ihn der Präsident in seinen Kundgebungen gekennzeichnet hat." Siehe — Versailles!

Noch niemals in der Weltgeschichte — ausgenommen das Verfahren der Regierenden Karthagos im 3. punischen Krieg, das

*) Ludendorff, Das Verschieben der Verantwortlichkeit, S. 35.

Digitized by Google

allerdings Aehnlichkeit mit dem Verfahren des Kriegskabinetts aufweist, — ist ein großes Volk durch die eigene Staatsleitung so sinnlos und feig einem furchtbaren Schicksal entgegengeführt worden, wie es im Oktober 1918 mit dem deutschen Volke geschehen ist.

General Ludendorff hatte am 26. Oktober den Abschied — erhalten auf Betreiben des Reichskanzlers, was weiter nicht befremden konnte. Befremden könnte, daß der Kaiser sich so rasch „gefügt" hatte. Er stand an jenem Tage noch nicht unter der Vormundschaft des Reichskanzlers gemäß der oben erwähnten Verfassungsänderungen, denn die letztere bestätigende Kabinettsordre ist erst am 28. Oktober vollzogen worden. Uebrigens hatte auch der Kriegsminister Scheuch zu diesen Verfassungsänderungen — soweit sie militärischer Art waren — öffentlich seine Zustimmung erteilt! Es wurde damals in unterrichteten Kreisen behauptet, daß der Kaiser auch persönliche Gründe gehabt habe, den hochverdienten General zu verabschieden.

Graf Westarp äußert sich über die Angelegenheit wie folgt:*) „General Ludendorff war am 26. Oktober verabschiedet worden. Ueber die Gründe war Zuverlässiges nicht zu erfahren. Am 28. suchte ich den Vizekanzler v. Payer auf und erklärte, nach den vorgenommenen Verfassungsänderungen trage nunmehr der Reichskanzler vor dem Reichstage die Verantwortung für diese Verabschiedung, ich erbitte daher als Abgeordneter Auskünfte über die Gründe und könnte nicht verhehlen, daß ich die Verabschiedung politisch bedauern müsse, weil sie im Inlande und Auslande als ein weiteres Zeichen der Schwäche und Nachgiebigkeit wirke. Herr v. Payer erwiderte, daß er selbst über die Gründe der Verabschiedung nichts Genaues wisse. Davon, daß das Kabinett den Abschied verlangt hatte, sagte er nichts; er deutete im Gegenteil an, daß scheinbar auch persönliche Gründe Seiner Majestät des Kaisers mitgesprochen hätten."

Das war jedenfalls eine sehr gewundene Auskunft in einer Angelegenheit, deren große militärische und politische Bedeutung auf der Hand lag. Der General hatte u. a. mit Recht als die Urquelle des Nachlassens unserer militärischen Widerstandskraft wiederholt die systematische Verhetzung des Heeres durch die Sozialdemokraten in ihren verschiedenen Spielarten bezeichnet. Er hatte wiederholt pflichtmäßiges scharfes Einschreiten der Regierung

*) Graf Westarp: Die Regierung des Prinzen Max von Baden, S. 195.

Digitized by Google

— und zwar nicht einmal die Füsiladen im demokratischen Frankreich unter Clemenceau in gleichen Fällen — gefordert! Das war aber doch jetzt eine Art Verbrechen gegen die sozialdemokratischen Mitglieder des Kriegskabinetts! Aber auch gegen die pazifistisch-defaitistisch gerichteten demokratischen Mitglieder des Kriegskabinetts, an ihrer Spitze der Reichskanzler. Hatten doch noch in der Reichstagssitzung, in der die Amnestie von Landesverrätern und Hochverrätern beschlossen wurde, auch Zentrum und Demokratie für diese Amnestie gestimmt. Hatte doch damals ein regierungsfreundlicher Abgeordneter erklärt, Herr Dittmann „sei ein ganz harmloser Mann."

Und solche „Harmlosigkeiten" bekämpfte Ludendorff aufs schärfste! Er besaß, wie auch verschiedene Staatssekretäre, namentlich Herr Scheidemann, erklärt hatten, kein Verständnis für „die Psyche des Volkes" und ebenso kein Verständnis für die „Mentalität" unserer Feinde. Er war also ein Störenfried für die politischen Kunstleistungen des Kriegskabinetts, der beseitigt werden mußte. Jedenfalls steht fest, daß der Reichskanzler persönlich die Verabschiedung Ludendorffs beim Kaiser betrieben hat und hierbei geschickt wohl irgend ein persönliches Moment, das auf die Empfindlichkeit des Kaisers berechnet war, ausnutzte. Befremdlich muß es allerdings erscheinen, wenn man im „Weißbuch" (Vorbemerkungen) liest: „General Ludendorff sieht in der Befragung anderer Gnerale ein Mißtrauen und läßt für diesen Fall mit seinem Abschied rechnen, von dem die Reichsleitung eine Beschleunigung des Zusammenbruchs befürchtet." Also die Reichsleitung befürchtet, daß der Abschied Ludendorffs eine ungünstige Wirkung hervorrufe, und doch betreibt sie selbst eifrig diese Verabschiedung! Das klingt ja beinahe wie beabsichtigte „Beschleunigung des Zusammenbruches" und würde nach mittelbarem Landesverrat schmecken!

Zum Nachfolger Ludendorffs wurde Generalleutnant Groener ernannt. Er hatte sich als Chef des Militäreisenbahnwesens während der Kriegszeit unstreitig Verdienste erworben. Später trat er an die Spitze des Kriegsamtes, das mit dem vom Reichstage verstümmelten Hilfsdienstgesetz, das „sozial" zurechtgestutzt, die Stimmung in der Front verderben half, wie bereits erwähnt wurde. Der General hatte vorwiegend im technischen Generalstabsdienst gearbeitet und sich mit höherer Truppenführung, was man unter dem Begriff „Strategie" zu-

Digitized by Google

sammenfaßt, „ressortmäßig" nicht beschäftigt. Die Vorbildung und Routine fehlte ihm also bei Uebernahme seiner bedeutungsvollen Stellung, und deshalb erregte diese Ernennung ein gewisses Erstaunen in Generalstabskreisen sowie bei den Heerführern. Sein politisches Verhalten bewegte sich bis zum 6. November 1918 in den Bahnen eines kaisertreuen, von nationalen Instinkten geleiteten Mannes, obgleich er schon als Stabsoffizier demokratische Auffassung vertreten hatte. Dann trat eine Schwenkung ein, die ihn ganz von dem Geiste des Kriegskabinetts erfüllt erscheinen läßt, und dessen Auswirkung hauptsächlich den unseligen Ereignissen des 9. November Vorschub geleistet hat, worauf später zurückzukommen sein wird.

Nach Ludendorffs Weggang erklärte fast die gesamte Presse der Mehrheitsparteien, die im Kriegskabinett verkörpert waren, das seiner Zeit „die nationale Verteidigung" auf seine Fahnen geschrieben hatte, diese für sinnlos und unmöglich. General v. Wrisberg bringt in seinem bedeutungsvollen, bereits erwähnten Buche*) zahlreiche Presseäußerungen und schildert die ganze politische Lage Ende Oktober treffend in Nachstehendem: „Man wollte eben nicht mehr kämpfen. Man hatte seine inneren Kriegsziele erreicht, man war „saturiert." Von außenpolitischem Ehrgeiz wußte man sich schon immer frei. Erst die Partei, dann die Demokratie („wie wir sie auffassen"), dann die „Internationale" — ja, dann gab es wohl noch so etwas wie das Deutsche Reich, aber man mußte wieder „ein Volk der Dichter und Denker" werden, allenfalls noch gut genug, um zu sozialistischen Experimenten zu dienen. Dem „Militarismus" in jeder Form hatte man ja feierlich abgeschworen, es genügte ja, wenn die feindlichen Mächte ihn eifrig förderten, Ludendorff war beseitigt, also wozu noch kämpfen."

Das waren denn ihrem innersten Wesen nach auch die Gedankengänge des Kriegskabinetts. Natürlich vorsichtiger zurechtgemacht nach außen hin. Die Absendung der 4. deutschen Note an Wilson veranlaßte die konservative Partei, noch in letzter Stunde dem Reichskanzler das Gewissen zu schärfen in einer Eingabe an ihn, die am 29. Oktober überreicht wurde. Die Wiedergabe einiger Sätze aus derselben ist insofern von gegenwärtigem Interesse, als dort klar zum Ausdruck gebracht wird, was damals schon alle Einsichtigen — Ludendorff an ihrer Spitze — als unabwendbares Ergebnis der deutschen „Kapitulationsnote" vom

*) Der Weg zur Revolution 1914—18, S. 141 ff.

Digitized by Google

27. Oktober voraussahen. Angesichts dieser Sätze kann man nicht mehr mit der einfältigen Ausrede kommen — wie sie auch später von Mitgliedern des Kriegskabinetts gebraucht wurde: — „Ja, wenn wir das damals schon gewußt hätten, welche Folgen unsere Antwort zeitigte, würden wir „Nein" gesagt haben." Das war ja gerade die Erbsünde dieses Kriegskabinetts, daß es nicht hören und sehen wollte, wenn man will, nicht hören und sehen durfte, um seine „Klientel," die Reichstagsmehrheit, nicht zu verlieren. Diese Klientel stand aber wiederum unter der Leitung und dem Drucke hetzerischer Demagogen, die jetzt die Saat reifen sahen, die sie Jahrzehnte hindurch, die deutsche Volksseele vergiftend, ausgestreut hatten. Zu dieser Saat gehörte auch das Gezeter der Demokraten und des Zentrums wider den „Militarismus." Jene Sätze lauten: „Die Antwort der Entente wird, wie wir überzeugt sind, einen Inhalt haben, der den Untergang des deutschen Reiches, den Verlust von Freiheit und Wohlstand für das deutsche Volk und jeden Einzelnen seiner Angehörigen zur unausbleiblichen Folge hat.

Nach Auslieferung unserer Waffen zu Wasser und zu Lande und nach etwaiger Besetzung von Festungen durch feindliche Truppen, kurz, nach einem Waffenstillstand, der gemäß der Wilson'schen Note vom 22. Oktober den Feinden ermöglicht, jede Forderung zu erzwingen, ohne daß Deutschland die Feindseligkeiten wieder eröffnen könnte, wird Deutschland im Osten und Westen zerstückelt, wirtschaftlich und finanziell erdrosselt werden."

Das ist alles wörtlich eingetroffen. Es mußte eintreffen, nachdem die deutsche Regierung in jener Antwortnote auf dem Wege bedingungsloser Unterwerfung die Endstrecke betreten hatte.

„Wehe dem Volke, das die Waffen fünf Minuten zu frühe an die Wand stellt" — das war am 3. Oktober im „Vorwärts" zu lesen, der am 28. Oktober schrieb: „Deutschland ist bei den Friedensverhandlungen auch ohne Waffen nicht wehrlos(!)." In diesem politischen Wahnsinn steckte jedoch „Methode!" Nur die Waffen wegwerfen, und zwar sofort, damit jeder Gedanke an weiteren Widerstand unmöglich gemacht wird und das „neue revo-

Digitized by Google

lutionäre" Deutschland erstehen kann. Ein alter Landsknechtsspruch lautete: „Stolz ohne Macht wird verlacht" und ein anderer „Wehrlos ehrlos." Aber der „Vorwärts" und seine Gönner besaßen nicht einmal mehr „Stolz" als Deutsche, sondern nur noch einen solchen als „international" gerichtete, „klassenbewußte Proletarier" — aber selbst ob dieses Stolzes wurden sie höhnisch „verlacht" von den englischen und französischen Proletariern, die sich freuten, daß die deutsche „Macht", wie sie auch in unserer Arbeitsüberlegenheit zu Tage trat, vernichtet war! Diese proletarischen „Brüder" haben Versailles gutgeheißen!

Erst am 5. November ließ Wilson auf die deutsche Note vom 27. Oktober antworten. Die Antwort enthielt den Schlußsatz: Marschall Foch ist von der Regierung der Vereinigten Staaten und den alliierten Regierungen ermächtigt worden, gehörig beglaubigte Vertreter der deutschen Regierung zu empfangen und sie von den Waffenstillstandsverhandlungen in Kenntnis zu setzen." Damit beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Herbstereignisse 1918. Es erscheint deshalb nötig, des Verständnisses für die ganze Entwicklung der Waffenstillstandsverhandlungen halber, letztere nunmehr in abschließendem Zusammhange bis zum 11. November 1918 kurz zu schildern.

(Fortsetzung folgt.)

XXVII.

Streiflichter.

Von

Graf Hoensbroech.

In köstlicher und dabei treffender Weise verspottet in Wort und Bild der „Kladderadatsch" die Genua-Konferenz: Loyd George, die dicke Trommel schlagend, gefolgt von Poincaré, Barthou, de Facta, dem Japaner und dem Troß der kleinen Entente, zieht die Landstraße entlang, an einem Wegweiser vorbei, der „nach dem Haag" weist, und singt: „Und so ziehen wir denn mal wieder mit Gesang, von dem einen Restaurang in das andere Restaurang." Es ist das Selbe, was neulich ein witziges Mitglied des

Digitized by Google

englischen Unterhauses in der Frage an die Regierung ausdrückte: ob der Ort schon bestimmt sei, wo nach der Haager Konferenz die nächste Konferenz stattfinde. Doch Scherz bei Seite! Was haben wir nicht schon an „Konferenzen" erlebt: Versailles, Spa, London, Paris, Brüssel, Washington, St. Remo, Cannes, Genua! Ueberall saßen die „leitenden Staatsmänner" und wollten Deutschland, Europa und die Welt gesundmachen. Und was haben sie erreicht? Nichts! Und warum haben sie nichts erreicht? Weil, wie schon einmal an dieser Stelle betont, der g u t e Wille, zu heilen, fehlte. Denn noch immer sitzen auf den „Konferenzen" nicht Menschen, sondern Feinde sich gegenüber, nur bedacht auf die eigenen Vorteile, und auf die Ausbeutung der Anderen, vor allem unseres armen Deutschlands. So lange nicht M e n s c h e n - u n d N ä c h s t e n l i e b e — Worte und Begriffe bisher unbekannt in der Politik — auf den „Konferenzen" zu walten beginnen, so lange wird man erfolglos „von einem Restaurang ins andere Restaurang ziehen," und als „Erfolg" sind nur zu buchen die vom Steuerzahler zu tragenden ungeheuren Kosten des „Restaurang-Aufenthaltes." Aber aus Genua haben doch die Verantwortlichen den Riesenerfolg des R a p o l l o - V e r t r a g e s mit nach Hause gebracht! Das ist doch eine Tat: das erste selbständige Vorgehen Deutschlands in der hohen Politik! So verkünden seit Wochen die Regierungsblätter; und selbst nicht regierungsfreundliche Zeitungen schließen sich dem Lobe an. Gewiß war es eine „selbständige" Tat, aber die Tat von Kurzsichtigen. Denn, was sagt realpolitisches Denken über Sowjet-Rußland? Es ist ein Räuber- u. Mörder-„Staat," wie es niemals einen zweiten gegeben hat. Mit einer Ausgeschämtheit sonder gleichen hat dieser Tage erst die Sowjet-„Regierung" selbst eine genaue Aufstellung der von ihr seit 1917 vollzogenen „Hinrichtungen," d. h. Morde, veröffentlicht: 1 Million 700 000 Menschen aller Stände und Berufe sind in 5 Jahren von Lenin und Mordgenossen abgeschlachtet worden. Und mit diesen bluttriefenden Gesellen haben wir einen Vertrag geschlossen! Auch hier trifft der „K l a d d e r a d a t s c h" den Nagel auf den Kopf: er stellt Tschitscherin und Krassin dar, wie sie „Onkel Sam" die Hand hinstrecken; der zieht seine zurück und sagt: „Sie haben mir zu viel Blut an den Fingern." So hat auch S c h w e d e n geurteilt. Sowjet-Rußland hat ihm den gleichen Vertrag angeboten wie uns. Der erste Ablehnungsgrund Schwedens aber war: die Bluttaten Rußlands. Das ist weder bei Amerika noch bei Schweden „Sentimentalität," sondern der Ausdruck der richtigen Erkenntnis, daß Räuber und Mörder, mögen sie sich noch so sehr

Digitized by Google

als „Staatsoberhäupter" aufspielen, nicht vertrags- und bündnisfähig sind. Kann überhaupt irgendwelcher Verlaß sein auf Unterschriften von Menschen, die bisher jede Bindung, die sie eingegangen sind, kaltlächelnd lösten, wenn sie es für sich für gut hielten, ohne sich um die Anderen, denen gegenüber sie sich „gebunden" hatten, irgendwie zu kümmern? Wenn je etwas ein „Fetzen Papier" ist, dann ein „Vertrag" mit Sowjet-Rußland. Und der Inhalt des „Vertrages?" Wir versprechen Rußland unsere Intelligenz: Ingenieure, Professoren, Fabrikleiter, Kaufleute usw. Und was verspricht Rußland uns? Bewilligungen (Konzessionen) für Fabrikanlagen, Eisenbahnbauten, Bergwerksausbeutung, Rohstoffe. Aber wer bietet denn Sicherheit für die Bewilligungen? Nur das Wort der Räuber, Mörder und Eidbrüchigen! Und was Rohstoffe betrifft: Rußland ist durch die Sowjet-Leute so heruntergewirtschaftet, Abfuhrwege, Eisenbahnen, Flüsse und Kanäle sind in einem solchen Zustande der Verkommenheit, daß an Ausfuhr überhaupt nicht zu denken ist. Und — man vergesse das nicht —, hat denn unsere Intelligenz, die nach Rußland wandern soll, um den aus tausend Wunden blutenden Riesenleichnam ins Leben zurück zu rufen, hat sie Sicherheit auch nur für das Allererste, das Allernotwendigste, hat sie Lebenssicherheit? Ganz gewiß nicht. Aber in Berlin berühmt man sich mit diesem Rußland einen Vertrag geschlossen zu haben. Ein so genauer Kenner Rußlands wie Arnold Rechberg schreibt über das Ganze in der „National-Zeitung" (29. 4. 1922): „Es ist aktenmäßig bewiesen, daß die Moskauer Sowjetregierung wiederholt kommunistische Aufstände in Deutschland organisiert hat, deren Endziel die gewaltsame Beseitigung gerade der verfassungsmäßigen deutschen Regierung war. Es erscheint daher schwer begreiflich, daß sich der deutsche Reichskanzler gerade mit den Vertretern einer Regierung zur Tafel setzt, welche der Regierung Ebert—Wirth offenkundig nach dem Leben trachtet. Die Politik des Reichskanzlers ist um so unverständlicher, als das Haupt der Sowjetregierung, Lenin selbst, erst jetzt wieder verkündet hat, daß die Sowjetregierung auf die Ausbreitung des Bolschewismus über die Welt keineswegs verzichtet habe, und daß eine Uebertragung der bolschewistischen Herrschaft auf Deutschland nur nach dem vorhergehenden gewaltsamen Sturz der Regierung Ebert—Wirth denkbar wäre." Müßte nicht allein der Blick auf Amerika Berlin vor der Rapallo-Torheit bewahrt haben? Man mag über „Onkel Sam" denken wie man will, Geschäftstüchtigkeit wird ihm niemand absprechen; er ist „smart"

Digitized by Google

vom Kopf bis zur Zeh; ein hundeschnäuziger Buissines-Mann, der bei Geld und bei allem, was Geld einbringt, sagt: non olet. Aber von Rußland will er nichts wissen, denn er „kalkuliert," daß mit ihm Geschäfte überhaupt nicht zu machen sind.

Endlich ist der Vertrag mit Rußland eine schmachvolle Verletzung deutscher Ehre. Sowjet-Rußland hat unsern Gesandten, den Grafen Mirbach, ermordet. Unsere Regierenden haben auf Genugtuung für diesen Mord ausdrücklich verzichtet! Wo sind die deutschen Abgeordneten und deutschen Zeitungen, die Rechenschaft fordern- unablässig, täglich, für diese Preisgabe deutscher Ehre?

Der unselige Geschäftsführer Erzberger macht einmal wieder von sich reden, und neben ihm Herr Scheidemann, der sich nicht genug tun kann, einen ihm gespielten Dummenjungenstreich als grauselichen Mordanschlag hinzustellen. Die Auferweckung Erzbergers ist böse; das Gejammer Scheidemanns eine nicht überbietbare Lächerlichkeit. Auch hier: welch unstaatsmännische Leute hat nicht die Revolutionswelle nach oben gespült!

Sehr beachtenswert ist — aber wer beachtet es? — eine „Tagung katholischer Politiker" in Konstanz (vergl. Germania vom 10. und Köln. Volksztg. vom 9. und 10. Juni 1922). Wirth, Graf Lerchenfeld, Fehrenbach, die Minister Schweyer, Matt, Bolz, Graf, Trunk, Köhler und sonstige Zentrumsgrößen, trafen sich da mit nichtdeutschen katholischen Politikern aus der Schweiz, Vorarlberg, Tyrol, um über „Christianisierung (lies: Katholisierung) der Politik" zu beraten. Zur Beruhigung „rief" einleitend Herr Wirth „in den Saal hinein": „Es denkt niemand von uns daran, uns von der Einheit der Reiches zu trennen," und dann entwickelten „unter stürmischem Beifall in prachtvollen Darlegungen" Universitätsprofessor Baur-Tübingen und Dekan Rieder-Bonndorf „die Grundsätze katholischer Politik": 1. „die päpstlichen Enzykliken sind die Grundlage für christliche Politik;" 2. „in Fragen des öffentlichen Lebens beansprucht der Papst keine potestas directa, wohl aber das Recht, zu verkünden, was gut und böse, was erlaubt und unerlaubt ist. Die Enzykliken sind verpflichtend (von der Germania gesperrt), so weit sie sich auf das Gebiet des Glaubens und der Sitten erstrecken." An der Aussprache darüber nahm auch Herr Wirth teil. Die Tagung leitete der Vorsitzende des badischen Landtages, Wittemann. Ich wiederhole: wer von unseren Politikern und Schriftleitern beachtet solche Geschehnisse? Acht-

Digitized by Google

los geht man an ihnen vorüber, und verschwendet dafür Lungenkraft, Papier und Druckerschwärze an spaltenlangen Berichten über Box- und Ringkämpfe, Modeschauen usw. Immer enger zieht sich das ultramontan-jesuitische Netz über das Deutschland Luthers und Bismarcks zusammen; aber die „Hüter unserer Kultur" sehen nicht einmal die Netz-Maschen. Uebrigens: warum geben Katholiken, wenn sie zusammenkommen, stets die feierliche Versicherung ab: sie wollten sich nicht vom Reiche trennen? Für uns Andere ist das doch eine Selbstverständlichkeit. Aus dem Munde Wirths wirkt die Versicherung aber geradezu unverständlich; er, der „Reichskanzler," will sich nicht vom Reiche trennen! Ob wohl im Reichstag oder in irgendeinem Landtag und in irgend einer Zeitung diese Bodensee-Tagung zur Sprache gebracht wird? Ich „prophezeie": nein. Die Abgeordneten des deutschen Volkes haben Wichtigeres zu tun, als das Vordringen des deutschfeindlichen Rom zu beachten; ihre Aufgabe ist, endlos zu schwätzen, und sich gegenseitig zu beschimpfen, und zu jeder Steuer- und Portoerhöhung ja zu sagen. Und doch hat die Tagung in Konstanz sehr ernste Bedeutung; sie ist ein Angriff auf den konfessionellen Frieden und auf die Parität. Der „Reichskanzler" des paritätischen deutschen Reiches und sieben Minister paritätischer deutscher Einzelstaaten versammeln sich, um Mittel und Wege zu finden, wie Deutschlands Politik zu katholisieren sei! Vor Jahren rief der Jesuit von Hammerstein, ins deutsche Volk hinein: „der Staat muß katholisch sein, und wenn er es nicht ist, muß er es werden." Heute suchen, in konfessionellen Sonderbünden, der deutsche Reichskanzler und die Minister der größten deutschen Bundesstaaten (Bayern, Württemberg, Baden) diese jesuitische Theorie in die Praxis umzusetzen.

Ueber das „Kronprinzenbuch" hat der Herausgeber dieser Zeitschrift, Generalleutnant Keim, das Nötige in der „Deutschen Zeitung" gesagt, dem ich im wesentlichen zustimme. Zwei Bemerkungen möchte ich aber noch machen. Erstens: sehr bedauerlich ist, daß der Kronprinz zum Herausgeber seines Buches (wie weit ist es überhaupt „sein" Buch?) einen Karl Rosner gewählt hat, einen Mann, der als Kriegsberichterstatter ekelerregenden Byzantinismus betrieb. Zweitens: tief erschütternd ist die Schilderung der letzten Tage und Stunden des Kaisers in Spa. Viele Generale umstanden den Haltlosen, aber kein einziger Mann war unter ihnen, der

Digitized by Google

ihn zu dem Entschlusse emporgerissen hätte, die hunderttausende von treu gebliebenen Offizieren und Soldaten um sich zu sammeln, mit ihnen nach Berlin zu ziehen und dort Ordnung zu schaffen. Dann wären Deutschland und das Hohenzollernhaus gerettte worden. Auch Hindenburg war unter den Wilhelm II Umstehenden. Der Kaiser in seiner Rat- und Hilflosigkeit „suchte den Blick des Feldmarschalls," so schreibt sein Sohn; der Feldmarschall senkte den Blick zu Boden;" „als er sich der Republik zur Verfügung gestellt hatte, war alles aus!" Stiegen vor Hindenburg nicht die Vorbilder York, Gneisenau, Blücher auf? Nein! Die Schicksalsstunde Deutschlands fand ihn, zum Unheile Deutschlands, unverstehend. Eine das Herz zerreißende Tatsache! Ich darf so schreiben, denn schon 1917 habe ich Hindenburg auf das Kommende aufmerksam gemacht und zu diktatorisch-drakonischen Maßregeln gegen die Unfähigen in der Wilhelmstraße und die Verräter in der Heimat aufgefordert, habe ihm geschrieben, daß, wenn er darin versage, sein ganzer Feldherrnruhm zu nichte würde. Denn was nützen Siege auf dem Schlachtfelde, wenn man schließlich doch Vaterland und Monarchie zu Grunde gehen läßt.

24. 6. 1922.

Inzwischen ist Rathenau ermordet worden. Eine fluchwürdige, wahnwitzige Tat! Wohin ist unser Volk gekommen innerhalb weniger Jahre? Und wer trägt die Schuld?

5. 7. 1922.

XXIX.

Das Siechtum der deutschen Volkswirtschaft, seine Ursachen und seine Bekämpfung.

Von Dr. **Felix Kuh.**

Einer späteren Geschichtsschreibung muß es vorbehalten bleiben, die letzte Ursache des Niederganges zu erfassen, dem unser Vaterland in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht erlegen ist. Wir Zeitgenossen werden noch zu sehr vom Strom der Ereignisse umspült und fortgerissen, als daß wir mit voller Sicherheit sagen

Digitized by Google

könnten, diese oder jene Erscheinung habe den ersten Ausgangspunkt des Unheils gebildet. Mit höchster Wahrscheinlichkeit kann man, gestützt auf geschichtliche Lehren, annehmen, daß die eigentliche Ursache auf rein geistigem Gebiet, in der Abwendung von gefestigten sittlich religiösen Grundsätzen, in der fortschreitenden Materialisierung und Mechanisierung, in der Veräußerlichung unseres ganzen Lebens zu suchen ist. Aber, wie gesagt, wir stehen den Dingen noch zu nahe, als daß wir einen klaren Ueberblick über das Wesen der Geschehnisse haben könnten. Einstweilen müssen wir uns damit begnügen, wenigstens diejenigen Zusammenhänge zu erkennen, durch die unmittelbar die Entwicklung bestimmt wird; wir sind uns bewußt, daß wir dabei in gewissem Sinne an der Oberfläche bleiben, aber schon, wenn wir die nächsten Gründe — es wird immer eine Anzahl sein — ermitteln können, ist für die Behandlung des Uebels viel gewonnen und der Weg zur Heilung vorgezeichnet.

Mit solchem Vorbehalt dürfen wir behaupten, daß jedenfalls ein Ereignis am meisten dazu beigetragen hat, unseren Wirtschaftskörper in schweres Siechtum zu versetzen. Der verlorene Krieg, der Umsturz, die Torheit von Leuten ohne Sachverständnis, die, im Erfüllungswahn befangen, dem Wirtschaftsleben Unmögliches zumuten — diese verhängnisvollen Dinge haben selbstverständlich der Volkswirtschaft unendlichen Schaden zugefügt, aber so kräftig, so gesund, wenn auch etwas überstürzt, hatte sich unsere Wirtschaft unter der alten, jetzt so heftig angefeindeten Staatsform entwickelt, daß selbst jene Schicksalsschläge allenfalls noch zu ertragen gewesen wären. Was jedoch notwendig zum Untergange führen muß, das ist die Tatsache, daß das deutsche Volk durch seine Arbeit eine unendliche Masse von Menschen erhalten muß, die entweder nur in mittelbarem Sinne Werte schaffen oder ganz brach liegen, oder sogar, was das schlimmste ist, als bösartige Schmarotzer auftreten. Auf Markt und Gasse wird der richtige Standpunkt gepredigt, daß Deutschland nur durch seine Arbeit wieder hoch kommen kann, aber man stellt nur selten fest, wer denn in unserem Vaterlande wirklich arbeitet und wieviel Leute es für weitaus bequemer und vorteilhafter halten, von der Arbeit der Mitmenschen zu leben? Es ist die alte menschliche Gewohnheit, die Arbeit zu loben, aber nur die Arbeit der anderen! Wer indessen die wichtigste für uns erkennbare Ursache des wirtschaftlichen Siechtums durchschauen will, der muß sich zunächst mal über den Begriff der Arbeitsleistung klar werden.

Es leuchtet ein, daß die Volkswirtschaft nur gedeihen kann,

Digitized by Google

wenn ein richtiges Verhältnis zwischen unmittelbar, mittelbar und nicht erzeugenden Personen besteht. Die Einschiebung erzeugungsfeindlicher Personen, worunter Deutschland augenblicklich am meisten leidet, ist eine besondere Erscheinung, die wir an anderer Stelle für sich behandeln müssen. Nun ist bekanntlich über den Begriff der wertschaffenden Arbeitsleistung schon unendlich viel gesprochen und geschrieben worden, in jedem volkswirtschaftlichen Lehrbuch kann man nachlesen, wie weit die Ansichten darüber auseinander gegangen sind. Der Engländer Adam Smith hat alle Dienstleistungen für unwirtschaftlich erklärt, bei denen sich die Arbeit durch keinen besonderen Gegenstand, keine verkäufliche Ware verkörpert. Für unsere Betrachtung ist das Urteil über den Handel besonders wichtig. Man hat ihm lange Zeit hindurch überhaupt jede wertschaffende Arbeitsleistung abgesprochen, wobei man ja zweifellos das Kind mit dem Bade ausgeschüttet hat. Anderseits werden wir sehen, daß die Stellung, die sich heute der reine Zwischenhandel angemaßt hat, weit über das Maß des Zulässigen hinausgeht. Es wird also für die ganze Sache entscheidend sein, daß wir möglichst genaue Bestimmungen der unmittelbaren und mittelbaren Erzeugung, sowie der Unwirtschaftlichkeit aufstellen, worauf wir in der Lage sein werden, festzustellen, ob sich das deutsche Wirtschaftsleben noch im Gleichgewicht befindet oder ob eine der nicht unmittelbar erzeugerischen Gruppen schon ein so starkes Uebergewicht gewonnen hat, daß das Ganze notleidet und sein Zusammenbruch zu befürchten ist.

Unmittelbar wertschaffende Arbeit leisten die Hersteller solcher Güter, die für das Leben des Volkes durchaus unentbehrlich sind, das Wort „unentbehrlich" zunächst einmal in rein leiblichem Sinne gebraucht: Ernährung, Kleidung, Wohnung, daneben noch Beleuchtung, Heizung und die notwendigste Verkehrsfürsorge, sowie die Anfertigung lebenswichtiger Geräte und Waffen. Dies bezeichnet den Umkreis derjenigen Dinge, auf die unmittelbar wertschaffende Arbeit entfällt.

Mittelbar wertschaffende Arbeit wird von denen vollbracht, die für Schutz und Ordnung in der Wirtschaft sorgen und den Austausch der Güter, soweit er sich nicht von Erzeuger zu Erzeuger vollzieht, bewerkstelligen. Hierher gehören also die Beamten, Soldaten und sonstigen Hüter der öffentlichen Ordnung, sowie die gesunde, bodenständige Kaufmannschaft, die den volkswirtschaftlich überaus wichtigen Versorgungshandel betreibt. Mittelbar wertschaffend sind auch die für unsere Kultur vielleicht bedeutsamsten

Digitized by Google

Stände der Vertreter von Kunst und Wissenschaft, sowie der ganze Lehrstand.

Nicht wertschaffend sind alle diejenigen Personen, die zu jung oder zu alt, zu krank oder zu schwach sind, um irgendeine Tätigkeit auszuüben, ebenso die durch Unglück, Fahrlässigkeit oder bösen Willen arbeitslos Gewordenen; ferner sind nicht wertschaffend im Sinne der Volkswirtschaft diejenigen Arbeiter, die zwar wirkliche Werte schaffen, z. B. Kohlen fördern, deren Arbeitsergebnis aber ohne Nutzen für uns an das Ausland abgeführt werden muß. Endlich ist noch eine in unserer Zeit besonders hervortretende Erscheinung zu berücksichtigen, die wir als „versteckte" Unwirtschaftlichkeit oder umgekehrt als Fehlwirtschaft bezeichnen möchten. Das ist die große Zahl derjenigen, die arbeiten, ohne doch eigentlich zu arbeiten, die ihre Arbeitszeit und Arbeitsleistung absichtlich unter das Maß desjenigen herabsetzen, was sie eigentlich vollbringen könnten. Selbstverständlich muß hier auch an die gewaltigen Verluste erinnert werden, die der Volkswirtschaft durch Streike usw. entstehen.

Im Gegensatz zur ersten, unmittelbar wertschaffenden Gruppe stehen die leider nur zu zahlreichen Kreise, die die Erzeugung belasten und ihren Wert verringern. Hier ist die gefährlichste Ursache für das Siechtum unserer Volkswirtschaft zu suchen. Die Aufkäufer und Preistreiber, die Kettenhändler, die Schieber und Wucherer in Stadt und Land, sie sind es, die den krankhaften Zustand der Wirtschaft zu dem der Lebensgefahr gesteigert haben, und zwar zu einer solchen, daß, wenn nicht schleunigst eingegriffen wird, unfehlbar der Tod des Wirtschaftskörpers eintreten muß. So sicher wie der bodenständige, berechtigte Handel sich einer starken, wenn auch natürlich nur mittelbar wertschaffenden Arbeitsleistung rühmen darf, so gewiß sind die schmarotzenden Eindringlinge die schärfsten Feinde aller Wirtschaftlichkeit. Sie wirken als Schädlinge der Erzeugung auf dreifache Art. Erstens dadurch, daß sie die Preise aller Erzeugnisse und wilde Aufkäufe und Preisüberbietung unnatürlich in die Höhe treiben, zweitens durch ihre Machenschaften einen Teil der Erzeugung verderben und verkommen lassen, und ganz besonders dadurch, daß sie die Ware nach dem Auslande verschieben und sie dadurch dem heimischen Bedarf entziehen. Es mag hier gleich gesagt werden, daß die rücksichtslose Ausmerzung dieser Schädlinge den Angelpunkt desjenigen Teiles unserer Betrachtung zu bilden haben wird, der sich mit der Bekämpfung unseres wirtschaftlichen Siechtums befaßt.

Einige Beispiele, die mir den sehr guten Darlegungen Möschers

Digitized by Google

entnehmen, mögen das Verhältnis der mittelbaren und unmittelbaren Erzeugung näher erläutern. Schon Hobbeg hat erkannt, daß Aerzte, Geistliche, Richter, Anwälte natürlich durchaus zur Klasse der mittelbar wertschaffenden Kräfte gehören; er macht aber, was wie für unsere Zeit geschrieben erscheint, bereits darauf aufmerksam, daß ihre unverhältnismäßig große Zahl zur Volksverarmung führen muß. Hume hat die Kaufleute für wertschaffend angesehen, soweit sie eben die Verteilung der Güter in lauterer Weise besorgen, dagegen sei ein Arzt oder Anwalt nicht wertschaffend, weil er nur auf anderer Leute Kosten reich werden könne, wobei der Trugschluß auf der Hand liegt. Denn der Arzt ist mittelbar wertschaffend, da er sich bemüht, die Gesundheit der eigentlichen Erzeuger zu erhalten, der Anwalt ebenso, da er dafür sorgt oder doch sorgen soll, daß der Erzeuger zu seinem Rechte kommt. Der Schuhmacher ist unmittelbar erzeugend, der Richter, der die Bezahlung der Schusterrechnungen sichert, mittelbar wertschaffend. Der Landmann ist selbstverständlich und in erster Linie unmittelbar erzeugend, ebenso der gewerbliche Unternehmer und dessen Mitarbeiter; Soldaten und Polizisten sind im höchsten Grade mittelbar wertschaffend, weil ohne sie eine Sicherheit der Erzeugung überhaupt nicht vorhanden sein würde. Endlich muß festgestellt werden, daß, nicht wie Smith meint, die Herstellung jeder verkäuflichen Ware als wertschaffend aufgefaßt werden kann. Es unterliegt keinem Zweifel, daß derjenige Landmann, der Lebensmittel schafft, in viel höherem Maße wertschaffend wirkt als ein anderer, der etwa Maiblumen oder dergleichen erzeugt. Der Handel, der Baumwolle oder Erdöl herbeischafft, gehört sicherlich durchaus zu den guten, mittelbar tätigen Kräften, wenn er aber überflüssige Schleckereien oder anderes Zeug einführt, so ist das nicht der Fall.

Wissenschaft und Schrifttum können bis zu einer gewissen Grenze beanspruchen, zu den wichtigsten Gliedern mittelbarer Werterzeugung (Presse, gute Dichtkunst, belehrende und bildende Schriften, erhebende und erfreuende Musik) gezählt zu werden, aber ein Blick auf die Unmasse geschriebenen Schundes, auf das Kinounwesen, die schamlosen Theatervorstellungen usw. zeigt uns, wie stark hier gerade die unwirtschaftliche, ja schädliche Erzeugung vertreten ist, und die Geschichte lehrt, daß am Ueberschuß von „Literaten" schon manches Volk zugrunde gegangen ist. Die Erzeugung von Gütern, die für das eigene Volk überflüssig sind, kann höchstens dann einen Wert haben, wenn sie etwa im Auslande lohnenden Absatz finden. Auch an die Rentner muß er-

Digitized by Google

innert werden, die nur dann im wertschaffenden Kreislauf stehen, wenn ihr Vermögen in wirtschaftlichen Unternehmungen angelegt ist.

Dieser kurze Ueberblick dürfte genügende Klarheit darüber ergeben haben, welche entscheidende Bedeutung der richtigen Verteilung der einzelnen Gruppen der Bevölkerung zukommt. Sobald die Zahl der nicht wertschaffenden Personen eine gewisse Grenze überschreitet, muß die Volkswirtschaft erkranken und absterben, denn es ist, um beliebige Zahlen herauszugreifen, wohl möglich, daß sich die Wirtschaft noch erhält, wenn von hundert Personen vielleicht siebzig unmittelbar, zwanzig mittelbar erzeugen, während zehn von ihnen mit erhalten werden müssen. Würden aber etwa nur fünfzig unmittelbar erzeugen, während sich der Rest auf die mittelbare Erzeugung wirft oder sein Dasein als Beamter, Künstler, Rentner oder — ein heute sehr beliebter Beruf — als ein von der Gesamtheit zu unterhaltender Arbeitsloser hinzubringen sucht, so würden wenige Jahre genügen, um das Land in vollständigen wirtschaftlichen Verfall zu stürzen. Die Berufsstatistik gibt genaue Auskunft, wie sich die einzelnen Gruppen früher zueinander verhalten haben. Nach der Berufszählung von 1907 entfielen in Deutschland auf die Land- und Forstwiretschaft 28,6 %, auf Industrie- und Bergbau 42,8 %, auf Handel, Verkehr und Gastwirtschaft 13,4 %, auf Lohnarbeit und persönliche Dienste 1,3 %, auf freie Berufe und den öffentlichen Dienst 4,2 %, und auf die Schicht der Berufslosen 8,4 %. Man sieht ohne weiteres, daß hier die unmittelbar wertschaffenden Stände noch eine Rolle spielen, die für die Erhaltung der Volkswirtschaft durchaus angemessen war. Damals herrschten also im allgemeinen Verhältnisse, mit denen man zufrieden sein konnte, und die Erfahrung hat bestätigt, daß wirklich keine besonderen Gründe zur Besorgnis vorlagen. Inzwischen aber und namentlich in der Zeit im und nach dem Kriege, haben sich die Dinge wesentlich geändert. Die Zahl der unmittelbar wertschaffenden Personen und mehr noch ihre Leistung ist stark zurückgegangen, die Gruppe der mittelbar wertschaffenden Arbeiter hat, namentlich auf dem Gebiet der Beamtenschaft, eine übermäßige Zunahme erfahren, und ganz besonders hat sich der Zwischenhandel aufgebläht. Eine ganz neue, überaus verderbliche Schicht nicht nur nicht wertschaffender, sondern geradezu wirtschaftsfeindlicher, drohnenhafter Eindringlinge hat sich gebildet. Wir sind auf dem besten Wege, in den Zustand zu verfallen, den der Volkswirt Schmitthenner als „volkswirtschaftliche Auszehrung" bezeichnet

Digitized by Google

Deutschland verwandelt sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit in einen Drohnenstaat. Im Jahre 1914 betrug die Zahl der Reichs- und Landesbeamten 750 000, 1920 bei geringerer Einwohnerzahl dagegen 1 000 000; mithin eine Vermehrung um rund 35 %. Heute ist es noch schlimmer. Soeben ist dem Reichstag eine im Landesfinanzamt verfaßte Denkschrift vorgelegt worden, wonach das Reich 743 352 Beamte, 124 481 Beamtenhilfskräfte und 689 853 noch nicht beamtete Hilfskräfte, zusammen also 1 557 686 Beamte und Hilfskräfte beschäftigt. Von den im Deutschen Reich lebenden Personen über 14 Jahren steht sonach jede 27. Person im Reichsdienst, jeder 14. Mann ist Beamter. Wir wissen, daß namentlich im Verkehrswesen, bei der Post und Eisenbahn und in der Reichsfinanzverwaltung die Zahl der entbehrlichen Kräfte ganz ungeheuer ist, daß also der Unterschuß dieser sonst so einträglichen Betriebe im wesentlichen auf die Verschwendung an Arbeitskraft zurückzuführen ist. Was das Finanzwesen anbelangt, so ist das grimmige Scherzwort nicht ganz unberechtigt, wonach im heutigen Deutschland fast die Hälfte der Einwohner damit beschäftigt ist, auszurechnen, was die andere Hälfte an Steuern zu bezahlen hat!

Aber der überflüssige Zuwachs an Beamten ist bei weitem nicht die einzige Quelle des Uebels. Da wir von der Reichseisenbahn sprechen, so sei erwähnt, daß die Zahl der Mitglieder und Beamten der Betriebsräte auf diesem einen Gebiet der Volkswirtschaft gegenwärtig rund 35 000 beträgt. Etwa ein Zehntel dieser Betriebsräte dürfte von der Arbeit freigestellt sein, so daß bei einem Durchschnittstagesverdienst von nur 80 Mark rund 84 Millionen jährlich für eine fast gänzlich wertlose Tätigkeit verschwendet werden. Man hat berechnet, daß die Eisenbahn jährlich mindestens 131 250 000 Mark für eine Einrichtung ausgibt, deren Wert jedenfalls in gar keinem Verhältnis zu diesen ungeheuren Ausgaben steht. Danach kann man sich leicht ausmalen, wie sehr in unserem Wirtschaftsleben überhaupt durch die Betriebsräte das Schwergewicht nach der unwirtschaftlichen Seite hin verschoben wird.

Wir prüfen weiter. Durch die Demokratisierung des Erziehungswesens ist trotz aller Schwierigkeiten der Andrang zu den akademischen Berufen, zu den Berufen also, die ebenfalls nur mittelbar wertschaffend sind, stark gewachsen, so stark, daß die Vertreter der Akademischen Kreise nachdrücklich vor weiterem Zuzug warnen. Die Handelsgeschichte enthält manches abschreckende Beispiel: Mit Spanien ist es bergab gegangen, weil dort schon um die Wende des 18. Jahrhunderts weit mehr Geist-

Digitized by Google

liche, Mönche, Anwälte, Schreiber, Studenten usw. vorhanden waren, als wirklich wertschaffende Arbeit leistende Personen, während die aufstrebenden Vereinigten Staaten ungefähr um dieselbe Zeit oder etwas später rund 77 % im Ackerbau, 16,8 % in Gewerbe und Bergbau, 4,2 % in Schiffahrt und Handel, 1,3 % in gelehrten Berufen vorhanden waren.

Was nun den Handel anbelangt, so fehlt es leider an einer Statistik, die uns über die augenblickliche Sachlage unterrichtet. Wir bedürfen jedoch kaum einer solchen zahlenmäßigen Aufstellung, sondern wir brauchen nur die Augen aufzumachen, um zu sehen, wie sich eine dauernde Abwanderung aus den arbeitenden Ständen in das Lager der Aufkäufer, Kettenhändler und Schieber vollzieht. Der Dollar winkt, die Börse lockt, der Zwischenhandel mit allen möglichen Waren bringt in einer Stunde, vielleicht durch ein Ferngespräch einen größeren Ertrag als die ehrliche Arbeit von Tagen und Wochen. Der Schmarotzerhandel, von dem allmählich auch die ordentlichen Kaufleute abhängig werden, saugt aber nicht nur so und soviel Kräfte an sich, die sonst wertschaffende Arbeit leisten würden, nein, er verdirbt und erschwert auch noch die Arbeit derjenigen, die ihrem anständigen Beruf treu geblieben sind. Das Anschwellen des Zwischenhandels schlechthin und die Auswüchse des überflüssigen, preistreibenden und wucherischen Handels im besonderen müssen als die letzte und schwerwiegendste Ursache des Siechtums unserer Volkswirtschaft bezeichnet werden. Wie ist dem Uebel beizukommen? Zunächst ist einleuchtend, daß von den gegenwärtigen Machthabern durchgreifende Maßnahmen nicht zu erwarten sind. Sie besitzen überhaupt nicht die Kraft und Fähigkeit dazu, und am wenigsten würden sie es wagen, sich der unheilvollen Zeitströmung, deren Kinder sie sind und die eben jene Uebelstände hervorgerufen hat, in den Weg zu stellen. Durch parteipolitische Rücksichten sind ihnen die Hände gebunden; diese Regierung, die berufen sein sollte, die Dinge zu leiten und zu meistern, wird geschoben, und zwar von Schiebern der schlimmsten Sorte geschoben. Von dem entarteten Parteiwesen in den Volksvertretungen ist ebenfalls nichts zu erwarten. Aber hoffen dürfen wir auf eine Gesundung und Erneuerung des Volksgeistes, der aus sich selbst heraus die Krankheit überwindet, dürfen es hoffen im Glauben an den urgesunden Kern unserer germanischen Wesensart. Aber dieser Heilungsvorgang wird zu lange dauern, als daß wir sein Eintreten tatenlos abwarten dürften. Inzwischen wäre unser wirtschaftlicher Untergang besiegelt. So bleibt nur übrig, daß das

Digitized by Google

deutsche Volk denjenigen Weg zur Rettung einschlägt, der ihm augenblicklich offen steht und für dessen Verfolgung es alle Fähigkeiten besitzt. Wir Deutschen sind Meister schöpferischer Arbeitsgliederung. Wir haben auf diesem Gebiet im Frieden wie im Kriege erstaunliche und bahnbrechende Leistungen vollbracht; freilich sind nicht immer die richtigen Formen gewählt worden, und bisweilen ist die nützliche Gliederung zu schädlicher Ueberspannung geworden. Aber jedenfalls ist uns hier die Waffe gegeben, mit der wir den Feind, der mitten unter uns sein Unwesen treibt, besiegen und vernichten können und müssen. Der Genossenschaftsgedanke in seiner richtigen Auswertung muß dahin führen, daß wir jenen überflüssigen und zersetzenden Zwischenhandel aus der Welt schaffen und daß wir außerdem unsere Arbeit und Erzeugung so wertschaffend einrichten, wie es die Not unserer Zeit gebieterisch verlangt. Es fehlt nicht an Stimmen, die bereits auf das naheliegende Heilmittel — die Wahrheit bedeutet stets das Nächste und Einfachste — hingewiesen haben. Mit besonderem Geschick und Nachdruck aber ist in den letzten Jahren der bekannte Volkswirt Rüse in Göttingen für diese Ziele eingetreten, und wir tun gut, an seine Arbeiten anzuknüpfen, wenn wir die Regelung des wirtschaftlichen Lebens durch eine sinngemäße Anwendung des genossenschaftlichen Gedankens als des gegebenen wirtschaftlichen Heilmittels erstreben. Rüse hat gleich bei Beginn des Krieges die Wichtigkeit und Notwendigkeit des Aufbaues unserer wirtschaftlichen Rüstung erkannt, die unheilvolle, unserm deutschen Wesen widersprechende Zwangswirtschaft nach Rathenau-Ballinscher Verschreibung entschlossen bekämpft und die richtigen Wege gewiesen. Im Jahre 1916 ließ er einer Reihe vorangegangener Veröffentlichungen eine eindringliche Schrift folgen: „Die Sicherung unserer Ernährung, eine Frage der Landesverteidigung", die allen maßgebenden Stellen zuging und von der man hätte erwarten dürfen, daß sie die verantwortlichen Männer aufgerüttelt haben würde. Aber das allgemeine Versagen der staatsmännischen Leitung trat auch hier zutage, man ließ den Dingen den Lauf und fand nicht die Kraft zum Handeln. Als im folgenden Jahre 1917 unsere Ernährungslage immer drohender wurde, erhob Rüse wieder und wieder seine Stimme, aber auch dann vergebens. Die Bürokratie, im Banne der kriegsgesellschaftlichen Drahtzieher, war taub und blind und ließ in gewissenloser Ueberhebung alle Vermahnungen uned Warnungen unbeachtet, ja spielte sogar den Gekränkten. Inzwischen war die Oberste Heeresleitung auf die fachmännischen Arbeiten Rüses aufmerksam geworden und berief ihn Mitte 1917

Digitized by Google

zwecks Begründung seiner wirtschaftlichen Vorschläge ins Große Hauptquartier. Hier fanden die Vorstellungen des verdienten Mannes ganz andere Würdigung als bei der in Unnahbarkeit eingekapselten Bürokratie. Es ist ein unbestrittenes großes Verdienst des damaligen Generalintendanten Generals von Eisenhart-Rothe und seiner fachmännischen Mitarbeiter, die Bedeutung der Rüseschen Vorschläge sofort erkannt und in ihrer entscheidenden Wirkung für den Ausgang des Krieges gewürdigt zu haben. Rüse wurde beauftragt, eine Denkschrift auszuarbeiten, in der er mit allem Nachdruck dafür eintrat, die zersetzende und die Erzeugung hemmende bürokratisch-kriegsgesellschaftliche Zwangswirtschaft, die sich zu einem eiternden Schmarotzergeschwür am Leibe unserer Volkswirtschaft ausgewachsen hatte, durch verantwortliche Selbstverwaltung der schaffenden Erwerbsstände zu ersetzen. Namentlich sollte das Ernährungswesen durch genossenschaftliche Stützung der Landwirtschaft gesundet werden. Diese Vorschläge wurden dem Reichskanzler und dem Kriegsernährungsamt mit der dringenden Bitte um Prüfung und Erfüllung von der Obersten Heeresleitung zugestellt, durchwanderten monatelang in offenkundigem Uebelwollen die Akten der Geheimräte und wurden schließlich durch die unglaubliche Zumutung an die Oberste Heeresleitung zu Fall gebracht, die Verantwortung für die Ausführung zu übernehmen. Der unermüdliche Verfasser der Denkschrift sah von da ab jede Hoffnung auf Erhaltung unserer wirtschaftlichen Widerstandskraft schwinden und machte auch kein Hehl daraus, daß die zunehmende wirtschaftliche Not uns den Krieg verloren gehen lassen werde. Dies wurde ihm zur Gewißheit, als Mitte 1918 Oesterreichs wirtschaftlicher Zusammenbruch sich als bevorstehend ankündigte. Er bereiste Oesterreich-Ungarn uned kam mit der Erkenntnis zurück, daß unser Bundesgenosse erledigt sei, wenn nicht sofort Hilfe komme. Noch einmal erhob er in einer Schrift dringende Mahnung, um endlich den entscheidenden Schritt zur Gesundung einer gemeinsamen genossenschaftlichen Ernährungswirtschaft zu tun: Diese Schrift ging durch Vermittlung des Herrn von Berg auch dem Kaiser zu, der „mit Interesse" von ihr Kenntnis nahm, um sie den „zuständigen Stellen" zu übermitteln, die jedoch nichts taten. So kam einige Monate später das Verhängnis über Oesterreich und damit auch über uns. Die verbündeten Mittelmächte brachen unter dem Fluche der wirtschaftlichen Zersetzung durch die unselige Zwangswirtschaft und die Uebertragung auf die kämpfenden Heere zusammen. Leider muß gesagt werden, daß die Landwirtschaft selbst sich zu wenig für die Vorschläge Rüses

Digitized by Google

einsetzte und die berufenen großen landwirtschaftlichen Verbände, ja selbst die bestehenden Genossenschaften nicht das ihrige taten, dem gesunden Gedanken der wirtschaftlichen Selbstverwaltung zum Siege zu verhelfen.

Unter den abweichenden politischen Verhältnissen des Krieges entstanden, geben uns die Arbeiten des genannten Volkswirtes Richtlinien, die auch heute nichts von ihrer Tragweite verloren haben, ja wohl noch bedeutungsvoller sind, weil unsere jetzige wirtschaftliche Not weit größer ist als in der Kriegszeit. Betrachten wir den empfohlenen genossenschaftlichen Aufbau verantwortlicher wirtschaftlicher Selbstverwaltung, in dem sich Zwang und Freiheit in gesundem Ausgleiche paaren, einmal näher. Wenn die erzeugenden Stände, also in der Hauptsache Landwirtschaft und Gewerbe sich genossenschaftlich zusammenschließen und sich gegenseitig verpflichten, in unmittelbaren Verkehr und Austausch miteinander unter Einschaltung des bodenständigen Versorgungshandels zu treten, so muß es gelingen, den ausbeuterischen Schleich- und Kettenhandel endgültig auszuschalten und die wilden, für alle Teile verderblichen Aufkäufereien und Preistreiberei zu unterbinden. Es muß dadurch ferner eine gründliche Befreiung eintreten von der Lähmung unseres Wirtschaftskörpers durch bürokratische und sozialisierende Einschnürung und Eingriffe. Sind diese wirtschaftlichen Gesundungsbedingungen erfüllt, so erwartet Rüse mit Recht, daß auch die innere, seelische Volkskraft wieder erstarken und dem Erwerbsleben diejenigen sittlichen Grundlagen zurückgewinnen werde, ohne die auf die Dauer kein Volk ein gesichertes selbständiges Leben führen kann.

Es wären also zunächst bezirksweise freie Genossenschaften aller Landwirte zu bilden. Die Abgrenzung der Bezirke mag im Einzelfall nach den wirtschaftlichen Beziehungen bestimmt werden. Diesen Genossenschaften liegt die Pflicht ob, den marktfähigen Ueberschuß ihrer Erzeugung auf geradem Wege den entsprechenden Genossenschaften des lauteren Versorgungshandels und der Verbraucher zuzuführen und ebenso das, was die Landwirtschaft selbst gebraucht, auf gleichem Wege von den Genossenschaften der gewerblichen Erzeuger zu beziehen.

Das Kernstück der Rüseschen Vorschläge bildet die genossenschaftliche Zusammenfassung aller wirklich schaffenden Kräfte unseres Volkes. Hier handelt es sich nicht nur um die Abhilfe der augenblicklichen wirtschaftlichen Not, sondern um sehr hohe bedeutungsvolle Ziele. Gerade in der Landwirtschaft hat ja der Genossenschaftsgedanke bereits feste Wurzel gefaßt. In Dades

Digitized by Google

„Volkswirtschaftslehre des Ackerbaues" heißt es: „Die großartigste und in ihren Wirkungen kaum absehbare Erscheinung in der Entwicklung der Landwirtschaft ist die starke genossenschaftliche Bewegung, ist die Wiedererweckung des uralten Genossenschaftsgedankens und seine Anpassung an die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Gegenwart." Man braucht nur die Namen Schulze-Delitzsch, Raiffeisen, von Langsdorff, Haß, Heller und andere zu nennen, um das Bild eines reichen Genossenschaftslebens vor Augen zu haben. Um das Jahr 1900 gab es in Deutschland rund 19 000 Genossenschaften, von denen auf die Landwirtschaft allein 15 000 oder 77 % entfielen. Dade vergißt auch nicht, darauf hinzuweisen, daß nur durch den genossenschaftlichen Zusammenschluß die landwirtschaftlichen Betriebe, zumal die für die soziale Gesundheit so unentbehrlichen Kleinbetriebe, eine Macht erlangen können, welche imstande ist, dem beweglichen Kapital im Großhandel und in der Großindustrie ein Gegengewicht zu bieten und ein heilsames Gleichgewicht der großen wirtschaftlichen und sozialen Kräfte herbeizuführen. Hier ist also deutlich der Weg vorgezeichnet, den wir beschreiten müssen, um wieder zu geordneten Zuständen zu gelangen. Aber auch das gewerbliche Leben ist bereits von kleinen und großen Genossenschaften vollkommen erfüllt, und es bedarf demnach nur noch einer verhältnismäßig geringen Mühe, um das ganze Wirtschaftsleben zu einem harmonischen Gebäude zusammenzufügen. Diese Bewegung wird einen d o p p e l t e n, unendlich segensreichen Erfolg haben. Zunächst wird der ganze überflüssige, sowohl moralisch wie wirtschaftlich verhängnisvolle Ketten- und Schieberhandel ausgeschaltet. Auf der anderen Seite wird die wirtschaftliche, völkische Kraft außerordentlich gesteigert und erst in vollem Maße ausgelöst werden. Soll daher dem von schwerem Siechtum befallenen Wirtschaftskörper endgültige Heilung zuteil werden, so ist es unbedingt nötig, alle unmittelbar und mittelbar erzeugenden Stände freigenossenschaftlich zu verbinden und miteinander in unmittelbaren Verkehr treten zu lassen. Der Anstoß hierzu muß von den Erzeugern und Verbrauchern selbst ausgehen. Wenn diese ihre wirklichen Belänge richtig erfassen, so werden sie keinen Augenblick zögern, die gemeinsamen Feinde, die Schieber und Wucherer unschädlich zu machen und sich auf die einfachste Weise nicht nur selbst die größten Vorteile und volle wirtschaftliche Freiheit sichern, sondern auch dem Volksganzen dienen.

Das richtig verstandene Genossenschaftswesen, das Rüse befürwortet und das gleich weit entfernt ist von schrankenlosem

Digitized by Google

Manchestertum wie von staatssozialistischer Zwangswirtschaft, hat noch eine viel höhere Bedeutung; es dient nicht nur dazu, unsere wirtschaftlichen Gebrechen zu heilen, sondern es hat in sich die Wirkung, das deutsche Volk auch in politischer und sittlicher Hinsicht einer neuen Gesundung und Kräftigung entgegenzuführen. Der berühmte Rechtslehrer Otto von Gierke, dessen Werk über die Genossenschaftslehre als Grundlage für alle auf dieses Gebiet bezüglichen Untersuchungen gelten kann, hat gesagt: „Das Bewußtsein, der eigenen Kraft, aber nur im Verein mit gleichen Kräften der Genossen die Erhebung zu danken, erzeugt jenen stolzen und doch zugleich hingebenden Bürgersinn, der von jeher als Muster öffentlicher Tugend galt." In diesen Worten liegt das ganze Geheimnis entschleiert vor uns, das dem germanischen Staats- und Rechtsleben seit Urbeginn einen so eigenartigen Zauber verliehen hat! Im Jahre 1902 hat derselbe Gierke einen Vortrag über das Wesen der menschlichen Verbände gehalten, in dem mit wunderbarer Klarheit entwickelt ist, daß sich gerade in der Bildung der Verbände und Genossenschaften, in der Freiheit, die hier dem einzelnen verbleibt, und in der Treue, die er allen Genossen und dem Führer der Genossenschaft bewahrt, die ganze Eigenart des germanischen Wesens auswirkt. Der deutsche Körperschaftsbegriff ist eine organische Verbindung von Einheitsrecht und Vielheitsrecht. Er beruht auf der Erkenntnis, daß Staat, Vaterland, Volksgemeinschaft, Werkgemeinschaft nicht aus der Luft gegriffene Vorstellungen sind, sondern daß sie ein wirkliches Leben, ja vielleicht das einzig wirkliche und ewige Leben darstellen, für das der einzelne schaffen und arbeiten, für das er unter Umständen freudig Leib und Leben einsetzen muß! Erst in dieser Vielheit gewinnt das Dasein des einzelnen einen höheren Wert; erst um dieser höheren Ziele willen lohnt es sich, das Letzte aufzubieten und das Höchste zu leisten. Solche Ausblicke aber geben den fachmännischen wirtschaftlichen Vorschlägen des Volkswirts Rüse, mit denen wir uns beschäftigt haben, eine unendliche Bedeutung. Sie offenbaren uns den engen Zusammenhang zwischen täglicher Berufsarbeit und dem Dienst für das Volkstum, für das Vaterland. Sie werden uns das Rüstzeug geben, die gegenwärtige Not zu überstehen, die Klüfte zwischen den einzelnen Gliedern des Wirtschaftslebens zu überbrücken und das hohe Ziel friedlicher Werkgemeinschaft der schaffenden Stände zu erreichen. Das Verständnis für diese Dinge ist unserm Geschlecht leider allzu sehr abhanden gekommen; würde uns die wirtschaftliche Not dazu zwingen, jene Vorschläge durchzuführen, die uns zugleich wieder

Digitized by Google

eine höhere Auffassung von Volkstum, Vaterland und Staat gäben, so entspränge Segen aus dieser Not und wir dürften sie segnen. Es hätte sich dann von neuem der Satz bewahrheitet, daß der Weg zum Licht nur durch das Leid führt.

XXX

„Vom Rechte, das mit uns geboren ist."*)

Von
Regierungsrat Rabich.

Ein Buch, zu dem man Seite für Seite ein Aber schreiben mag, und das man doch mit größter Befriedigung und größtem Dank für den Verfasser zu den Bänden der Bücherei stellen wird, die wieder gelesen werden sollen. Schon deshalb, weil Wagemann nicht Einzelfragen behandelt, sondern den ganzen Komplex der Grundfragen des öffentlichen Lebens von einer einheitlichen Anschauung aus wertet und somit ein Umfassendes gibt. Was er sagt, geht nicht einzelne Berufe oder Disziplinen, es geht den ganzen Menschen und es geht jeden Deutschen an! Es ist nicht mehr und nicht weniger als der Versuch einer Fundamentierung des neuen deutschen Staatsbürgers! „Deutscher Volksstaat verlangt als seine unumgängliche Grundlage das uns als Deutschen eingeborene Recht, und dieses findet in nichts anderem seine Stütze als in der Einsicht aller in das Lebensgeschehen und in der Schulung eines jeden von uns, seine Wünsche den sozialen Bedürfnissen unterzuordnen. — Das Sozialleben der Menschen ging aus von instinktivem Rechte, von der Gründung des Lebens auf die eigene Kraft, Verstärkung derselben durch soziale Zusammenschlüsse und gefühlsmäßige Unterordnung der Einzelwünsche unter die Bedürfnisse des Gemeinsamen. — Mit dem Erwachen der Phantasie zu freier Entfaltung löste sich ein Teil der Menschen aus diesen aus der Tierzeit als Erbe übernommenen Anschauungen, sah in einem persönlichen allmächtigen Gotte die einzige das Leben erhaltende und regierende Macht und im einzelnen Menschen ein hilfloses, der Gnade dieses Gottes ausgeliefertes

*) Ein Weckruf für das deutsche Volk von Arnold Wagemann. Deutschnationale Verlagsanstalt Hamburg.

Digitized by Google

Wesen, das seine Kräfte zu erschöpfen habe, um fremdem Willen zu dienen. Der soziale Gedanke wurde hier ersetzt durch den religiösen. — So schied sich der Orientale vom Germanen. Beide wählten für den weiteren Marsch ins Leben zwei verschiedene Richtungen und gewannen damit auch verschiedene Ziele. — Der Orientale ging den Weg der Frömmigkeit und gelangte zur Zivilisation, der Germane ging weiter seinen Weg der Rechtlichkeit und dieser führte zur Kultur. Kultur ist das Ergebnis der unbedingten Anspannung aller Kräfte des sozialen Kreises nicht nur auf körperlichem, sondern auch auf geistigem Gebiete, sie ermöglicht eine Ueberwindug der Lebenswiderstände durch eigene Kraft der sozialen Einheiten und eine Gründung der Volkslebensführung auf die erkennbaren Notwendigkeiten. Zivilisation entwuchs dem orientalischen Wunsche nach Seligkeit, Kultur dem germanischen nach Wahrheit", sagt das Vorwort.*)

Auf einigen 70 Seiten bringt Wagemann im ersten Teil des ersten Hauptabschnitts einen geschichtlichen Aufriß, dem die Sätze voranstehen: „Wir wissen nicht, ob unsere an Anfang und Ende gebundene Betrachtungsart die Wirklichkeit, die äußere Erscheinungsform der Dinge, zu erfassen vermag, aber wir sind für die Wahrheit, d. i. die hinter der Form sich bergende Idee, befähigt. Die ideellen Voraussetzungen des heutigen Lebens sind: Masse, Bewegung und Regelung der Bewegung — Ruhe, Ruhestörung und Ordnung. Wagemann geht aus von kosmischen Erscheinungen. Erste Stufe: „Das Größere schreibt zum Nutzen des Ganzen dem Kleineren sein Verhalten vor, und die Größe bemißt sich ausschließlich nach der Masse." Zweite Stufe: „Noch schrieb das Große dem Kleinen sein Gesetz vor, aber die Idee der Größe war verändert, sie hatte sich verschoben von der Masse zur Kraft." Auf der dritten Stufe — Eintritt der Lebewesen ins Erdgeschehen — erfährt das Organ der Ordnung eine Verlegung, es wirkte nicht mehr als äußere zwingende Kraft, sondern als innere, zur Anpassung fähige Begabung. Diese stellt sich dar zunächst als Instinkt, schließlich — beim fortgeschrittenen Menschen — als Vernunft" ... „Wir haben die Arbeit der Natur — der Mensch ist das Ergebnis einer Naturentwicklung wie irgendein anderes, nicht der Gipfel

*) Politisch ist bei Engländern und Nordamerikanern, die doch zu den Germanen gezählt sein wollen, von diesem Wunsche nach Wahrheit in der Gegenwart nichts zu merken. Im Gegenteil, ihre Staatsmänner haben unter dem Beifall ihrer Volksgenossen während des Weltkrieges ein Lügenwerk errichtet, wie es die Geschichte noch niemals gesehen hat.

Die Schriftleitung.

Digitized by Google

der Natur — zu betrachten als eine Kette von Versuchen, das entstandene Leben immer lebensfähiger zu machen . . . Stets war das Mittel zum Fortschritt, sei es in fördernder oder hemmender Richtung die einseitige Ausgestaltung eines Teils des Vorhandenen . . . Seele ist die nur in ihrer Wirkung erkennbare Innenseite des Lebendigen, welche die Fähigkeit besitzt, vom Einzelnen aus auf die Umwelt zu wirken." Man erkennt aus diesen wenigen Andeutungen schon, auf welchen Anschauungen des Weltganzen und der irdischen Umwelt Wagemann fußt. Auf der einen Seite: völlige Bedingtheit alles Werdens im naturgesetzlichen Verlauf, auf der anderen die unerschütterliche Ueberzeugung von der schöpferischen Kraft der Vernunft des Einzelnen. Der Einklang dieser Voraussetzungen wird gefunden in der Meinung, daß die Einzelvernuft eben selbst eine Naturkraft, ihr Wirken mithin ein Faktor der die Erdentwicklung bestimmenden Naturgesetze ist. Wesentlicher als dieser Gedanke ist für die Beurteilung des Werkes aber die Betonung der Einzelvernunft. „In der Geselligkeit erkennen wir eine erste auf der Bahn zur Zivilisation und Kultur liegende Errungenschaft", heißt es S. 27. Nein, keine Errungenschaft ist die Geselligkeit, sondern sie hat von vorherein bestanden, ist die Voraussetzung aller menschlichen Entwicklung. Die Aeußerungen der Vernunft werden wohl in den Einzelnen sichtbar, aber der Einzelne ist nicht alleiniger Vernunftträger. Vernunft ist auch, ja vor allem eine Eigenschaft der Gemeinschaft, sich auswirkend in den Einzelnen, sie in ihnen aber auch bedingend. Mag z. B. Wagemann schon die Ueberzeugung haben, daß sein Weckruf viel Neues bringt, daß er aus sich heraus Ziele weist, letzten Endes ist nicht er Schöpfer seiner Weisheit; wohl ist er Kraft, doch eine Kraft, die im Zusammenstoß mit anderen nur wirken kann. Hier liegt der Schwerpunkt der Frage: was hat Sozialismus zu bedeuten? Und je nach der Stellungnahme zu ihr gelang man vor allem zu verschiedener Würdigung des Staates und damit des Rechtes. Wagemann, durch die Ueberstaatlichung jeder Lebensäußerung mit gutem Grunde beängstigt, will den Staat wieder daran erinnern, daß er um der Einzelnen willen da ist, findet in der Demokratie, an der er als der deutschen Form des Gemeinschaftslebens für die Zukunft festhalten will,*) die aus

*) Das ist ein Widerspruch in sich selbst insofern die Geschichte aller Zeiten lehrt, daß Demokratie als Staatsform meistens gleichbedeutend ist mit Geldherrschaft, Korruption, Unduldsamkeit und das Persönliche unterdrückt zu Gunsten des gerade herrschenden Klüngels.

Die Schriftleitung.

Digitized by Google

persönlicher Erkenntnis gewonnene Form des Volksganzen für das freie Zusammenstehen der Individuen, während sie von anderem Standpunkte aus die Organisation der allgemeinen Vernunft zu sein hat. Wagemann stellt also die Freiheit der Persönlichkeit voran, die sich im Staate dem Gemeinwohl zuliebe nach letzten Endes individueller Einsicht in seinen Forderungen selber beschränkt, aber auch nur soweit beschränkt, als der Staat dem Gemeinwohl zu dienen scheint, während der andern Betrachtung allein eine Freiheit des Einzelnen möglich erscheint, soweit sie der Staat selber als Organisation des gemeinen Besten ihm schenkt. Ist es aber ein Fortschritt der allgemeinen Vernunft, letztere Betrachtungsweise erreicht zu haben, kann natürlich der bisherige geschichtliche Verlauf nicht als „Gegenbeweis" gegen den neuen Gedanken dienen, so wenig wie Urteile eines jungen Menschen die Urteile desselben Menschen, der reif geworden ist, schlagen.

Dem geschichtlichen Teile folgt eine Erörterung des Hauptbestandes der Gegenwart an Begriffen und Einrichtungen des öffentlichen Lebens: Heimat, Rechtlosigkeit, Sitte und Recht, Religion und Religionen, Staat und Kirche, Republik und Monarchie, Volkstum und Völkerrecht, Familie und Gemeinde usw. Der dritte Teil zieht Schlüsse aus den vorangeführten Tatsachen. Ein zweiter Abschnitt sodann bringt den Entwurf einer deutschen Rechtslehre und den Entwurf einer Volkseinrichtung auf deutschrechtlicher Grundlage. Schon diese wenigen Hinweise zeigen, einen wie kühnen, weitausholenden Wurf das Werk Wagemanns bedeutet. Entschlossenheit des Urteils, Selbständigkeit der Betrachtung geben ihm seinen Wert. Glühende Liebe zu unserem Volke hat den Ton bestimmt, seine Methode aber ist die Bemühung um Klarheit und Schlichtheit: als Vorträge für junge Menschen nicht nur gebildeter Stände sind die einzelnen Abschnitte gefaßt, alles gelehrte Gehaben vermeidend. Dem Buche wird es an Anfeindungen nicht fehlen: von jüdischer Seite ebenso wie von kirchlicher, von sozialistischer wie von konservativer sind Einwendungen in Hülle und Fülle zu erwarten. Aber jede Einwendung von diesen Seiten kann nur eine persönliche sein, nur gegen Teile des Ganzen sich richten, und mag es einer als Ganzes auch ablehnen, es als solches widerlegen ist unmöglich, weil überhaupt keine Persönlichkeit zu widerlegen ist. Eine solche jedoch ist Wagemann zweifellos: ein ganzer Mann voll Vertrauen zu sich und zur Zukunft unseres Volkes, ein Mann, dessen Bemängelungen auf Erkenntnis wirklicher Mängel beruhen und deshalb zum Nachdenken

Digitized by Google

anreizen müssen, auch wo seine Vorschläge zur Besserung nicht allgemeine Billigung finden können.

Erklärung.

Seine Exzellenz der Herr General der Infanterie v. Deimling hat sich durch den im Maiheft erschienenen Artikel „General von Deimling als Volksredner" beleidigt gefühlt und bestreitet, je gesagt oder gedacht zu haben, daß die Auslieferung des Kaisers die Ehre des deutschen Volkes in keiner Weise verletze. Ich stelle hiermit fest, daß in seinen Ausführungen von der Auslieferung des Kaisers nicht direkt die Rede war; der General hat sich dort nur für die Unterzeichnung des Friedensvertrages eingesetzt, der in den Artikeln 227 bis 230 diese Forderung enthielt und sich über den Ehrenpunkt wörtlich wie folgt ausgesprochen:

„Nun wird vielfach eingewendet, daß es schmachvoll sei, diesen Frieden zu unterzeichnen. Ich bin der Meinung, daß die Wahrung unserer Ehre nicht dadurch erreicht wird, daß man uns jetzt vollends von den ins Land einmarschierenden Feinden totmachen lassen, sondern dadurch, daß wir der Welt durch die Tat beweisen, daß wir noch immer das tüchtige deutsche Volk sind, das die anderen dringend zum eigenen Gedeihen brauchen. In dieser Tat besteht die wahre nationale Ehre nicht aber in herrischen Gesten und Phrasen. Deshalb laßt es endlich Frieden werden."

Daß er als alter preußischer Offizier das Schmachvolle der in Artikel 227 des Friedensvertrages nicht energisch zurückgewiesen hat, erregte mein Befremden und gab den Anlaß zu meiner Auslassung.

Da General von Deimling mir nunmehr ausdrücklich erklärt, daß er in keiner Weise mit dieser Forderung des Friedensvertrages einverstanden gewesen sei, stehe ich nicht an, zu erklären, daß meine Auffassung in dieser Beziehung eine irrige war; damit entfällt auch der dieserhalb erhobene Vorwurf.

H. Rohne, Generalleutnant a. D.

Digitized by Google

Gesellschaft für Heereskunde

Anschrift des Schriftführers: Major a. D. Möllmann, Berlin W. 15, Pfalzburger Straße 10. Postscheckkonto Berlin NW. 7, 113 600; in der Zeit vom 25. Juli bis 3. September ds. Js. sind Schreiben an den Kassenführer Kunstmaler Knötel, Berlin W. 62, Lutherstraße 48/49, zu richten.

I. Bericht über die Sitzung am 15. Juni 1922.

1. In seinem Vortrage „Die Ausrüstung und Bekleidung der preußischen Artillerie unter Friedrich dem Großen" ging Oberstleutnant a. D. von Courbière von der Gliederung der preußischen Artillerie aus, wie sie König Friedrich der Große bei seinem Regierungsantritt vorfand, und schilderte dann die im Laufe der drei schlesischen Kriege von ihm eingeführten Verbesserungen und Neuschöpfungen. Zu diesen gehörte auch die nach russischem Vorbild geschaffene „Reitende Artillerie." Alsdann ging der Vortragende auf die Ausrüstung der Artillerie mit Geschützen — Regimentsstücken sowie Kanonen und Haubitzen schweren Kalibers — über und gab dann einen durch zahlreiche Abbildungen erläuterten Ueberblick über die Bekleidung und Bewaffnung der Artillerieoffiziere, Geschützführer und Bedienungsmannschaften; die Stückknechte waren damals noch keine Soldaten und hatten daher noch keine gleichmäßige Bekleidung. Zum Schluß erwähnte der Vortragende den auch zur Aufnahme der Artilleriefahnen bestimmten „Heerespaukenwagen," den die preußische Artillerie seit dem Jahre 1748 führte, aber nicht mit ins Feld nahm. Bei der Einnahme Berlins durch die Russen im Jahre 1760 wurde der Wagen als Siegesbeute nach Petersburg überführt, wo er lange aufbewahrt wurde; sein späterer Verbleib ist jedoch unbekannt.

2. Durch einstimmigen Beschluß wurde der Jahresbeitrag mit rückwirkender Kraft vom 1. Januar 1922 auf Mk. 50 (fünfzig Mark) festgesetzt. Eine Zahlkarte ist sämtlichen Mitgliedern zur gefl. Bedienung zugesandt worden.

II. Einladung.

Die nächste Sitzung findet am Donnerstag, dem 20. Juli 1922, 7½ Uhr abends, mit folgender Tagesordnung statt:

1. Geschäftliches.
2. Vortrag des Schriftführers: „Der deutsche Landsturm im Weltkriege."

Digitized by Google

3. Fragekasten: a) Wie war das deutsche Bundesheer im Jahre 1848 gekleidet? Referent: Kunstmaler Knötel.
b) Einteilung des K. und K. Heeres im Kriege und im Frieden. Referent: K. K. Rittmeister a. D. Dr. Frh. von Baumgartner.

III. Mitteilungen.

1. Das nächste zwanglose Beisammensein findet am Montag, dem 7. August 1922, die Augustsitzung am Donnerstag, dem 17. August 1922, statt. Vortrag des Schatzmeisters: „Organisation der Heere der Rheinbundstaaten."

2. Für Donnerstag, den 7. September 1922 ist ein Ausflug auf das Schlachtfeld von Großbeeren geplant, daselbst Vortrag des K. K. Rittmeisters Dr. Frh. von Baumgartner. Gäste, auch Damen sind herzlichst willkommen. Weitere Mitteilungen erfolgen im Augustheft der Vereinszeitschrift.

M.

———

Literatur.

I. Bücher.

Die Bilanz des Krieges. Von Professor G. Roloff. Verlag von Langewiesche. Königstein i. Pr. und Leipzig 1921.

Eins der sogenannten „blauen Bücher", in dem ja der „nationale" Ton vorherrscht, aber doch in der „Bilanz des Krieges" nur zuviel von „Weltkultur", „Weltfreiheit" usw. die Rede ist. Das einzige, was an diesen Weltkombinationen übrig bleibt, ist die Weltlüge über die Schuld Deutschlands am Kriege. Auch das „Weltgewissen" des Prinzen Max v. Baden hat kläglich versagt. Dieser wird von Herrn Roloff viel zu günstig beurteilt, denn er gehört zu den „Reichsverderbern" durch seine schwächliche Politik, durch seine demokratische „Vorliebe für den Erzbetrüger Wilson (der Brief eines Deutschamerikaners, der kürzlich durch die deutsche Presse lief, nennt ihn den größten Schurken aller Jahrtausende"), seine unwahre Erklärung über die Abdankung des Kaisers und des Kronprinzen, durch seine jämmerliche Haltung gegenüber der Revolution. Auch die Schilderung der militärischen Schwierigkeiten, der Revolution Herr zu werden, sind übertrieben, denn Scheidemann hat selbst in seinen „Erinnerungen" erklärt, daß ein Offizierbataillon genügt hätte, um in Berlin die Revolution zu unterdrücken". Was das „erste Kapitel" (Die Feindschaften gegen die Mittelmächte) angeht, so dürfte die dort vertretene Auffassung anzuzweifeln sein, daß es zwischen 1898—1905 möglich gewesen sei, mit England ein Bündnis zu schließen, d. h. ein Bündnis, das Deutschland auch Nutzen gebracht hätte. Damals hatte im übrigen der deutsche Handel und die deutsche

Digitized by Google

Industrie nicht den riesigen Aufschwung genommen wie im nachfolgenden Jahrzehnt und angesichts dieser Englands Weltmacht bedrohenden Tatsache würde jede englische Regierung sozusagen zwangsmäßig gegen Deutschland feindlich gesinnt gewesen sein. Der Urfehler der deutschen Politik lag darin, daß Bismarck den Berliner Kongreß einberief, um dort Rußland und England zu versöhnen, während es im deutschen Interesse gelegen hätte, daß Rußland und England sich meinetwegen zerfleischten. Bismarck hat diesen Fehler übrigens später selbst zugegeben. Er hat damals Sentimentalität seiner Politik zugemischt und was Herr Roloff wiederholt von deutschem Idealismus schreibt, hat etwas Familienähnlichkeit mit Sentimentalität. Der höchste Idealismus ist die Vaterlandsliebe ohne Wenn, ohne Aber, aber nicht das Streben nach Kultur, die dort reichlich oft betont wird. Ohne Macht gibt es auch keine Kultur. Und Macht ist Militarismus! Um diese weltgeschichtliche Tatsache sollten aber die Historiker am allerwenigsten sich herumdrücken. Deshalb kann ich auch den Schlußfolgerungen nicht zustimmen, daß unsere Erstarkung auch „den anderen zugute kommen soll". Den anderen siehe Versailles! Und siehe Versailles, was die andere angebliche Aufgabe, „Humanisierung" der Welt betrifft .... Nein, Deutschland kann nicht durch Erfüllung von Unerfüllbarem wieder erstarken, nicht durch „Arbeitspflicht" allein, die schließlich nur unseren Feinden zugute kommt, sondern nur durch Erstarkung deutschen Nationalgefühls, durch Schaffen eines zielbewußten, trotzigen Deutschtums, durch Wecken und Erhalten eines wehrhaften Geistes, da unsere äußere Wehr zerbrochen ist. Alles andere sind mehr oder minder Träumereien und sie bleiben solche, auch wenn man sie mit „Humanität" und „Weltkultur" verkleidet. Keim.

Vom Kaiserheer zur Reichswehr. Von General **Maercker.** Leipzig. Verlag von K. F. Koehler 1921. Zweite Auflage.

Ein Buch, das mit vollem Recht sich auf dem Titelblatt als „Beitrag zur Geschichte der deutschen Revolution" einführt. Es ist nach meiner Ansicht der beste Beitrag zu diesem dunkelsten Abschnitt der deutschen Geschichte. Nicht nur was die militärischen Vorgänge — ausgenommen der 9. November 1918 in Berlin und in den übrigen deutschen Hauptstädten, da der Herr Verfasser sich damals noch in der Front befand —, die sich an die Revolution anschlossen, sondern auch was die politische Entwicklung angeht, bis zur Annahme des Versailler Schanddiktats durch die Nationalversammlung. Der General hielt es hierauf für seine Pflicht, dem Reichswehrminister folgende Meldung zu übermitteln: „Ich bin als preußischer General nicht in der Lage, einer Regierung weiterhin Dienste zu leisten, die Deutschland die Schuld am Kriege zuerkennt und die meinen ehemaligen obersten Kriegsherrn und deutschen Führer dem Feinde ausliefert." Das waren mannhafte Worte! Der General stellt auch fest, „daß die in Weimar stehende Jäger-Schwadron Erzberger, dem die Hauptschuld am Unglück Deutschlands beigemessen wurde, versuchte zu züchtigen. Er entfloh, als er davon hörte, im Auto aus Weimar. Erzberger hat es fertig gebracht, in diesen entsetzlichen Tagen in das Fremdenbuch einer Weinstube in Weimar den Spruch einzutragen: „Erst schaff' dein Sach', dann trink' und lach'."

Und ein solcher Mann hat Deutschland regieren helfen und ist auch noch zu einem „Märtyrer" gemacht worden!

Digitized by Google

Ueberhaupt enthält der Abschnitt: „Die Unterzeichnung des Friedensvertrages" außerordentlich wertvolles Material — der General stand damals in Weimar als Kommandeur des „Freiwilligen Landjägerkorps," das außerordentlich wertvolle Dienste geleistet hat bei Unterdrückung der Unruhen in Mitteldeutschland im Frühjahr 1919 — aus jener Zeit. Wir erfahren dort auch, daß die Mehrheit der Nationalversammlung zuerst entschlossen war, den Schandvertrag abzulehnen, als ein Fernspruch des Generals Groener, damals Generalstabschef bei Hindenburg, eintraf, den General Maercker als „entscheidend für diesen Verhängnisvollsten Tag neuester deutscher Geschichte" bezeichnet. Dieser Fernspruch an den Reichspräsidenten erklärte jeden Kampf für aussichtslos und gab der Ueberzeugung Ausdruck, „daß auch das Heer sich schließlich mit der Unterzeichnung abfinden würde". Hindenburg hatte jedoch in seinem Abschiedsgruß vom 25. Juni 1919 erklärt: „Ich habe mich seinerzeit der Regierung gegenüber dahin ausgesprochen, daß ich als Soldat den ehrenvollen Untergang einem schmählichen Frieden vorziehen müsse." Soviel ich weiß, ist später vom Deutschen Offizierbund auf Grund dieser „Divergenzen" zwischen den Anschauungen des General Groener und seines Chefs — denn jener „Fernspruch" des Generals brachte jedenfalls nicht die dienstliche Auffassung des Feldmarschalls zum Ausdruck — ein ehrengerichtliches Verfahren eingeleitet worden mit neutralem Ausgang, das kann aber an dem Tatbestand als solchem jedenfalls nichts ändern.

Das Buch wird eingeleitet mit einer „kurzen Darstellung der Revolution", die auch die Vorgeschichte derselben während der Kriegszeit berührt. Den Sätzen: „Es gab wohl nur noch einen Weg, zur Rettung (Sommer 1918) — die Diktatur, wie sie in Frankreich, England, Amerika eingeführt war. Um diesen Weg zu beschreiten, fehlte es aber an den maßgebenden Stellen an Entschlußkraft" stimme ich durchaus zu. Die maßgebenden „Stellen" waren auch auf diesen einzigen Rettungsweg verschiedentlich hingewiesen worden, anstatt dessen führte man „von oben" im September 1918 den — Parlamentarismus ein! Was über die üble Wirkung des Hilfsdienstgesetzes gesagt wird, kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen. General Maercker hat erst kürzlich öffentlich die ebenso unwahre wie bramarbasierende Behauptung Scheidemanns richtig gestellt, als ob die Arbeiterbataillone ihn und Herrn Ebert im Dezember 1918 bewacht hätten. Diese Arbeiterbataillon waren gar nicht da, wo es zu kämpfen galt, außerdem militärisch völlig unbrauchbar! Nur die Truppen haben damals die Regierenden gerettet vor dem „Volke," als Spartakus rief: „an die Laternen mit Ebert, Noske, Scheidemann". Zum Dank dafür wurde im vorigen Jahr das Uniformtragen verboten und die Offizierhetze bis auf den heutigen Tag wohlwollend geduldet!

Daß die O. H. L. nicht kräftig gegen den Unfug der „Soldatenräte", von denen die Truppe selbst nichts wissen wollte, einschritt, wird mit Recht hervorgehoben.

Die verschiedenen Aufstandsbewegungen 1919 finden unter den Ueberschriften: Magdeburg, Leipzig, Halle, Eisenach, Braunschweig usw. eingehende Darstellungen. Ohne die in den Freikorps und dem im Landjägerkorps straff militärisch organisierten Truppen wäre es ohne Zweifel mit der Regierungsherrlichkeit schlimm bestellt gewesen! Schließlich findet auch der damalige Reichswehrminister Noske eine gerechte Würdigung. Man mag über diesen Mann als Politiker denken wie man will, als Reichswehrminister hat er jedenfalls militärisches Verständnis und Mut gezeigt. Keim.

Digitized by Google

Hugo Kerchnawe: Der Zusammenbruch der österr.-ungar. Wehrmacht im Herbst 1918. Lehmanns Verlag, München.

„Politik und Wehrmacht", die in ihren innigen Wechselbeziehungen und untrennbaren Zusammenhängen schließlich zum weltgeschichtlichen Drama führen, ist der Inhalt dieses sehr lesenswerten Buches. Es ist daher Gebot gerade dieser Monatshefte, die Aufmerksamkeit auf diese Neuerscheinung zu lenken.

Vor allem sei als besonderer Vorzug dieses Buches hervorgehoben, daß es kein Erzeugnis rein persönlicher Anschauung und persönlichen Eindruckes, sondern — durch die zeitliche Aneinanderreihung umfassenden tatsächlichen Aktenmateriales — geschichtliche Wahrheit bringt. Die hiermit der Oeffentlichkeit übergebenen Urkunden sprechen in diesem Falle in so rein menschlichen, erschütternden Tönen, daß sie dem Verlangen des großen Publikums nach einem spannenden Romane geradezu in gleichem Maße entgegenkommen, wie dem Fachmanne, dem sich hierdurch reiche wertvolle Quellen für seine Forschungen öffnen. Man kann dieses Buch daher nicht als ausschließliche Fachliteratur bezeichnen; es wird vielmehr auf alle, die es lesen, seine Wirkung üben.

Die Heere sind die Exponenten ihrer Staaten. Die Grenzen der Leistungsfähigkeit und hiermit auch das Schicksal der Armeen liegen in der Hand des Staates, dem sie dienen.

Gilt dieser Grundsatz geschichtlicher Wahrheit schon für national in sich abgeschlossene Staaten, um wieviel mehr erst für Staatsgebilde und Armeen, die ein divergierendes Völkerkonglomerat zu repräsentieren haben, wie dies bei der alten Habsburger Monarchie der Fall war. In solchen Staaten hat die Politik mit ganz besondeer Kraft die Wehrmacht zu stützen, damit diese zu Zeiten kriegerischer Entscheidungen ihrer schweren Aufgabe gerecht zu werden vermag. Daß die alte Habsburgermonarchie sich zu diesem Grundsatz niemals in richtigem Maße durchzuringen gewußt hat, ist eine bekannte Tatsache. Weniger bekannt und viel zu wenig gewürdigt ist aber die logische Folge hiervon, der Todeskampf, den die altehrwürdige österr.-ungar. Wehrmacht um den Bestand ihres Staates tatsächlich geführt, dem sie stets treu gedient hat, der sie aber im entscheidenden Augenblick völlig im Stich gelassen hat. Schon hatte der Staat zu bestehen aufgehört, sein Herrscher hatte sich der ihm zustehenden Rechte selbst begeben; aber noch immer unerschüttert stand seine Wehrmacht tief drinnen im Feindesland, bis endlich die Folgen einer unseligen Politik in wenigen Tagen das zuwege brachten, was die grimmigsten feindlichen Anstrengungen in 4½ schweren Kriegsjahren nicht zu erreichen vermocht hatten. Statt ihr gegen den anstürmenden Feind einen Rückhalt zu geben, hatte die Politik des Habsburgerreiches der eigenen Wehrmacht den Todesstoß versetzt. Völlig verlassen, brach die k. u. k. Armee, die weit widerstandsfähiger war, als der Staat, dem sie diente, und weit besser, als der Ruf, den sie ihrem Staate zu verdanken hatte, auf dem Felde der Ehre zusammen. Trefflich führt G. M. Kerchnawe in seinem Schlußworte aus, es sei das tragische Geschick einer Reihe von Herrschern des Habsburgerreiches und auch ihres Letzten gewesen, verkannt zu haben, daß die immer vernachlässigte, zurückgesetzte Armee — das Aschenbrödel jenes Reiches, dem sie diente —, der verläßlichste und einzige Kitt eben dieses Reiches war!

Der Darstellung des Zusammenbruches der k. u. k. Wehrmacht ist im Anhange zu Vergleichszwecken der italienische amtliche Bericht über den von den Italienern die „Schlacht von Vittorio-Veneto" getauften Endkampf bei-

Digitized by Google

gefügt. Er zeigt die Sucht des Gegners nach der heiß ersehnten gloire seiner Waffen, die ihm trotz aller verzweifelten Anstrengungen in 3½jährigem blutigem Ringen bis zum Schlusse des Krieges versagt blieb und läßt klar erkennen, mit welcher Vorsicht und Behutsamkeit der Feind selbst dann noch zum Fangstoß gegen die k. u. k. Armee ausholte, als sich dieselbe bereits in ihren letzten Todeszuckungen schmerzbewegt wand.

Mögen die in diesem Buche festgehaltenen letzten — leider auch vergeblich gesprochenen — Worte der sterbenden k. u. k. Armee zu dem ihr gebührenden gerechten Urteil in einer besseren, einsichtsvolleren Zeit beitragen! Ehre dem Ehre gebührt!

Pitreich, Gm.

„Die Sendung des Oberstleutnants Hentsch." Heft 1 der Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv.

Dem General von Moltke hatte bei Entsendung des Oberstleutnants alles andere näher gelegen, als den Armeeführern den Rat zum Rückzug zu geben. Im Gegenteil, Oberstleutnant Hentsch sollte die Armeeführer zum Standhalten in der bisherigen Lage beeinflussen, allerdings hat Oberstleutnant Hentsch nach seinen eigenen späteren Angaben den Auftrag dahin aufgefaßt, daß ihm Vollmacht gegeben sei, „im Notfalle" den Rückzug im Namen der Obersten Heeresleitung zu befehlen. Das eigentliche Marnewunder liegt darin, daß in jenen Tagen eine Reihe von bewährten Männern versagt hat, daß eine Häufung von Fehlern, Reibungen und Unterlassungen in der Führung zusammengekommen ist, die die gewaltigen Leistungen des deutschen Heeres, die Summe seiner bisherigen Erfolge und die Ueberlegenheit der leitenden strategischen Gesichtspunkte des deutschen Operationsplanes aufhob und in ihr Gegenteil verkehrte.

Eine Notlage, „den Rückzug zu befehlen," lag nicht vor. Wenn dieses von Oberstleutnant Hentsch geglaubt wurde, so konnte er nach Luxemburg zurückfahren und innerhalb 12 Stunden zurückkehren. Warum wurde auch nicht vom Fernsprecher Gebrauch gemacht, Ich habe an einem entscheidenden Tage ohne Schwierigkeit von Chalons mit Luxemburg sprechen können.

Generalleutnant W. Balck.

Deutschlands Heldenkampf 1914 1918. Von General der Kavallerie z. D **Friedr. v. Bernhardi.** 548 Seiten mit 100 Kartenskizzen. Preis geh 70.— Mk., geb. 85.— Mk. J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyseſtraße 26.

Der Verfasser hat vor dem Weltkriege als Chef der kriegsgeschichtlichen Abteilung in großzügiger Weise die Aufgaben der Abteilung vorgezeichnet, als Schriftsteller über operative Fragen Werte von ganz besonderer Bedeutung geschaffen und sich durch Reisen und Lebensführung einen hohen Standpunkt der Menschenkunde und Weltkenntnis angeeignet, die ihn ganz besonders zum Geschichtsschreiber des Weltkrieges geeignet machten. War er noch in seinem immer bedeutungsvollen Werk „Vom heutigen Kriege" (1912) ein Gegner des Grafen Schlieffen, so tritt er in „Deutschlands Heldenkampf" für den Schlieffen'schen Gedanken über Krieg und Kriegführung ein.

Das Wesentliche ist ihm das Herausarbeiten der großen Linien, der strategischen und taktischen Gedanken und ihre kritische Beleuchtung. Infolgedessen nimmt die Besprechung der großen Entscheidungen (Marneschlacht Verfolgung in Rußland, Verdun, Saloniki, Italien, U-Bootkrieg und Schlußoffensive 1918) den Hauptraum des Werkes ein. Auch die politischen Maß-

Digitized by Google

nahmen werden besprochen, getreu den Ueberlieferungen der großen deutschen Strategen Clausewitz, Moltke und Schlieffen, nach denen Kriegführung und Politik untrennbare Waffen im Machtkampf der Staaten sind. Bernhardi hat während des Krieges an der Ost- und Westfront deutsche Truppen zum Siege geführt, er kennt also auch die Schwierigkeiten, mit denen unsere Kriegführung zu kämpfen hatte, und daher ein sachliches und gerechtes Urteil, das immer vornehm bleibt, auch wo er schwere Vorwürfe erheben muß, wie gegen Bethmann Hollweg und Falkenhayn.

General von Bernhardi beginnt seine Darstellung erst mit der Bluttat von Serajewo. Das harte aber gerechte Urteil über Bethmann Hollweg soll hier nicht besonders berührt werden. Es läßt aber erkennen, daß auch dem politischen Leiter der Geschicke eines Staates eine militärische Schulung nottut. Diese fehlte dem Reichskanzler. Der Verfasser billigt den Schlieffen'schen Feldzugsplan und verwirft die von anderer Seite ausgesprochene Forderung, zunächst mit dem Angriffe gegen Rußland zu beginnen. Die packende Schilderung der Einmarschkämpfe im Westen konnte natürlich kaum etwas neues bieten, es ist das wichtigste darüber schon veröffentlicht. Für die Marneschlacht wird eine sechsfache Ueberlegenheit der verbündeten Infanterie hervorgehoben und trotz dem war uns der Sieg sicher. Formell meint General von Bernhardi, daß Oberstleutnant Hentsch „zweifellos berechtigt gewesen sei, den Rückzug zu billigen." Ich bin auf Grund der neuen abschließenden Forschungen des Oberstleutnants Müller-Loebnitz abweichender Ansicht.

Ernst Berg. Die weltpolitischen Kräfte der Gegenwart. München, J. F. Lehmanns Verlag.

„Ernst Berg" ist wohl Deckname? Der Verfasser brauchte sich wahrlich nicht zu schämen, sich zu nennen. Seine Schrift ist ausgezeichnet: Schärfe der Gedanken, Klarheit und rücksichtslose Offenheit der Sprache, zeichnen sie aus. Man freut sich, Sätze zu lesen, wie: „Das einzige Werkzeug Deutschlands, in welchem noch der Geist lebte, der aus Kleinheit und Schmach zur Größe führte, war das herrliche deutsche Heer." „Die heutigen politischen Parteien . . . . . sind samt und sonders überlebt, reif zum Untergange. Und sie werden untergehen, denn keine der aktiven Bestrebungen, die heute in der Stunde tiefster Schmach durch den deutschen Volkskörper zucken, findet dort in der Vertretung des Volkes Widerhall . . . . . Alles, was sich der bewegenden Kräfte bewußt geworden ist und nicht feige schweigt und schweigen will, ringt außerhalb der sogenannten (sehr gut!) Volksvertretung und ihrer Parteiorganisationen. Ehe deren ganzes Klüngelwesen nicht gesprengt worden ist, ist alle Hoffnung vergeben„ (7). Wuchtig fällt der Vorwurf auf die „Erfüllungs-Politik": sie trieben „Hochverrat am deutschen Volke zugunsten internationaler Banken und feindlicher Nationen" (10). Sehr erfreulich ist auch, daß das Zentrum hingestellt wird als das, was es ist: „eine politische Organisation, die ihren religiösen Glauben freventlich mißbraucht und persönliche politische Geschäfte besorgt" (15). Doch man lese die Schrift selbst. Ich muß mich mit kurzer Inhaltsangabe begnügen. Nach einem „Vorwort" folgen die Abschnitte: „Deutschland." „Frankreich." „Großbritannien." „Japan." „Die Vereinigten Staaten." „Rußland." „Die Internationale;" dann ein „Schlußwort." Eine weltumfassende Uebersicht auf 47 Seiten. Nur durch Beherrschung des Riesenstoffes ist es dem Verfasser gelungen, klare Bilder zu zeichnen, richtunggebende

Digitized by Google

Grundgedanken herauszuarbeiten. Besonders lehrreich sind die Ausführungen über die engen Beziehungen Englands zur „goldenen Internationale" (21—29); wenn ich auch hinter Einiges ein Fragezeichen setze. Nicht befriedigt der Abschnitt: „Die Vereinigten Staaten" (31 f.). Da hätten das verruchte Treiben des Erzheuchlers Wilson und die Blödigkeit der deutschen „Intelligenzen" in Regierung, Volksvertretung und Presse, die an ihn glaubte als den Erretter Deutschlands, bloßgelegt werden müssen. Daß Amerika und Japan die Waffen kreuzen werden, war unnötig zu betonen. Lehrreich ist das über „Rußland" Gesagte (32—37).

Graf Hoensbroech.

Poincaré und die Schuld am Kriege. Von **Bernhard Schwertfeger.** Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., Berlin.

In Frankreich hat sich immer mehr das Verständnis für die verhängnisvolle Rolle Poincarés bei der Entfachung des Weltbrandes verbreitet. In so weit dafür dokumentarische Beweise, wie der Briefwechsel Iswolski beigebracht worden sind, macht es sich Herr Poincaré bequem, wenn er erklären läßt, Iswolski wäre ein phantastischer Vielschreiber, der nicht bei der Wahrheit bliebe. Außerdem hat Poincaré aber seine Muße nach Rücktritt von der Präsidentschaft dazu benutzt, um in einer Reihe von Vorträgen sowie Veröffentlichungen, in La Revue de la Semaine illustrée Deutschlands Schuld am Kriege nachzuweisen. Die Vorträge sind auch in Deutschland veröffentlicht. Aber dem Leser muß ein körperlicher Ekel packen, wenn man z. B. folgende Stilprobe aus dem Schluß des ersten Vortrages vorgesetzt erhält:

„Seit 44 Jahren haben die Franzosen in aufrichtiger Friedensliebe tief auf dem Grunde ihrer Seelen den Wunsch nach legitimen Reparationen begraben. Sie haben der Welt das Beispiel einer großen Nation gegeben, welche nach der endgültigen Wiederaufrichtung von seiner Niederlage durch eigenen Willen, eigene Geduld und eigene Arbeit seine wiedergewonnene Kraft nur im Interesse des Fortschrittes und des Wohlergehens der Menschheit gebraucht hat .... Zur Stunde der ersten Kämpfe hat Frankreich das Recht, sich selbst feierlich diese Genugtuung zu geben, daß es bis zum letzten Moment die größten Anstrengungen gemacht hat, um den ausgebrochenen Krieg zu verhindern, für den somit das Deutsche Reich vor der Geschichte die niederschmetternde Verantwortung trägt."

Das ist zwar eine beim Kriegsbeginn erlassene Botschaft des Herr Poincaré, aber er hat noch heute die Stirn, sie als geschehen zu wiederholen. — Um so dankenswerter ist es, wenn der Oberst Schwertfeger eine eingehende Widerlegung der verlogenen Vorträge Poincarés unternimmt. Nachdem unsere Pazifisten und Radikalen in der Schuldfrage so viel Unheil angerichtet und wir gegen jede Wahrheit die Schuld am Kriege auf uns genommen haben, wird es immer schwerer, die Schuldlüge zu bekämpfen. Aber jeder Versuch dazu ist auf das wärmste zu begrüßen, deshalb wünschen wir auch diesem die weiteste Verbreitung. General v. Zwehl.

Vom Ghetto zur Macht. Die Geschichte des Aufstieges der Juden auf deutschem Boden von **Otto Kernholt.** Leipzig—Berlin, Verlag von Theodor Weicher. 1921. 319 Seiten.

Ein vortreffliches Buch, das sich sicher Geltung und Beachtung erzwingen

Digitized by Google

wird. Denn es hilft einem fühlbaren Mangel in unserer Literatur über die Judenfrage ab. In großen Uebersichten behandelt der Verfasser die Geschichte der Juden in Deutschland seit den Zeiten Karls des Großen bis zu unseren Tagen, auf Grund eines außerordentlichen Reichtums an Quellenmaterial, und kommt so zu Ergebnissen, die uns die Geschichte der Juden und ihren Einfluß auf unser geistiges Leben in sehr wesentlich anderem Lichte sehen lassen, als dies von jüdischen Federn gewöhnlich dargestellt wird. Dabei räumt der Verfasser besonders in gründlicher Weise mit drei weitverbreiteten Irrtümern auf, wie sie jüdische Autoren immer wieder verbreiten. Der erste Irrtum ist, daß die Juden durch die Zerstörungen Jerusalems unter Nebukadnezar und später unter Titus, und in Verbindung damit durch die Vernichtung ihrer nationalen und staatlichen Existenz wurzellos gemacht und dadurch gezwungen gewesen seien, unter fremden, ihnen nicht wesensverwandten Völkern zu leben. Ein starker Drang zur Auswanderung und zur Niederlassung an fremden Handelsmetropolen macht sich aber schon sehr früh bei den Juden geltend. Besaßen sie doch schon vor dem Babylonischen Exil in Babylon das größte Bankhaus; und schon vor Titus traf man ihre Niederlassungen, wie der jüdische Historiker Herzfeld ausführt, in allen Landschaften von Medien bis Rom, von Macedonien bis Aethiopien hinein.

Der zweite Irrtum ist, daß die Juden bei uns, dadurch, daß man ihnen Ackerbau und ehrlichen Erwerb als Handwerker usw. verboten hätte, eine einseitige Geistesrichtung erhalten hätten, und genötigt gewesen wären, sich auf Geldgeschäfte und Wucher zu werfen. Dem gegenüber führt Kernholt aus, daß den Juden lange Zeit im Mittelalter es freigestanden habe, sich dem Ackerbau und gütererzeugender Tätigkeit zu widmen, daß aber alle Versuche, sie dazu zu veranlassen, regelmäßig gescheitert seien. Erst mit der Herausbildung des Zunftwesens im späteren Mittelalter ward den Juden die Ausübung eines Handwerkes erschwert, aber nicht mehr, als auch den Deutschen damit das gewerbliche Fortkommen erschwert ward.

Der dritte und besonders weit verbreitete Irrtum ist, daß es eine besondere Mißachtung und absichtliche Kränkung der Juden gewesen sein soll, wenn man sie früher gezwungen hätte, in besonderen Judenvierteln oder Judengassen, sog. Ghettos, zu wohnen. Dem gegenüber weist Kernholt nach, daß im früheren Mittelalter ein Ghettozwang überhaupt nicht bestanden hat, daß aber die religiöse Gemeinschaft und die Berufsgenossenschaft die Juden in bestimmten Quartieren zusammenführte. Das war aber keine Sondererscheinung, sondern fand sein Gegenstück in den Zunftgassen der Städte, nach denen die Angehörigen jeder Innung ihre besonderen Straßen hatten, so daß noch heute unsere alten Städte ihre „Fleischergassen", „Seilergassen" usw haben. Erst sehr spät entwickelte sich daraus der Ghettozwang, der aber nur höchstens dreihundert Jahre gedauert hat und von den Juden damals überhaupt nicht als Zurücksetzung empfunden wurde.

W. Eisenhart.

Was wir verloren haben. Entrissenes, doch nie vergessenes deutsches Land Berlin C. Fr. Zillessen.

Und was der Feind uns angetan. Das Buch vom Raubfrieden. Herausgegeben von **H. C. von Zobeltitz.** Berlin 1921. Fr. Zillessen.

Zwei Bücher von einer für uns Deutsche erschütternden Tragik des Inhalts, die durch viele Abbildungen zeigen, was wir einst besaßen, und was der Feind uns entrissen hat. Das erste Buch enthält im Wesentlichen Zeichnungen von Wilhelm Thiele-Potsdam, die uns die entrissenen Grenzmarken,

Digitized by Google

ihre Landschaften, Städte, Kirchen, Dome und öffentlichen Gebäude vorführen, vom Straßburger Münster und der Metzer Kathedrale, bis zum langen Markt in Danzig und dem Kaiserschloß in Thorn. Das zweite Buch zeigt unter Beifügung von kurzen Aufsätzen namhafter Verfasser die sinnlose Zerstörung unserer einst so herrlichen Kriegsrüstung zu Wasser und zu Lande nach Originalphotographien. Zwei Bücher, so recht geeignet, unsere Jugend mit heiligem patriotischen Zorn zu erfüllen. W. Eisenhart.

II. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher.

Die eingegangenen Bücher erfahren eine Besprechung nach Maßgabe ihrer Bedeutung und des Raumes. Eine Verpflichtung, jedes eingehende Buch zu besprechen, übernimmt die Leitung der „Monatshefte" nicht, doch werden die Titel sämtlicher Bücher nebst Angabe des Preises — sofern dieser mitgeteilt wurde — hier vermerkt. Eine Rücksendung von Büchern findet nicht statt

1. **Wahlmann.** Und es soll am deutschen Wesen Einmal die Welt genesen. Köln a. Rh. Verlag des Bundes Deutscher Kultur-Freunde E. V. und der Ligil-Ges. m. b. H., Köln a. Rh.
2. **Buchdrucker.** Gefechtsexerzieren der Infanterie in der Gruppe und im Zuge. Berlin 1922. Verlag R. Eisenschmidt. 24,— M. geh.
3. **Birmann** Lehrbuch für Minenwerfer. Berlin 1922. Verlag R. Eisenschmidt. 45,— M. gebd.
4. **Herzfeld.** Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv. Heft 3. die deutsch-französische Kriegsgefahr von 1875. Berlin 1922. E. S. Mittler und Sohn. Geh. M. 40,—.
5. **Salomon.** Die deutsche Volksgemeinschaft. Wirtschaft, Staat, Soziales Leben. Ausgabe A. Leipzig 1922. B. G. Taubur. Geh. M. 40,—.
6. **Dietz.** Disziplinarstrafordnung für das Reichsheer. Im Anhang Leitfaden zur Führung und Nachprüfung der Strafbücher des Reichsheeres. Rastatt 1922. Verlag K. u. H. Greiser, G. m. b. H. Gebd. M. 195,—.

III. Zeitschriftenschau.

Deutsche Wacht Nr. 24. Die Atempause. Zeitspiegel. Deutschlands Wettbewerb mit England auf dem Weltmarkt. Wie wird man Polizeipräsident. Nr. 26 Deutsche Friedensfreunde. Arbeiter! Aufgewacht! Zeitspiegel.

Michel. Folge 24. Die Großdeutschen und die neue Regierung. Bismarcks Entlassung. Aus Welt und Zeit. Folge 26. Deutschland im Zusammenbruch. Der Jude, das Judentum und die Verjüdung der christlichen Völker. Nicht Worte — sondern Taten! Weltpolitik. Oesterreich. Tschecho-Slowakei. Der Deutsche als Gast i Oesterreich. Gegenrechnung. Die Kriegsschuldlüge.

Deutscher Volksbote. Folge 24. Schutz jedem keimenden Leben. Gerhard Hauptmann und Deutsch-Südtirol. Noch einmal Trebitsch. Tschecho-Slowakei.

Der Anker Nr. 23. Stumpfsinn und Pharisäertum. Staatsgesinnung. Unverständliche Begünstigung des Auslandes durch die deutsche Postverwaltung. Die Entwertung der Mark seit dem 1. August 1914. Exot französisch! Die Arbeiterfrauen und der Kommunismus. Der Fahneneid der Roten Armee. Nr. 24. Die Novembermänner in der Zwickmühle. Memel. Wissenschaft und Wiederaufbau. Die Franzosen im besetzten Gebiet. Lebemänner auf des deutschen Volkes Kosten. Was so alles Betriebsrat ist. — Nr. 25. Ehrlich, aber verrückt. Zur Schuldlüge. Die Schuldfrage. Der Feldherr Psychologos. Kann Sowjetrußland uns heute noch gefährden? — Nr. 26. Zum 28. Juni. Deutschland verlangt .... Waren wir wirtschaftlich für den Weltkrieg gerüstet? Waren wir bei Ausbruch des Weltkrieges ein innerlich kriegstüchtiges Volk? Der „reaktionäre" Sozialdemokrat.

Digitized by Google

XXXI.

Prinz Max von Baden und das Kriegskabinett.

Von
Generalleutnant Keim.

Die Waffenstillstandsverhandlungen.

Was die Verhandlungen selbst betrifft, so ist hierüber in amtlichem Auftrage ein umfangreiches Werk veröffentlicht worden, dessen wertvollster Teil das Buch: „Die deutsche Waffenstillstandskommission" darstellt.*) Ferner hat Erzberger, der ja Vorsitzender der deutschen Waffenstillstandskommission wurde, in seinen „Erlebnissen" in den Kapiteln "Der Gang nach Compiègne" und „Der Waffenstillstand" für diese Frage Stoff geliefert. Jene Kapitel berühren die Vorgeschichte der eigentlichen Verhandlungen, und diese Vorgeschichte wirft bezeichnende Schlaglichter auf die Arbeitsweise des Kriegskabinetts auch in dieser für Deutschlands Zukunft geradezu entscheidenden Angelegenheit. Die Fertigstellung des Waffenstillstand-„Instrumentes," wie man solche Ausfertigungen nennt, fällt zwar nicht mehr unter die Reichskanzlerschaft des Prinzen Max, aber die moralische Verantwortung für dieses Dokument der Schmach, das angeblich einen „Frieden der Gerechtigkeit" anbahnen sollte, trifft trotzdem das Kriegskabinett, denn wie wir gesehen haben, ist von ihm nichts Ernsthaftes geschehen — weder politisch, noch militärisch —, um dieses Unheil abzuwenden. Die Verantwortung trifft auch insofern das Kriegskabinett allein, weil der Reichstag am 5. Oktober vertagt und erst am 22. Oktober wieder einberufen wurde, also gerade während der entscheidenden Beschlüsse über die Antwortnoten an Wilson einfach ausgeschaltet war. Das nannte man dann „parlamentarisches System," und wir erlebten ja dasselbe in der neudeutschen Republik, in der angeblich die Geheimdiplomatie aus geschaltet ist, während tatsächlich wichtige Entscheidungen — es sei nur an die

*) Materialien betreffend die Waffenstillstandsverhandlungen Teil VIII.

Digitized by Google

Abmachungen in Wiesbaden und in Paris erinnert — über die Köpfe des Reichstages hinweg getroffen wurden.

Hören wir zuerst Erzberger über den Gang der Ereignisse: „Meine am 6. November 1918, mittags 12 Uhr, ganz plötzlich erfolgte Berufung zur Führung der Waffenstillstandsverhandlungen fand mich und fast sämtliche Amtsstellen unvorbereitet. Da mir bis 3 Uhr keine Vollmacht zugegangen war, erklärte ich der Reichskanzlei, daß ich ohne eine solche nicht abreisen würde. Ich wurde an das Auswärtige Amt verwiesen, wo man mir mitteilte, man wisse überhaupt von den ganzen Verhandlungen nichts, die von mir gewünschte Urkunde sei bisher überhaupt noch nicht in der Weltgeschichte ausgestellt worden. Ich erwiderte, daß auch über den Weltkrieg und die Art des Waffenstillstandes keine Vorakten vorhanden seien, und erhielt dann die Zusage, daß ich die Urkunde um 5 Uhr in Händen haben würde.*)

Diese Sätze bedürfen keines Kommentars. Sie beweisen die ganze bürokratische Verknöcherung und politische Unfähigkeit des damals von Herrn Solf geleiteten Auswärtigen Amtes.

Erzberger erzählt dann weiter: „Ich suchte in Spaa den Vertreter des Auswärtigen Amtes auf, der mir von der Mitnahme des Generals v. Gündell abriet, da er keine geeignete Persönlichkeit für solche Verhandlungen sei. Er setzte sich mit der Reichskanzlei in Berlin in Verbindung, um vorzuschlagen, daß ich als Vorsitzender der Kommission bestellt werde. Die Regierung sagte zu.“ Daß sich hier eine vorher abgekartete Komödie abspielte, ist für jeden klar, der den Charakter Erzbergers und die antimilitärische Stimmung des Kriegskabinetts in Betracht zieht. Daß General d. Inf. v. Gündell, der schon seit Wochen vorher von der O. H. L. sowohl mit der Vorbereitung der Waffenstillstandsverhandlungen als mit deren Führung betraut war, nicht Untergebener des Herrn Erzberger sein wollte, erscheint selbstverständlich. Er trat demgemäß zurück.

Dieser Vorgang gab Admiral Scheer in der „Vossischen Zeitung“ vom 2. 9. 21 Veranlassung zu der Frage: „Wo blieben denn zur Führung der schwierigen Waffenstillstandsverhandlungen die militärischen Sachverständigen und Besserbefähigten, als so unerwartet der militärische Zusammenbruch eingestanden wur-

*) Erlebnisse S. 326.

Digitized by Google

de und das Volk aus allen Himmeln stürzte? Das ganze deutsche Volk hat ein Recht, die Wahrheit darüber zu erfahren."

Hierauf antwortete General v. Gündell im Militärwochenblatt vom 5. 11. 21 der Hauptsache nach folgendes: „Ich halte es für angebracht, dem Wunsche des Admirals Scheer, „die Wahrheit darüber zu erfahren," zu entsprechen und den tatsächlichen Vorgang klarzulegen. Am 5. Oktober traf ich bei der O. H. L. in Spaa ein und erfuhr, daß ich für den Vorsitz der Waffenstillstandskommission in Aussicht genommen worden sei. Sie setzte sich aus etwa einem Dutzend Offiziere zusammen, welche der O. H. L., dem Kriegsministerium und der Marine angehörten. Am 6. November bestimmte die O. H. L., daß die Kommission am Mittag desselben Tages nach dem Walde von Compiègne abreisen sollte. Ich begab mich, um die letzten Vorbereitungen zu treffen, in das Dienstgebäude der O. H. L. Dort ließ sich der soeben von Berlin eingetroffene Staatssekretär Erzberger mir vorstellen, und ich begrüßte ihn als Mitglied der Kommission. Wenige Minuten nachher wurde mir ein Telegramm des Reichskanzlers bekanntgegeben, nach dem Staatssekretär Erzberger zum Vorsitzenden der Kommission ernannt war. Darauf schied ich mit Genehmigung des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg aus der Kommission aus. Weiterhin: Nach Kenntnis des Buches von Erzberger nehme ich an, daß der Grund für ein solches Verfahren (daß wenige Minuten, nachdem ich Herrn Erzberger als Mitglied der Kommission begrüßt und er diese Begrüßung angenommen hatte, der Wechsel von Berlin aus angeordnet wurde) der sei, daß der Staatssekretär Erzberger sich als unbeteiligt an der Veränderung hinstellen wollte, und daß man mich durch diese 2½ Stunden vor der Abreise der Kommission angeordnete Maßnahme hatte überrumpeln wollen."

So war es auch. Aber diese Ueberrumpelung muß geradezu als eine Meintat der Verantwortlichen im Kriegskabinett angesprochen werden, worauf ich noch zurückkomme.

General v. Gündell schließt seine Ausführungen: „Wer jener Vertreter des Auswärtigen Amtes war, der dem Staatssekretär Erzberger meine Person als ungeeignet für die Verhandlun-

Digitized by Google

gen bezeichnete, weiß ich nicht. Ich möchte nur hervorheben, daß er vollkommen Recht gehabt hat unter der Voraussetzung, daß der Staatssekretär Erzberger und die Reichsregierung bereits am 7. November entschlossen waren, so schmähliche und durch unsere militärische wie politische Lage nicht gerechtfertigte Waffenstillstandsbedingungen anzunehmen, wie sie es nach zwei Tagen getan haben. Für den Abschluß eines solchen Waffenstillstandes war ich allerdings eine völlig ungeeignete Persönlichkeit."

Daß das Kriegskabinett Erzberger als Vorsitzenden der Waffenstillstandskommission sozusagen hineingeschmuggelt hat, bleibt jedenfalls ein schweres Belastungsmoment für die leichtfertige Art, wichtige, geradezu entscheidende Personenfragen zu behandeln. Welche stichhaltigen sachlichen wie persönlichen Gründe konnten nun in Berlin vorliegen für die Behauptung, General d. Inf. v. Gündell sei keine geeignete Persönlichkeit für die Waffenstillstandsverhandlungen? Wir lesen bei Erzberger: „Am Schluß der Konferenz (es handelt sich um die Besprechung über die Einleitung der Waffenstillstandsverhandlungen) erschien Generalfeldmarschall v. Hindenburg und sagte mir, „es ist wohl das erste Mal in der Weltgeschichte, daß nicht Militärs den Waffenstillstand abschließen, sondern Politiker, er sei aber ganz damit einverstanden, zumal die Heeresleitung keine politischen Richtlinien auszugeben habe." Der erste Satz ist richtig, denn schon allein das Wort Waffenstillstand bringt deutlich zum Ausdruck, daß es sich vorwiegend um militärische Fragen handelt. Der zweite Satz widerspricht deshalb auch dem ersten, um so mehr als es politische Richtlinien nur für die Feinde gab in der Absicht, uns militärisch wehrlos zu machen, weil dann der politische Untergang für uns von selbst kam. Nach diesem einfachen Rezept, in dem aber von den 14 Punkten des demokratischen Schutzheiligen Wilson nichts, aber auch garnichts stand, ist dann auch sowohl im Walde von Compiègne wie in Spaa verfahren worden. Selbst das amtliche Werk über die Waffenstillstandskommission kann an der Tatsache nicht vorbeigehen, daß im Gegensatz zu dem neuen „Volksstaat" Deutschland die angeblich demokratisch ge-

Digitized by Google

richteten Feinde nur Militärs zu den Waffenstillstandsverhandlungen entsandten.

Auf feindlicher Seite zeichnete der Marschall Foch, der Höchstkommandierende der alliierten Armeen, und der englische Admiral Wemyß. Hierdurch brachte die Gegenseite also zum Ausdruck, daß der Vertrag ein militärischer sei.*) Das war eben für einen Waffenstillstandsvertrag selbstverständlich, nur die Weisen der Wilhelmstraße wußten das nicht und deshalb setzten sie den „Politiker" Erzberger an die Spitze der Waffenstillstandskommission. Denselben Politiker, der seiner erklärt hatte, wenn er mit Lloyd George nur ¼ Stunde verhandeln könnte, wäre der Friede fertig! Denselben Politiker, der als Propagandachef vollkommen versagt, der die Friedsresolution vom 27. 7. 19 auf dem Gewissen hatte, von dem Graf Czernin schreibt (27. Juli 1919): „Und so kam der Inhalt dieses meines Geheimberichtes durch Erzberger zur Kenntnis unserer Gegner. Ein jeder, der meinen Bericht liest, kann sich eine Vorstellung von den Folgen machen."

Im Uebrigen hat ja schon Frhr. v. Liebig diesen geistig unbedeutenden Mann im „Reichsverderber I" gekennzeichnet. Ohne Beherrschung der Formen eines Weltmannes, ja selbst ohne Beherrschung des Französischen, von wenig eindrucksvollem Aeußeren, ohne diplomatische Schulung, so trat er Leuten wie Foch und vornehmen englischen Offizieren gegenüber. Da ist es weiter nicht verwunderlich, wenn man auf der Gegenseite spöttisch sagte: also so sieht der Chef der deutschen Mission aus! Und der „ungeeignete" General d. Inf. v. Gündell? Ein hochgebildeter Offizier — er war u. a. ebenso wie Marschall Foch Direktor der Kriegsakademie gewesen —, ein erfahrener und auch im Kriege bewährter Truppenführer, von vollendeten Formen und guter Erscheinung, beherrschte er in Wort und Schrift vollkommen die französische Sprache. Er hätte jedenfalls in jeder Beziehung eine andere Figur gespielt wie Herr Erzberger. Da ferner, wie es selbstverständlich war, militärische Fragen zur Sprache kamen, so wäre der General erst recht der richtige Mann am richtigen Platze gewesen. Unsere Feinde setzten auch garnichts anderes voraus, als daß die deutsche Mission vorwiegend aus hohen Militärs bestehe. Ordentlich betrübt über die Zusammensetzung

*) Die deutsche Waffenstillstandskommission S. 7.

Digitized by Google

der feindlichen Kommission schreibt der amtliche Bericht: „Obwohl der Waffenstillstand den Alliierten eigentlich nur militärische Sicherheiten bringen sollte, enthielt der Vertrag Bestimmungen mit einschneidender Wirkung für das Wirtschaftsleben. Trotzdem waren die Alliierten fast ausschließlich durch Offiziere vertreten. Auch der Vorsitzende der späteren internationalen Waffenstillstandskommission war der französische General Nudant Von englischer Seite war Generalleutnant Haking, von amerinischer Seite zuerst General Rhodes, später General Hill-Barnum und von belgischer Seite General Delobbe als Chefs ihrer Kommissionen delegiert.*)

Aber unsere Feinde kämpften ja gegen den deutschen „Militarismus," und um ja recht brav und unterwürfig aufzutreten, stellte man einen „Zivilisten" an die Spitze der Waffenstillstandskommission! Und was für einen! Erzberger kennzeichnet sich selbst unfreiwillig am treffendsten, wenn er schreibt, „daß ihn beim Passieren der deutschen Linien ein schwäbischer Landsmann gefragt habe: „Wo wollen Sie hin?" Ich erwiderte: „Waffenstillstand schließen wir." Da sagte er in gutem Schwäbisch: „Das werdet Ihr Zwei gerade fertigbringen!" Der Landsmann war jedenfalls ein Menschenkenner!

Am 8. November 1918 wurden die Verhandlungen im Walde von Compiègne — es standen dort für die Bevollmächtigten zwei Salonwagen bereit — eröffnet. Erzberger berichtet: „Wir betraten zuerst den Salonwagen. Kurz darauf erschien Marschall Foch, ein kleiner Mann mit harten, energischen Zügen, die auf den ersten Blick die Gewohnheit des Befehlens verrieten, in Begleitung seines Generalstabschefs und dreier englischer Marineoffiziere. Der Marschall grüßte militärisch kurz und verneigte sich. Der Marschall prüfte unsere Vollmachten und fragte in französischer Sprache: „Was führt die Herren hierher? Was wünschen Sie von mir?" Als ich erwiderte, daß ich Vorschlägen über Herbeiführung eines Waffenstillstandes entgegensähe, sagte der Marschall: „Ich habe keine Vorschläge zu machen." Ich wies darauf hin, daß wir gekommen seien auf Grund der letzten Note von Wilson. Nunmehr erteilte Foch seinem Generalstabschef den Befehl, die Bedingungen des Waffenstillstandes in französischer Sprache vorzulesen. Während des Vorlesens legte der englische Admiral Sir Wymeß große Gleichgültigkeit und Nichtachtung an

*) Waffenstillstandskommission S. 8.

Digitized by Google

den Tag, konnte aber durch Spielen mit Monokel und Hornbrille die innere Aufregung doch nicht verbergen. Marschall Foch saß mit steinerner Ruhe am Tisch, manchmal zupfte er energisch seinen Schnurrbart. Während der ganzen Vorlesung wurden keinerlei Bemerkungen gemacht."

Die von Erzberger erbetene Fristverlängerung für die deutsche Entscheidung wurde abgelehnt, ebenso das deutsche Ersuchen, wenigstens eine vorläufige Waffenruhe für die Zeit der Prüfung der Bedingungen gewähren zu wollen. „Foch erklärte ganz bestimmt, daß Verhandlungen über die Bedingungen unter keinen Umständen zugelassen würden. Deutschland könne annehmen oder ablehnen, ein Drittes gäbe es nicht."*) Auch alle Versuche deutscherseits, Milderungen der unerhört brutalen Waffenstillstandsbedingungen zu erreichen, scheiterten. Erzberger fährt fort: „Abends 8 Uhr wurde mir ein Funkspruch der Obersten Heeresleitung überreicht, in dem eine Reihe von Erleichterungen erbeten wurden. Dann kam der lapidare Satz: Gelingt es nicht, diese Punkte durchzusetzen, so wäre trotzdem abzuschließen."*) Dieser Satz war allerdings lapidar, und ebenso lapidar ist die Unbegreiflichkeit, ihn durch Funkspruch den Feinden zugänglich zu machen. Er bedeutete den Anfang vom Ende deutscher Selbständigkeit als Staat, er bedeutete die Vorbereitung zur Wehrlosmachung Deutschlands, er bedeutete die Absicht der wirtschaftlichen Erdrosselung, denn daß dies alles die unvermeidlichen Folgen der Annahme dieser Waffenstillstandsbedingungen sein würden, lag klar zu Tage.

Jener Satz entlastete ohne Zweifel formal den Staatssekretär Erzberger von der Verantwortung der Unterzeichnung des „Diktates" — denn etwas anderes war dieses Instrument nicht — und belastet, abgesehen von der Art der Uebermittlung, die Oberste Heeresleitung, als diese insofern sich damit in vollen Widerspruch setzte mit ihren eigenen Erklärungen sowohl was die Möglichkeit weiteren militärischen Widerstandes anging, als daß das Heer wie Volk unter keinen Umständen entehrenden Bedingungen sich fügen würden. Entehrendere als die Bedingungen des Waffenstillstandes konnte es aber nicht geben. Wo blieben die Versicherungen des früher erwähnten Heeresbefehles „An alle

*) Erzberger, Erlebnisse, S. 332.
*) Erzberger, Erlebnisse, S. 335.

Digitized by Google

Truppenteile" vom 24. Oktober 1918. gez. v. Hindenburg auf Grund der letzten Wilson-Note: „Die Antwort Wilsons fordert die militärische Kapitulation. Sie ist deshalb für uns Soldaten unannehmbar." Diese Waffenstillstandsbedingungen forderten noch viel mehr als die militärische Kapitulation, sie forderten die Selbstverstümmelung Deutschlands, auch die moralische! Allerdings lag die „moralische" Verantwortung für jene Anweisung der O. H. L. in erster Linie bei der revolutionären Regierung! Natürlich muß jener lapidare Satz Waffen liefern für alle diejenigen, die es damals behaupteten und jetzt noch behaupten, daß gerade weiterer militärischer Widerstand unmöglich gewesen sei. In diese Kerbe hieb auch Herr Koester in einem Artikel des „Vorwärts" (17. September 1921) mit der Ueberschrift: „Heeresleitung und Waffenstillstand," der schließt: „Zu behaupten, daß den harten Tatsachen der militärischen Lage und dem überschäumenden Siegeswillen des alliierten Militärs Herr v. Gündell oder irgend ein anderes Genie auch nur im geringsten wesentliche Verbesserungen zu gunsten des deutschen Volkes abgetrotzt hätte, ist entweder geschichtsschreiberischer Leichtsinn oder parteipolitisches Verbrechen."

Wohl setzte jene Depesche der O. H. L. die Kampfunfähigkeit des deutschen Heeres voraus, und ein kampfunfähiges Heer muß sich eben jeder Bedingung des Siegers fügen. Das ist sicher eine „harte Tatsache." Sie wurde aber nur dadurch eine solche, daß inzwischen die Revolution in Deutschland ausgebrochen war, die das Heer kampfunfähig machen mußte! Das verschweigt aber Herr Koester, ebenso wie er es in seiner schon erwähnten Schrift „Konnten wir im Herbst 1918 weiterkämpfen?" tut. General v. Kuhl hat in seiner Entgegnung „Die Kriegslage im Herbste 1918" den unwiderleglichen Beweis geführt, daß Herr Koester zu den „leichtsinnigen Geschichtsschreibern" gehört, und er hat ebenso den unwiderleglichen Beweis erbracht, daß die Revolution, die Herr Koester als Ursache der deutschen Niederlage leugnet, indem er umgekehrt behauptet, der verlorene Krieg sei die Ursache für die Revolution gewesen, ein „parteipolitisches Verbrechen" war. Schon am ersten Tage der Waffenstillstandsverhandlungen wußten die Feinde von den Meutereien der deutschen Flotte (28. Oktober), der Revolution in Hamburg und Lübeck (5. November), der Revolution in Bremen (6. November), und deshalb durfte Foch erklären, daß von „Verhandlungen" keine Rede sein könnte. Bei dieser Sachlage würde allerdings

Digitized by Google

weder „Herr v. Gündell noch irgend ein anderes Genie bessere Waffstillstandsbedingungen ertrotzt haben." Es muß immer wieder auf diesen Kardinalpunkt des unvermeidlichen Scheiterns günstiger Waffenstillstandsbedingungen hingewiesen werden.

Dazu gehört ferner die hartnäckig aufrechterhaltene Legende, wie sie sich schon in den Köpfen des Kriegskabinetts eingenistet hatte, daß das französische, englische, nordamerikanische Volk mit dem „Vernichtungswillen" der Feinde nicht einverstanden, sondern daß das nur das Werk von „Chauvinisten" sei, die zu bekämpfen Herrn Wilsons redliche Absicht darstelle. Diese krasse Entstellung der Wahrheit, um die demokratische Tugendhaftigkeit zu retten, wird auch in dem Satze vom „überschäumenden Siegeswillen des alliierten Militärs betrieben." Wer immer noch nicht begriffen hat, daß der überschäumende Siegeswille und Vernichtungswille keine Domäne des „alliierten Militärs", sondern das Gemeingut der alliierten Völker war und noch ist, soll sich aus der Liste der Politiker und Geschichtsschreiber streichen lassen!

Unsere Feinde haben ja auch solche irreführende „Taten" gebührend anerkannt; ein in Mainz erscheinendes französisches Organ faßt die „durch Urkunden, Dokumente und Zahlen von einem Minister des deutschen Reiches (!) unwiderleglich bewiesenen Tatsachen" in dem Satze zusammen: „Deutschland ist nicht durch Mangel an Siegeswillen unterlegen, das Heer ist nicht durch Agitation unterwühlt worden, sondern das deutsche Heer war endgültig militärisch besiegt und völlig außerstande, weiterzukämpfen.*) Da haben die Franzosen mit amtlicher deutscher Unterstützung — denn die Schrift Koesters wurde von der Regierung auf öffentliche Kosten bis in die Volksschulen verbreitet — schwarz auf weiß die Beglaubigung, daß sie das deutsche Heer militärisch besiegt haben, woran sie selbst bis dahin nicht so recht geglaubt hatten.

Im Uebrigen sei hier festgestellt, daß das Kriegskabinett schon am 6. November fest entschlossen war, gar keine ernsthaften Waffenstillstandsverhandlungen zu führen, sondern lediglich ein Scheingefecht. Das geht aus Erzbergers „Erlebnissen" klar und deutlich hervor, denn er schreibt dort (S. 321) — Sitzung des Kriegskabinetts — „sei bis Freitag von Wilson noch keine Antwort eingegangen, so müsse die deutsche Waffenstill-

*) Echo du Rhin vom 17. 11. 21.

Digitized by Google

standskommission ..... eventuell die **Kapitulation** vollziehen."

Ferner (S. 325): „Eine weitere Instruktion als die allgemeine, daß der Waffenstillstand unter allen Umständen geschlossen werden **müsse**, wurde mir trotz meines Wunsches nicht gegeben."

Es geht ferner hieraus hervor, daß der obenerwähnte „lapidare Satz" der O. H. L., der Erzberger geradezu erschreckt haben sollte, für diesen gar nichts Ueberraschendes enthalten haben konnte. Er wußte ja schon seit dem 6. November, daß das Kriegskabinett unter allen Umständen zur „Kapitulation" bereit war!

Nach Erzbergers Bericht erhielt dieser am 11. November die Nachricht (privatim) von der Abdankung des Kaisers, dann eine offene Depesche, daß er zur Unterzeichnung der übergebenen Waffenstillstandsbedingungen berechtigt sei, mit der Unterschrift des Reichskanzlers. In Deutschland glaubten die Aufrechten immer noch an die Möglichkeit, daß auch die neue Regierung diese schmachvollen Waffenstillstandsbedingungen ablehnen würde. Nun stellte sich aber heraus, daß die eben erwähnte offene Depesche garnicht vom Reichskanzler herrührte, sondern von der O. H. L., die sich nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet gefühlt habe, die Genehmigung aus eigener Initiative zu geben; nachdem die Depesche abgegangen sei, habe der Reichskanzler nachträglich zugestimmt.*)

Dieses Verhalten der O. H. L. könnte befremdlich erscheinen, zumal der Feldmarschall Herrn Erzberger erklärt hatte, die O. H. L. habe keine politischen Richtlinien mehr zu geben. Es handelte sich aber hier doch um eine politische Frage schwerwiegendster Art, denn daß diese Waffenstillstandsbedingungen auch politisch von ungeheurer Tragweite sein mußten, lag auf der Hand. Jedenfalls hat die O. H. L. durch ihr Verfahren der Berliner Regierung eine große Verantwortung abgenommen und die Verantwortung sich selbst aufgebürdet. An dieser Feststellung läßt sich nicht deuteln.

Herr Erzberger schloß seine Erklärungen über den Vollzug der Waffenstillstandsbedingungen mit den Worten: „Ein Volk von siebzig Millionen leidet, aber es stirbt nicht." Was Marschall Foch mit der Antwort quittiert: „Très bien!"*) Den Hohn, der aus dieser Quittung klang, scheint der Vorsitzende der deut-

*) Erzberger, Erlebnisse, S. 338.
*) Erzberger, Erlebnisse, S. 336.

Digitized by Google

schen Waffenstillstandskommission nicht herausgefühlt zu haben. Außerdem waren wir schon damals nach der Lostrennung Elsaß-Lothringens usw. kein 70-Millionen-Volk mehr.

Am 11. November 1918 morgens 6 Uhr erfolgte die Unterzeichnung des Waffenstillstandes durch Erzberger, Marschall Foch und Admiral Wemyß. Seine wichtigsten Bedingungen lauteten: Sofortige Räumung Frankreichs, Belgiens, Elsaß-Lothringens innerhalb 15 Tagen. Abzugeben sind 5000 Kanonen — schwere — 30 000 Maschinengewehre, 3000 Minenwerfer, 2000 Flugzeuge, Räumung des linken Rheinufers binnen 25 Tagen. Mainz, Coblenz, Köln werden in einem Umkreise von 30 Kilometern Tiefe von den Verbündeten besetzt. 5000 Lokomotiven, 150 000 Waggons, 5000 Kraftwagen sind abzugeben. Die Besatzungstruppen in den rheinischen Gebieten werden von Deutschland unterhalten. Die Verträge von Brest-Litowsk und Bukarest sind aufgehoben. Ostafrika ist bedingungslos aufzugeben. Auslieferung sämtlicher U-Boote. Sofortige Abrüstung und Internierung in Häfen der alliierten Mächte von 6 Panzerkreuzern, 10 Linienschiffen, 8 kleinen Kreuzern, 50 neuesten Zerstörern. Die Blokkade bleibt bestehen, deutsche Schiffe dürfen weiter gekapert werden! Erzberger hat dann später noch freiwillig den Raub der deutschen Handelsflotte zugestanden. Diese Bedingungen würde allerdings General v. Gündell nicht unterschrieben haben, selbst auf die Gefahr des Ungehorsams hin.

An demselben Tage hielt Wilson eine Rede im Kongreß: „Der bewaffnete Imperialismus, so wie ihn die Männer darstellten, die noch gestern die Herren Deutschlands waren, ist zu Ende. Die Willkürmacht der Militärkaste Deutschlands, die geheim und aus eigener Macht den Weltfrieden stören konnte, ist vernichtet. Die großen Völker, die sich verbündet haben, um sie zu vernichten, haben sich jetzt endgültig zu dem gemeinsamen Ziele vereinigt, einen Frieden aufzurichten, der die Sehnsucht der ganzen Welt nach uneigennütziger Gerechtigkeit befriedigen wird, und der in Ausgleichen bestehen wird, die auch viel bessere und dauerhafte Bahnen wandeln als selbstsüchtige, konkurrierende Interessen mächtiger Staaten."

Siehe Versailles, Spaa, London!

Daß Wilson die wahren Kriegsursachen schamlos und verlogen verhüllt, nimmt bei diesem Manne kein Wunder. Daß er ebenso schamlos und verlogen der Sehnsucht der ganzen Welt nach

Digitized by Google

uneigennnützigster Gerechtigkeit durch diese Waffenstillstandsbedingungen entgegenkommen will, nimmt ebenfalls kein Wunder. Aber hat nicht das Kriegskabinett trotz aller Warnungen und sinnfälligen Zeichen seiner hinterhältigen Absichtigen, wie sie immer deutlicher in seinen „Noten" hervortreten, jenen großen Demokraten zu einem „Richter" gestempelt? Zum „Freunde Deutschlands?" Zum Friedensstifter im Gewande der Gerechtigkeit und Versöhnlichkeit? Zum Apostel einer versöhnenden Menschheitsidee? Soviele Fragen, soviele für die politische Einsicht dieses Kriegskabinetts vernichtende Antworten! Denn daß es hierbei die O. H. L. als „Mithelfer" verantwortlich machen wollte, das ist schon genugsam als irreführend nachgewiesen worden.

Ueber den weiteren Verlauf der in Spaa fortgesetzten sogenannten Waffenstillstandsverhandlungen hier zu berichten, fällt nicht mehr in den Rahmen dieser Abhandlung. Das deutsche Volk hörte nur ab und zu von „Flammende Proteste" des Herrn Erzberger, die aber stets wirkungslos blieben, sodaß sie schließlich als geflügelte Spottworte galten. Auch wurde das Gefasel vom „Rechtsboden" fortgesetzt, was ja auch ein Schlagwort des Kriegskabinetts war, und mit diesem Schlagwort ist Deutschland nicht nur in die Netze des Herrn Wilson hineingeführt worden, sondern auch in diejenigen der — Erfüllungspolitik!

Wehmütig schließt deshalb auch das Buch „Die deutsche Waffenstillstandskommission" mit dem Satze ab: „Es ergibt sich aus dem Vorstehenden, was die Waffenstillstandsbedingungen in ihrer Durchführung bedeuten. Sie bedeuten leider nichts in der Richtung der Verwirklichung des großen Zieles, das der Präsident Wilson in den 14 Punkten seiner Rede vom 14. Juli 1918 aufstellte.

Die Herrschaft des Rechtes, gegründet auf die Zustimmung der Regierten und gestützt durch die organisierte Meinung der Menschheit."

Das „leider" ist bezeichnend für die amtliche Mentalität Dieser Irrwahn von der „Meinung der Menschheit," von der Prinz Max in so hohen Tönen zu reden wußte, und die er zur Grundlage seiner Politik machte, ist anscheinend immer noch ein Requisit in den amtlichen Werkstätten. Armes Deutschland! Da möchte ich doch an Worte von Lord Palmerston erinnern: „Es kann keinen größeren Irrtum geben, als zu glauben, Nationen könnten großmütig und uneigennützig gegen einander handeln. Das

Digitized by Google

ist eine Täuschung, die ein gerechter Stolz bei Zeiten wegwerfen sollte."

(Fortsetzung folgt.)

XXXII

Ueber Gaskampfstoffe und Gasangriffe im Weltkriege.

Von

Dr. R. Adelheim,

Dozent an der Universität Riga.

I.

Wie jede Kampfwaffe sich aus primitiven Anfängen entwickelt, so hat auch die Anwendung von stickenden Gasen im Kriege als Kampfmittel ihren Ursprung in der Anwendung von gewöhnlichem Rauch, bestimmt dazu Feinde aus befestigten Stellungen auszuräuchern. Dieses Kampfmittel haben gleichermaßen unsere Vorfahren benutzt, wie die wilden Völker der alten und neuen Welt. Die Kriegstechnik, deren ungeheurer Aufschwung uns stets im Weltkriege wieder vor Augen geführt wurde, konnte auch an diesem Kampfmittel nicht unbemerkt vorbeigehen.

Als im Jahre 1899 auf der Friedenskonferenz, die Frage der Anwendung von giftigen Gasen im Kriege zur Sprache kam, war es bezeichnenderweise der Vertreter der nordamerikanischen Union, der sich dahin aussprach, er könne keine bindenden Erklärungen abgeben, da er nicht wissen könne, wie die Kriegstechnik sich weiter entwickeln würde und er seiner Regierung nicht die Möglichkeit rauben wolle, Kampfmittel in Anwendung zu bringen, die der fortschreitenden Technik und dem Erfindergeiste der Menschen in späteren Zeiten entsprächen. Diese Erklärung eines praktisch und kühldenkenden Amerikaners steht im schroffen Gegensatz zu den Aeußerungen der Presse, die gewillt, die nationalen Leidenschaften aufzupeitschen, stets versucht hat die Anwendung von giftigen Gasen von Seiten Deutschlands als ein Zeichen niedrigen Kulturniveaus, brutaler Gesinnung und mangelnden ethischen Gefühls auszulegen.

Wir können diese Anschauung nicht teilen.

Das ethische Moment während eines Krieges, wie es der Weltkrieg war, kann nicht in Handlungen gesucht werden, ohne

Digitized by Google

daß man versucht, die Motive dieser Handlungen klarzulegen. Deutschland rang um seine Existenz und im Willen zum Leben, lag das sittliche Moment, lag die unantastbare Würde Deutschlands als sittliche Person. Das ist der Boden, auf dem Sonderbegriffe des ethischen Fühlens und Denkens entspringen, durch die alles, was zum menschlichen Denken und Tun gehört, geadelt und versittlicht werden kann.

Man kann daher Deutschland nicht den Vorwurf machen, unsittlich gehandelt zu haben, sofern man nicht Deutschland die Sittlichkeit des Willens absprechen kann. Und wenn auch vielleicht Deutschland nicht immer das Gefühl gehabt haben mag, einen Kampf ums Dasein zu führen, so ließe sich darüber streiten, ob nicht auch der Wille sich einen Platz an der Sonne zu erkämpfen, als sittlich anerkannt werden muß.

Eine ausgeführte Sittenlehre ist nur auf empirischer Grundlage möglich, sie ist einer Entwicklung fähig und eines unbegrenzten Fortschrittes und gerade in der sittlichen Beurteilung von Kampfmitteln haben die Anschauungen sich mannigfaltig geändert: Was hätten die Ritter aus der Periode eines Richard Loewenhey und Ivenhoe gesagt, wenn die Gegner beim Tournierkommando „Laissy ally" einander mit Browningkugeln empfangen hätten? was Seipio, wenn Hannibal ihn aus dem Hinterhalt mit Kugelspritzen und Minenwerfer beschossen hätte? was Hektor (oder vielmehr seine Angehörigen) wenn Achilleus ihm eine Handgranate vor die Füße geworfen hätte? Mit Recht, für damalige Zeiten, hätten diese Vertreter einer heroischen und ritterlichen Zeit derartige Kampfmittel als unsittlich und feige dargestellt.

Eine Kugelspritze gehört nicht in eine heroische Landschaft, ein Tank nicht in das napoleanische Schlachtenbild eines Wireschtschagin. Jetzt gilt es aber nicht als unsittlich, aus kilometerweitragenden Geschützen feindliche Stellungen zu beschießen.

Die Anschauungen wechseln. Es gibt nicht Gesetze des Handelns die den Ausspruch der unbedingten Geltung, daß sie gut oder schlecht sind, erheben können. Und auch über die Gasangriffe wird einmal die Geschichte ihr ruhiges und gerechtes Urteil fällen.

Seit der Friedenskonferenz waren nahezu 20 Jahre vergangen und es kam die Zeit wo Völker um ihre Existenz rangen, wo hieben wie drüben die Parole „Weltherrschaft oder Untergang" ausgegeben wurde. Da konnte eine verantwortliche Heeresleitung sich nicht an die veralteten Paragraphen einer Konvention halten, und Mittel und Wege, die Stoß- und Wehrkraft des

Digitized by Google

Heeres zu erhöhen, außer Acht lassen. Und Deutschland konnte, dank seiner hochentwickelten chemischen Industrie, die Anwendung von Gasen als Kampfmittel im ausgedehntem Maße sich zu eigen machen.

Aber nicht die Deutschen sind es gewesen, die die erstickenden Gase zum ersten Male angewendet haben. Bekannt ist, daß bereits 1912 England einen Krieg mit erstickenden Gasen erwog.[1]) Allg. Zeitg." v. 12. 3. 1918 und „Astonposten" vom 19. 6. 1915.

Im Burenkriege waren es gleichfalls die Engländer, die ihre berüchtigten Lyddidgranaten in Anwendung brachten und im russisch-japanischen Kriege klagten die Russen über die Benutzung giftiger Gase in Geschossen von Seiten der Japaner in Port-Arthur und den mandschurischen Schlachten.[2]) Aber auch diesem Werke entnommen.

im Weltkriege hatten die Franzosen eine schon vom 21. 2. 15 datierte gedruckte Bemerkung über Geschosse mit betäubenden Gasen; es heißt darin, daß die Geschosse eine Flüssigkeit enthalten, die nach der Explosion Dämpfe ausströmt, die Augen, Nase und Kehle reizen, und es sei Vorsicht geboten bei Angriffen auf Schützengräben- in die man solche Geschosse mit Erstickungsgasen geworfen habe.[3])

Die Anwendung von giftigen Gasen in Geschossen war nichts neues. Sie war es schon deswegen nicht, weil eine große Reihe von modernen Sprengmitteln bei der Explosion giftige Gase erzeugen. Nach v. Jaksch enthalten nämlich die Explosionsgase der modernen Sprengmittel 3 % Kohlenoxyd, 10% Stickoxyd und 20—30% Kohlensäure. Kohlenoxyd und Stickoxyd sind beide stark giftige Gase. Nach Vivian Lewes wird auf einem englischen Ueberdreagnouht bei Abschluß eines mit 160 Kilogr. Kordit geladenen 15 zölligen Schiffsgeschützes etwa 2500 Kubikfuß Kohlenoxyd frei; während einer Schlacht, wo in Salven geschossen wird, steigert sich die Menge des Kohlenoxds bis zu mehreren 100 000 Kubikfuß. Und doch kommen auf Schiffen, auch beim heftigsten Artilleriefeuer, keine Kohlenoxydvergiftungen vor, trotzdem noch Verdünnungen von 1 : 100 schwere Vergiftungssymptome hervorrufen können. Dasselbe gilt vom Trinitrophenol (Pikrinsäure) und Trinitrotoluol[4]) beide mo-

[1]) Der englische Admiral Dundobald. Siehe ferner „Norddeutsche

[2]) s. Baer. Der Völkerkrieg Bd. 5. Wir haben mehrere Mitteilungen

[3]) Strochowitsch gibt im „Morski Wrotsch" 1915 seine Erfahrungen über Vergiftungen durch giftige Geschoßgase von Seiten der Japaner im Russisch-Japanischen Kriege wieder.

[4]) Trinitrophenol bildet 61,05 % Trinitrotoluol 57,01 %, Kohlenoxyd.

Digitized by Google

derne Sprengmittel, bei deren Explosion außer Kohlenoxyd, auch Stickstoffdioxyd frei wird. Die Gründe der Unschädlichkeit dieser, bei der Explosion freiwerdenden Gase liegt in ihrer raschen Diffusion, die durch die Luftbewegungen des Abschusses noch gesteigert werden. Ganz besonders giftig sind auch alle Sorten des rauchlosen Pulvers, die ebenfalls bis zu 60% Kohlenoxyd bilden; Vergiftungen kommen aber, nach Strachowitsch[5]), bei der Explosion dieser Pulver (und ebenso des Pyroxylins) nur in geschlossenen Räumen vor. Dieser Ansicht ist auch Heubner: bei den, unter etwas anderen Bedingungen sich bildenden Explosionsgasen, nämlich beim Aufschlagen und Explodieren der Granaten, wird durch die ungeheuren Wirbelbewegungen eine rasche Vermischung atmosphärischer Luft mit den Explosionsgasen herbeigeführt. Heubner[6]) läßt die von Lewin[7]) angeführte Möglichkeit, daß der sehr beträchtliche Gehalt der Explosionsgase an Kohlensäure (die spezifisch schwerer wie die Luft ist) der schnellen Diffusion hinderlich ist, nicht gelten, da nach Heubner, die dynamischen Vorgänge hier die Oberhand haben. Es finden also, trotz der ungeheuren Mengen des gebildeten Kohlenoxyds bis zu 60%, (während Kohlendunst nur 0,3—0,5%, Leuchtgas 6% Co enthalten [Lewin]) unter diesen Verhältnissen, im Freien, keine Vergiftungen statt. Nur in geschlossenen, schlecht ventilierten Räumen, in Unterständen, in Panzertürmen auf Schiffen, wenn unter besonderen Bedingungen die Abschußgase in den Panzerturm dringen (Lewin), sind Vergiftungen beobachtet worden. Auch die Todesfälle, welche in Gallerien nach Minensprengungen beobachtet wurden, sind in der Regel Kohlenoxydvergiftungen (v. Jaksch). Deswegen wird bei solchen Gelegenheiten am besten Dynamit verwendet, das bei der Explosion am wenigsten Kohlenoxyd abgibt. Das Co[8]) ist nun keineswegs das einzige giftige Gas, das bei der Explosion der modernen Zünd- oder Sprengstoffe gebildet wird. Alle modernen Explosivstoffe sind Nitroverbindungen mit einem Benzolkern: Nitrobenzole (Mellinit, Bellit) Nitronaphtaline (Trinitronaphtalin wird namentlich in Frankreich viel benutzt), Nitrophenole (Pikratpulver), Nitrotoluole, Nitrokresole (unter ihnen das bedeutsame Dinitrokresol oder Kresilit), weiter die Amidoverbindungen des Benzols und die

---

[5]) Ueber Explosivstoffe und ihre giftige Wirkung. Morskoi Wratsch 1915 (russisch, Lewin.)

[6]) Heubner: Münchener med. Wochenschr. 1915, Nr. 32.

[7]) Lewin; ebenda Nr. 14.

[8]) Co = Kohlenoxyd.

Digitized by Google

Produkte ihrer Nitrierung, unter denen das wichtigste das Tetranitromethylanilin ist.

Außer diesen Benzolnitroverbindungen werden im Minenartilleriewesen noch Nitroverbindungen benutzt, die die Bezeichnung Nitrozellulose und Dynamit haben. Dazu gehört die vielbenutzte Schießbaumwolle (Trinitrozellulose), das rauchlose weiße Schießpulver (Trinitrozellulose-Trinitroglycerin), Pyroxylin, Pyrokollodium, Kollodiune. Dynamit ist Nitroglycerin, gemischt mit Kieselgur, Infusorienerde usw.

Alle diese Sprengstoffe können nun unter gewissen, gleich näher zu besprechenden Umständen, bei ihrer Zersetzung eine Reihe äußerst giftiger Gase bilden, die zu schweren Gasvergiftungen führen können. Dieser Effekt ist aber weder beabsichtigt, noch erwünscht, denn er entsteht dann, wenn der Ablauf der chemischen Vorgänge nicht unter normalen, d. h. nicht unter gewünschten und berechneten Verhältnissen erfolgt, demzufolge auch der Spreng-effekt in der Regel nicht erreicht wird.

Die Sache verhält sich nämlich so: bei einer normalen Funktion der Initialzündung (Initialimpuls) d. h. der Anregung, welche ein einer exothermen Umwandlung fähiges System nötig hat, um explosiv zu zerfallen, geschieht dieses, vorausgesetzt eine normale Sensibilität des Explosionsstoffes, mit einer ungeheuren Fortpflanzungsgeschwindigkeit in der ganzen Sprengmasse, mit einer nahezu synochronen Explosion aller Teilchen, mit einer Geschwindigkeit, die nach Kilometern in der Sekunde mißt: es erfolgt Detonation. Dabei bilden sich, je nach Gehalt des Sprengstoffes an Sauerstoff, keine giftigen Gase, oder bei ungenügender Sauerstoffmenge Kohlenoxyd, jedoch keine anderen giftigen Gase. Ganz anders verläuft aber die Zersetzung der Sprengmasse, wenn die Initierung (für den Initialimpuls ist jede Art von Energie, mechanische, technische, chemische usw. geeignet) nicht normal verläuft, etwa von zu geringer Intensität ist, oder die Sensibilität der Sprengmasse etwa durch Feuchtigkeit herabgesetzt ist. Es resultiert daraus eine langsame Zersetzung der Sprengmasse von Molekül zu Molekül, die nach Metern in der Sekunde mißt. Es erfolgt Deflagration. Hier entstehen nun eine ganze Reihe schädlicher Gase als Produkt einer unvollkommenen Oxydation, wie Stickoxyd, nitrose Gase, Kohlenoxyd neben geringen Mengen anderer Gase der Fettreihe, wie Methan, Äthylen. Sie bilden bei der Berührung mit dem Luftsauerstoff gelbrote Dämpfe. Dieser Vorgang der Deflagration, auch mit Auskochen oder Verpuffen bezeichnet, spielt sich besonders beim Verbrennen

Digitized by Google

von Munition ab, z. B. nach Selbstentzündung, nach Entzündung durch feindlichen Treffer, durch Brand usw. (Ulsamer[9]).

Ich führe hier ein sehr instruktives Beispiel von Ulsamer an: eine Sprenggranate schwersten Kalibers flog nach Durchschlagen der Schutzwand in einen großen Raum, sie krepierte jedoch nicht, nur ein großer Klumpen Granatwandung sprang ab. Die Sprengladung hatte sich anscheinend infolge Schadhaftwerdung nicht richtig entzündet. Unter starkem Druck stehender gelbroter Qualm blies in Massen aus dem entstandenen Loch aus der Granate ab, so daß sich fast momentan der Raum mit Dämpfen füllte. Die im Raum befindlichen, den Granateneinschlag überlebenden Leute, machten alle eine mehr oder weniger schwere Gasvergiftung durch. Häufig wurde dann von einer Vergiftung durch Gasgranaten gesprochen, was, wie wir gesehen haben, nicht richtig ist.

Aber auch bei der Detonation der modernen Sprengstoffe entstehen giftge Gase: es können sich nitrose Gase entwickeln durch nachträgliches Verbrennen unzersetzt mitgerissenen Sprengstoffes oder mitgerissener Gase, bei fehlerhafter Ladung, anderseits entstehen Produkte einer sekundären Synthese. So bildet Kresilit bis 1,5 % Blausäuredämpfe. Trinitrotoluol und Dynamit bilden auch bei der Explosion geringe Mengen Blausäuredämpfe. Die Explosionsgase haben dann den charakteristischen Bittermandelgeruch. Nicht zu verwechseln damit ist aber der Geruch des Nitrobenzols (Mirbanöl), das gleichfalls ausgiebig in der Sprengtechnik verwendet und einen charakteristischen Bittermandelgeruch und -Geschmack hat, weswegen es auch falsches Bittermandelöl genannt wird (und in der Seifen- und Parfümeriefabrikation viel benutzt wird).

Von den Russen wurde die Anwendung von Blausäuredämpfen von Seiten der Deutschen angenommen und in den Merkblättern (Instruktionen) wurde vor den Blausäuredämpfen gewarnt. Mir ist jedoch kein einziger einwandfreier Fall von Blausäurevergiftung bekannt geworden und in der russischen Kampfgasliteratur findet sich ebenfalls keine derartige Vergiftung publiziert. Der russische Marinearzt Strachowitsch erwähnt nur, daß dort, wo Leichen in „lebensvollen Posen“[10]) aufgefunden werden, eine Blausäurvergiftung angenommen werden kann, glaubt aber auch nur an die Entstehung der Blausäuredämpfe,

[9]) Ulsamer: Vergiftungen durch nitrose Gase. Erlangen 1918.
[10]) Nach Mitteilung von Dr. Holbeck.

Digitized by Google

als Produkt leicht sekundärer Synthese. Als Beweis dafür, daß tatsächlich die Deutschen bei Gasangriffen (Gaswolken) auch Blausäuredämpfe benutzten, wurden die Aussagen verschiedener Zeugen angeführt, die angaben einen angenehmen Geruch resp. einen Geruch von „gebratenen Aepfel" (sie!) verspürt zu haben, ehe noch die Gaswolke die Schützengräben erreicht hatte[11]).

Ich halte alle diese Annahmen für sehr unwahrscheinlich und kann nur anführen, daß mir 2 gasvergiftete Soldaten zur Sektion übergeben wurden mit der Diagnose „Vergiftung durch Blausäuredämpfe". In beiden Fällen handelte es sich aber um typische Reizgasvergiftungen, deren Krankheitsbild sich von der Blausäurevergiftung scharf unterscheidet.

Auch Beimengungen, die aus technischen Erwägungen den Sprengstoffen beigegeben werden, können giftig wirken; dazu gehören die sog. Rauchentwickler, die dazu dienen die Rauchwolke der Sprengladung der Artilleriegeschosse zu verstärken, um sie dadurch besser beobachtungsfähig zu machen. Häufig wurde dazu amorpher Phosphor verwendet.[12]) Roburit hingegen erhielt einen Zusatz von Schwefel, um die Explosion zu verlangsamen und die Entzündung zu erleichtern usw. Andere Sprengstoffe bilden, dank ihrer Zusammensetzung, bei ihren Detonationen, sofort „primär" giftige Gase, so daß Chlorpikrin u. a.

Wir sehen also, daß die modernen Sprengstoffe[13]) äußerst giftige Gase bilden können und wenn sie als Füllmaterial für Granaten, Fliegerbomben usw. verwendet werden, so geschah dieses, um deren bizzante Wirkung zu erhöhen, keineswegs war ursprünglich damit eine Giftwirkung bezweckt. Sie ihrer Giftwirkung aufzugeben, lag wohl außerhalb der Möglichkeit und des Willens der rüstenden und kriegführenden Mächte. Ihre Giftwirkung wurde schon in den Munitionsfabriken festgestellt und aus dem Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts sind uns zahlreiche Mitteilungen über Vergiftungen in Ruboritfabriken bekannt. Nicht nur die Inhalation der bei der Explosion freiwerdenden Gase sind giftig, sondern gleichermaßen auch der Staub.

Ein großer Teil der Vergiftungen durch Gase kann somit

---

[11]) Was auf den momentan eingetretenen Tod hinweist.

[12]) Die Deutschen sollen auch, nach Mitteilungen der Ententepresse, als Rauchentwickler (ung in Handgranaten) Chlorsulfonsäure, ein stark reizendes Gas, benutzt haben.

[13]) Die ersten derartigen Sprengstoffe wurden 1885 von Turpin in Frankreich erfunden.

Digitized by Google

nicht als Kampfgasvergiftungen sensu strieto angesehen werden, sondrrn als unvermeidliche Folge der Anwendung moderner Sprengstoffe.

Tatsache ist nun aber auch, daß die giftige Wirkung der Explosionsgase in der Folge die Veranlassung gab, die Giftwirkung der Geschoßgase zu erhöhen, also neben brisanter Wirkung Giftwirkung zu erzielen. Es entzieht sich meiner Kenntnis von welcher Seite dieser Versuch einer beabsichtigten Giftwirkung zuerst ausging. Granaten erhielten ein Füllmaterial, häufig Flüssigkeiten, die entweder in zerstäubter Form oder bei niedrigem Siedepunkt in Gasform, auf den menschlichen Organismus vergiftend wirkten. Es wurden verschiedene Produkte der Chlorierung und Bromierung von Toluol benutzt, auch Phosgen, das bei + 80° siedet. Der Sprengstoff Chlorpikrin genügte den idealen Anforderungen hinsichtlich Sprengkraft und Giftigkeit.

Die sog. französische Brandgranate (z. B. das 10,5 ctm. Geschoß) hatte eine Füllung aus weißem Phosphor und Schwefelkohlenstoff. Das gleiche gilt von der englischen Gewehrbrandgranate und den englischen Geschossen von 8,4 und 11,4 ctm. Der aus diesen Geschossen hervorspritzende Phosphor verursachte Brandwunden und einen die Atmungsorgane schwer schädigenden Rauch.[14]) Von den Deutschen wurden eine Reihe sehr komplizierter und z. T. recht giftiger chemischer Mittel als Füllmaterial für Granaten und auch Handgranaten benutzt. Die sog. Tränengranaten (mit starker Wirkung auf die Schleimhäute der Augen) sollen Xylylbromid enthalten haben. Im Juli 1917 begann man bei Ypern mit der Anwendung des Senfgases (Dichlordiäthylsulfid) in dem man eine gegebene Fläche mit riesigen Mengen Senfgasgranaten überschüttete. Senfgas hat einen charakteristischen Senfgeruch, keine unmittelbare Wirkung auf die Augen, jedoch sehr ernsthafte Wirkung auf die Schleimhäute der Atmungsorgane. Ferner wurden Chlor-, Brom- und Jodaceton, Bromxylol, Benzyljodid, Methyl- und Aethylschwefelsäurechlorid, Brom- und Jodessigester benutzt; lebhafte Reizempfindungen erzeugen sie bereits bei Konzentrationen von 50—150 cbmm des flüssigen Kampfstoffes im cbm. (Heubner.[15]).

Das Diphenylarsinchlorid wirkt in feiner Verteilung besonders auf die Schleimhäute der Nase und der Nebenhöhlen der

[14]) s. Haß. Verletzungen durch Phosphorgeschosse. Zentralblatt für Chirurgie 1918.

[15]) Heubner: Die Erkrankungen durch Kampfgase. Die Naturwissenschaften 1920, Heft 13.

Digitized by Google

Nase, was starke Schmerzen zur Folge hat, die aber bald schwinden.

Alle diese Gase können, nach dem Vorschlage von Heubner, als Reizgase bezeichnet werden, da sie reizend auf die Schleimhäute einwirken. Bei längerer Einwirkung und massiver Einatmung tritt jedoch eine Entzündung der Schleimhäute ein, namentlich der Lunge, die zum Tode führen kann.[16])

Während nun die Anwendung von Gasen in Granaten, Minenwerfern, Geschossen, Handgranaten den Sinn hatte, neben Sprengwirkung einen Gaseffekt zu erzielen und das Hauptgewicht immerhin auf den Sprengeffekt gelegt wurde, handelt es sich bei der Anwendung von Gaswolken resp. Gasnebeln mit ihrer Massenwirkung insofern um etwas prinzipiell neues, als hier einzig und allein der Gaseffekt im Auge behalten wurde. Diese Methode des Gaskampfes ist zuerst von den Deutschen eingeführt worden.

Jedoch sollen schon die Türken im Balkankriege 1913 derartige Gaswolken gegen die Bulgaren angewandt haben, jedoch nur versuchsweise und ohne nennenswerten Erfolg. Die Schlußfolgerungen aber, die die deutschen Generalstabsoffiziere bei ihren Beobachtungen dieser Gasangriffe gezogen haben, müssen derartige gewesen sein, daß diese Versuche im Weltkriege zuerst an der deutschen Westfront am 9. April 1915 bei Ypern wiederholt wurden, um schließlich am 24. 4. 15 eine große und erfolgreiche Anwendung zu finden. Seitdem sind Gasangriffe, wo immer die Gelegenheit günstig war, in Anwendung gekommen[17]), ungeachtet aller Proteste und Vorwürfe über deutsches Barbarentum.[18])

---

[16]) Die „Zeitschrift f. angewandte Chemie" (1918) gibt eine Uebersicht aller von den Deutschen benutzten Giftgase, wie sie sich in der Ententepresse vorfindet (Chemist und Drogist Nr. 1998, 1918; Journal of the Washington Acad 1918 und „Pharmaceutisch Weeblad" 1918, Nr. 38; siehe auch „Medizinische Klinik" 1918, Nr. 51.)

[17]) Nur im letzten Jahre des Krieges sind Gasangriffe in Form von Gaswolken nicht mehr in Anwendung gekommen.

[18]) Sehr richtig urteilt G. Hervé in „La guerre sociole" 1915. Anstatt den Deutschen die Verwendung giftiger Gase zum Vorwurf zu machen, sollten wir uns selber den Vorwurf machen, daß wir uns in diesem Kriege wieder einmal von dem Erfinder- und Organisationsgenie unserer Feinde überflügeln ließen. Es ist immer dieselbe Geschichte, mit den erstickenden Gasen, wie mit allem übrigen: sie sind es, die neues bringen, während wir uns im alten Schlendrian weiter fortschleppen." Bemerkenswert ist auch die Stellungnahme des Dichters Henri Barbusse zu dieser Frage, die sich mit der offiziellen gar nicht deckt. Man lese nur das Gespräch zweier Soldaten in seinem Roman „Le Fen" (Paris, Flammarian 1919, Kap. 19, pag. 213).

Digitized by Google

Bei der Anwendung von Gaswolken, die durch ein Blasverfahren, vom Winde unterstützt, dem Feinde zugetrieben wurden, kamen nur Gase in Betracht, die den besonderen Anforderungen genügen mußten. Es liegt auf der Hand, daß leichten Gasen nur mit großer Schwierigkeit eine bestimmte Richtung zu geben wäre: sie würden viel zu rasch in die Luft diffundieren und bald Verdünnungen erreichen, die den Gifteffekt in Frage stellen würden. Es können nur Gase in Betracht kommen, die schwerer wie die Luft sind und trotz der nicht zu vermeidenden Diffusion in noch genügender Konzentration die feindlichen Schützengräben erreichen, andererseits auch in großen Verdünnungen noch giftig wirken können. Selbstverständlich sind noch andere Fragen technischer Natur usw. dabei zu berücksichtigen.

In vollendeter Weise genügen den oben angenführten Anforderungen Chlor, Brom und Phosgen (Chlorkohlenoxydgas). Alle 3 Gase haben ein höheres Molekulargewicht, wie die Luft: Chlor ist 2½ mal, Brom 5½ mal, Phosgen 3½ mal schwerer, wie die Luft. Reines Chlorgas läßt sich wie eine Flüssigkeit aus einer Flasche in die andere gießen. Alle 3 Gase wirken zu dem noch in hohen Verdünnungen giftig, d. h. hochgradig reizend auf die Atmungsorgane. Die Beimengung von Chlor zur Luft in einem Verhältnis von 1 : 100 000 macht den längeren Aufenthalt unmöglich. Die Maximaldosis für einen längeren Aufenthalt ist nach Prof. Lehmann 0,005%. 1 Teil Chlor auf 100 000 Teile Luft ist schon im Stande Lungenödem zu erzeugen (Anfüllung der Lungenbläschen mit einer empfindlichen, aus den Blutgefäßen stammenden Flüssigkeit); bei 1 : 10 000 tritt Erstickung (eben durch das Lungenödem) und auch bei kurzer Einwirkung der Tod ein. Chlor, im Verhältnis von 1 : 1000 wirkt absolut tödlich. Ganz ähnlich wirken Brom und Phosgen.

Daß die nötige Konzentration für eine Gasvergiftung bei den Gasangriffen (die Russen nannten sie Gasattacken) nicht nur immer erreicht wurde, sondern sie sogar übertraf, lehrt die Erfahrung der Russen. So wurden bei den Gasangriffen an der polnischen Front (1915) Verdünnungen des Chlors von 5 bis 10 : 1000[19]) festgestellt, also eine ungeheure Konzentration, die um das vielfache die für eine Giftwirkung nötige überstieg. Arkadjew nimmt an, daß der Chlorgehalt in einer Gaswolke in der Regel 1 : 1000, seltener 1 : 100 (!!) betrug. Letztere Angabe hält

[19]) Nach den offiziellen russischen „Instruktionen."

Digitized by Google

ich für unwahrscheinlich. Wie häufig diese Gase und ob noch andere verwendet wurden, vermögen wir nicht zu sagen.[20]) Chlor ist jedenfalls am häufigsten in Anwendung gekommen, Phosgen wurde von den Russen eher in Granaten und dünnwandigen Bomben verwendet. Nach Boldyrew sollen die Deutschen schon im Januar 1915 bei Prasnysch (Polen) eine Gasgranate mit Phosgen versucht haben, aber ohne Erfolg. Von Kruglewsky[21]) wird die Anwendung von Phosgen von Seiten der Deutschen geleugnet, da nirgends das typische pathologisch-anatomische Bild der Phosgenvergiftung festgestellt worden ist. (Kruglewsky legt all zu großes Gewicht auf die Herzveränderungen bei Phosgenvergiftung.)

Die Chlorgasangriffe ließen sich leicht feststellen: die charakteristische grüne Farbe der Gaswolke; der typische Geruch des Chlors, der häufig noch in den Lazaretten an den Soldatenmänteln festgestellt werden konnte, ließ Irrtümer nicht aufkommen. Und doch sind häufig, wie beispielsweise nach der Gasattacke bei Uexküll, Meinungsverschiedenheiten über die Natur des angewandten Gases entstanden, was zur Vermutung Anlaß gibt, daß bei einem Gasangriff Gaszylinder verschiedenen Inhalts benutzt worden sind. Es wäre dieses eine Kriegslist, die die Feststellung des Gases und die prophylaktischen Maßnahmen sehr erschwerten.

Die hohe Leistungsfähigkeit der deutschen chemischen Industrie konnte auch mit Leichtigkeit die ungeheuren Mengen der Stickgase, namentlich Chlor, das für die Gasangriffe zunächst in erster Linie in Betracht kam, herstellen. Denn um den gewünschten Erfolg zu haben, muß eine Chlorgaswolke, wenn sie die feindlichen Schützengräben erreicht, einen Chlorgehalt von etwa 1 zu 10 000 haben. Nach der Berechnung englischer, französischer und russischer Autoren werden bei einem Gasangriff von 15 Minuten auf jede Werst (1,06 Kilometer) 1000 Pud Gas verbraucht (1 Pud = 16 Kilogr.). Hill[22]) hat ausgerechnet, daß, um eine 10 Fuß hohe Schicht von Chlordampf in einer Verdünnung von 1 : 10 000 10 Minuten lang bei einem Winde von 4 Milimeter pro Stunde zu erreichen, pro 100 Meter Front 1000 Kubikfuß reines Chlorgas nötig sind. Nach Hill wurden von den Deutschen auch Brom-

[20]) Russky Wrotsch 1916, Heft 22.

[21]) Ueber die Art der Anwendung des deutschen Gelbkreuzgases und seiner Zusammensetzung sind wir nicht unterrichtet, ebenso wenig über das farblose Gas, von dem Kriegsminister v. Stein im Hauptausschuß des Reichstages gesprochen hat. (s. „Berl. Lokalanzeiger" Nr. 206, v. 23. 4. 18).

[22]) Britisch med. Journal 1915, 5. 12.

Digitized by Google

dämpfe angewandt; er macht darauf aufmerksam, daß in Friedenszeiten ganz Europa durch Deutschland mit Brom versorgt wurde. Die Franzosen haben ferner ausgerechnet, daß für einen einmaligen Gasangriff von 15 Minuten in einer Ausdehnung von 10 Kilometern eine Chlormenge nötig sein würde, die sämtliche chemische Fabriken Frankreichs nur in einem Monat herstellen könnten. Es ist daher verständlich, wenn in einer Erklärung des deutschen Großen Hauptquartiers vom 22. 4. 15 darauf hingewiesen wird, daß die Entwicklung der deutschen Chemiewissenschaft es natürlich gestattet viel wirksamere Mittel einzusetzen, als die Feinde.

Der erste große Gasangriff im Weltkriege fand am 22. 4. 1915 an der Flandernfront statt. Von der überraschenden Furchtbarkeit des deutschen Angriffes mit betäubenden Gasen erzählt nach der „Frankfurter Zeitung" ein Mitarbeiter des „Times": „Am Donnerstag, den 22. 4. 1915, nachmittags ungefähr um ½5 Uhr, meldete unsere Aufklärungspatrouille eine plötzlich zurückgehende Bewegung unserer französischen Verbündeten am linken Flügel der kanadischen Division, am Wege von Ypern nach Langemark. Der scharfe Nordostwind, der von der feindlichen Linie in der Richtung der französischen Laufgräben wehte, führte einen erstickenden, Uebelkeit erregenden Geruch mit sich, der offenbar von irgend einer Art giftigen Gases herstammte. Der Rauch bewegte sich wie eine große lebende grüne Mauer ungefähr 4 Fuß hoch und verbreitete sich auf etwa 180 Meter vom äußersten linken Flügel. Der Rauch stieg dann höher und benahm die Aussicht längs der ganzen Fläche. Das Gewehrfeuer, das bis jetzt nur unbedeutend war, nahm an Stärke zu, breitete sich aber allmählich immer mehr und mehr aus, wie dies immer der Fall ist bei Soldaten, die ohne besonderes Ziel nur auf gut Glück schießen. Bald hörte man eigenartige Schreie, die aus dem grünen Nebel kamen und dann schwächer und unzusammenhängender wurden. Eine Masse von taumelnden Soldaten kam hervor, die, als sie in unsere Reihen angelangt waren, niederfielen. Die meisten waren nicht verwundet, aber auf ihrem Gesicht zeichnete sich eine tödliche Angst ab. Die zurückgehenden Soldaten gehörten zu den besten der Welt, deren Kaltblütigkeit und Mut im ganzen Kriege geradezu sprichwörtlich geworden war, jetzt schwankten sie wie Betrunkene."

Eine packende Darstellung über deutsche Gasangriffe gibt auch Percival London im „Daily Telegraph." Er beschreibt, wie die Elitetruppen: die 48er Hochländer und die Royal-

Digitized by Google

Hochländer von Montreal durch Gasangriffe zurückgetrieben wurden, wie die Deutschen am 22. 4. 15 den Uebergang über den Yserkanal hinter einer Wolke graugrünen Rauches erzwangen, die die Gräben vor ihnen leerte und die Franzosen verwirrte. „Niemals waren deutsche Kriegslist und Taktik wirksamer gewesen." Die betäubenden Gase bewegten sich über die feuchte, ungewöhnlich flache Ebene gleich Zigarrendämpfen, die über ein Tischtuch streichen.

An der Ostfront wurden von den Russen schon Ende 1914 und Anfang 1915 kleine Gasangriffe (durch Gaswolken) von Seiten der Deutschen festgestellt, die jedoch wegen ihres kleinen Umfanges und geringen Erfolges, wenig Aufmerksamkeit erregten. Dann erfolgte am 18. Mai a. St. (31. Mai5 ein gewaltiger und überwältigender Gasangriff an der Rawka, bei Bolimow (Polen), dem am selben Frontabschnitt bald weitere am 29. 5., 4. 7., 24. 7. a. St. folgten und auch bei Ossowetz am 24. 6. a. St.

Diese Gasangriffe brachten den Russen große Verluste. Boldyrew[23]) gibt darüber folgendes an: an der Rawka schieden am 18. 5. aus der Front 9000 Mann aus; es waren damals noch keine Gegenmaßregeln gegen Gasangriffe getroffen worden. Am 29. 5. schieden 1000 Mann, meist Leichtvergiftete aus, die bald an die Front zurückkehrten, am 4. 7. nur 4—5 Mann und am 24. 7. 5000 Mann. Die Gesamtzahl der durch Gasvergiftung aus der Front ausgeschiedenen gibt Boldyrew mit 18 000 an, von denen ¼ gestorben ist. Der Bericht Boldyrews ist 1916 erschienen, die Zahlen beziehen sich aber nur auf das Jahr 1915 und nur auf den polnischen Kriegsschauplatz, denn Boldyrew führt weiter aus, daß an der Nordwestfront 13 000 Gasvergiftete durch die Hände der Aerzte gingen.[24])

Wie weit diese Zahlen stimmen, vermögen wir selbstverständ-

[23]) Boldyrew: Die deutschen Stickgase und die Maßnahmen zu ihrer Bekämpfung. Mediz.-sanitär. Bericht des Roten Kreuzes der Südwestfront. 1916, Nr. 7.

[24]) Herr Kollege Holbeck, früher Gehülfe des Hauptbevollmächtigten des Roten Kreuzes der Nordfront, schrieb mir 1919: „Von großen Gasangriffen an der Nordwest- und Nordfront sind mir bekannt der Angriff im Mai 1915 vor Warschau, im August 1915 vor Ossowitz und September 1916 bei Uexküll. Der Gasangriff vor Warschau ist entschieden von diesen dreien der verlustreichste gewesen, da während dieses Angriffes den Truppen keinerlei Gasmasken zur Verfügung standen. Der Gasangriff vor Warschau setzte ca. 2000 Mann außer Gefecht, außerdem sollen einige 100 Mann tot auf dem Platz geblieben sein. Von den 2000 Mann sind in den Lazaretten in Warschau ca. 1% gestorben.

Digitized by Google

lich nicht zu sagen; jedenfalls konnte Prof. Boldyrew, als Konsultant des Roten Kreuzes einen vollkommenen Einblick in die Institutionen des Roten Kreuzes gewinnen; ob aber auch das Krankenmaterial aus den Militärhospitälern mitgerechnet ist, bleibt dahingestellt, ja Boldyrew gibt selbst an, daß sich einige Zahlen nur auf die Krankenanstalten des Roten Kreuzes beziehen (deren Verwaltung und Organisation von den Militärhospitälern ganz getrennt war).

Den Prozentsatz der Todesfälle gibt Boldyrew mit 30 % an; später, als Schutzmaßregeln getroffen wurden, sank die Zahl der Verstorbenen auf 20 %, später sogar auf 15 %. Diese Zahlen besagen aber wenig, da Boldyrew nicht genau angibt, wie dieser Prozentsatz ausgerechnet ist: bezieht er sich auf die Gesamtheit der vom Gasangriff betroffenen Truppenteilen, oder aber auf die Zahl der durch die Verbandplätze gegangenen und notierten Vergifteten. Wahrscheinlich ist letzteres der Fall, denn Boldyrew wird wohl nicht immer erfahren haben, wie viele an Gasvergiftung in den Schützengräben gestorben waren. Diese Zahl soll aber immer sehr groß gewesen sein. Die mangelhafte Ausrüstung der Truppen, ebenso wie die mangelhafte Uebung mit den Gasmasken umzugehen, erklärt das zur Genüge.

Aber abgesehen von den Verlusten, hatten die Gasangriffe durch Gaswolken, nach dem übereinstimmenden Urteil der Offiziere und Aerzte, einen starken physischen, demoralisierenden Einfluß auf die Truppen. Gasangriffe waren sehr gefürchtet, sie machten die Truppen ängstlich und unternehmungsunlustig, namentlich dort, wo eine mangelhafte Auswirkung mit Schutzmitteln bestand. Bezeichnend dafür ist ein Bericht von French vom Frühjahr 1915, wo gesagt wird, daß das Ausbauen einer neuen Linie nicht möglich sei, da sich Verwirrung und Demoralisation nach den ersten großen Gasüberraschungen und den folgenden Gasangriffen unter den Truppen geltend gemacht hatten.

Die Gasangriffe durch Gaswolken oder Nebel können nach den Erfahrungen der Russen nur unter besonderen atmosphärischen Bedingungen und bei geeigneter Bodenbeschaffenheit (Flächen) vorgenommen werden. Beim Ablassen des Gases aus Ballons ist die Mithülfe des Windes nötig, der bei geeigneter Richtung eine Stärke von 1—3 Metersekunden haben muß. Bei einer derartigen Windstärke bewegt sich die Gaswolke mit der Schnelligkeit eines gehenden oder laufenden Menschen, d. h. kann in einer Stunde 3—8 Werst[25]) zurücklegen. Die Gasangriffe wur-

[25]) 1 Kilometer = 0,94 Werst.

Digitized by Google

den von den Deutschen in einer Ausbreitung von 6—8—10—12 Werst des Frontabschnittes vorgenommen, bei einer Entfernung der Schützengräben von 70 bis 1400 Schritt von einander. Die Gaswolke, deren Farbe grau-weiß, grün-gelb, gelb-braun, hellblau[26]) angegeben wird, erreicht die Laufgräben in 2—20 Minuten, was selbstverständlich abhängig von der Windstärke ist. Die Gasangriffe finden nur statt auf ebener Fläche, bei trockenem Wetter. Die schädliche Wirkung der Gaswolke erreicht eine Tiefe von 2—3 Werst, seltener 5—7 oder 10 Werst (Boldyrew), ja bisweilen eine von 18 Werst; die Intensität der Wirkung wird in größerer Entfernung immer schwächer. Kolosow gibt an, daß ihm von örtlichen Einwohnern auf dem polnischen Kriegsschauplatz die Mitteilung gemacht worden sei, daß die Einwirkung des Gases noch auf 30 Werst hinter der Front zu verspüren gewesen sei; wenn, so sagt Kolosow, diese Mitteilung Zweifel erregen dürfte, so könne er seinerseits als Tatsache anführen, daß in einem 12 Werst hinter der Front gelegenen Lazarett die Wirkung des Gases noch verspürt wurde. — Eine tödliche Vergiftung kann bis zu 3 Werst hinter der Front (gerechnet von den ersten Schützengräben) stattfinden, ja unter gewissen Bedingungen auch auf eine Entfernung von 4—5 Werst, nämlich bei längerem Aufenthalt in mit Gas gefüllten Unterständen, Schützengräben usw. Leichte Vergiftungen sind nicht selten auch 8—9 Werst hinter der Front beobachtete word.

Die Gaswolke senkt sich, da sie spezifisch schwerer ist wie die Luft, in alle Vertiefungen, füllt somit Laufgräben, Verbindungsgänge, Unterstände, Granattrichter aus, hält sich in ihnen zu Stunden und macht sie daher unbewohnbar. Längere Zeit kann die Gaswolke auch in hohem Gras und Schilf verweilen, dasselbe gilt für dichte Getreidefelder, namentlich bei geringer Windstärke und trockenem Wetter. Es ist daher Vorsicht geboten, nach stattgehabtem Gasangriff, derartige, im Bereich des Gasangriffs gelegene Gebiete zu betreten. Da die meisten Kampfgase eine große Affinität zum Wasser haben (1 Volumen Wasser nimmt 2 Vol Chlorgas auf) kann die Gaswolke Wasserläufe, Tümpel, sumpfige Gebiete usw. nicht überschreiten, ohne große Mengen seiner spezifischen Bestandteile zu verlieren, was den Effekt des Gasangriffes in Frage stellt. Je feuchter die Luft und der Boden, desto größer der Gasverlust, der aber auch davon abhängig ist, wie

[26]) Die Patienten Wostrows (polnische Front 1915) gaben an, daß die sie überraschende Gaswolke verschieden gefärbte Schichten aufwies und zwar: unten gelb, in der Mitte hellblau, oben dunkelblau.

Digitized by Google

schnell die Gaswolke vom Winde getrieben wird. Gefrorener Schnee hat ein geringeres Bindungsvermögen, da Gasangriffe auch im Winter angestellt wurden (so z. B. bei Friedrichstadt in Kurland am 6. 1. 16 und in allen Winterschlachten um Riga bei Olai und Kemmern 1917).

Die Höhe der Gaswolke, so wie ihre Breite, wird verschieden angegeben. Bei den Gasangriffen gegen die kanadischen Truppen am 24. 4. 15 wird die gelbgrünliche Gaswolke, als sie über den deutschen Schützengräben erschien, auf 3 Fuß geschätzt und erreichte, als sie an den englischen Schützen gräben anlangte, eine Höhe von 7—8 Fuß. Bei den Gasangriffen gegen die Franzosen am 24. 5. erreichte die Wolke gar die Höhe von 40 Fuß. Von russischen Autoren wird die anfängliche Höhe und Breite der Gaswolke auf 2—3 Arseken (ca. 1,5—2 Meter) geschätzt und erreichte bei weiterem Vordringen durch Diffusion, in die atmosphärische Luft eine von 3—5 Arsekin (2—3,5 Meter). Die Dauer eines Gasangriffes ist, wie die Erfahrung es gelehrt hat, eine sehr verschiedene. Sie kann 20—30 Minuten dauern oder länger, er kann kontinuierlich oder in Absätzen (wie etwa bei Uexküll), erfolgen. Es ist das abhängig vom Winde, von der Schnelligkeit der Entleerung der Gaszylinder, von taktischen Erwägungen, von günstigen oder ungünstigen Nebenumständen.

Ueber die Art der Gaszylinder, ihre Zahl und Aufstellung usw. ist in der medizinischen und Tagespresse nichts bekannt geworden. Die Deutschen hatten bei Langemark vor den vorderen Schützengräben, in Abständen von 2—4 Metern Röhren aufgestellt, aus denen gelblich-grünliche Dämpfe herauskamen," berichteten de la Rivière und Legulery.[27]) Das Entweichen des Gases aus den Zylindern, Ballons oder Röhren ist mit einem starken zischenden Geräusch verbunden und häufig wurde von den Deutschen der Versuch gemacht, um die Ueberraschung des Gasangriffes vollständig zu machen, dieses Geräusch durch Artilleriefeuer zu verdecken.

Alles, was die Gaswolke erreicht, fällt der Vernichtung an-

[27]) Auf den Schlachtfeldern bei Uexkull haben wir uns über den Zustand der Vegetation im Frühling 1918 selbst überzeugen können. Durch die ausgiebige Beschießung mit Gasgranaten und vorhergegangenen Gasangriffen war die Vegetation des ganzen Kampfgebietes in auffallendster Weise zurückgeblieben. Der Nadelwald hatte vielleicht am wenigsten gelitten, die Laubbäume hingegen zeigten nur spärliches Laub, im Gegensatz zum vollentwickelten Laubschmuck der Bäume, außerhalb des Kampfravons. Die letzten Kampfhandlungen hatten hier im September 1917 bei der Einnahme Rigas stattgefunden.

Digitized by Google

heim. Das Gras, das Laub der Bäume wird gelb, alles tierische Wesen krepiert. — Wostrow sah das Getreide auf den Feldern mit einer roten Rostschicht (!) bedeckt.[28]) An der Rawka erreichte eine Gaswolke in noch genügender Konzentration ein Dorf, wo alles Hausvieh und alle nicht rechtzeitig in Sicherheit gebrachten Rinder dem Gas zum Opfer fielen. Wichtig im kriegstechnischem Sinne ist, daß Metallteile von einer dicken Rostschicht bedeckt werden, so daß jedes Gewehr, Schnellfeuergeschütz usw. für einige Zeit unbrauchbar wird. Silber- und Aluminium-Gegenstände werden schwarz, Nickel- und Kupfer-Gegenstände bedecken sich mit einem grünlichen Belag, Eisenteile mit einer roten Rostschicht. Auch beklagten sich die Soldaten darüber, daß die Augengläser ihrer Schutzbrillen vollkommen undurchsichtig wurden und sie vor das Dilemma gestellt wurden, entweder blind zu sein, oder die Gasmasken abzunehmen.

II.

Der Gasangriff bei Uexküll am 25. September 1916.[29])

Einer der erfolgreichsten Gasangriffe im Weltkriege an der russischen Front war der am Uexküllschen Brückenkopf[30]) am 25 September (8. Oktober neuen Stils) 1916. Es mag umfangreichere gegeben haben, aber kaum einer von so durchschlagendem Erfolge und überwältigender und überraschender Wirkung.

Der Gasangriff bei Uxküll war berühmt und wird es bleiben.

Die Bodenverhältnisse für einen Gasangriff waren an den Uexküllschen Stellungen günstig: ein natürlicher Luftzug zum Flusse hin nach der Richtung der russischen Schützengräben

---

[28]) „Balltin de l' Academie de Medicine" 1915, Nr. 20 und „la Presse medicale" 1915, Nr. 32.

[29]) Ich folge hier hauptsächlich den Darlegungen Ludsilowskys, der sich seinerseits an die offiziellen Rapporte der Generalmajore Kleve-saje und Kulischin hält (s. Beiträge zur Kriegschirurgie und Feldsanitätswesen Bd. I, 1917, herausgegeben von Prof. Zeidler, Prof. Burdenko und Privatdozent Holbeck).

[30]) Uexküll, Villenort, Kirche und Gut, der Stadt Riga gehörig, 19 Kilometer von Riga entfernt, am rechten Ufer der Düna gelegen. Der Brückenkopf befand sich am linken Ufer der Düna. Um diesen Brückenkopf, der von den Soldaten die „Insel des Todes" genannt wurde, hatten die hartnäckigsten Kämpfe stattgefunden. Noch vor der Einnahme Rigas wurde er von den Russen geräumt, da seine Verteidigung durch die verminderte Disziplin der Truppen nach der Revolution in Frage gestellt war. Hier fand am 1. 9. 1917 der Untergang der 8. deutschen Armee unter General Hutier statt, die die Einnahme Rigas zur Folge hatte.

Digitized by Google

(Uferwinde), ein zum Flusse hinabfallendes Gelände mit Erdspalten und Vertiefungen, das Fehlen einer dichten Vegetation, die beherrschende Lage der deutschen Positionen, all' das schuf Umstände, die einen Erfolg für Gasangriffe gewährleisteten.

Die Deutschen stellten schon am 18. September (1. Oktober) die Gaszylinder auf. Und nach einer stillen kalten Mondnacht, nach dem der Mond untergegangen war und ein leichter Wind sich erhoben hatte — kamen die Gaswolken. Sie kamen (um 4 Uhr 35 Minuten) mit Zischen und Lärmen und sofort setzte auch heftiges Gewehr-, M.-Gewehr- und Minenwerferfeuer von Seiten der Deutschen ein. Wohl hatten die Posten das auffallende Zischen gehört, sich aber nicht schnell genug klargemacht, daß es Gase seien Und so kamen alle Warnungssignale (rote Raketen, Alarmglocken, Telephonalarme) zu spät und konnten das Unheil nicht abwenden.

Die Ueberraschung war eine vollständige und furchtbare.

Die erste Gaswolke (in ca. ½ stündlichen Pausen wurden 3 Gaswolken abgegeben) von einem leichten Südostwinde getrieben, erreichte rasch die russischen Schützengräben und senkte sich in die von schlafenden Soldaten gefüllten Unterstände. Viele waren erst vor kurzem von der Arbeit zurückgekehrt und ihr Schlaf war tief und fest. Vom Lärm und ihren Kameraden geweckt, tasteten die schlaftrunkenen nach ihren Gasmasken, die aber in der Dunkelheit nicht gefunden wurden. An vielen Gasmasken rissen in der Eile des Anlegens Schnallen und Gummibänder. Immer dichter wurde der Gasnebel, immer schwerer das Atmen. Die Offiziere eilten, ohne Zeit zu finden sich die Gasmasken anzulegen, in die Unterstände, um ihre Soldaten zu wecken und fanden dabei ihren Tod. Ein großer Teil der Soldaten wurde schon in den Unterständen ein Opfer des Gases, ein anderer Teil wies den Feuerangriff der Deutschen zurück und war, trotz Vergiftung, 4—5 Stunden im Kampfe tätig. Erst dann suchte dieser Teil den Verbandplatz auf um unter schweren Vergiftungserscheinungen zu sterben.

Alle Unterstände, Schützengräben, Verbindungsgänge waren mit Gas gefüllt; da aber die Gasmasken vielfach den Soldaten, namentlich Offizieren, hinderlich waren, wurden sie häufig abgenommen, was namentlich von denen geschah, die schon anfangs geringe Mengen Gas eingeatmet hatten, da sie Atembeschwerden verspürten und die Masken das Atmen noch mehr behinderten Die auf den Gasangriff folgende starke Feuertätigkeit der Deutschen zwang die Russen zu Gegenmaßregeln, die angesichts der gasgefüllten Schützengräben immer weitere Opfer forderten. Es

Digitized by Google

wurden allenthalben, um den Gasen einen Abzug zu geben, Scheiterhaufen angezündet und vielfach kletterten die Soldaten, soweit sie nicht daran durch die Feuertätigkeit der Deutschen gehindert wurden, auf Bäume und Anhöhen.

Ein deutscher Strumangriff auf den Brückenkopf wurde abgewiesen, ein Versuch Boote und Flöße auf den Fluß zu bringen, vereitelt. Die Soldaten, mit tränenden Augen, sich kaum auf den Füßen haltend, ließen ihre Gewehre nicht aus der Hand, die Leichtvergifteten merkten in der Erregung des Kampfes die Vergiftungssymptome überhaupt nicht. Erst nach und nach suchten sie die Verbandplätze auf, wo sich bald schwere, ja tötliche Vergiftungsbilder ausbildeten (Lungenödem). Die ärztliche Hilfe war gering. Die Aerzte Streiß und Minkin, die barmherzige Schwester Pjitschnikowa, trotzdem alle auch vergiftet, arbeiteten bis zur Erschöpfung, ohne die Möglichkeit zu haben, allen Vergifteten die nötige Hülfe zu leisten. Ein Abtransport war aber nicht möglich, da die Düna unter schwerem deutschen Feuer lag. Erst am Abend des 25. September konnte der Abtransport beginnen.

Dr. Loson-Jaruschewitz berichtet darüber wie folgt: Erst in der Dämmerung des 25. September konnte ich an das linke Ufer an die Stellungen gelangen, da am Tage ein Uebergang über die Düna nicht möglich war. Das Bild, das sich mir dort bot, machte auf mich einen furchtbaren Eindruck: in der Nähe des Verbandplatzes (Reviers) lagen etwa 500 Vergiftete und 300 Leichen. Das ganze linke Ufer in einer Ausdehnung von einer ¼ Werst war mit Leichen und Kranken besetzt, so daß ein Durchkommen schwer war. Ein undurchdringlicher Schmutz — und im Schmutz und Schlamm wälzten sich stöhnende, hustende und ächzende Soldaten. Das Stöhnen war so laut, daß man es am anderen Ufer des Flusses hörte.[31])

Am Morgen des 26. September war der Abtransport der Verwundeten und Vergifteten beendet. Etwa 600 mehr oder weniger schwer Vergiftete wurden nach Riga geschafft, von denen noch 6,1% starben. In den verschiedenen Lazaretten Rigas schwankte die Sterblichkeit zwischen 3,2%—13,7% (Burdenko). Während des Abtransportes wurde wiederum bemerkt, daß bei verhältnismäßig wenig krank sich fühlenden Soldaten recht bald eine akute Verschlimmerung eintrat, die häufig mit dem Tode endete. Auf dem Wege nach Riga wurden Schwervergiftete und

[31]) Offizieller Bericht.

Digitized by Google

Tote aufgelesen, die sich anfangs kräftig genug gefühlt hatten, die Lazarette in Riga zu Fuß zu erreichen. Von 64 Vergifteten, die das II. Georgen-Hospital in Riga zu Fuß erreichten, starben am nächsten Tage 5 (7,8 %). Die Gesamtsterblichkeit der Gasvergifteten bei Uexküll betrug 64 % (Burdenko). Das am Brückenkopf bei Uexküll in Stellung stehende 173. Kremenetzsche Infanterieregiment und die dazu gehörige Maschinengewehr- und Minenwerferabteilung verloren nahezu 60 % ihrer Mannschaften.

Der größte Erfolg der deutschen Gasangriffe bei Uexküll wird von Ludsilowsky auf folgende Umstände zurückgeführt:

1. Die Unvollkommenheit der Gasmasken, insbesondere der Marlymasken (Mullbinden) und die mangelnde Uebung mit den Gasmasken umzugehen.[32])

2. Die Schnelligkeit der Gasangriffe und die Unwissenheit mit den Eigenschaften des Gases, nicht nur der Soldaten, sondern auch der Offiziere. Denn es wurde außeracht gelassen, daß in einer Gas enthaltenden Atmosphäre der Aufenthalt ohne Gasmasken auch dann gefährlich sei, wenn das Atmen nur gering behindert wird und anscheinend eine direkte Lebensgefahr nicht zu bestehen scheint. Es zeigte sich dann immer nachträglich die Wirkung des Gases und oft eine tötliche. Die Gasmasken wurden viel zu früh von den Soldaten abgenommen, namentlich dann, wenn sie in Kampfhandlungen verwickelt wurden. Durch die Bravour der Soldaten wurde die Gefahr einer möglichen Gasvergiftung zu gering angeschlagen.

3. Die Unmöglichkeit eines rechtzeitigen Abtransportes der Vergifteten und der Umstand, daß der Verbandplatz, wo die Kranken lagen, der Einwirkung des Gases, wenn auch in starker Verdünnung ausgesetzt war.

Ueber die Natur des bei Uexküll in Verwendung gekommenen Gases war man sich nicht klar. Loson-Jaruschewitz gibt zu, daß er die Natur des Gases nicht kennt, daß es aber schwere Schädigungen des Blutes, der Gefäße und des Herzens bewirkt. Ludsilowsky ist der Meinung, daß nicht Chlorgas verwendet worden sei, sondern ein Gas von Phosgencharakter; die Soldatenmäntel rochen nicht nach Chlor, Metallgegenstände überzogen sich nicht mit einer Rostschicht. Die Soldaten gaben Ludsilowsky an, teils einen Fruchtgeruch, teils einen chloroformähnlichen Geruch verspürt zu haben. Andere Soldaten spra-

[32]) Auch die Masken nach Kumant-Selinsky waren schlecht gearbeitet und unbequem.

Digitized by Google

chen von einem Likörgeruch. In der Gasmaske eines gefangenen Deutschen wurde auch dieser Fruchtgeruch festgestellt.

Die Farbe des Gases konnte der Dunkelheit wegen nicht genau festgestellt werden.

Die genaue Feststellung des Gases wird erst aus den deutschen Generalstabsberichten möglich sein.*)

Der 25. September bei Uexküll war kein Großkampftag, er wird aber trotzdem in der Geschichte des Weltkrieges eine beachtete Stelle einnehmen.

XXXII.

Bedeutung und Bekämpfung der Spionage im Weltkrieg.

Von

Staatsanwalt Dr. Felix Lesser, Leutnant d. R. a. D.

Die Spionage, eine typische Begleiterscheinung jedes Krieges und gerade so alt wie die Kriegführung überhaupt, hat sich neuerdings zu einem besonderen, organisierten Kampfmittel herausgebildet. Im Krieg der Gegenwart tritt jede Partei der anderen mit der ganzen Fülle ihrer geistigen und physischen Machtmittel entgegen. Schon längst entscheidet die rohe Kraft nicht mehr allein. Dem Staat winkt der Sieg, der, mit überlegenen geistigen Kräften ausgerüstet, es am besten versteht, die vorhandenen Körperkräfte und Kriegswerkzeuge zu verwenden. Kampfmittel rein geistiger Natur wie Presse und Nachrichtendienst haben maßgebenden Einfluß auf Verlauf und Ausgang des Feldzugs gewonnen. Die Hilfsmittel des Nachrichtendienstes sind die offene Auskundschaftung durch Patrouillen und Aufklärungstruppen (ehrlicher Feind, erlaubte Kriegslist; einfache Kriegsmaßnahme) einerseits und die Spionage (Hinterlist und Verrat; Verbrechen) andererseits. Jene kommt nur im Kriege zur Verwendung, diese dient in der Form der Friedensspionage schon der

*) Einige Aerzte und Offiziere berichteten mir beim Uexküllschen Gasangriff einen deutlichen Chlorgeruch verspürt zu haben. Es wäre ja auch möglich, daß Gaszylinder verschiedenen Inhalts verwendet worden waren.

Digitized by Google

Vorbereitung des Krieges. Mag man es auch vom moralischen Standpunkt aus für ein billiges, schmutziges und verwerfliches Mittel halten, auf diese heimtückische Weise den Gegner zu überlisten, so zwingt doch die Notwendigkeit der Selbsterhaltung jedes Land, sich der Spionage zu bedienen. Es ist deshalb auch grundverkehrt, die Spionage, insbesondere die Kriegsspionage, als völkerrechtlich unerlaubt, als ein Delikt gegen das Völkerrecht, zu bezeichnen. Das Völkerrecht setzt, wie die internationalen Abkommen der neuesten Zeit beweisen (siehe Haager Landkriegsordnung Art. 29—31), den Spion voraus, es zählt die Spionage zu Lande zu den Gebräuchen des Landkrieges, es hat sie begrifflich umrissen und einige wichtige Schutzvorschriften (gegenseitige Beschränkungen des nationalen Strafrechts) zugunsten der Spionageverdächtigen und auch der überführten Spione geschaffen. Andererseits ist es ebensosehr einfach ein Gebot der Notwehr für jedes Land, sich gegen die ihm so gefährliche feindliche Spionage mit allen Mitteln wirksam zu wehren.

Im Weltkriege sind die seit Jahrhunderten, ja Jahrtausenden gebräuchlichen Spionenschliche zur Anwendung gebracht worden Neue Spionageformen sind hinzugekommen, die sich aus der veränderten Art der Kriegführung ergeben und infolge des mehr und mehr ausgebauten Spionabwehrsystems notwendig wurden. Die bekannteste, früher fast ausschließlich geübte Methode ist die der Entsendung eines Agenten, der in bürgerlicher Kleidung vom Heere der eigenen Partei aus sich durch die Front des Feindes schleicht, dann, nachdem er genug gesehen hat, auf demselben Wege zurückkehrt und, wenn er beim Ueberschreiten der Front oder hinter der feindlichen Front betroffen wird, sich als harmlosen Wandersmann, als Schlachtenbummler, Händler oder nachhause zurückkehrenden Flüchtling ausgibt. Man nimmt hierzu möglichst Leute, die in dem zu erkundenden Gelände beheimatet sind, teils wegen ihrer genauen Ortskenntnis, teils weil bei der Ergreifung durch den Feind ihre Ausrede glaubhafter erscheint. Bevorzugt als Agenten für diesen Zweck werden halberwachsene Burschen, auch Mädchen, die einen harmlosen Eindruck erwecken und dem Gegner nicht als Spione auffallen sollen, wobei man zugleich von der — meist irrigen — Annahme ausgeht, daß der Gegner gegen ergriffene Spione dieser Art nicht die volle Strenge des Spionagerechts (Todesstrafe!) zur Anwendung bringen werde. Immerhin hat dieses ganze System der Zivilspionage seine Schwächen. Der Erfolg der Ausspähung durch einen mili-

Digitized by Google

tärisch unerfahrenen und oft wenig zuverlässigen Agenten entspricht meist nicht dem Aufwande. Diesem Mangel ist im Weltkrieg dadurch abgeholfen worden, daß der Feind als Spione weniger richtige Zivilisten als Militärpersonen verwendete, die zu diesem Zweck in bürgerliche Kleidung gesteckt waren, wie dies auch schon in früheren Kriegen vorgekommen ist, und ferner dadurch, daß Zivil- und Militärspione auf besonderen Spionageschulen hinter der Front für ihre Aufgabe vorgebildet wurden. Da jedoch das heimliche Passieren der Fronten in Zivil im Zeichen des Schützengrabenkrieges immer schwieriger wurde, mußten die Feinde dazu übergehen, vorzugsweise Spione zu verwenden, deren Hinterlist nicht in der Heimlichkeit, sondern im Vorschützen eines falschen Vorwandes besteht. Der im älteren Kriegsrecht viel genannte Schulfall der „intelligence double" des „transfuga simulator" (Ueberläuferspion) gewann erhebliche Bedeutung: Feindliche Soldaten — oder auch nur militärisch eingekleidete Zivilagenten — liefen zum Schein zu uns über und ließen sich gefangen nehmen, um auf diese Weise leichter Nachrichten einziehen zu können, die sie bei späterer Flucht aus der Gefangenschaft oder durch Vermittlung eines Boten oder brieflich mittels Geheimschrift auf vereinbarten Umwegen ihrer Macht mitteilen sollten. In gleicher Weise konnte der Feind wohl auch einzelne in seine Hände gefallene Kriegsgefangene verwenden, die, von seinem Nachrichtendienst angeworben, zu uns zurückkehrten unter dem Vorgeben, aus der Gefangenschaft entlaufen zu sein, in Wirklichkeit aber dieselbe Absicht verfolgten wie die genannten vorgeblichen feindlichen Ueberläufer. Alles dies sind Methoden, die, wenn auch in viel geringerem Maße, schon in früheren Kriegen eine Rolle spielten. Wirklich neu war im Weltkriege jedoch die Einrichtung des Fliegerspions, der die Schwierigkeit des Passierens der gegnerischen Front durch Ueberfliegen zu überwinden sucht. Der amtliche deutsche Kriegsbericht vom 7. Juli 1916 (Nordd. Allg. Ztg. v. 8. 7. 16, Nr. 187. Erste Ausgabe) führte unter den feindlichen Flugzeugverlusten „bei Landungen zwecks Aussetzen von Spionen 1 Flugzeug" auf. Die Kriegsberichterstattung vom gleichen Tage ergänzte dies dahin: „Die Franzosen machen dann und wann den Versuch, sehr ortskundige Soldaten hinter unserer Front auszusetzen. Ihre Aufgaben erklären sich sowohl aus den bei ihnen vorgefundenen Brieftauben wie auch dem Sprengstoff, den sie mitbekommen haben. Es gelang uns wiederholt, derartige Spione zu fassen. Daß sie Uniform trugen, rettete ihnen das Leben." Am 2. August 1916 wurde durch Straßenanschlag in Mühlhausen

Digitized by Google

i. E. bekannt gemacht: „Erschossen wurde heute der Spion D. B. Er war als wehrpflichtiger Deutscher in das französische Heer eingetreten, hat sich nach seiner Zurückstellung zum Arbeitsdienst in einer französischen Munitionsfabrik als Spion ausbilden und durch ein französisches Flugzeug auf den Kriegsschauplatz absetzen lassen, um als deutscher Untertan im Rücken der deutschen Truppen in bürgerlicher Kleidung Spionage zu treiben. Das Gericht hat ihn deshalb wegen Kriegsverrats zum Tode verurteilt." (Zitiert aus Wilhelm Fischer, Spionage. Verlag R. Lutz, Stuttgart 1919, S. 179).

Neben der Ausspähung durch Spione, die vom feindlichen Heere ausgesandt waren und die Fronten durchschritten oder überflogen, spielte im Weltkrieg die hinter dem Rücken unserer Front durch die Zivilbevölkerung im von uns besetzten Gebiet betätigte Spionage begreiflicherweise eine bedeutende Rolle. Sven Hedin (Ein Volk in Waffen, Leipzig 1915, S. 207/8; vgl. S. 449—453) schreibt über die Verhältnisse im besetzten Frankreich: „Das im übrigen so unglückliche Verhängnis, daß der Kriegsschauplatz in ihr eigenes Land verlegt ist, bietet den Franzosen den Vorteil, daß sie von der Zivilbevölkerung wertvolle Erkundigungen einziehen können. Unter ihr können natürlich leicht Personen verborgen werden, die durch gewisse Zeichen oder durch nächtliche Signale die Bewegungen der Deutschen verraten. Hat sich ein Stab oder ein Oberkommando in einem Ort niedergelassen, dann werden die französischen Beobachter durch vereinbarte Signale davon unterrichtet, und daß diese richtig aufgefaßt werden, merkt man bald am Artilleriefeuer. Signale können auch tagsüber gegeben werden, z. B. dadurch, daß ein Bauer seine Herde an eine gewisse Stelle treibt. Fortdauernde Bewegungen sind das beste Mittel gegen Spionage und direkte Auskundschaftung." Diese Art der Spionage förderte der Feind im weiteren Verlauf des Krieges dadurch, daß er durch seine Flieger nachts hinter unserer Front Brieftauben in geflochtenen Körbchen mittels Fallschirms abwerfen ließ. Auch sicherte sich der Feind wohl schon, wenn sein Rückzug bevorstand, die Verbindung mit dem von uns demnächst besetzten Gebiete durch Anlage geheimer Fernsprechleitungen und Zurücklassen von Agenten, die dann unter dem Deckmantel des harmlosen Einwohners ihrem Berufe nachgingen (sog. Residenten).

Besondere Bedeutung gewann die auf dem Umwege über das neutrale Ausland betriebene Spionage im besetzten Gebiet. Am 30. Oktober 1915 machte die deutsche Regierung amtlich be-

Digitized by Google

kannt (Nordd. Allg. Zeitung Nr. 302. Erste Ausgabe): „In Belgien und Nordfrankreich sind in den letzten Tagen wieder zwei neue große Spionageunternehmungen aufgedeckt worden. In Belgien handelt es sich um eine weitverzweigte Organisation, der insgesamt 21 Festgenommene angehörten. Nachdem sie sich monatelang auf die Vermittlung von Spionagenachrichten über Holland nach Frankreich beschränkt hatten, gingen sie im September auch dazu über, Sprengattentate auf Eisenbahnbauten, Brücken und andere Kunstbauten vorzubereiten. Nebenbei betrieben sie die Beförderung von Wehrpflichtigen aus Belgien nach Frankreich. Unter der Zahl der Festgenommenen befinden sich wiederum 4 Frauen, die mit in erster Linie die gegen die Sicherheit des deutschen Heeres gerichteten Verbrechen begangen haben.*) Die in Nordfrankreich aufgedeckte Spionageorganisation wurde von der Frau eines in der französischen Armee dienenden Offiziers geleitet, die in Paris persönlich von der Militärbehörde für ihre Aufgaben unterrichtet und nach Nordfrankreich entsandt wurde. Unter ihren festgenommenen Helfern befinden sich zwei weitere weibliche Personen. In welchem Maße die Spionage organisiert ist, geht aus dem Umstande hervor, daß die Festgenommenen vom französischen Nachrichtendienst unter hohen Nummern in seinen Listen geführt wurden. Auch die in dieser Sache Verhafteten sind bereits überführt, daß sie in zahlreichen Fällen durch Beförderung militärischer Nachrichten nach Frankreich sich des Verbrechens der Spionage schuldig gemacht haben. In einer dritten Spionageangelegenheit in Belgien ist am 26. Oktober das Urteil gefällt worden, welches gegen 9 der Angeklagten auf Todesstrafe lautete. Dieses Urteil ist gestern vollstreckt worden. Unter den 10 weiteren zu Zuchthausstrafen verurteilten Schuldigen befinden sich wiederum 3 weibliche Personen."

Am 20. November 1915 schrieb die Nordd. Allg. Ztg. (Nr. 322. 2. Ausg.) amtlich über „Die Kriegsverräter in Belgien": „Während der ganzen Okkupation waren besondere Geheimverbände mit der ständigen Ueberwachung der Truppentransporte beschäftigt. Der Grenzverkehr läßt sich der Bevölkerung wegen nicht gänzlich unterbinden, und ein Spionagezettel kann auf tausenderlei Art durch-

*) Im Laufe der Jahre 1915—18 sind während meiner Tätigkeit als Militär-Gouverneur der Provinz Limburg allein in dieser Provinz über 200 Fälle von Kriegsspionage zur Verhandlung gekommen. Maastricht — dicht an der Grenze gelegen — beherbergte Dutzende von französischen, englischen, belgischen, nordamerikanischen Agenten. Die deutsche Gegenorganisation war dagegen durchaus unzureichend! Keim.

Digitized by Google

geschmuggelt werden, und sei es, wie man feststellte, im Rohre einer brennenden Pfeife. Jeder Monat fast bringt einen großen Prozeß und läßt Einblicke in die Gefahr dieser Umtriebe tun, die dank ihren vorgedruckten Meldezetteln und ihrer ausgearbeiteten Geheimschrift mit der Genauigkeit einer Maschine arbeiten. Bei all diesen Gesellschaften waren es Frauen, die die wichtigsten Rollen spielten, sei es, weil sie weniger beargwöhnt werden, sei es, weil sie sich durch ihr Geschlecht vor den schwersten Strafen gesichert glaubten. In den bisher verhandelten Prozessen sind 44 Frauen verurteilt worden, alle waren der Spionage oder der Zuführung von Mannschaften an den Feind geständig, 7 von ihnen sind wegen vollendeten Kriegsverrat verurteilt worden. Wäre es nicht Wahnsinn gewesen, diese Frauen, die sich selbst in die Reihen der Kämpfenden gedrängt haben, aus wahrhaft nicht hierher gehörenden Gefühlen von den strengsten Strafen auszunehmen? . . . Wer ist für die Verurteilung solcher Frauen verantwortlich? Wir, die die Selbsterhaltung zum Gegenschlag zwang, oder die anderen, die diese Frauen zum Kriegszweck mißbrauchten?"

Nicht nur die Bevölkerung des besetzten feindlichen Landes, sondern auch unzuverlässige Elemente des Reichslandes Elsaß-Lothringen unterstützten den Feind durch ihre Spionagedienste. Am 29. August 1916 erschien in Mühlhausen folgende typische Bekanntmachung (zitiert aus Fischer, ebenda, S. 40): „Erschossen wurde am 28. August der Melker K. L., elsaß-lothringischer Staatsangehöriger. Er hat sich als Spion dem französischen Nachrichtendienst zur Verfügung gestellt und für 30 Mark sein Vaterland verraten. Das Gericht verurteilte ihn wegen Kriegsverrats zum Tode."

Nicht minder gefährlich als die Spionage auf den Kriegsschauplätzen einschließlich der besetzten Gebiete ist diejenige im Heimatland. „Es wäre" — besagt eine vom Wolff-Büro verbreitete amtliche Mitteilung vom Juni 1915 (Norddeutsche Allgemeine Zeitung N. 174. Erste Ausgabe) — „ein verhältnisvoller Irrtum, wenn man glauben wollte, die Gefahr der Spione bestände nur oder hauptsächlich in dem von uns besetzten feindlichen Gebiete. Im Gegenteil, sie ist viel größer im eigenen Lande. Aus der Schweiz, Holland, Skandinavien kommen die Agenten des Vierverbandes zu uns, meist unter dem Schutze eines Passes neutraler Staaten, oft aber auch mit falschen deutschen Pässen. Und leider gibt es wohl auch ehrlose Deutsche, die ihr Vaterland dem Feinde verraten. Gerade diese können ihr nieder-

Digitized by Google

trächtiges Gewerbe am sichersten und unauffälligsten betreiben. Deshalb ist es Pflicht, nicht nur der Behörden, sondern jedes Vaterlandsfreundes, in dieser schweren Zeit die Augen offen zu halten und jedes verdächtige Benehmen unter dem Gesichtspunkte der Spionage zu betrachten. Jeder Deutsche hat heute die Pflicht, die Organe des Sicherheitsdienstes zu unterstützen. Auch die Beamten der Eisenbahn, der Post und Telegraphie, der Zollbehörden müssen ihre Aufmerksamkeit verdoppeln, um das gefährliche Treiben der Spione aufzudecken und zu vereiteln. Die Gefahr ist zwar in den Grenzbezirken am größten, aber auch im Inland sitzen und reisen die feindlichen Agenten und suchen sich durch Aufenthalt auf oder an den Bahnhöfen, auf Eisenbahnfahrten, im Verkehr mit Soldaten und deren Angehörigen wichtige Nachrichten zu verschaffen." Diese Spionage in der Heimat, begünstigt durch die zentrale Lage des deutschen Reichs, wurde durch die im neutralen Ausland eingerichteten feindlichen Spionagezentralen organisiert. Im Gegensatz zur Friedensspionage, die ja nur im Heimatgebiet des Gegners betrieben werden kann, ist die Kriegsspionage im Kriege außerhalb des Kriegsschauplatzes in früheren Kriegen eine seltene Ausnahme gewesen. Daß sie im Weltkrieg solchen Umfang und Bedeutung erlangt hat, hängt mit der völlig veränderten Art der Kriegführung, mit dem Krieg nach mehreren Fronten (Truppenverschiebungen auf der inneren Linie quer durch das eigene Land), mit der Verbindung von Front und Heimatheer zusammen. Der Krieg 1870-71 war ein Krieg der Heere gegeneinander, der Weltkrieg ein Krieg der Völker. Es war ein im Weltkrieg fühlbarer Mangel, daß unser innerstaatliches Strafrecht dieser Wandlung nicht angepaßt, daß die Gefährlichkeit der Spionage außerhalb des Kriegsschauplatzes von unserer Strafgesetzgebung nicht gebührend in Rechnung gezogen war. Im Dienste der im neutralen Ausland eingerichteten Spionagebüros standen zahllose Angehörige neutraler Staaten, die im Innern des deutschen Reichs spionierten; in ihren Dienst stellten sich deutsche Verräter, die im neutralen Ausland zu tun hatten oder dorthin desertiert waren; in ihren Dienst traten deutsche Verräter, die durch feindliche Agenten, von denen sie aufgesucht wurden, unter glänzenden Versprechungen hierzu verleitet waren, nicht zuletzt Frauen aus den Kreisen der Halbwelt, die sich hierfür besonders eigneten. Bezeichnend ist, daß die englische Heeresleitung die Korrespondenten der englischen Zeitungen im neutralen Ausland anwies, für den militärischen Nachrichtendienst tätig zu sein (Fischer, S. 114). Wie weit von unseren Feind die Benutzung aller Mittel zu diesem Zweck

Digitized by Google

betrieben wurde, beweist schließlich die Tatsache, daß den feindlichen Soldaten eingeschärft wurde, wenn sie einmal in unsere Gefangenschaft gerieten, sollten sie jede Gelegenheit, gleichgültig wo sie sich befänden, zur Ausspähung benutzen und das Erkundete auf irgend eine Weise ihrem Lande übermitteln, wofür ihnen Belohnung und Beförderung bei ihrer Rückkehr in Aussicht gestellt wurde.

Der im Dienste des Feindes stehende Spion hatte außer seiner Hauptaufgabe, der Erkundungstätigkeit, oft noch den Auftrag erhalten, uns, wo sich die Gelegenheit dazu böte, unmittelbar zu schädigen. Sprengattentate, die sich gegen unsere Truppentransporte richteten, Anwerbung und Beförderung von Wehrpflichtigen aus dem besetzten Gebiet, Verbreitung für uns ungünstiger Nachrichten im Lande und ähnliches wurde von den Spionen, wie schon angedeutet, im Nebenamt betrieben; auch diese Unternehmungen wurden von den Spionagebüros im neutraler Auslande organisiert. Die in unsere Hände gefallenen feindlichen Kriegsgefangenen befaßten sich ebenfalls mit oder ohne Auftrag ihres Landes neben ausgedehnter Spionagetätigkeit vielfach mit der Zerstörung von deutschem Eigentum (Kriegsmaterial, Erntevorräte), das für unsere Kriegführung von Bedeutung war (Kriegsgefangenensabotage, besonders durch Brandstiftung). Es ist daher durchaus unbegründet und verfehlt, daß in den modernen völkerrechtlichen Abkommen den Spionen eine bevorzugte Sonderstellung gegenüber anderen Kriegsverrätern gewährt und nicht beachtet wird, daß Spionage und sonstiger Kriegsverrat so sehr häufig von derselben Person und bei derselben Gelegenheit betrieben wird. Auch die unglaublich schlechte Fassung des Art. 29 Abs. 2 der Haager Landkriegsordnung ist teilweise auf das Verkennen dieses Umstandes zurückzuführen, zum anderen Teil allerdings darauf, daß man sich weder in Brüssel 1874 noch bei den Haager Konferenzen dazu entschließen konnte, klar das Grundprinzip auszusprechen, daß der Zivilbevölkerung jegliche Beteiligung an Kriegshandlungen irgend welcher Art mit oder ohne Waffen unbedingt untersagt ist.

Selbstverständlich hat nicht nur der Feind, sondern auch das deutsche Reich und seine Verbündeten von der Spionage ausgiebigen Gebrauch gemacht. Die Methoden der deutschen Spionage sind aber wohlbegreiflich nicht an die Oeffentlichkeit gelangt. Auch das System der Spionageabwehr, mit der wir diese gefährliche Waffe des Feindes uns vom Halse zu halten suchten, kann hier nur angedeutet werden: Politische Polizei, Ueberwach-

Digitized by Google

ung des Reise- und Postverkehrs, Paß- und Grenzkontrolle, Räumung des Gebiets hinter der Front von der Zivilbevölkerung, Geheimhaltung und Verschleierung von Truppenverschiebungen und Angriffsvorbereitungen, u. a. gehören hierher.

Ein wichtiges Mittel zur Bekämpfung der feindlichen Spionage bietet das durch Vorschriften des Völkerrechts nur in einigen Punkten eingeengte innerstaatliche Strafrecht. Das Kriegsrecht jedes Staates ist letzten Endes auch ein Werkzeug zur Erreichung des Kriegszwecks, seine Anpassung an die jeweils veränderten Formen der Kriegführung eine wichtige Aufgabe der Gesetzgebung und Rechtsprechung. Wer zu Gunsten des eigenen Staates oder dessen Verbündeten spioniert, wird von diesem nicht bestraft, sondern je nach dem Erfolge seiner Tätigkeit belohnt. Dagegen sieht jeder Staat in der zugunsten der Gegenpartei begangenen Spionage ein wegen ihrer Gefährlichkeit mit schwerer Strafe bedrohtes Unrecht. Der vom Gegner ergriffene Kriegsspion unterliegt schwerer Strafe, seine Tat ist nach den Gesetzen der Gegenpartei ein Verbrechen wie jede andere Art des Kriegsverrats. Es mag hierbei auch auf die Analogie des Hochverrats hingewiesen werden, der ebenfalls nur von einer Partei, der gerade regierenden, als Verbrechen angesehen wird, der ähnlich wie die Spionage straflos bleibt, wenn er vollen Erfolg hat (Novemberrevolution), und dessen mißglücktes Unternehmen (Kapp-Putsch) mit einer Strafe belegt ist, die ebenso wie die Bestrafung der Spionage nur ein Akt der Notwehr ist und deshalb nur einen ganz bestimmten Zweck verfolgt. Die Strafe des Spions ist im Kriege in der Regel der Strang oder die Kugel, wenngleich für leichtere Fälle in den Gesetzen wohl aller Kulturstaaten auch schwerere Freiheitsstrafen wie Zuchthaus zugelassen sind. Sie ist die Bestrafung für eine Tat, die das Gesetz des betreffenden Staates als Verbrechen ansieht, eine echte Strafe. Ihr Zweck ist allerdings nicht, auf den Täter in ethischer Absicht einzuwirken. Die einzelstaatliche Gesetzgebung verfolgt lediglich den Zweck, den ergriffenen feindlichen Spion unschädlich zu machen und auf Andere, die dieses Handwerk für den Gegner ausüben oder ausüben wollen, abschreckend zu wirken. Die Androhung der Todesstrafe, wenn auch nicht als ausschließlicher Strafe, gegen Kriegsspionage ist ein Mittel, und zwar das einzige Mittel, um sich gegen diese überaus gefährliche und hinterlistige Waffe des Feindes wirksam zu sichern. Ein bloßes Sicherungsmittel, wie die Internierung der Spione auf Kriegsdauer, würde den Zweck der Abschreckung nicht erreichen. Unter diesem Gesichtspunkt ist es

Digitized by Google

für die Behandlung der gegnerischen Spione in der Regel gleichgültig, aus welchen Beweggründen sie den gefährlichen Pfad der Spionage beschreiten. Mag auch die öffentliche Meinung einen Unterschied machen zwischen dem Manne, der sich aus Vaterlandsliebe und Pflichtgefühl hingibt, und dem Schuft, der sich zu schnödem Gelderwerb verkauft, der bedrohte Staat und seine Kriegsjustiz kann diesen Unterschied nicht berücksichtigen, weil beide für ihn gleich gefährlich sind. Darum mag man auch den einen achten, den anderen verachten, so sind doch beide dem gleichen Schicksal verfallen. „Gewiß will ich anerkennen," sagte Unterstaatssekretär Zimmermann am 25. Oktober 1915 dem Berliner Vertreter der United Preß zum Fall der wegen Kriegsverrats in Belgien abgeurteilten Engländerin Edith Cavell (Fischer, S. 104), „daß die Motive der Verurteilten nicht unedel waren, daß sie aus Vaterlandsliebe gehandelt hat. Aber im Krieg muß man bereit sein, seine Vaterlandsliebe mit seinem Blute zu besiegeln. Es mußte ein für alle Mal dem Treiben unserer Feinde, unbekümmert um deren Motive, Einhalt geboten werden, und daher ist die Strafe vollzogen worden, um alle die abzuschrecken, welche (etwa auf die Vorrechte ihres Geschlechts pochend) sich an Unternehmungen beteiligten, auf welche der Tod gesetzt ist."

Gesellschaft für Heereskunde

Anschrift des Schriftführers: Major a. D. Möllmann, Berlin W. 15, Pfalzburger Straße 10. Postscheckkonto: Berlin NW. 7, 113 600; in der Zeit vom 25. Juli bis 3. September ds. Js. sind Schreiben an den Schatzmeister, Kunstmaler Knötel, Berlin W. 62, Lutherstraße 48/49, zu richten.

I. Einladung.

Die nächste Sitzung findet am Donnerstag, dem 17. August 1922, 7½ Uhr abends, mit folgender Tagesordnung statt:

1. Geschäftliches.
2. Vortrag des Schatzmeisters: „Organisation der Heere der Rheinbundstaaten."
3. Fragekasten:
   a) Regimenter mit brandenburg-preußischem Namen in fremden Heeren. Referent: Kunstmaler Knötel.

Digitized by Google

b) Abzeichen der Spielleute in den verschiedenen Heeren. Referent: Kunstmaler Knötel.

II. Mitteilungen.

Das nächste zwanglose Beisammensein findet am Montag, dem 4. September 1922, die Septembersitzung am Donnerstag, dem 21. September 1922, statt. Vortrag des Schriftführerers: „Die deutsche Feldpost im Weltkriege."

Kn.

Literatur.

I. Bücher.

Daten des Weltkrieges. Von **Kurt Jagow.** Leipzig, Verlag von K. F. Koehler. 1922.

Der Herr Verfasser hat sich mit dieser äußerst mühevollen, sehr gewissenhaft gearbeiteten Zusammenstellung ein bleibendes Verdienst erworben für die geschichtlichen (politischen, militärischen, volkswirtschaftlichen) Daten des großen Krieges. Kein gewissenhafter Forscher und kein gewissenhafter Schriftsteller, der sich nicht nur mit den Ereignissen des Weltkrieges, sondern auch mit den Vorgängen der Vorkriegszeit beschäftigt, wird das Werk entbehren können. Es umfaßt: Die Vorgeschichte des Krieges (1871—1914), Der Kriegsausbruch, Der Weltkrieg (politischer Verlauf, militärischer Verlauf), Der Wirtschaftskrieg, Der Krieg nach dem Kriege. Letztere Bezeichnung ist vollkommen gerechtfertigt, denn seit Versailles wird Deutschland — Frankreich an der Spitze — politisch wie wirtschaftlich systematisch „bekriegt," um es zu verderben! Das auch hierbei unsere „Erfüller" wacker mittun, kann keinem Zweifel unterliegen. Natürlich nicht aus „Bosheit," wie es Bangere tun, die nur dem Namen nach Deutsche sind, sondern aus mangelnder Mentalität. Im Uebrigen verdient ein Volk, das sich selbst seinem Verderber „kürt" am Ende kein besseres Schicksal. Wie alle Bücher des Verlages von K. F. Koehler, zeichnet sich auch das vorliegende durch seinen warmen vaterländischen Ton aus.

Keim.

Hermann Freiherr von Eckardstein, Lebens-Erinnerungen und politische Denkwürdigkeiten. 3 Bände. (Der dritte Band führt den Sondertitel: „Die Isolierung Deutschlands.") Leipzig u. J. (1920 f.) Verlag Paul List.

Dieses umfangreiche Werk, Persönliches, Anekdotisches und politisch höchst Wichtiges in buntem Gemisch enthaltend, ist äußerst lesenswert. Letzteres allein schon deshalb, weil man daraus den eigentlichen Drahtzieher der Außenstaatskunst Deutschlands, bis ihn Bülow endlich absägte (1906), die sogenannte „graue Eminenz," den unheilvollen Maulwurf des Auswärtigen Amtes: Litz von Holstein, erst so recht kennen lernt.

Weitaus das Wichtigste ist das, was der Verfasser aus den Jahren seiner amtlichen und halbamtlichen Tätigkeit in London zu erzählen hat. Hier

Digitized by Google

ist seine Darstellung mit urkundlichen Belegen (Briefen, Depeschen usw.) reich versehen. Die zeitgenössische Geschichtsforschung wird an diesen Darstellungen nicht vorübergehen können; denn das ist Geschichte. Wo dagegen der Verfasser auf Erzählungen anderer Staatsmänner fußt, scheint mir eine gewisse Vorsicht am Platze. So berichtet er III, 166 f., von einem Gespräche mit dem verstorbenen Freiherrn von Richthofen (Ende Oktober 1905) über den sogenannten „Björkövertrag" vom 24. Juli 1905, dieser Vertrag sei zwischen den Kaisern Wilhelm II. und Nikolaus II. „ohne Wissen des verantwortlichen Reichskanzlers und des Auswärtigen Amts abgeschlossen," „aber bald darauf wegen seiner Unsinnigkeit wieder fallen gelassen" worden, während aus einer Veröffentlichung des Grafen Botho von Wedel in Nr. 340 der „Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung" vom 23. 7. 21 der Kaiser und der Björkö-Vertrag" bekannt geworden ist, daß der Vertrag „im Auswärtigen Amt unter Mitwirkung des Geheimrats von Holstein entworfen" worden ist und „in St. Petersburg unter den Tisch fiel." Hier scheint also der Freiherr von Richthofen bei dem Verfasser mit seiner Behauptung, ihm (Richthofen) habe es große Mühe gekostet, dem Reichskanzler zu bewegen, die Kabinettsfrage zu stellen und seinen Abschied einzureichen, um diesen in vollkommen einseitigem Interesse Rußlands freundlichen Vertrag rückgängig zu machen," sich einer zum mindestens einseitigen Darstellung schuldig gemacht zu haben.

Die Fülle des Anekdotischen macht die drei Bände übrigens auch sehr unterhaltend und endlich fällt in ihnen auf unzählige bedeutende Persönlichkeiten des In- und Auslandes ein helles Licht, da der Verfasser ganz außergewöhnlich gute persönliche Beziehungen zu einer großen Zahl solcher Persönlichkeiten gehabt hat.

Das Werk kann infolgedessen sowohl Lesern, die Unterhaltung, wie solchen, die Belehrung suchen, warm empfohlen werden. Nachdenkliche Leser werden es allerdings mit einem Seufzer aus der Hand legen!

Dr. Stephan Kekule von Stradonitz.

Fedor v. Zobeltitz. Chronik der Gesellschaft unter dem letzten Kaiserreich. Erster Band 1894—1901; zweiter Band 1902—1914. Hamburg 1922. Alster-Verlag.

Harmlose Plauderbriefe aus Berlin über Höfisches, Gesellschaftliches, Leben und Kunst hat der in weitesten Kreisen beliebte und geschätzte Schriftsteller seit Jahrzehnten für die „Hamburger Nachrichten" und gelegentlich auch für andere Blätter geschrieben und hat das meiste denn nun, in jenen sehr stattlichen Bänden, gesammelt, eine Wiederauferstehung feiern lassen, die ein sehr gutes Bild des neu-wilhelminischen Zeitalters gewährt. Des Kaisertums, das sich — wie erst ganz in den letzten Jahren so recht klar erkannt worden ist — von dem alt-wilhelminischen Zeitalter, dem Zeitalter Wilhelms I. mit seiner altpreußischen Einfachheit, in so starkem Umfang unterschied. In ihrer Ganzheit sind diese „harmlose Plauderbriefe" aber von nicht geringem Werte; ganz abgesehen davon, daß sie sehr unterhaltlich zu lesen sind, denn, zum Unterschiede von den meisten, die in Tagesblättern über solche Dinge in den angegebenen Jahrzehnten geschrieben haben, der Verfasser gehörte den vornehmen Gesellschaftskreisen, aus denen er sie berichtet, wirklich an. Und mitgemacht hat er auch oft und — gern alles Mögliche; die Schilderungen sind lebendig, sehr anschaulich und oft — offenherzig.

Sehr geeignet zum Nachdenken, können diese beiden Bände nur zur An-

Digitized by Google

schaffung empfohlen werden. Wer sie bloß einmal flüchtig durchblättert, wird ihnen nicht gerecht. S. K. v. S.

Des deutschen Reiches Schicksalsland. Elsaß-Lothringen und das Reich im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert. Von **Paul Wentzke.** Drei Masken Verlag. München 1921. Geh. 24 Mark.

Diese geistvolle Schrift sucht die elsaß-lothringische Frage vom Standpunkte der politischen Gesamtinteressen Deutschlands aus zu behandeln. Nach Meinung des Verfassers hängt die Frage, ob Deutschland oder Frankreich stärker ist, in erster Linie davon ab, wer von beiden in Elsaß-Lothringen herrscht. Unter diesen Umständen bedauert er es auf das Tiefste, daß es Deutschland seit 1870 nicht gelungen war, dies wiedergewonnene Grenzland sich innerlich anzugliedern. Aber Elsaß-Lothringen, an die Zugehörigkeit zu einem modernen, kraftvoll geeinigten Großstaat, wie Frankreich es war, gewöhnt, war bereits über die Misere der deutschen Kleinstaaterei herausgewachsen. Nur die Angliederung an das große, starke Preußen hätte vielleicht zum Ziele geführt. Aber diese Angliederung an Preußen scheiterte nach dem Verfasser am Widerspruch des russischen Zaren Alexanders II. Seit 1918 ist nun aber die Gefahr riesengroß, daß von Metz und Straßburg aus eine höchst wirksame französische Propaganda und Agitation sich über das ganze Rheinland ergießt, und Frankreich so politisch und kulturell wieder zum Herren des westlichen Deutschlands würde. Sicher wird uns die Zukunft ein solches übermächtiges Frankreich und eine völlige Balkanisierung Mitteleuropas bringen, wenn nicht wieder das deutsche Nationalgefühl mächtig erwacht, von dem der Verfasser hofft, daß es „im Straßburger Münster das Wahrzeichen seiner Zukunft sieht." Sonst wird Frankreich sein Ziel erreichen, das der „Temps" dahin formulierte: die germanische Kultur am Rhein innerlich zu überwinden und sie durch die französisch-romanische zu ersetzen. Eisenhart.

Stewart E. Bruce, Kriegsschuld und Friedensverbrechen der Entente. Berlin 1921. Verlag Hermann Bousset. Geb. 12 M. (Deutsche Uebersetzung von „The War Guilt and Peace Crime of the Entente Allies.")

Wäre diese gerechte und ausführliche Beleuchtung der „Schuldfrage" und des „Gewaltfriedens" von einem Angehörigen eines der am Weltkrieg unbeteiligten Staates geschrieben, schon dann müßte sie jeder Deutsche mit Freuden begrüßen. Um wie viel mehr, da das Buch von einem Amerikaner (Kanadier von Hause aus) herrührt. „Ich habe dieses Buch ohne einen Gedanken an Gewinn geschrieben, nur aus dem Gefühl der Gerechtigkeit, gegenüber dem großen Volke, dessen Herz Sie am besten schlagen hören," so schrieb der Verfasser am 13. Dezember 1920 an den deutschen Verleger und fährt fort: „Das Buch hat bereits in meiner Heimat einen gewaltigen Umschwung der öffentlichen Meinung, selbst unter den Engländern, hervorgerufen, und ich wünschte, daß es auch ferner hülfe, eine mächtige Phalanx aller derer herzustellen, die versuchen, die Lage des deutschen Volkes zu erleichtern."

Inhaltlich ist das Buch im höchsten Grade lesenswert. Recht viele Deutsche sollten sich seinen Inhalt zu eigen machen, denn, wer diesen sich wirklich zu eigen gemacht hat, ist wohl gerüstet, den sattsam bekannten, immer wieder wiederholten Anwürfen in Brief und Gespräch entgegen zu treten. Bietet das Werk in diesem Sinne „Waffen," so ist es auch geeignet, im Innern dem Kampfe der Meinungen zu steuern und den Wiederaufbaugedanken zu stärken.

Auf holzfreiem Papier gedruckt, einfach und gediegen gebunden, dazu billig müßte es ein deutsches Volksbuch werden!

Dr. Stephan Kekule von Stradonitz.

Digitized by Google

Der Kreuzerkrieg in den ausländischen Gewässern. Erster Band: **Das Kreuzergeschwader.** Bearbeitet von **Kapitän zur See E. Raeder.** E. S. Mittler u. Sohn, 456 Seiten.

In rascher Folge ist dieser dritte Band des sogenannten Admiralstabswerkes über den Krieg zur See 1914—1918 erschienen. Und auch er bestätigt es, daß im Marine-Archiv unter Leitung des Vizeadmirals a. D. von Manthey ganze und gründliche Arbeit getan wird. Wie im Landkriege naturgemäß einzelne hervorragende Schlachthandlungen — Tannenberg, Gorlice, der rumänische Feldzug usw. — mehr fesseln und daher Laienkreise stärker interessieren als der Stellungskampf im Westen, so opfer- und entsagungsvoll gerade er gewesen ist, so werden ähnlich auch die Beschreibungen über die Kriegshandlungen im freien Weltmeer, der Kreuzerkrieg, ein größeres Leserpublikum finden. Es ist daher schon aus diesem Grunde mit besonderer Genugtuung zu begrüßen, daß Kapitän Raeder als erfahrener Schriftsteller ein Werk aus einem Guß geschaffen hat, der den umfangreichen Stoff in mustergültiger Klarheit veranschaulicht und auch dem Nichtfachmann nahe bringt. Der Name des Grafen Spee, der unser Kreuzergeschwader führte, wird für alle Zeiten einen hellen Klang behalten. Ganz auf sich selbst gestellt, umtürmt von gewaltigen Schwierigkeiten — es sei nur auf die Kohlenversorgung hingewiesen — hat er ein Heldenwerk von reinster und hehrster Art geschaffen. Er hat mit seinen schwachen Kräften die Flotte Englands, Japans und Frankreichs in Atem gehalten, und es ist unser Verhängnis gewesen, daß die Heimat sein starkes Wirken, vor allem nach dem Siege bei Coronel, erheblich unterschätzte. Zu dieser Frage und manchen anderen nimmt das Admiralstabswerk sachlich, aber eindeutig Stellung. Es war unser Fluch, daß wir infolge einer schmählichen Politik unsere Hochseeflotte in den ersten Kriegsmonaten schonten. Hätten ihre Kräfte sich im Wechselspiel mit den Kräften des Kreuzergeschwaders getroffen und ergänzt, wer weiß, ob der Dreizack Neptuns nicht Englands Händen entglitten wäre. Man muß es ruhig eingestehen — es ist im Grunde genommen ja auch eine Eisenwahrheit: als wir unsere heimischen Geschwader brach liegen ließen und unsere U-Boote aus politischen Gründen nur zögernd ansetzten, da hat die Marine ihre Stunde versäumt. Das Flottenschwert, das stark geschmiedet war, ist dann verrostet und schließlich zu Bruch gegangen. Es hätte anders kommen können und anders kommen müssen. Das deutsche Volk zahlt jetzt die Zeche. — Die sehr interessanten strategischen Betrachtungen des jüngsten Bandes des Admiralstabswerkes werden durch ein vorzügliches Kartenmaterial unterstützt. Auch sonst ist die Ausstattung des Buches gediegen. Wir können dringend sein Studium empfehlen. v. Waldeyer-Hartz.

Amerika und die Abrüstung der Seemächte. Von **Admiral Scheer.** Flugschriften des „Tag" Nr. 15, Verlag August Scherl, Berlin. 44 Seiten, 8.— M.

Es ist außerordentlich kennzeichnend für den Tiefstand unseres politischen Empfindens, daß die Konferenz von Washington bei uns nur sehr beschränkte Beachtung gefunden hat. Man darf es daher mit Freude begrüßen, daß ein Mann wie Admiral Scheer zu den Ergebnissen der Konferenz Stellung nimmt. Mit Recht hebt er hervor, daß alle Abrüstungsmaßnahmen so lange nur etwas Halbes darstellen, als das Völkerrecht nicht den Gedanken von der „Freiheit der Meere" in die Tat umsetzte. Und in dieser Kernfrage ist Washington kaum um einen Schritt weitergekommen. Nach wie vor besteht das Seebeuterecht, und daß es in einem künftigen Kriege zumindest die gleiche Rolle spielen wird wie im verflossenen, kann keinem Zweifel unterliegen. Wenn England in Washington bereit war, seine gesamten U-Boote zum

Digitized by Google

alten Eisen zu werfen, vorausgesetzt, daß die anderen Großmächte ihm hierin folgten, so beweist dies lediglich, wie gefährlich und bedrohlich die U-Bootwaffe für England ist; nichts anderes! Ehrlich hat den Weltfriedensgedanken keiner der Konferenzteilnehmer in Washington behandelt. Letzten Endes kam es nur darauf an, einen Dummen zu finden, dem man den Vorwurf, „Militarist" zu sein, aufhalsen konnte. Ob dies geglückt ist, kann erst der Lügenfeldzug eines kommenden Krieges beweisen. Scheers Ausführungen sind sehr lesenswert. In allem wird man ihm nicht beipflichten können. Seine Stellungnahme zur Bedeutung des Großkampfschiffes ist unklar. Er geht hier auf eigenen Bahnen, übersieht die Bedeutung der Luftwaffe und überschätzt offenbar die militärische Bedeutung, die im U-Boot steckt.

v. Waldeyer-Hartz.

Taschenbuch der Kriegsflotten. B. Weyer. J. F. Lehmanns Verlag, München, 1922. 409 Seiten, 80.— Mark.

Im alten Gewande und doch stark verändert liegt das treffliche Werk vor uns. Zum zwanzigsten Male is es erschienen. Früher wußte es, für die Dauer langer Jahre, vom stolzen Aufstieg der deutschen Flotte zu berichten. Jetzt ist diese Flotte an bescheidenste Stelle gerückt, nicht nur zahlenmäßig, sondern vor allem auch, was den Kampfwert der Schiffstypen anbetrifft. Argentinien, Brasilien, Chile — sie alle sind uns hierin überlegen. Mann kann das Taschenbuch darum nur mit Wehmut zur Hand nehmen. Und doch gebührt Herausgeber und Verleger besonderer Dank, daß sie den Wurf gewagt haben, trotz großen Schwierigkeiten das Werk herauszubringen, um auch im republikanisch-pazifistischen Deutschland den Flottengedanken wach zu halten. Die Ausstattung des Taschenbuches ist gediegen wie immer. Und auch der Inhalt wahrt seine alte Höhe. Der hohen Herstellungskosten wegen sind in Fortfall gekommen: Die Schattenrisse der Schiffe als besonderer Teil des Buches, die Artillerietabellen der Geschützfabriken mit Ausnahme der von Friedrich Krupp und die Uebersicht der Kriegsmaterialwerte der Seemächte. Neu hinzugekommen ist ein Abschnitt über die Ursachen des Weltkrieges, über die deutsch-englische Seekriegführung und die innerpolitischen Folgen des Weltkrieges. In einem besonderen, sehr schätzenswerten Kapitel sind Verlust und Ueberblick aller Schiffe der einstigen deutschen Flotte zusammengestellt. Die Gliederung der neuen Reichsmarine ist abgehandelt Der Versailler Vertrag ist insoweit besprochen, als er Marinefragen berührt. Und als letztes, maritimes Ereignis hat auch die Abrüstungskonferenz zu Washington eine sachliche und kritische Würdigung erfahren. Alles in allem beherbergt das Taschenbuch auch in seinem zwanzigsten Jahrgang eine Fülle von wertvollem Stoff, der nach Art und Gliederung durchaus dazu angetan ist, dem handlichen Werke seinen alten angesehenen Platz in der Fachliteratur wieder erobern zu helfen.

v. Waldeyer-Hartz.

Otto v. Stülpnagel: Die Nachkriegspropaganda der Alliierten gegen Deutschland, Der Krieg nach dem Kriege. Verlag der Kulturliga G. m. b. H., Berlin W. 35. Preis 5 Mark.

Die kleine Flugschrift schildert, mit welcher plumpen Lüge, welch systematisch schürendem Haß unsere Feinde, d. h. ganz vorwiegend Frankreich, den deutschen Gegner auch nach Beendigung der Feindseligkeiten verfolgt. Wie das im Einzelnen gemacht wird, ist in Wort und Bild dargestellt. Der Verfasser nimmt gegen diesen Lügenfeldzug den Kampf auf und fordert zur Mit-

Digitized by Google

arbeit auf unter dem Motto: „Für die Wahrheit, für unser gutes Recht, für unsere wirtschaftliche Zukunft und für die Versöhnung der Völker." Der Kampf ist schwierig solange an der Spitze Frankreichs Männer von der Art des Herrn Poincaré stehen, um so wichtiger ist es durch Verbreitung von Schriften wie die vorliegende seine Bemühungen zu unterstützen. Am meisten wäre es Pflicht der Reichsregierung in dieser Frage einen anderen Kurs zu steuern als bisher. 3.

II. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher.

Die eingegangenen Bücher erfahren eine Besprechung nach Maßgabe ihrer Bedeutung und des Raumes. Eine Verpflichtung, jedes eingehende Buch zu besprechen, übernimmt die Leitung der „Monatshefte" nicht, doch werden die Titel sämtlicher Bücher nebst Angabe des Preises — sofern dieser mitgeteilt wurde — hier vermerkt. Eine Rücksendung von Büchern findet nicht statt

1. **v. Kuhl.** Der Weltkrieg im Urteil unserer Feinde. Berlin 1922. E. S. Mittler u. Sohn. Geh. 80,—, geb. 110,— Mark.
2. **Seidelsche Buchhandlung, Wien.** Auswahl aus der Literatur zum Weltkrieg 1914—1918.
3. **Frhr. L. Rüdt v. Collenberg.** Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv. Heft 4. Die deutsche Armee von 1871—1914. Berlin. E. S. Mittler u. Sohn. Geh. 95,— Mark.
4. **Vom Kaiser in Dorn.** Persönliche Erlebnisse und Betrachtungen einer Deutschen. Leipzig. Paul List, Verlag.
5. **Van den Belt.** Die ersten Wochen des Großen Krieges. Berlin 1922. E. S. Mittler u. Sohn. Brosch. 50,— Mark.
6. **Stollberger.** Kampfschule für Infanterie. 1. Teil. Gruppe und Zug. Charlottenburg 1922. Verlag Offene Worte. 50,— Mark.
7. **Loeffler v. Hoewenfeld.** Republik oder Monarchie. Leipzig 1922. Verlag von Theodor Weicher.

III. Zeitschriftenschau.

Der Anker. Nr. 27. Zu Rathenaus Ermordung. Beschränkte Bösartigkeit oder bösartige Beschränktheit. Urkundliche Beiträge zur Beschießung von Reims durch die Deutschen. Nicht jammern, arbeiten! — Nr. 28. „Zum Schutze der Republik." Friedericus Rex auf Wieringen. Gleichgültigkeit Fichte — ein deutscher Führer. — Nr. 29. Reformation, nicht Reaktion! An den Reichskanzler. Ein ehemaliger Sozialdemokrat über das Gesetz zum Schutze der Republik. Golgatha. — Nr. 30. Ueber Ausschreitungen, Mordtaten und ähnliches. Ein Ehrengerichtsspruch über General Scheuch. Wie man die französischen Soldaten 1918 zum Durchhalten antrieb. Republik, Offizierkorps und Sozialdemokratie. — Nr. 31. Klassenrecht und Klassenjustiz. Die Grundlagen der Weltpolitik. Ein Schweizer über deutsche Jämmerlichkeit. Ein holländischer Oberst über den Weltkrieg.

Deutsche Wacht. Nr. 28. Der einzige Weg. Für die Ehre des deutschen Heeres. Zeitspiegel. — Nr. 29. Dem Andenken des Freiherrn v. Schorlemer. Der Untergang der Kulturvölker im Lichte der Biologie. — Nr. 30. Wirtschaftler und Politiker. Arthur Trebisch. Deutscher Geist — oder Judentum!

Michel. Nr. 23. Bayern als Hort der Reichseinheit. Die Notenpresse, das Papiergeld. Kritisches zur Tagespolitik. — Nr. 32. Deutsches Ringen in Galizien. Geistige Schiebungen durch „Staatsmänner" der Gegenwart. — Nr. 33. Das Haus Rothschild und die Wiener Judenfinanz. Frankreich und Schweden. Wie soll's besser werden? Bismarck und die Juden.

Digitized by Google

XXXIV.

Prinz Max von Baden und das Kriegskabinett

Von
Generalleutnant Keim.

VI.

Wie die Abdankung des Kaisers vorbereitet wurde.

Die „Demokratisierung" der Regierung, die das Kriegskabinett offen auf seine Fahne geschrieben hatte, mußte folgerichtig immer weitere Kreise ziehen und konnte ihre Krönung nur in der Beseitigung der Monarchie erfahren. Daß die beiden sozialdemokratischen Mitglieder des Kabinetts — trotzdem sie dem Kaiser den Eid der Treue geschworen hatten — einer solchen Entwicklung als Parteimänner nicht ablehnend gegenüberstanden, war selbstverständlich, denn die ganze sozialdemokratische Bewegung konnte ihr Endziel nur nach Beseitigung der Monarchie erreichen. Ebenso folgerichtig war von den demokratischen Mitgliedern des Kriegskabinetts kein grundsätzlicher Widerstand zu erwarten, denn Demokratie und Monarchie sind ihrem innersten Wesen nach Gegensätze. „Ja es waren nicht einmal die Sozialdemokraten gewesen, die mit der öffentlichen Behandlung der Kaiserfrage vorgingen, sondern „demokratische" Blätter, wie die Frankfurter Zeitung und das Berliner Tageblatt."*) Was die

*) Helfferich „Der Weltkrieg" S. 707.

Zentrumsmitglieder im Kriegskabinett anging, so hatte sich zwar das Zentrum seither als berufener Beschützer von „Altar und Krone" aufgespielt, aber das nackte Parteiinteresse blieb auch bei ihm der Regulator seiner Politik, wie wir es seit der Revolution ins Praktische übersetzt sehen bis auf den heutigen Tag. Außerdem war vom Zentrum ein wirkliches ernstes Widerstreben gegen die Beseitigung des protestantischen Hohenzollern nicht zu erwarten. Dazu war es zu „römisch" geschult. Die Krone selbst hatte also schon mit Einsetzen des Kriegskabinetts

Digitized by Google

und Dulden der von diesem betriebenen, aber wiederum von der Krone zugestandenen demokratisierenden Verfassungsänderungen die „Revolution von oben" vorbereitet in dem Wahn, dadurch die „Revolution von unten" verhindern zu können. Revolution bleibt aber Revolution, und wenn sie einmal auf die Tagesordnung gesetzt ist, endigt sie stets zwangsläufig mit dem Siege der radikalen Elemente, wie die Geschichte aller Zeiten bestätigt. Deshalb wird stets eine schwere Verantwortung auf denen ruhen, die schon im September 1918 die ersten Schritte auf diesem Wege anrieten und taten. Aber auch die Krone selbst wird belastet bleiben, weil sie damals nicht den Mut fand „nein" zu sagen. Sie gab schwächlich die Zügel aus der Hand und damit die Zukunft der Monarchie preis. „Sie selbst hatte die Hand dazu geboten, „um das Deutsche Reich aus einem konstitutionell-monarchisten Staate zu einer radikal demokratischen Schattenmonarchie zu machen."*) An dieser Feststellung ist nun einmal nicht zu rütteln und zu deuteln!

Prinz Max faßte die Frage der Kaiserabdankung in durchaus demokratischer Weise an, indem er am 10. Oktober 1918 bei einer Besprechung mit den Führern der konservativen Partei diese fragte, „ob nach ihrer Ansicht die Stellung einerseits der Monarchie, andererseits des Kaisers persönlich gefährdet sei."*)

Die Herren antworteten, daß bei der überwiegenden Mehrzahl des Volkes — abgesehen von den Kreisen der verhetzten Arbeitermassen — jedenfalls in Preußen, die Person des Kaisers, ebenso wie das Königtum und Kaisertum als Staatsform tief und fest gewurzelt sei. Sie fügten hinzu, daß, wenn die Feinde unter Anlehnung an jene sozialdemokratische Verhetzung die Abdankung des Kaisers als Friedensbedingung forderten, dieser Gefahr mit aller Entschiedenheit entgegengewirkt werden müßte.

Der Kanzler erwiderte, „er freue sich zu hören, daß die Stellung des Kaisers in dem von uns bezeichneten Umfange noch gefestigt sei. Nach seinen Nachrichten sei der Kaisergedanke in Baden und Württemberg noch lebendig, während es in Bayern damit schlechter zu stehen scheine."

Ich finde sowohl die Fragestellung wie die Antworten schwächlich und vom monarchistischen Standpunkte aus bedenklich.

Ein Kaiserlicher Reichskanzler, deutscher Prinz und Preußischer General durfte diese ganze Angelegenheit garnicht zu einer

*) Helfferich „Der Weltkrieg" S. 706.

*) Graf Westarp, Die Regierung des Prinzen Max von Baden, S. 93.

Digitized by Google

Frage machen, bei der die Stimmung des Volkes als entscheidend einzustellen war. Der monarchische Gedanke darf nicht von der Gunst oder Mißgunst der Massen abhängig sein, sondern muß seine sittliche wie politische Berechtigung in sich selbst tragen. Er mußte außerhalb jeder „Diskussion" stehen. Erst recht für konservative Männer.

Auch dem Verhalten des Grafen Westarp gegenüber dem Kabinettschef v. Berg am 2. Oktober 1918 kann ich nur halb beipflichten, wenn er damals sagte, „er fürchte, man werde dem Kaiser die Abdankung nahelegen, und deshalb halte er es für seine (v. Berg's) Pflicht, solange als irgend möglich in seiner Stellung zu bleiben, um dem entgegenzuwirken."*) Jeder Gedanke, dem Kaiser die Abdankung nahezulegen, bedeutete versuchten Hochverrat, und dieser Standpunkt mußte unerschütterlich festgehalten, nicht aber mit „Gründen" politischer Erwägungen ad hoc vorgegangen werden. Es handelte sich eben hier um ein Prinzip und nicht um Opportunität.

In der Kabinettssitzung vom 17. Oktober tat Scheidemann den bereits erwähnten Ausspruch: „Glaube man wirklich, daß die Neigung im Volke noch groß sei, um nur einen Finger krumm zu machen, um den Kaiser zu halten?" Und im „Weißbuch" steht nicht zu lesen, daß dem Kaiserlichen Staatssekretär Scheidemann von irgend einer Seite erstens das Unwahre seiner Behauptung und zweitens deren mittelbare hochverräterische Tendenz zu Gemüte geführt wurde. Das wäre natürlich in erster Linie Pflicht und Schuldigkeit des Reichskanzlers gewesen. Aber der schwieg sich aus.

Daß die „Antimonarchisten" die Wilsonnoten, in denen die Abdankung des Kaisers in arglistigen Wendungen als „Friedenspreis" angedeutet wurde, skrupellos ausnutzten, gehörte zu deren Handwerk. So forderte in frechster Form die „Fränkische Tagespost" (17. und 19. Oktober) die Abdankung von Kaiser und Kronprinz; sie schob dem Kaiser „die Blutschuld zu an jedem Soldatenleben, das jetzt noch geopfert werden würde." Am 20. Oktober griff der unabhängige Sozialdemokrat Geyer in schärfsten Worten die deutschen Fürsten in einer großen Volksversammlung an. Weder gegen die Auswüchse der Presse, noch gegen die öffentlichen Hetzreden wurde das Geringste unternommen. Handelte es sich doch um Kundgebungen des „Volkes," von dem der Kaiser in seinem Erlaß vom 29. September gesagt hatte, „er wünsche,

*) Graf Westarp, S. 94.

Digitized by Google

daß es wirksamer als bisher an der Bestimmung der Geschicke des Vaterlandes mitarbeite." Man kann es den radikalen Parteiführern deshalb nicht weiter verübeln, wenn sie nach ihrer Art an jener „Bestimmung" mitarbeiteten.

Auch im Reichstage wurde am 23. Oktober die Kaiserfrage seitens der Unabhängigen Sozialdemokraten durch Herrn Cohn angeschnitten. Er forderte unter gemeinen Beschimpfungen die Beseitigung des Kaisers sowie der ganzen Dynastie, nachdem er vorher „die verehrten Anwesenden" zur Revolution aufgerufen hatte. Selbst Herr Noske sprach davon, daß der Kaiser sich durch eine „große Geste" (Abdankung) des ungeteilten Beifalles des Volkes erfreuen würde.

Wie es mit der „Tatkraft" des Kriegskabinetts aussah, lehrt die Tatsache, daß es jene hochverräterischen Worte des Herrn Cohn nicht als solche brandmarkte. Der Reichstagspräsident Fehrenbach (Zentrum) tat es auch nicht gebührend, und wenn der Abgeordnete v. Graefe eine gute Rede hielt zur Verteidigung des Kaisers sowie der Dynastie, so sprach auch er nicht klipp und klar Herrn Cohn als Hochverräter an.

Kurz darauf wurde die Abdankungsfrage im Kriegskabinett erörtert. Scheidemann schreibt hierüber folgendes:*) „In der Kabinettssitzung an einem der letzten Tage im Oktober brachte Prinz Max „die peinliche Frage" von der Abdankung des Kaisers zur Sprache. Ohne viel Umschweife erklärte er, daß nach ihm gewordenen Mitteilungen ganz allgemein die Frage erörtert werde, ob das Ausland die Abdankung des Kaisers verlange oder nicht, namentlich aber, ob Wilson den Standpunkt einnehme, daß der Kaiser gehen müsse. Er wolle die Erklärung abgeben, daß für ihn eine Abdankung des Kaisers nur als freiwilliger Akt in Betracht kommen könne. So wie er die Freiheit des Handelns für den Kaiser reklamiere, so müsse er sie auch für sich in Anspruch nehmen. Der Kanzler wandte sich dann ganz direkt an mich mit der Frage, wie ich als Vertreter der Sozialdemokratischen Partei zu dieser Frage stehe. Ich antwortete ihm, daß ich nicht die Absicht hätte, in diesem Augenblick das Kabinett durch die Forderung zu sprengen, der Kaiser müsse gehen. Ich würde es freilich als die glücklichste Lösung ansehen, wenn der Kaiser sich entschlösse, baldigst freiwillig zu verzichten."

Dann spricht Herr Solf: „Aus der Wilson-Note sei nicht unbedingt zu folgern, daß die Abdankung des Kaisers verlangt wür-

*) Der Zusammenbruch, S. 199.

Digitized by Google

de, aber aus anderen Umständen ergebe sich doch das Resultat, daß man allgemein die Abdankung des Kaisers erwarte. Man verlange offenbar, daß ein weithin sichtbar gewordenes Symbol des Militarismus falle. Es sei auch zuzugeben, daß Wilson vermutlich bei den Verhandlungen innerhalb der Entente eine bessere Rolle spielen könne, wenn er den Kaiser zu Fall gebracht habe."

Herr Solf spielt hier unverkennbar auf eine Depesche des Fürsten Hohenlohe vom 25. Oktober aus Bern*) an, die natürlich auch dem Prinzen Max bekannt war. Sie enthielt u. a. folgende Sätze: „Aus zuverlässiger Quelle erfahre ich, daß der Schluß der heutigen Wilson-Note als einzigen Weg zu einem einigermaßen erträglichen Frieden kein anderer Weg als über die Abdankung des Kaisers führe. Nach der Meinung meines Gewährsmannes würde eine solche Tat des Kaisers es Wilson leichter machen, zu gunsten seiner Friedenspläne auf den Senat einzuwirken, der in letzter Zeit Einfluß im Sinne einer gänzlichen Niederwerfung Deutschlands gewinnt." Die 150 Millionen Pfund und die 10 000 Agenten des Herrn Northcliffe hatten offenbar inzwischen ihre Schuldigkeit auch im „Senat" getan!

In der Frankfurter Zeitung vom 9. August 1919 schreibt Prinz Max über dieselbe Frage: „Um der Agitation der Unabhängigen und der feindlichen Propaganda in Deutschland das Rückgrat zu brechen, gab es nur ein Mittel; das war der freiwillige und würdige Thronverzicht des Kaisers. Damals stand zu erwarten, daß eine solche Opfertat entweder unsere internationale Lage verbessert und Wilson nebst den Verbündeten als wortbrüchig entlarvt und damit das deutsche Volk, wenn nicht zum militärischen Widerstand so doch zur moralischen Abwehr geeinigt hätte."

Man kann zu dieser vollkommenen Ahnungslosigkeit von der Psyche unserer Feinde sowie der „Menschheit" überhaupt nur bemerken, daß es ohne Uebertreibung gerade als eine unsühnbare Schuld am deutschen Volke bezeichnet werden muß, einen so gearteten Manne das Steuer des schwer gefährdeten Reichsschiffes anzuvertrauen.

Scheidemann fährt dann fort: „Im Uebrigen möchte ich feststellen, daß in dieser Kabinettsitzung sich auch nicht eine Stimme erhob, um das Verbleiben

*) Siehe Weißbuch Nr. 7.

Digitized by Google

des Kaisers zu fordern. Der Kriegsminister Scheuch erklärte, jeder Zwang, der auf den Kaiser ausgeübt würde, werde seiner Ueberzeugung nach im Heere vernichtend wirken. Erzberger vertrat den Standpunkt, daß eine Abdankung des Kaisers Nachteile haben werde, die zweifellos größer seien, als die erwarteten Vorteile."

Mit diesen Ausführungen Scheidemanns stimmen diejenigen Erzbergers nicht ganz überein, der schreibt: „Wir parlamentarischen Staatssekretäre (man beachte hier den Ausdruck „parlamentarische Staatssekretäre," die es staatsrechtlich gar nicht gab, da sie vom Kaiser ernannt worden waren. Sie führten den „Exzellenzentitel" nicht von Parlaments Gnaden, sondern durch kaiserliche Entschließung.) waren etwas erstaunt, als diese Frage der Kaiserabdankung zur Sprache kam. Ich vertrat die Auffassung, daß der Rücktritt im jetzigen Augenblick verfehlt sei, man möge doch erst die Antwort der Alliierten abwarten. Ein neutraler Republikaner habe mir noch vor wenigen Tagen erklärt, wenn jetzt der Kaiser unter dem Drucke von innen abdanke, würde das Ausland über Deutschland sagen: „Als Sieger brutal, als Besiegte verächtlich."*)

Das mit dem „verächtlich" stimmt jedenfalls seit Versailles Aber nicht nur anständige Neutrale finden das bis auf die neueste Zeit, sondern auch alle Deutsche, die noch ein Gefühl von Nationalstolz besitzen.

Dann schrieb Herr Scheidemann einen Brief an den Prinzen Max,*) in dem er verlangt, daß das von der O. H. L. für die Presse geforderte Verbot, sich mit der Kaiserfrage zu beschäftigen aufgehoben werde. Auf Wunsch des Prinzen zog Scheidemann den Brief wieder zurück, der den Satz enthielt: „Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die große Mehrheit der Bevölkerung die Ueberzeugung gewonnen hat, daß die Aussicht zu erträglichen Bedingungen des Waffenstillstandes und des Friedens zu erlangen durch das Verbleiben des Kaisers verschlechtert wird."

Aus vorliegenden Darstellungen geht hervor, daß die Rücksichten auf das Ausland für das Kriegskabinett tonangebend waren in der Auffassung, daß die Abdankung des Kaisers in höchstem Grade erwünscht sei. Es geht ferner daraus hervor, daß man die Stimmung des Volkes, d. h. der systematisch

*) Erlebnisse, S. 324.

*) Der Zusammenbruch, S. 201/203. Das Datum dieses Briefes „20. Oktober" kann aber nicht stimmen, da er die Sitzung vom 28. Oktober erwähnt. Der Verfasser.

Digitized by Google

mit dem Trugbilde besserer Friedensbedingungen infolge der Abdankung des Kaisers aufgepeitschten Massen, als Vorwand nahm für die Abdankungsbestrebungen im „Interesse des deutschen Volkes." Die Verantwortlichen hatten aber hierbei auch nicht die geringste Handhabe — von einer Sicherheit irgendwelcher Art ganz zu schweigen — für jene Annahmen oder Voraussetzungen. Denn das Berufen auf Herrn Wilsons *möglich*e Absichten billiger Friedensbedingungen im Falle der Kaiserabdankung zeugte von einem Mangel an politischem Instinkt, der allerdings das Kriegskabinett geradezu in der Vollendung auszeichnete.

Der Kaiser ist beseitigt worden. Sämtliche Dynastien sind beseitigt worden, auch die bescheidensten „Symbole des Militarismus" sind beseitigt worden. Und was war die Quittung für diese vom Kriegskabinett Herrn Wilson und der Entente geleisteten Liebesdienste? Der Wald von Compiègne und der Spiegelsaal von Versailles! Auch an diese Dinge muß immer wieder erinnert werden, weil die Geschicke Deutschlands seit dem Herbste 1918 von den Nachfahren jener Weltphantasten und Illusionspolitiker geleitet werden!

Der letzte Schritt, den das Kriegskabinett dem Kaiser abnötigte, bestand in einem Erlaß desselben vom 28. Oktober. Der jedoch aus bis jetzt noch nicht aufgeklärten Ursachen erst am 2. November veröffentlicht wurde. Er enthielt u. a. die Sätze: Das deutsche Volk hat Anspruch, das ihm kein Recht vorenthalten wird, das ihm eine freie und glückliche Zukunft verbürgt. Dieser Ueberzeugung verdanken die jetzt im Reichstage angenommenen und *erweiterten* Vorlagen der Verbündeten Regierungen ihre Entstehung. Ich aber trete diesen Beschlüssen der Volksvertretung mit meinen hohen Verbündeten bei, in dem festen Willen was an mir liegt, an ihrer vollen Auswirkung mitzuarbeiten, daß ich damit dem Wohle des Volkes diene. *Das Kaiseramt ist Dienst am Volke.*"

Jene vom Kaiser bestätigten Vorlagen hatten ein Kaisertum von Volkes Gnaden geschaffen, aber auch das genügte dem Volke nicht, wie der 9. November beweisen sollte.

Der Prinz betrieb die Abdankungsfrage seit Ende Oktober insofern persönlich, als er selbst alle Hebel in Bewegung setzte, um den Kaiser von der Notwendigkeit seines freiwilligen Rücktrittes zu überzeugen, *aber mit seiner Person ist er dem Kaiser gegenüber weder mündlich noch schriftlich eingetreten.* Allerdings war er krank, und sein Kranksein (Grippe) war echt. Das muß nach einwandfreien Zeugnissen

Digitized by Google

hervorgehoben werden gegenüber der verschiedentlich aufgetauchten Unterstellung, es hätte sich in jenen verhängnisvollen Tagen um eine sogenannte Schulkrankheit gehandelt. Scheidemann schreibt:*) „Als ich um ½10 Uhr**) in das Schlafzimmer des Prinzen eintrat, sah er bleich und übernächtigt aus. Aufgerichtet saß er im Bett. Sein freundliches Lächeln verbarg die ihn beherrschende traurige Stimmung nur kümmerlich. Er tat mir aufrichtig leid. Im Laufe der Unterhaltung äußerte der Prinz: „Sie wissen, daß ich bemüht bin, S. M. wissen zu lassen, wie die Stimmung ist. Er wird zurücktreten. Versetzen Sie sich in meine Lage. Ich kenne den Kaiser von Kindesbeinen an. Seit einer Woche beschäftige ich mich Tag und Nacht mit der Frage Mit Eulenburg (Oberstthofmarschall) und Delbrück (Chef des Zivilkabinetts) habe bereits gesprochen." Scheidemann erwiderte: „Mir kommt es auf den Rücktritt des Kaisers an, der im allgemeinen Interesse unbedingt notwendig ist." Wenn der Prinz nicht so rettungslos verblendet gewesen wäre über die innerste Gesinnung der sozialdemokratischen Führer — diese Verblendung herrschte ja aber auch „ganz oben," sonst wären nicht Sozialdemokraten zu Kaiserlichen Staatssekretären ernannt worden —, hätte er doch begreifen müssen, daß die „allgemeinen Interessen" vor allem Parteiinteressen waren.

Scheidemann stattete denn auch am 6. November in der Fraktionssitzung der Sozialdemokratischen Partei Bericht ab und forderte die Ermächtigung zu seinem Rücktritt, falls der Kaiser nicht bis zum anderen Mittag zurückgetreten sei Er verlangte ein Ultimatum und schloß mit den Worten: „Vielleicht ist das Schlimmste noch zu verhüten, wenn der Kaiser sofort abdankt und außer der Amnestie die restlose Demokratisierung des Reiches, der Staaten, der Gemeinden in bindender Form zugesagt wird." Das bedeutete — Monarchie auf Abbruch, um dem sozialdemokratischen Zukunftsstaat die Wege zu bahnen. Die Fraktion verweigerte aber das Ultimatum, und Scheidemann blieb weiter im Kriegskabinett, „verließ jedoch das Reichstagsgebäude mit Groll im Herzen," wie er sagt.

Am 8. November fand dann nochmals eine Sitzung des

*) Der Zusammenbruch, S. 203.

**) Es muß wohl der 1. November 1918 gewesen sein. Scheidemann gibt das genaue Datum nicht an. Der Verfasser.

Digitized by Google

Kriegskabinetts statt — wohl die letzte? —, in der die Abdankungsfrage erörtert wurde, und in der „sich die Herren große Sorge machten über den Zustand, der eintreten werde, wenn der Kaiser zurückgetreten sei."*)

Nur merkwürdig, daß „die Herren" schon wochenlang auf die Abdankung hinarbeiteten, ohne sich dabei über den „Zustand" klar zu sein, der nach der Abdankung eintreten mußte. Verständlicher ist schon der Gedankengang der Sozialdemokratie, die fürchtete, daß nach der Abdankung des Kaisers am Ende nicht sie, sondern die feindlichen Brüder, d. h. Unabhängige und Spartakisten (die letzteren hatten sich damals schon „konstituiert") ans Ruder kommen könnten. Das war für sie „das Schlimmste!" Wobei sie fortgesetzt hartnäckig übersahen, daß der Marxismus, den die Sozialdemokratie seit Jahrzehnten der Arbeitermasse als „Heillehre" eingehämmert hatte, in seinen Folgerungen mit Naturnotwendigkeit zum Kommunismus führen muß!

Prinz Max hatte, wie wir gehört haben, durch verschiedene einflußreiche Persönlichkeiten auf den Kaiser im Sinne freiwilliger Abdankung einzuwirken versucht, es aber augenscheinlich vermieden, seine Person hierbei einzusetzen, nicht einmal in der Eigenschaft als Reichskanzler. Also „Mittelspersonen-Politik." Er setzte diese fort, indem er am 31. Oktober früh den bei der Kaiserin im Neuen Palais zurückgebliebenen Prinzen August Wilhelm von Preußen zu einer Unterredung nach Berlin aufforderte, die am Nachmittage auch stattfand. Hier ersuchte er den Prinzen, seinen Kaiserlichen Vater (der sich inzwischen nach Spaa begeben hatte) nachzureisen und mit der Abdankungsurkunde zurückzukommen. Ein Ansinnen, das der Prinz ablehnte, indem er darauf hinwies, daß der Prinz als verantwortlicher Reichskanzler allein die gegebene Persönlichkeit sei, dem Kaiser einen solchen Rat zu unterbreiten. Prinz Max erklärte, als „Verwandter und Freund" das nicht tun zu können, er fühle sich auch viel zu krank, um solche Aufregungen zu vertragen. Als ihm daraufhin bedeutet wurde, er solle dann doch sofort von seinem Amt zurücktreten, da er als krank schwerlich der rechte Mann für diese wichtigste Staats-

*) Der Zusammenbruch, S. 206.

Digitized by Google

stellung sei, behauptete Prinz Max, wenn er ginge, stürze alles zusammen.*)

Das war jedenfalls eine krankhafte Auffassung, nicht nur physisch, sondern auch moralisch. Ein „Kaiserlicher" Reichskanzler, der sich zu krank fühlt, um sich der „Aufregungen" einer persönlichen Pflichterfüllung zu unterziehen, dem Kaiser Auge in Auge oder auf amtlichem Schriftwege gegenüberzutreten, das war allerdings der Schwächling, wie ihn General v. Wrisberg durch einen höheren Offizier, der den Prinzen genau kannte, schildern läßt: „Der Prinz habe ein Rückgrat wie ein Gummischlauch."**)

Nun wurde der Preußische Minister des Innern Drews nach Spaa entsandt, um dem Kaiser die Abdankung nahezulegen Dieser wies das Ansinnen schroff zurück und verwies dabei durchaus zutreffend auf die katastrophalen Folgen seiner Abdankung für Reich und Volk. Ebenso entschieden bekämpfte damals noch General Groener diese Zumutung aufs schärfste Der Kaiser ließ dem Kanzler sagen, er werde bleiben. Zwei Tage später — 8. November — telegraphierte der Prinz dem Kaiser: „Entweder Diktatur, die nicht mehr möglich, oder Abdankung." Graf Reventlow schreibt hierzu: „Die Perfidität dieser Depesche kann bei diesem Prinzen nicht überraschen."*) Sicher ist es ein starkes Stück, eine Diktatur „bedingungsweise" vorzuschlagen und solche gleichzeitig als unmöglich zu bezeichnen. Es war eben die Methode des Kriegskabinetts, sich selbst in zweideutiger Weise zu widersprechen. Wir haben ja von ihr schon verschiedene Beweise feststellen können.

Hier sei noch erwähnt, daß am 5. November „Havas" eine ohne Zweifel im Einverständnis mit der französischen Regierung verfaßte Depesche veröffentlichte, die den Abschluß der Waffenstillstandsverhandlungen durch die Kaiserliche Regierung als durchaus zulässig bezeichnete mit dem Zusatz: „On parle de moins en moins de demander la Dispartion des Hohenzollern." Das Bekanntwerden dieser Depesche in Deutschland verhinderte die deutsche Regierung! Die Abdankung der Hohenzollern gehörte offenbar in ihr „inneres" Programm.

---

*) Tagebuch des Prinzen August Wilhelm von Preußen vom 3. 10. bis 14. 11. 18.

**) General v. Wrisberg, Der Weg zur Revolution, S. 136.

*) Der Reichswart vom 29. 11. 21, S. 2.

Digitized by Google

Wenn man die politischen Ereignisse des Oktober 1918 überdenkt, so drängen sich, und zwar nicht als nachträgliche Weisheit, folgende Fragen auf:

Wo blieben die Gegenwirkungen der Stellen und Personen, die pflichtmäßig berufen gewesen wären, beim ersten Auftauchen der Abdankungsforderung sowohl dem Auslande als einem staatsgefährlichen Demagogentum im Innern ein entschiedenes „Hände weg!" zuzurufen!

Daß es in erster Linie Sache des Kaiserlichen Reichskanzlers gewesen wäre, darauf ist schon hingewiesen worden. Aber der versagte ja offenkundig vollkommen, und das konnte den Stellen und Personen, die hier auf dem Plane erscheinen mußten, nicht entgehen! Nur politische Abc-Schützen waren noch imstande, die zweite Note Wilsons anders zu deuten, als daß sie die Absicht verriet, die Monarchie und damit das Reich zu Fall zu bringen!

Wo blieben die deutschen Fürsten, um sich geschlossen und aller Welt sichtbar vor den Kaiser zu stellen? Es verlautet sogar im Gegenteil, daß verschiedene Höfe — darunter München — die Abdankung des Kaisers „diskutiert" hätten.

Wo blieb der Bundesrat als berufener Hüter der Reichsverfassung, die man stückweise auf demagogisches Geheiß abbauen half?

Wo blieben die obersten Militärbehörden, die Armeeführer, die Oberste Heeresleitung, um rücksichtslos durchzugreifen gegenüber jedem Versuche, die Abdankungsfrage aufzurollen, weil das Schicksal des Heeres und damit Deutschlands — denn das Heer war trotz aller hochverräterischen Verhetzungen immer noch das beste von dem deutschen Volke, dafür sprechen überzeugende Tatsachen — vom Schicksal des Obersten Kriegsherrn untrennbar blieb!

Wo blieb ein York, der lieber seinen Kopf wagte als gehorsam zu „gehorchen," wo Ungehorsam die höchste Pflicht und höchste Tugend gewesen wäre, um Kaiser und Reich zu retten! Mit „korrekt sein" hat man noch niemals entscheidende „Korrekturen" in der Weltgeschichte vorgenommen, wenn es galt, solche zu wagen! Ich veröffentlichte damals schon einen Artikel „Wo bleibt ein York?" Also auch diese Forderung ist keine nachträgliche Weisheit.

Wo endlich blieb der Kaiser selbst, der sich doch spätestens

Digitized by Google

Ende Oktober darüber keinen Täuschungen mehr hingeben konnte, daß es jetzt ums Ganze, ums Höchste gehe, um Krone und Reich! Damals zeichnete er aber jenen Erlaß vom 28. Oktober, der ihn zum Schattenkaiser herabdrückte! Er verließ am 31. Oktober Berlin, um sich in das Große Hauptquartier zu begeben. Das war ein auffallender Schritt, weil doch der Herrscher gerade jetzt dem Brennpunkt der politischen Ereignisse nahe sein mußte. Der war aber Berlin und nicht Spaa!

Der Kriegsminister hatte dem Chef des Militärkabinetts sagen lassen, er käme nicht mehr für die persönliche Sicherheit des Kaisers in Berlin auf. Diese Mitteilung mußte den Kaiser erst recht stutzig machen und den Gedanken an persönliche Sicherheit zurücktreten lassen hinter dem Gedanken, daß ein Herrscher an die gefährdetste Stelle gehört, wenn dem Staate und dem Herrscherhause Gefahr droht!

So war und ist damals nichts Ernsthaftes, geschweige Heroisches geschehen, um im deutlich erkennbarem Stadium des Sinkens der Staatsautorität sich diesem Fallen entgegenzustemmen. Als das versäumt war, trat genau wie beim physikalischen Fallgesetz mit unerbitterlicher Schwerkraftwirkung das Fallen bis zur Tiefe ein. Das war die Revolution!

(Schluß folgt.)

XXXV.

Die geknebelte Flotte.

Von
Kapitän zur See a. D. v. Waldeyer-Hartz.

Der Fluch, der vom Glanze des römischen Weltreichs ausging, haftet in Manchem dem deutschen Volke noch immer an. Selbst Bismarcks gewaltiges Einigungswerk hat ihn nicht zu bannen vermocht. Was ist es letzten Endes gewesen, das den Gang der deutschen Geschichte immer wieder auf falsche Bahnen geworfen hat? Der unselige Drang, Erbe der römischen Weltherrschaft, Erbe der römischen Cäsarenmacht zu werden, in der man bis tief ins Mittelalter hinein schlechthin die Weltmacht erblickte. Mit Recht weist Albert v. Hofmann in seiner politischen Geschichte der

Digitized by Google

Deutschen (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) daraufhin, daß der Drang nach dem Süden nicht nur die germanische Völkerwelle während der Wanderzeit und später den Kraftquellen der Heimat entzogen, sondern vor allem auch den Seemachtgedanken im deutsche Volke verkümmert habe. Allein die Angeln, Sachsen und Normanen hatten den Seemachtgedanken lebendig erhalten. Sie haben ihn — als sei es vorbestimmt — auf die Insel England verpflanzt, auf der eine damals noch völlig seefremde Bevölkerung wohnte. Doch die Masse der Deutschen kehrte der See den Rükken, richtete den Blick nur ins Landinnere hinein und blieb daher bis in unsere Tage ein weltfremdes Volk, dem die eigenen kleinen Nöte und Sorgen immer wieder an erster Stelle stehen

Als im Jahre 1871 die Reichsgründung erfolgte und zwar eine rein deutsche Reichsgründung, da regten sich ungeahnte Kräfte, die infolge der Reichszerrissenheit mehr oder minder brach gelegen hatten. Deutschland nahm jenen ungeheuren Aufstieg, der ihm auf allen Fronten Neid und Mißgunst einbrachte. Insonderheit dort, wo Deutschland bislang noch kaum hervorgetreten war: im Ueberseeverkehr. Hätte das deutsche Reich unmittelbar an die kolonialen Erwerbungen des Großen Kurfürsten anknüpfen können, wäre die deutsche Reichsmarine im fortlaufenden Entwickelungsgang aus Kurbrandenburgs Flotte entstanden, dann hätte man uns mit ganz anderen Augen angesehen. Dann wären auch wir eine alte Seemacht und eine alte Kolonialmacht gewesen. Dann hätten wir wie Spanien, Portugal, Holland und Frankreich ein Recht auf die See gehabt und wären nicht als Eindringlinge empfunden worden. Denn das ist ja unser Verhängnis gewesen: mit einem erstaunlichen Maß an Kraft und mit noch erstaunlicheren Fähigkeiten stand plötzlich, wie aus einem Nichts geboren, der deutsche Michel inmitten des Seehandels. Er sicherte sich schnell aus dem Rest noch nicht verteilten Landgebietes Kolonien, und Alt-England, das nach eigenem Zeugnis seit Napoleons Niederwerfung, auf See sogar seit dem Tage von Trafalgar, geruhsam geschlafen hatte, erwachte plötzlich — etwa um 1905 — und fühlte sich in seiner Domäne bedroht, die es selbst nach Ansicht des eingefleischten Angelsachsen Homer Lea (vergl das sehr lesenswerte Buch „Des britischen Reiches Schicksalsstunde," Verlag E. S. Mittler und Sohn, Berlin) nur durch Raub und Gewalt an sich gebracht hatte.

Unter äußerst erschwerten Umständen, als da sind junges Geburtsdatum, sehr bescheidenen Tradition, mangelhafte strate-

Digitized by Google

gische Lage und Neid und Argwohn überall, ist die deutsche Flotte emporgewachsen. Wenn England sie schließlich als Drohung empfand, so wird man für eine solche Auffassung ein gewisses Verständnis aufbringen dürfen. Denn nur ehrliche deutsche Sinnesart begreift es, daß man sich eine scharfe Waffe schmieden wollte, um damit allein dem Frieden zu dienen. Englands Flottenrüstungen waren stets in die Zeiten kriegerischer Hochspannung gefallen. Denn es gibt kein Staatsgebilde auf Erden, dessen Geschichte reicher an Kriegen wäre wie das englische. Wenn man also auch England zubilligen mag, daß es sich vom Zweck des deutschen Flottenbaus eine falsche Ansicht bilden durfte — die Sorge vor einer deutschen Invasion war in England kurz vor dem Kriege geradezu krankhaft gesteigert, vielleicht infolge chauvinistischer Umtriebe der britischen Regierung —, so bleibt andererseits die Tatsache bestehen, daß Deutschland nie und nimmer daran gedacht hat, England angriffsweise zu überfallen oder es vom stolzen Thron seiner Weltherrschaft zu stoßen. Wir sind vielmehr stets nur darauf aus gewesen, unseren Platz an der Sonne zu suchen; einen Platz, der uns längst zugestanden hätte. Und die Flotte sollte nichts anderes bezwecken, als uns vor der Möglichkeit fremder Vergewaltigung zu bewahren.

Dieser rein defensive Gedanke in Verbindung mit der politischen Schwierigkeit, den Flottenausbau gewissermaßen wie die Pflege einer ängstlich gehüteten Pflanze fördern zu müssen, einer Pflanze, die kein rauher Luftzug vorzeitig knicken dürfe, sie sind uns — rein militärisch gesprochen — zum Verhängnis geworden. Der defensive Gedanke hatte sich allzu tief in unser taktisches Denken eingenistet. Gewiß, im Jahre 1908, ja selbst noch später, wäre es meines Erachtens ein Unding gewesen, mit der deutschen Flotte eine Freiwasserschlacht gegen England zu wagen. Selbst größte Tüchtigkeit wäre hier erdrückender Uebermacht erlegen. Um 1911 begannen sich aber die Verhältnisse zu verschieben. Damals tauchte in England der Gedanke auf, anstatt der völkerrechtlich allein zulässigen engen Blockade im Falle eines Krieges mit Deutschland die Seesperre durch Versiegelung der Nordsee auf den Linien Dover—Calais und Schottland—Norwegische Küste [illegible] zu lassen. Der Gedanke wurde zuerst in der Preisarbeit eines britischen Seeoffiziers behandelt und ist dann, wie wir zu unserem Leidwesen haben erfahren müssen, geistiges Eigentum der britischen Admiralität geworden. Die Triebfeder des Seesperrverfahrens war, die eigenen Ueberwasserschiffe vor der Torpedoboots- und U-Bootsgefahr zu schützen, der sie bei

Digitized by Google

Aufrechterhaltung einer engen Blockade in sehr erheblichem Maße ausgesetzt gewesen wären. In gewisser Hinsicht trat die Minenwaffe anstelle der Blockadeschiffe. Im übrigen war es wesentlich leichter, weit geruhsamer und weniger gefahrbringend, die gesamte Nordsee auf den angegebenen Linien abzusperren, als vor den einzelnen deutschen Häfen in ständiger Bereitschaft, die sich auch auf das rückwärtig postierte Gros hätte erstrecken müssen, in Blockadestellung zu lauern. Im selben Augenblick aber, wo mit der Wahrscheinlichkeit zu rechnen war, daß der Brite im Falle eines Krieges das Seesperrverfahren aufnehmen würde, mußte sich die deutsche Flottenleitung darüber klar werden, daß nunmehr auch ihr Verhalten grundlegend abzuändern sei. Diese Neueinstellung war um so eher geboten, als es ja gerade das Erstarken der deutschen Streitkräfte gewesen war, was dem Briten seine neue Strategie ratsam hatte erscheinen lassen. Seit 1911/12 waren wir auf See strategisch flügge geworden. So gesund und richtig der Defensivgedanke politisch auch immer gewesen sein mag, so hat er sich doch insofern als ein schwerer Fehler erwiesen, als führende Persönlichkeiten der deutschen Marine auch taktisch nicht von ihm losgekommen sind. Sie hielten mit Zähigkeit an dem Irrglauben fest, der Engländer müsse uns nahe unserer Küste vor die Klinge kommen. Die Volksstimme würde die britische Flotte bald genug aus ihren Häfen treiben und die starre Aufrechterhaltung des Seesperrgedankens auf die Dauer zu Schanden machen. Nur unter Anlehnung an Helgoland und an künstlich ausgeklügelte taktische Minensperren, mit denen man seit Jahren in Mannövern operierte, dürfe Deutschland seine Kriegsseemacht einsetzen, nicht anders sei die britische Ueberlegenheit an Schiffseinheiten wett zu machen. Daß der Engländer aber nicht daran dachte, derartig plumpen Wünschen — sagen wir es doch offen heraus — zu entsprechen, auf diese Erwägung sind die Defensivstrategen nicht gekommen.

Was hat man sich in Deutschland über den schwächlichen Geist der russischen Flotte aufgehalten, die im Kriege mit Japan aus Port-Arthur nicht recht herausfand und ihre Hauptaufgabe, um den Besitz der Seeherrschaft im ferneren Osten zu ringen, allein schon, um die japanischen Truppentransporte über See zu verhindern, in keiner Weise gerecht wurde! Auch an französischen Kritikern hat es damals nicht gefehlt. Aus Frankreich stammte das bittere Wort, die russische Flotte habe sich in Port Arthur auf Flaschen ziehen lassen (embouteillage). Nun, wir haben es

Digitized by Google

kaum anders gemacht, und so mußte es kommen, wie es kam. Der Geist der Flotte verkümmerte, und damit wurde die Waffe rostig und brüchig, die noch vorm Skagerrak und dann noch einmal bei Oesel scharfe Schläge ausgeteilt und vorbildlich Tüchtiges geleistet hatte.

Welche Ursachen haben nun diesen Mißerfolg herbeigeführt? Wer ist schuld an ihm? Wen trifft die Verantwortung? Waren es Persönlichkeiten oder die Verhältnisse, die das Unglück heraufbeschworen haben?

Vor mir liegt der vierte Band des Admiralstabswerkes über den Krieg zur See 1914/18 (Verl. E. S. Mittler u. Sohn, Berlin) Seine Bearbeiter sind der Vizeadmiral a. D. v. Mantey und der Korvettenkapitän Groos. Mit Recht wird in dem Vorwort hervorgehoben, daß das erste Kriegshalbjahr in der Tat das entscheidende gewesen sei. Die Maßnahmen und Entschlüsse dieses ersten Kriegsabschnittes haben auf den weiteren Verlauf der Ereignisse in besonderer Weise fortgewirkt. Und manche strategische, vor allem aber auch politische und wirtschaftliche Irrtümer oder Unterlassungen der ersten Kriegsmonate haben sich im Verlauf des ganzen Krieges nicht wieder gut machen lassen. Im besonderen Maße gilt diese Tatsache von der Frage, zu welchem Zeitpunkt die Hochseeflotte zur Entscheidungsschlacht hätte eingesetzt werden müssen. Im August 1914 konnten vielleicht noch Zweifel bestehen, ob eine gewisse Zurückhaltung geboten sei. Unsere Schiffseinheiten vermehrten sich nicht unerheblich. Als unser siegreiches Heer den Feind aber bis über die Marne zurückwarf, da hätte unbedingt nicht gezögert werden dürfen, die ganze Kraft der Flotte als Verlängerung des rechten Heeresflügels anzuspannen. Eine Unterbindung der Kanaltransporte der Engländer hätte die französische Widerstandskraft erheblich geschwächt. Und ein Tag wie der vorm Skagerrak, im September 1914 geschlagen, hätte eine ganz andere Wirkung gehabt, als es später der Fall gewesen ist. Die Untersuchung der Frage, warum deutscherseits die Flotte zurückgehalten worden ist, und die Beantwortung, daß hierin ein schwerer Fehler zu erblicken sei, bilden den Kernpunkt des jüngsten Bandes des Admiralstabswerkes. Indem es nachweist, daß der rechtzeitige Einsatz der Hochseeflotte von höchstem strategischen Nutzen gewesen wäre, widerlegt es gleichzeitig, die leider immer wieder auftauchende Irrlehre, als habe die kampfgewaltige deutsche Hochseeflotte eine Fehlschöpfung dargestellt. Die Demokratie aller Schattierungen hat es sich ja schon während des Weltkrieges nicht nehmen lassen, immer wieder den Versuch zu

Digitized by Google

machen, unter laienhafter Ueberschätzung der Bedeutung der U-Bootwaffe das Großkampfschiff in Mißkredit zu bringen. Und da der Deutsche seine Ohren dort am eifrigsten aufsperrt, wo Kritik an staatlichen Einrichtungen geübt wird, so fand diese Lehre viele Anhänger. Die Ereignisse und die Kriegserfahrungen sind längst über sie hinweggegangen. Gewiß, für den Handelskrieg bedeuten die U-Boote eine überaus scharfe Waffe. Das Großkampfschiff haben sie aber bisher in keiner Weise verdrängen oder gar wertlos machen können. In den Marineetats der Großseemächte von heute behauptet es nach wie vor und kaum bestritten den ersten Platz.

Als der Krieg im August 1914 ausbrach, ist seitens der Marine unverzüglich beim Großen Generalstabe die Anfrage gestellt worden (eigentlich hätte die Frage schon vorher geklärt sein müssen), ob man auf die Flotte zur Störung der englischen Kanaltransporte rechne oder nicht. Der Generalstabschef hat dankend abgelehnt, eine ungeheure Kurzsichtigkeit! Man lebte damals noch der Meinung, es sei nur günstig, möglichst viele britische Truppen nach Frankreich übersetzen zu lassen, um dem Briten zwar zu Lande einen kräftigen Blutzoll abzunehmen, ihm aber auf See keinen Abbruch zu tun. Diese Auffassung, die es ablehnte, in das Heiligtum der britischen Seeherrschaft störend einzutreten, hat sich als roter Faden durch die gesamte Politik der ersten Kriegsjahre hindurchgezogen. Rettungslos war der Reichskanzler Bethmann-Hollweg dem Glauben verfallen, man dürfe England nicht an seinen Lebensnerv gehen. Und die Männer, die die Marineinteressen im Großen Hauptquartier zu vertreten hatten, die Admirale v. Müller und v. Pohl, bewegten sich, milde ausgedrückt, auf der Linie des geringsten Widerstandes gegen die Politik des Reichskanzlers. Auch sie waren in der Vorstellung befangen, daß es strategisch richtig sei, sich England gegenüber auf See defensiv zu verhalten. Den Gedanken, eine Freiwasserschlacht an der englischen Küste oder doch zumindest im freien Nordseegebiet zu wagen, wiesen sie weit von der Hand. Die Front unter Führung des Hochseechefs, des Admirals v. Ingenohl, hat es an Versuchen nicht fehlen lassen, volle Bewegungsfreiheit für die Flotte zu erwirken. In ihren Adern brannte der Wagemut heiß, es der Armee gleich zu tun. Der Geist der Flotte war vorzüglich, nicht minder die Ausbildung. Und der Tatendrang, so rasch wie möglich an den Feind zu kommen, lebte in aller Herzen. Aber im Großen Hauptquartier begnügte man sich damit, Beruhigungspulver anzuwenden. Man vertröstete die

Digitized by Google

Flotte auf die Zukunft, wo ihre Kampfkraft durch Zuwachs an neuen Schiffen nur gewönne — als ob genau dasselbe nicht auch beim Engländer eintreten würde! — und lehnte es immer wieder ab, dem Drängen der Front, das seitens des Stellvertretenden Chefs des Admiralstabes in Berlin, des Admirals Behnke, kräftigste Unterstützung fand, Gehör zu leihen. Als alle Bemühungen gescheitert waren, für die Hochseeflotte die unerwünschten Hemmungen zu beseitigen, da schrieb Admiral Behnke an den Rand eines ablehnenden Bescheides die denkwürdigen und bitteren Worte: „Dann müssen wir unsere Flotte an den Pfahl binden." Wahrhaftig, infolge der Haltung des Admirals v. Pohl und des Marinekabinettschefs v. Müller ist die Flotte in der Tat an den Pfahl gebunden worden! Und alle Bemühungen, während der langen Kriegsdauer den Geist der Mannschaft frisch und wagemutig zu erhalten, waren infolgedessen aufs Aeußerste erschwert. Ja, es muß fast Wunder nehmen und ist ein Beweis dafür, wie trefflich Manneszucht und Ordnung an Bord waren, daß dieser Geist bis zum Tage vorm Skagerrak nicht bereits verkümmert war.

Einer der schärfsten Gegner der Admirale v. Pohl und v. Müller war im Großen Hauptquartier der Staatssekretär des Reichsmarineamts, der Großadmiral v. Tirpitz. Wenn seine gewichtige Stimme kein Gehör fand, so lag es, abgesehen von den Ressortverhältnissen daran, daß die politische Stimmung vom Mehltau Bethmann-Hollweg'scher Schwäche bedeckt war. Tirpitz hat von Anbeginn ab den Standpunkt vertreten, daß die Flotte an den Feind gebracht werden müsse. Er machte nur die eine Einschränkung, daß mit Rücksicht auf unsere zahlenmäßige Unterlegenheit der Kampfplatz nach Möglichkeit innerhalb der 100 Seemeilen-Grenze von Helgoland zu suchen sei. In einem Schreiben vom 16. September 1914 betonte Tirpitz ausdrücklich, daß wir durch den sogenannten Kleinkrieg nach dem Rezept des Admirals v. Pohl den erstrebten Kräftausgleich nicht erlangen würden. Das Ziel unseres gesamten militärischen und administrativen Vorgehens sei seit etwa zwanzig Jahren die Schlacht gewesen. In ihr böten sich uns daher die besten Aussichten. Es komme lediglich darauf an, daß man volles Vertrauen zur Leistungsfähigkeit unserer Flotte habe. Er persönlich verfüge über dieses Vertrauen. Und der Nutzen eines Intakthaltens der Flotte bis zum Friedensschluß — ein Lieblingsgedanke von Bethmann-Hollweg — sei in keiner Weise einzusehen.

Wie demgegenüber von den Admiralen v. Pohl und v. Mül-

Digitized by Google

ler gearbeitet worden ist, geht aus folgender erschütternder Tatsache hervor: Anfang Oktober 1914 setzte der Admiral v. Pohl den Entwurf zu einer Allerhöchsten Willensmeinung auf, und dieser Entwurf wurde vom Kabinettschef noch mit verwässernden Verbesserungen und Zusätzen versehen. Der erste Absatz des denkwürdigen Dokuments lautet wörtlich wie folgt: „Die Entwicklung der Kriegslage macht es durchaus erforderlich, daß die Flotte zunächst (möglichst) in ihrem Bestand erhalten bleibt und sich nicht der Möglichkeit aussetzt (in die Lage begibt), daß sie mit überlegenen feindlichen Streitkräften zur Schlacht kommt." Die in Klammern beigefügten Zusätze sind die des Admirals v. Müller. An der Hand dieses Entwurfes hielt Admiral v. Pohl im Beisein des Kabinettschefs Vortrag beim Allerhöchsten Kriegsherrn. Merkwürdigerweise wurde der Entwurf vom Kaiser nicht unterzeichnet. Als Admiral v. Pohl *nach* Schluß der Audienz auf das Fehlen des Genehmigungsvermerkes hinwies, riet der Kabinettschef davon ab, einen solchen Vermerk herbeizuführen. Tatsächlich sei im Vortrage ja alles genehmigt worden, was in dem Entwurf enthalten sei. Man könne demnach mit voller Berechtigung von der Unterschrift des Kaisers Abstand nehmen. Kennzeichnend ist, daß man auch dem Staatssekretär des Reichsmarineamts, dem Großadmiral v. Tirpitz, die Kenntnis dieser nicht unterzeichneten Allerhöchsten Willensmeinung zunächst vorenthielt. *So kam es zu Wege, daß eine der wichtigsten Entscheidungen über die Verwendung der Hochseeflotte, eine Entscheidung, die die Flotte in ihrer Bewegungsfreiheit knebelte und ihren Geist lähmen mußte, Befehlskraft gewann, ohne die Unterschrift des Allerhöchsten Kriegsherrn zu tragen.* Es erübrigt sich, über ein solches Verfahren eine Kritik zu fällen. Bedauerlich bleibt nur, daß sich auch der Flottenchef, nicht gewohnt, im Gegensatz zu einer Allerhöchsten Willensmeinung das Gewicht seiner Stellung und Verantwortung im Interesse des Vaterlandes auf die Wagschale zu werfen, trotz schweren Bedenken mit der nicht unterzeichneten Anweisung zufrieden gab. In einer Denkschrift äußerte er sich hierüber folgendermaßen: „Durch den neuen Allerhöchsten Operationsbefehl war Klarheit geschaffen für das Verhalten der Hochseestreitkräfte, leider nicht in dem von mir erstrebten Sinne, da das Gros der Flotte auch weiterhin zur Zurückhaltung und Vermeidung der Schlacht verurteilt war."

Was nützte es, daß Großadmiral v. Tirpitz, als er von der

Digitized by Google

Entscheidung erfuhr, dem Admiralstabschef gegenüber mit dem unbestechlichen Ahnungsvermögen des geborenen Führers die Folgen des verhängnisvollen Entschlusses voraussagte und an den Pranger stellte? Ohne Schuld des genialen Schöpfers unserer Flotte kam dieser Einspruch zu spät, und er blieb trotz der Bedeutung des Mannes, der ihn erhob, unbeachtet. *Das Schreiben, in dem Großadmiral v. Tirpitz gegen die nichtvollzogene Allerhöchste Willensmeinung Stellung nahm, wurde seitens des Admirals v. Müller zu den Akten genommen, ohne daß es dem Kaiser vorgelegen hätte.*

Es war aber noch ein anderer Mann von Bedeutung, der unheilvoll in die Verwendung der Hochseeflotte eingriff. Und das war der Generaldirektor Ballin. Auch über seinen Einfluß gibt der jüngste Band des Admiralstabswerkes erschütternde Auskunft. Trotz seiner überseeischen Erfahrungen und seiner überragenden Bedeutung im Reedereiwesen hat Ballin ein geradezu unverständliche Unkenntnis der englischen Psyche dargetan. Er glaubte an eine günstige Entscheidung des Krieges zu Lande. Sobald Frankreich und Belgien zu Boden gerungen seien, werde auf der Grundlage einer Verständigung auf Kosten der Flotte ein Bündnis mit England und Frankreich zu haben sein. Es könne demnach keineswegs als eine glückliche Vorbereitung eines auf dieser Grundlage zu erstrebenden Friedens bezeichnet werden, wenn es der deutschen Flotte gelänge, der englischen eine siegreiche Seeschlacht zu liefern. Wörtlich hat Ballin niedergeschrieben: „Wenn die Engländer ihre Armee vernichtet sehen, wenn sie sehen, daß dieser ekelhaft kleinliche Wirtschaftskrieg, der darauf gerichtet ist, uns das Geld aus der Tasche zu stehlen, ein erfolgloses Unternehmen bleibt, wenn sie merken, daß die Verhältnisse in ihren Kolonien anfangen unsicher zu werden, wenn ihnen endlich der Ekel kommt über den Gedanken, daß sie mit den Slaven und den gelben Kerlen zusammen in einem Bett liegen, dann werden sie gewiß friedensbereit sein, zumal wenn Frankreich und Belgien auch nach dem Frieden verlangen. Ich gehe soweit zu glauben, daß England, wenn wir unglücklich gewesen wären und Rußland uns überrannt hätte, sich auf unsere Seite geschlagen haben würde, um das Gleichgewicht nicht etwa zugunsten Rußlands erschüttert zu sehen. England ist heute von den drei feindlichen Großmächten die einzige, welche an einer stärkeren Schwächung Deutschlands kein Interesse hat."

In einem anderen Briefe spricht Herr Ballin davon, daß

Digitized by Google

die Flotte auf keinen Fall eingesetzt werden dürfe, solange es irgend zu vermeiden sei. Es würde dies geradezu die Vergeudung eines großen Stücks des Nationalvermögens bedeuten. Und wörtlich fährt er fort: „Die Flotte ist in meinen Augen nie etwas anderes gewesen und darf nichts anderes sein wie die unerläßliche Reserve einer gesunden Weltwirtschaft. Und ebenso wenig, wie ein gewissenhafter Direktor die Reserven seiner Gesellschaft angreifen wird, ebensowenig sollte man die Flotte in den Krieg hineinziehen, solange nicht der härteste Zwang dafür vorliegt."

An der Tüchtigkeit des Herrn Ballin in seinem Fach ist nicht zu zweifeln. Daß er von militärischen und kriegspolitischen Dingen nichts verstanden hat, beweisen derartige Ansichten schlagend. Trotzdem hat sein Einfluß bei der Marinevertretung im Großen Hauptquartier gewirkt, und zwar so kräftig gewirkt, daß auf die Stimmen *verantwortlicher* Ratgeber nicht gehört wurde; und zwar von solchen Ratgebern, die auf Grund ihrer militärischen Schulung zu ganz anderen Auffassungen über die Strategie gekommen waren, die England gegenüber anzuwenden sei.

Ein bedauernswerter Mißstand, der ebenfalls zur Knebelung der Flotte nicht unwesentlich, wenn auch nur mittelbar, beigetragen hat, war es schließlich, daß sich zu Beginn des Weltkrieges weder Heer noch Marine strategisch verstanden. Die Binsenwahrheit, daß die Kräfte zu Wasser und zu Lande sich hätten ergänzen müssen, war den wenigsten Führern bekannt; eine Erscheinung, die in der Kriegsgeschichte aller Zeiten oft genug beobachtet worden ist, und die sich letzten Endes auf einen ungesunden Wetteifer zurückführt. Ich habe oben bereits das Beispiel angeführt, daß der Chef des deutschen Generalstabes beim Kriegsausbruch 1914 auf die Störung der britischen Kanaltransporte durch die deutsche Hochseeflotte trotz Angebot verzichtete. Als es dann Mitte September bei der Armee dämmerte, daß eine solche Störung doch recht wünschenswert sei, so daß dem Chef des Admiralstabes ein entsprechendes Ersuchen vorgelegt wurde, da hat Admiral v. Pohl — man höre und staune! — die Entscheidung gefällt, es solle *ein* U-Boot nach dem englischen Kanal entsandt werden! Was das Admiralstabswerk über die Möglichkeit des Zusammenwirkens von Heer und Flotte in den ersten Kriegsmonaten sagt, darf als klassisch bezeichnet werden. Vor allem wird man der Auffassung beipflichten dürfen, daß ein enges Zusammengehen von Heeres- und Marineleitung die schwächliche Haltung der Reichsregierung in der großen Politik ganz anders hätte

Digitized by Google

beeinflussen können. Aber auch militärisch blieb die Tatsache, daß man nicht auf einander eingespielt war, ein Verhängnis. Auf Grund der kriegsgeschichtlichen Forschungen muß es als unbestreitbar richtig hingestellt werden, daß die Flotte als Verlängerung des rechten Heeresflügels in dem Augenblick auf die Wagschale der Entscheidung hätte geworfen werden müssen, wo die feindlichen Heeresmassen mehr und mehr den Riegelpunkten an der flandrischen Küste zustrebten. In den Herbsttagen 1914 wäre der Einsatz der Flotte zudem zu einem militärisch günstigen Zeitpunkt erfolgt. Niemals später ist das Kräfteverhältnis zu England gleich günstig gewesen. Die ängstlichen Gemüter, die Englands Kreise nicht stören wollten und sich im Stillen vor dem Glanze britischen Ruhms auf See beugten, sie haben diese Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen. Und man kann demnach nicht umhin, den Satz aufzustellen, daß die deutsche Marine deshalb zu Grunde gegangen ist, weil sie nicht im Geiste ihres Schöpfers, des Großadmirals v. Tirpitz, ausgenutzt wurde. Von Anbeginn ab hat man sie geknebelt und damit dem Verderben überantwortet.

XXXVI

Dem Andenken unserer alten Wehrmacht.

Von

Oberstleutnant Fleck.

„Und wenn alle Stimmen schweigen
Von dem überwundenen Mann,
So will ich für Hektor zeugen
Hub der Sohn des Tydeus an."

Diese Worte Schillers aus dem Siegesfest nach Trojas Zerstörung sollte jeder im Herzen tragen, der der alten Armee und Marine angehört hat. Der überwundene Mann ist die Wehrmacht des deutschen Reiches, die im großen Krige mehr als vier Jahre lang das Vaterland gegen eine Welt von Feinden schützte, überwunden nicht wie Hektor im ehrlichen Streite, aber wie er „für seine Hausaltäre kämpfend, ein Beschirmer," gefallen.

Wir wissen, daß das Andenken an diese Heldentaten durch einen rachsüchtigen Feind vor aller Welt in den Schmutz gezogen ist. Wir selbst wurden in Versailles gezwungen, durch un-

Digitized by Google

sere Unterschrift anzuerkennen, daß sich die deutsche Kriegführung so schrecklicher Verbrechen gegen die geheiligten Menschheitsrechte hat zu Schulden kommen lassen, „daß die Völker unterster Kulturstufe davor zurückgeschreckt wären." (Mantelnote vom 16. Juni 1919). Auf dieser Grundlage ist der Versailler Vertrag als ein Sühnedenkmal für den „Feind der Menschheit" errichtet worden

Für uns selbst, die wir der alten Wehrmacht angehörten, steht zwar ihr Name zu hoch, als daß er durch die Lügenpropaganda eines skrupellosen und rachedurstigen Feindes erreicht werden könnte, aber vor der ganzen Welt und nicht zuletzt vor den irregeleiteten Teilen unseres eigenen Volkes müssen wir fest darauf bestehen, daß die Wahrheit über unsere Kriegssitten, in Vergleich gestellt mit denen unserr Gegner, endlich an den Tag kommt, eine Wahrheit, die wir nicht zu scheuen haben! Wir können unmöglich Jahr für Jahr weiter als „Zweitklassige" unter den Nationen herumlaufen, ohne die Achtung, auf die ein großes aber unglückliches Volk Anspruch hat. In dem Kampfe gegen die Schuldlüge von Versailles darf kein Deutscher und erst recht kein Angehöriger der alten Wehrmacht nachlassen.

„Wer die Wahrheit kennt und sagt sie nicht,
Der ist ein gar erbärmlicher Wicht."

Mancher wendet hiergegen ein, dieser Kampf wäre zwecklos. Besser, man ließe die Sache verjähren, sie würde von selbst zur Ruhe kommen. Er täuscht sich. Was noch heute auf der Gegenseite geschieht, um das Märchen vom deutschen Hunnentum für alle Zeiten zur historischen Wahrheit umzufälschen, spottet jeder Beschreibung. So verharrt Frankreich weiterhin in zäher Fortführung der Greuelpropaganda gegen uns. Obwohl ein Beschluß des Obersten Rates bezgl. der Kriegsverbrecherfrage — über die z. Zt. eine Unterkommission tagt — noch nicht bekannt ist, häufen sich gerade in letzter Zeit die Pressemitteilungen über die härtesten in contumaciam verhängten Strafen gegen ehemalige deutsche Heeresangehörige. Diese Verfahren bezwecken weiter nichts als eine Anhäufung von Material zur Erhärtung der dem Friedensvertrage zu Grunde liegenden Lüge über unsere Kriegsschuld; weder die amtlichen deutschen Stellen erfahren etwas über die Verfahren und ihren Ausgang, noch werden die Kriegsbeschuldigten, ihre Rechtsbeistände und Zeugen gehört. Die Verurteilungen werden vielmehr ohne jedes Verfahren summarisch gefällt und dienen dann der politischen Propaganda im eigenen und im Auslande; öffentliche Plakate geben

Digitized by Google

der Bevölkerung die Verurteilung bekannt. So wurde kürzlich in Epinal einer unserer Heerführer zu lebenslänglichem Zuchthaus „wegen Diebstahls" verurteilt, ohne auch nur zur Sache gehört worden zu sein. Diese Art der Gerichtsführung spricht jedem Rechtsempfinden Hohn und muß in der breitesten Oeffentlichkeit um so erregtere Gefühle auslösen, als durch die in Leipzig mit größter Sachlichkeit geführten Prozesse bereits erwiesen ist, wie wenig haltbar gerade die von französischer Seite erhobenen Beschuldigungen sind. Auch Belgien setzt eine umfassende Greuelpropaganda gegen uns fort. So wurden dort kürzlich eine Reihe von Denkmälern für die standrechtlich erschossenen Franktireurs errichtet, mit Inschriften wie:

„Wandrer bleibe stehn und grüße. Vor dieser Mauer sind 166 Einwohner zu Tode gekommen, feige von den sächsischen Horden niedergemetzelt." — „Die Schurkerei und Barbarei der Deutschen haben 291 Opfer gefordert. Ihr einziges Verbrechen war, Belgier zu sein. Vorübergehende denkt daran." —

Die Denkmäler sollten vermehrt werden und sich nach Art der deutschen Bismarcksäulen über das ganze Land verteilen, „zur immerwährenden Schande für die deutschen Waffen." Die belgische Presse benutzt diese Denkmalserrichtungen zu erneuten wüsten Beschimpfungen des deutschen Heeres: „Die teutonischen Viecher trieben, wilde tierische Schreie ausstoßend, die unglücklichen Einwohner vor sich her, sperrten sie in eine Scheune und schlachteten sie am nächsten Tage ab, nachdem sie sich zuvor an den Qualen ihrer Opfer geweidet." Vielfach werden dabei die deutschen Regimenter ausdrücklich genannt: „Die feigen Horden vom Leibgrenadier-Regt. 100, von den Regimentern 132 und 178, von den sächsischen Jägern und vom Grenadier-Regt. 101."

Aber nicht nur die Presse, auch die belgische Regierung betreibt diese frivole Deutschenhetze drei Jahre nach dem Kriege. Der Premierminister Carton de Wiart tut sich hierbei besonders hervor und verlangt nachdrücklich die endliche Bestrafung der schuldigen Verbrecher, damit nie wieder „das Gute, Edle und Schöne auf dieser Welt durch die giftigen Gase einer niedrigstehenden, barbarischen Kultur erstickt würde!"

Man kann sicher sein, daß das belgische Volk in seiner großen Mehrheit von der Berechtigung der Denkmalsinschriften und der sonstigen Verleumdungen des deutschen Namens überzeugt ist, — ob auch der Premierminister, sei dahingestellt. Herr Carton

Digitized by Google

de Wiart war nämlich im Kriege Justizminister und als solcher Präses einer sofort nach Kriegsbeginn gebildeten Kommission, die eigens für das Sammeln von Greuelnachrichten über die deutsche Armee eingerichtet wurde. Die Berichte dieser Kommission, bandweise käuflich in Italien für 20 Centesimi, in den Nordreichen für 20 Oere, haben ganz besonders zur Erzeugung einer deutschfeindlichen Stimmung im Auslande beigetragen und schließlich einen großen Teil der Neutralen zur Rettung der bedrohten Zivilisation gegen „die Hunnen und Barbaren" mobil gemacht. Herr Carton de Wiart hat also ein persönliches Interesse an der Aufrechterhaltung seiner Schauergeschichten. Für die Qualität seiner Kriegsberichte nur einige kurze Beispiele:

In Ternath sollen die Deutschen einen Knaben nach dem Wege nach Gent gefragt und, als er diese Frage nicht verstand, ihm beide Hände abgehauen haben. Hierüber befragt, sagt der Bürgermeister Dr. Poodt in Ternath am 11. Februar 1915 unter seinem Eide aus: „Ich erkläre, daß hieran kein wahres Wort ist, ich bin seit Anfang des Krieges in Ternath gewesen. Es ist ausgeschlossen, daß etwas Derartiges nicht zu meiner Kenntnis gekommen wäre. Die Mitteilung ist erfunden." —

In Sempst soll, nach Carton de Wiarts eigener Mitteilung, ein Fuhrmann David Jordans von den Deutschen gebunden worden sein und gezwungen, es mit anzusehen, wie erst sein 13jähriges Töchterchen, dann sein 9jähriger Sohn und schließlich seine Frau von 5 oder 6 deutschen Barbaren mißhandelt und dann auf die Bajonette gespießt wurden. Am 4. April 1916 erklärten der Gemeindesekretär, der Bürgermeister und dessen Sohn bei ihrer eidlichen Vernehmung, daß ein Fuhrmann David Jordans in Sempst weder vor dem Kriege noch während desselben gewohnt habe und ihnen vollständig unbekannt sei, — auch sei in Sempst keine Frau und kein Kind unter 14 Jahren während des Krieges umgekommen. —

Der 17. Bericht der belgischen Kammer bringt folgenden Vorfall:

„Am Dienstag, den 19. August, gegen 7½ Uhr erhoben die Deutschen gegen den alten Pächter Colsen aus Hallenbaye im Weiler Wacourt den Vorwurf, er habe ein deutsches Pferd getötet oder verwundet. Die Deutschen lehnten jede Untersuchung ab und zündeten trotz des Leugnens des Unglücklichen den Pachthof an. Der Pächter, sein Sohn und seine Schwiegertochter wurden im Hofe eingesperrt und lebendig verbrannt."

Im 20. Bericht, drei Monate später, erfolgte unter „Druck-

Digitized by Google

fehler" die kleingedruckte Berichtigung, daß der Pächter Colsen, sein Sohn und seine Schwiegertochter sich durch die Flucht gerettet haben. Inzwischen hatte aber die Lüge die ganze Welt durcheilt und damit ihre Schuldigkeit getan.

Selbstverständlich fehlen die „belgischen Greuel" nicht auf der Auslieferungsliste. So ist z. B. der verstorbene Feldmarschall v. Bülow und mit ihm eine Reihe anderer Generale und Offiziere wegen der Vorgänge angeklagt, die 1914 in dem Städtchen Andenne östlich Namur zu heftigen Straßenkämpfen führten. Hier setzte in der Abenddämmerung des 20. August auf Glockenzeichen ein schlagartiger Feuerüberfall auf die durchmarschierende 1. Garde-Res.-Division ein; Männer, Frauen und Kinder feuerten aus Dachlucken, Kellerfenstern und Schießscharten auf unsere Marschkolonne und brachte ihr nicht nur Verluste bei, sondern verzögerte den Vormarsch der Division angesichts der Festung aufs empfindlichste. Nur scharfe deutsche Gegenmaßnahmen konnten die kritische Lage wieder herstellen. Daß hierbei neben den Schuldigen auch Unschuldige umgekommen sein mögen, ist bedauerlich, aber nach der ganzen Situation erklärlich, und fällt denen zur Last, die den völkerrechtswidrigen Franktireurkrieg angezettelt haben. —

Es hat den Anschein, als ob der Rachedurst der Franzosen und Belgier uns zur Fortsetzung der unsinnigen Kriegsprozesse zwingt. In diesem Falle muß mit baldiger Verhandlung vor dem Reichsgericht gerechnet werden, da er zur sogenannten 45er Liste gehört. Hierbei wird es zwischen der belgischen und der deutschen Auffassung hart auf hart kommen. Denn Belgien steht noch heute offiziell auf dem Standpunkt, daß in ganz Belgien kein einziger Feuerüberfall durch Franktireure stattgefunden hat, die Deutschen vielmehr aus reinem Blutdurst die unglückliche Bevölkerung ohne jede Veranlassung hingemordet hätten. Demgegenüber ist bei den deutscherseits schon im Kriege vorgenommenen Untersuchungen eine solche erdrückende Menge von deutschen und belgischen Zeugnissen für die belgische Schuld am Franktireurkrieg zu Tage gefördert, daß an dieser Tatsache nicht mehr gerüttelt werden kann. Sehr richtig sagt hierüber der englische Kapitän Bennett in seinem Buch „The German Army in Belgium": Es ist schwer zu glauben, daß die deutschen Truppen, vielleicht die am strengsten geschulten und bestgedrillten Soldaten der Welt, in Belgien von ihrem Wege abgewichen sein sollten, um Zivilisten zu erschießen und deren Eigentum ohne den geringsten Schein des Rechts zu zerstören, zu einer Zeit, wo jede

Digitized by Google

Minute kostbar war in ihrem Plan eines raschen Vormarsches gegen die englisch/französischen Kräfte." Und trotzdem die immer wiederholte völkervergiftende Propaganda von den deutschen Kriegsgreueln in Belgien! —

Wir alten Soldaten haben die heilige Pflicht, uns mit allen Mitteln für die Wiederherstellung des guten Namens unserer Wehrmacht einzusetzen. Der Kampf wird lange dauern, eine zähe Abwehrschlacht gegen die Kriegs- und Friedenslügen unserer Feinde ist zu schlagen. Zwar die Urheber dieser Lügen werden wir niemals bekehren. Ihnen ist die vornehme Auffassung nicht eigen, wie sie Schillers Siegesfest bekundet:

„Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre."

Notwendig und erreichbar indessen ist es, die Millionen derjenigen von der Wahrheit zu überzeugen, die objektiv urteilen wollen, aber infolge der glänzend geführten Entente-Propaganda am Deutschtum irre geworden sind.

Der größte Teil der Kulturnationen gehört dem Völkerbunde an. Ihre Sympatien oder Antipatien sind für uns von hoher Bedeutung, wie allein die traurige Lösung der Oberschlesischen Frage beweist. Die Interessen des ganzen deutschen Volkes stimmen hier völlig überein mit denen der alten Soldaten. Möchte die deutsche Regierung, ehe es zu spät wird, mit dem vollen Gewicht ihres amtlichen Materials bald in diesen Kampf eingreifen und die Führung übernehmen.*) Sie kann der Gefolgschaft sicher sein. Denn es gilt, der Wahrheit und dem Ansehen des deutschen Namens in der Welt von neuem eine Gasse zu bahnen.

———

*) Bis jetzt hat die Regierung nach dieser Richtung vollkommen versagt. Ich fürchte, sie wird auch weiter versagen, weil die treibende Kraft dieser Regierung doch die Sozialdemokratie ist und diese hat aus parteipolitischen Gründen und aus Mangel an vaterländischem Empfinden sich wiederholt auf Seiten unserer Feinde gestellt in der Schuldfrage. Man braucht nur an die bezüglichen Erklärungen des Herrn Scheidemann in Bern zu erinnern. Keim.

XXXV I.

Selbstanzeige.

Von
Generalleutnant z. D. v. Moser.

In einer früheren Nummer dieser Blätter hat General von Zwehl meine 1921 erschienene, neue Schrift „Kurzer strategischer Ueberblick über den Weltkrieg 1914 bis 1918," zusammen mit dem Ritterschen Buche „Kritik des Weltkrieges," einer Besprechung unterzogen, und hat dabei — ich kann wohl sagen im Gegensatz zu fast allen anderen Kritikern — auch an meiner Arbeit nach Form und Inhalt weit mehr zu tadeln, als zu loben gefunden. Das ist sein gutes Recht und würde mich nicht veranlassen, zur Feder zu greifen. Aber aus seiner Besprechung meines Buches erfährt der Leser über meine tatsächliche Stellungnahme zu den großen strategischen Fragen des Weltkrieges nur äußerst wenig, so daß er sich keinerlei eigenes Urteil darüber bilden kann. Dem möchte ich doch gerne abhelfen, und da die Schriftleitung dieser Blätter mich schon vor einiger Zeit eingeladen hat, gelegentlich einen Artikel beizusteuern, so gestatte ich mir, ihr nachstehende „Selbstanzeige" meines Buches mit der Bitte um Veröffentlichung zu übersenden. Sie soll keine captatio benevolentiae der Leser bedeuten, sondern soll diese nur so kurz als irgend möglich, davon unterrichten, wie ich Verlauf und Führung des Krieges im Großen beurteile.

Zunächst 1914: Strategisches Versagen Moltkes und seiner Umgebung in solchem Grade, daß im Westen an der Marne der Rückzug mangels jeglicher einheitlichen Schlachtenleitung und mangels aller Reserven an Truppen und Munition unvermeidlich wurde; im deutschen Osten fast wunderbare, dem Glück, Blick und Geschick der neuen Führer und der Tapferkeit der Truppe zu verdankende Errettung aus schon schwerster Not. Im Südosten ebenso unvermeidbares Scheitern des, zwar an und für sich strategisch sinn- und opfervollen, aber mit viel zu schwachen Kräften unternommenen Conradschen Heeresangriffs gegen doppelte Uebermacht. Dann im Westen unter Falkenhayn, als Schlußakt des Wettrennens nach dem Meere, ein frontaler Einsatz der ungenügend ausgebildeten und ausgestatteten deutschen Jünglingskorps zum Angriff von Ost nach West, anstatt eines, die auf Antwerpen vorrückende britische Armee in der rechten Flanke anpackenden Angriffs von Süd nach Nord mit aktiven kriegsbewährten

Digitized by Google

Korps. Weiterhin Verharren Falkenhayns in dem schon aussichtslos gewordenen blutigen Frontalkämpfe bei Ypern zu und so lange, bis die vielversprechendste Gelegenheit in diesem Feldzuge zur Vernichtung des russischen Hauptheeres im Osten versäumt und der ebenso kühne, wie großzügige Gewaltstoß Hindenburgs von Thorn auf Lodz—Lowicz gegen die entblößte russische rechte Heeresflanke mangels an genügenden deutschen Kräften zu strategischer Unfruchtbarkeit verurteilt ist. Infolgedessen Erstarren der West- und Ostfront zum Stellungskrieg.

Dann 1915: Falkenhayn, zur Westentscheidung durch große Einzelschläge entschlossen, überläßt im vollen Widerspruch dazu, seine Februarreserven Hindenburg, der mit ihnen einen glänzenden taktischen, aber strategisch nicht auswertbaren Schlag führt (Augustowo). Auch seine Aprilreserven verwendet Falkenhayn infolge der österreichisch-ungarischen Karpatennot im Osten (Gorlice). Dadurch ist die letzte Gelegenheit versäumt, um den Mutterboden des im Jahre 1915 noch erst im Aufbau befindlichen britischen Heeres, (Kitchener Divisionen), im Keime zu zerstören. Zudem ist das deutsche Westheer dazu verurteilt, während des ganzen Jahres 1915 eine Reihe von blutigen, schweren und verlustreichen Abwehrschlachten zu schlagen — ohne die Möglichkeit zu größeren Gegenangriffen; es besteht aber die harte Probe. Im Osten wird der glänzende taktische Durchbruchserfolg von Gorlice nicht zum auseinandersprengenden strategischen und operativen Durchbruch erweitert, weil Falkenhayn, in vorgefaßter Meinung, eine Vernichtung des russischen Heeres überhaupt für unmöglich hält, weil er neben der Gorlice-Operation eine gleichzeitige Offensivbewegung Hindenburgs im Norden auf Mitau zuläßt und weil die italienische Kriegserklärung starke österreichisch-ungarische Kräfte an den Isonzo ruft. Am 1. Juli kommt sodann der innere Gegensatz zwischen Falkenhayn und Hindenburg in den entscheidenden strategischen und taktischen Fragen — hie West-, hie Ostentscheidung; hie Narew-, hie Wilnastoß — zu vollem Ausbruch (Posen). Gleichviel wer im Rechte war: schwerer Schaden und ernste Lähmung der Obersten Heeresleitung ist die Folge. Trotzdem ist Ende August in der starken Fluß- und Festungslinie Kowno—Grodno—Brestlitowsk—Luzk (Njemen-Buglinie) die denkbar günstigste, mit schwächsten Kräften haltbare Verteidigungslinie gegen alle künftigen russischen Angriffe gewonnen und ist damit die endgültige Verlegung des strategischen Schwerpunktes nach der Westfront ermöglicht. Statt dessen entschließt sich Falkenhayn zu der, sowohl strategisch, wie politisch un-

Digitized by Google

nötigen Fortsetzung der Ostoffensive bis zum Längengrad von Pinsk und dazu noch, auf Drängen Hindenburgs und Conrads, zur Zulassung zweier größerer Vorstöße über diese Linie hinaus auf Minsk und Rowno. Dieser verhängnisvolle Entschluß führt zu dauernder unheilbarer Ueberlastung der deutschen Kampf-, Arbeits- und Verkehrsmittel, da die Behauptung, Versorgung und Verwaltung der ungeheuren, wirtschaftlich unergiebigen besetzten Ostgebiete nutzlos ungebührlich starke Kräfte aller Art beansprucht. Im Spätherbst gelingt sodann noch, nach Bulgariens Beitritt zum Zweibund, die von Falkenhayn längst ersehnte Niederwerfung Serbiens zur Herstellung der Landverbindung mit der Türkei. Aber sowohl das deutsche, wie das österr.-ung. Heer sind im Jahre 1915 über ihre Kräfte angespannt worden.

Im Jahre 1916 enthüllt sich außer dem Zwiespalt Falkenhayns mit Hindenburg auch der mit Conrad: zwei Fehlschläge sind die Folge, der bei Verdun und der in Tirol. Anfangs Juni bringt sodann die Brussilowoffensive im Osten, anfangs Juli die Sommeoffensive im Westen, zu der das inzwischen mächtig erstarkte britische Heer die Hauptkräfte stellt, Ende August die rumänische Kriegserklärung die Mittelmächte an den Rand des Verderbens. Das zur Nachfolge Falkenhayns berufene Führerpaar Hindenburg/Ludendorff meistert die Lage, behauptet alle Fronten und wirft Rumänien nieder. Aber die strategische Vorhand ist Ende 1916 verloren und das Beste an deutschem Nerv und Blut so sehr verbraucht, daß zunächst in West und Ost nur noch Abwehr möglich ist. Die Heimat leidet körperlich und seelisch schwer unter der Blockade.

Aus strategischen, äußer- und innerpolitischen Gründen hätten daher die Mittelmächte im Jahre 1917 eine Entscheidung erzwingen sollen; und dies erst recht, nachdem, nach Eröffnung des unbeschränkten Unterseebootskrieges, Amerika auf die Seite der Entente getreten war. Dazu eröffnete die russische Revolution den Weg. Allein die deutsche Oberste Heeresleitung blieb während des ganzen Jahres 1917 an der entscheidenden deutschen Westfront in der Defensive, wobei das deutsche Westheer in furchtbaren Schlachten (Arras, Aisne, Flandernschlacht, Cambrai) Uebermenschliches zu erdulden hatte. Sie beließ die deutschen Ostkräfte in der Hauptsache auch dann noch an der russischen Front, als die Angriffskraft des von Kerenski nochmals zum letzten Verzweifelungskampf aufgepeitschten russischen Heeres im Juli bei Zborow durch großen deutschen Gegenangriff endgültig zerschlagen war. Dadurch versäumte die deutsche Heeresleitung,

Digitized by Google

zur Durchsetzung von zwar politisch erwünschten, aber nicht unbedingt nötigen Ostzielen, die in der Flandernschlacht gegebene Gelegenheit, um dem angreifenden britischen Heere durch großen Gegenangriff entweder eine entscheidende Niederlage beizubringen oder ihm doch zum mindesten einen solch schweren Nackenschlag zu versetzen, daß es für 1918 nicht mehr zur großen Offensive befähigt war. Die östr.-ung. Not am Isonzo wurde durch glänzenden Durchbruchsangriff (Tolmein) beseitigt. Aber in Heer und Heimat herrschte Ende 1917 Blutleere; außerdem seit langem, in politischer Hinsicht Zwiespalt zwischen Heeres- und Reichsleitung und Reichstag. Die Unterseebootshoffnung, auf die der deutsche Feldzugsplan aufgebaut war, hatte versagt.

So mußte im Jahre 1918 das nunmehr, nach Friedensschluß mit Rußland und Rumänien, aus dem, freilich längst kampfunwilligen, Ostheer verstärkte deutsche Westheer die Entscheidung um jeden Preis und zwar frühzeitig, vor dem Eintreffen der amerikanischen Massen, zu erzwingen suchen. Dies war jetzt nur noch möglich durch den großen operativen Durchbruch. Aber für diese taktisch und strategisch schwierigste Aufgabe war das deutsche Heer nicht mehr stark, wendig und beweglich genug; außerdem war die Richtung des ersten, mehr oder weniger entscheidend gedachten Stoßes auf Amiens, über die Sommewüste hinweg, nicht glücklich gewählt. Mitte Juli war die deutsche Angriffskraft erschöpft. Am 18. Juli und am 8. August trieben die feindlichen Gegenangriffe die ersten gefährlichen Keile in die äußerlich, wie innerlich durch die gegnerische, wie deutschsozialistische Propaganda zermürbte deutsche Front. Spätestens jetzt — in Wahrheit aber noch früher — wäre Loslösen vom Feinde und planmäßiger, großräumiger Rückzug in rückwärtige Stellungen nötig gewesen, die mangels früherer Fürsorge jetzt schleunigst, unter starker Heranziehung der deutschen Heimattruppen, auszubauen waren. Die deutsche Heeresleitung konnte sich nicht dazu entschließen. So schmolz die Restkraft des deutschen Heeres in heroischen, aber aussichtslosen Verstrickungs-Rückzugskämpfen immer mehr zusammen; derart, daß Ende September, nach dem Zusammenbruch der längst brüchigen, am deutschen Siege verzweifelnden bulgarischen und türkischen Fronten, die deutsche Oberste Heeresleitung selbst weiteren Kampf als nutzlos bezeichnen und die Reichsregierung zur Bitte um Waffenstillstand auffordern mußte. Erst am 11. November wird dieser gewährt, nachdem wenige Tage zuvor die Revolution Deutschland noch vollends ganz wehrlos gemacht hat. —

Digitized by Google

Dies in aller Kürze, der wesentliche Gedankengang meines Buches — unter Weglassung jeder Begründung. Diese bildet aber natürlich den Hauptinhalt — auch für die im Schlußwort mit „Ja" beantwortete Frage, ob wir nicht, trotz aller feindlichen Uebermacht, den Krieg doch hätten militärisch gewinnen können.

XXVIII.

Die französische Vorschrift für die Infanterie vom 1. Februar 1920.

II. Teil.

Von
Generalleutnant Balck.

Die französische Infanterietaktik hat im Weltkriege eine Umwandlung erlebt von der Feuertaktik eines Zuges, von Einzelwaffen zu dem Kampf, von nervenlosen automatischen Waffen, denen der Zusammenhang gegeben wird, durch eine Anzahl von Gewehrträgern mit Hülfswaffen. Die Kompagnie besteht aus einer Anzahl von Kampfgruppen. Als kleinste Ausbildungs- und Kampfeinheit gilt eine Kampfgruppe, bestehend aus einer L-M-G., einer Volligeur- und einer Grenadierhalbgruppe (equipe). Die L-M-G. Halbgruppe unter Führung eines mit Gewehr bewaffneten Korporals besteht aus dem L-M-G. Schützen und einem Patronenzuträger, sowie zwei mit Karabinern bewaffneten Hülfspatronenzuträgern. Eine Volligeur- oder Grenadierhalbgruppe besteht aus einem mit Gewehr bewaffnetem Werfer und einem Gewehrgranatschützen. Die aus drei Halbgruppen bestehende Gruppe zählt 1 Unteroffizier, 11 Mann, von denen 6 Mann das Gewehr oder den Karabiner führen. Der Zug zählt 3 Unteroffiziere, 33 Mann. Die Kompagnie mit allen für Befehls- und Verbindungsdienst erforderlichen Leuten in einer section de commandement zusammengefaßten Mannschaften zählt nur 132 Mann. Das Bataillon besteht aus einer Groupe de commandement, 3 Infanterie- und einer M-G. Kompagnie,

Digitized by Google

einem Zuge Begleitwaffen (ein 37 mm Geschütz und 2 L.-M.-W.) Unter dem Eindruck der verlustreichen Kämpfe des Jahres 1917 trat im letzten Kriegsjahre die Andriffslust der Truppe zurück, sie griff nur an, wenn die Artillerie jedes Leben in der feindlichen Stellung zerstört hatte oder ein Vorgehen unter Mitwirkung von Kampfwagen möglich war. Die neue Vorschrift erkennt die Macht des Verteidigungsfeuers an, verwirft daher die einheitliche Verwendung des Zuges, sieht aber durch Betonen des Grundsatzes, daß der Angriff in der Vereinigung von Feuer und Bewegung besteht und durch die Forderung, daß ein Vorgehen der Infanterie erfolgen solle, sobald es nur unter erträglichen Verlusten möglich sei. Betont wird die Notwendigkeit der Sicherung und gewarnt vor der Gefahr der Ueberraschung. Der Kampf wird durch die kleinste Ausbildungs- und Kampfeseinheit der Kampfgruppe geführt. Der Mangel an Gewehrträgern soll durch die Beigabe von Hülfswaffen ersetzt werden. Die Gefahr der Zersplitterung ist unverkennbar, vergebens wird durch eine sehr weitgehende Zuteilung von Nachrichtenoffizieren, oder auch Unteroffizieren, an alle Verbände dann durch Pflege der moralischen Eigenschaften entgegen gearbeitet. „Manneszucht und Festigkeit sind die grundlegenden militärischen Eigenschaften, sie gewährleisten die Tätigkeit der Führung, und das Zusammenwirken der Anstrengungen zum Erreichen eines gemeinsamen Zieles. Ohne sie laufen die persönlichen Eigenschaften, Tapferkeit, Zähigkeit, Opferfreudigkeit Gefahr, vergeblich eingesetzt zu werden. Die kriegerischen Tugenden werden entwickelt durch die Steigerung des Patriotismus und Ehrgefühls. Kämpfe sind vor allen Dingen ein Ringen der moralischen Faktoren. Die Moral ist eine Tatsache des Vertrauens. Eine Niederlage ist unvermeidlich, sobald in der Truppe die Hoffnung auf den Sieg aufhört. Bei gleichem technischem Wert und gleicher Organisation fällt der Enderfolg nicht der Truppe zu, die die wenigsten Verluste hat, sondern derjenigen Truppe, deren Moral am längsten und besten standhält." Dieses kann nur gewährleistet werden durch Aufrechterhalten der moralischen Beziehungen zwischen der Truppe und ihren Führern, die auch standhalten muß bei der unvermeidlichen Unterbrechung des Zusammenhanges. „Der einzige Fehler der Führung, der dauernd getadelt werden muß, sind Außerachtlassen der Aufgabe, Untätigkeit und die Scheu vor der Verantwortung. Die Tapferkeit der Truppe entscheidet den Kampf, der Führer kann den Wert der Truppe steigern durch Verbesserung de Ausbildung

Digitized by Google

und Steigen der moralischen Eigenschaften. Das Letztere ist die schwierigste Aufgabe und bedarf einer besonderen Pflege durch den Führer." Das Betonen der hohen Bedeutung des moralischen Elements ist unerläßlich, auch das Hervorheben des hohen Werten der Hülfswaffen, nur bleibt es fraglich ob den Offizieren der erforderliche Wirkungsbereich geschaffen werden kann.

Die zahlreichen Hülfswaffen der französischen Infanterie werden von der Vorschrift folgendermaßen gekennzeichnet:

Das Magazingewehr mit 8—10 gezielten Schüssen in der Minute ist die eigentliche Präzisionswaffe, außerdem die geeignetste Waffe beim überraschenden Zusammenstoß, da sie ohne besondere Vorbereitung sofort in Tätigkeit gesetzt werden kann. Die Treffgenauigkeit des fusil mitrailleur mit 120 Schuß in der Minute nimmt rasch mit zunehmender Entfernung ab, und soll erst über 1200 Meter nicht gebraucht werden. Das Feuer in der Bewegung ist beim Angriff vorgesehen. Das M.-G. mit einer durchschnittlichen Feuergeschwindigkeit von 500 Schuß in der Minute wird in Komagnien zusammengefaßt und auf kleinen Fahrzeugen (roiturettes), für den Gebirgskrieg auf Tragtieren fortgeschafft. Aufgestellt werden außerdem noch Stellungskompagnien ohne Mittel zur Bewegung. Die Kompagnie gliedert sich in die section de commandement, in den Gefechtsteil und in die Staffel. Der Zug als Gefechtseinheit besteht aus 2 Gruppen zu je 2 Gewehren, sodaß die Kompagnie 16 Gewehre zählt, hieraus ergibt sich ohne weiteres das Bevorzugen der zugweisen Verwendung. Die M.-G. Kompagnien besitzen außer den eigenen Waffen der Bedienungsmannschaften keine Hilfsmittel zum eigenen Schutz. Benachbarte Kampftruppen haben daher den Schutz als unbedingte Pflicht zu übernehmen, falls die Maschinengewehre nicht schon durch die Art ihrer Aufstellung gesichert sind.

Handgranaten sind in 2 Arten vorhanden, die eine mit wenig Sprengstücken und mit Wirkung bis auf 10 Meter vom Sprengpunkt für Angriffszwecke, die andere Art mit einer Wirkung bis zu 100 Meter vom Sprengpunkte. Diese Art ist eine ausgesprochene Hülfswaffe der Verteidigung gegen vorgehende ungedeckte Ziele. Ein einheitliches Zusammenfassen der Handgranatenwerfer mehrerer Kompagnien kann stattfanden. Gleiches ist auch für die Gewehrgranatenschützen vorgesehen. Verwendungsbereich von 85—100 Meter. Im Angriff findet die Waffe Verwendung geen einzelne Widerstandsnester zur Ergänzung des Flachfeuers, und in der Verteidigung zur Abgabe von

Digitized by Google

Sperrfeuer. Pistole und Revolver mit 18 bezw. 12 Schuß in der Minute sind ausgesprochene Waffen des Nahkampfes. Das 37 mm Geschütz ist eine bis zu 2000 Meter wertvolle Waffe zur Bekämpfung von Maschinengewehren. Der Begleitminenwerfer wirft 3—4 Kg. schwere Granaten bis auf Entfernung von 1600 Meter. Das Begleitgeschütz und der Minenwerfer erlauben der Infanterie eine Anzahl Aufgaben zu lösen, für die die Artillerie wegen ungenügender Treffgenauigkeit oder wegen Mangel an Zeit nicht ausreicht.

Der Kampfwagen (charde combat) ist eine ausgesprochene Angriffswaffe, die in der Verteidigung nur zur Unterstützung des Gegenangriffs gebraucht werden soll. Entsprechend der Gliederung der Divisionen in 3 Infanterieregimenter besteht das Kampfwagenbataillon aus 3 Kompagnien, deren Zahl noch weiter vermehrt werden kann. Jede Kompagnie wird eingeteilt in 3 Gefechtszüge, dann sind noch vorhanden ein char de comandement, ein Wagen für drahtlose Telegraphie und eine Staffel zu 8 Wagen, von denen 3 zur Ergänzung und 5 für den Ersatz dienen. Die Verwendungseinheit ist der nur ungeteilt zu verwendende Zug. Dieser besteht aus 3 leichten Wagen mit leichten Geschützen und 2 mit M.-G. armierten leichten Wagen. Kampfwagen kämpfen grundsätzlich niemals allein, sondern nur in Verbindung mit den anderen Waffen, und werden erst eingesetzt, wenn die Infanterie die Sturmentfernung erreicht hat. Jedes vorzeitige Erscheinen der Kampfwagen bereitet den Feind auf ihr Erscheinen vor und lenkt das Feuer der feindlichen Artillerie auf sie, so daß ihre Vernichtung vorauszusehen ist, ehe sie wirksam werden können. Es folgt daraus: Die Kampfwagen so spät wie nur möglich auftreten zu lassen, sie gleichzeitig in großer Zahl und in breiter Front einzusetzen, um das feindliche Feuer zu zersplittern. Gefechtform ist die Linie mit 50 Meter Wagenzwischenraum. Sorgfältiges Einspielen eines gemeinsamen Handelns mit der Infanterie ist unerläßlich. Die Marschgeschwindigkeit beträgt 1—5 Kilometer in der Stunde. Die leichten Wagen können Hänge von 45 Grad Neigung ersteigen, die üblichen Hindernisse im Feldkriege vernichten, Mauern von 40 Zentimeter Stärke niederlegen, Gräben von 1,80 Meter Breite und Gewässer von 70 Zentimeter Tiefe überwinden, Betriebsstoff ist für 8 Stunden im Wagen vorhanden, die Panzerung schützt gegen Infanteriegeschosse und Sprengstücke. Das Geräusch der Motore ist bis auf etwa 400 Meter hörbar. Trichtergelände, tiefe Gräben, und über 70 Zen-

Digitized by Google

timeter tiefe Gewässer bereiten Hindernisse für die Bewegung. Jedenfalls besitzt die französische Infanterie in den Kampfwagen eine sehr wertvolle Angriffswaffe, deren Bedeutung wir im Weltkriege unterschätzt haben, obgleich unsere Infanterie schließlich auch mit ihnen fertig zu werden verstand. Die Waffe wurde uns erst gefährlich, als unsere Infanterie merklich schlechter wurde.

Die Ausstatung der französischen Infanterie mit Hülfswaffen ist in dem Gedanken erfolgt für alle möglichen Wechselfälle des Kampfes ausreichend Vorkehrung zu treffen. Die Truppenführung wird Schwierigkeiten haben, den rechtzeitigen Einsatz zu ermöglichen. Der Vorteil einer geringeren Anzahl von Waffen, die aber unter allen Verhältnissen ausgenutzt werden können, erscheint größer als Waffen mitzuführen, die nur für bestimmte Wechselfälle vorausgesehen sind.

Von größeren Verhältnissen ausgehend wird der Angriff vom Regiment bis zu den kleineren Verbänden bis zum Zuge und der Halbgruppe besprochen. Die Ausführungen sind durchsetzt von der Forderung selbst zu überraschen, sich aber vor der Ueberraschung zu bewahren. Tiefengliederung ist möglichst lange auf dem Gefechtsfelde zu erhalten, da sie die Möglichkeit gibt, flankierend dem Nachbarn zu helfen und selbst zu manöverieren. „Der Regimentsführer verliere niemals außer Augen die grundsätzliche Bedeutung des Manövers. Der Zweck eines jeden Manövers muß den Unterführern klar und bestimmt mitgeteilt werden, damit sie selbständig handeln können. Das Manöver wird vorbereitet durch die Gliederung der Truppe nach Breite und Tiefe je nach der Bedeutung der Leistung, die von der Truppe gefordert wird, durch Wahl der Stellung, durch Gliederung der Reserve und durch Bestimmungen der Wege, auf denen die Truppe vorgeführt werden soll." Als Lehre des Krieges hat sich die Notwendigkeit des Zusammenwirkens von Bewegung und Feuer ergeben, ferner die Notwendigkeit, den Beginn der Bewegungen durch rechtzeitiges Erlassen von vorbereitenden Befehlen zu beschleunigen, denen erschöpfende Ausführungsbefehle folgen, die zu ihrer Bearbeitung erheblich mehr Zeit beanspruchen. Erreichte Vorteile sind sofort auszunutzen. Aus diesem Grunde folgen auch Teile der Reserve hinter den Teilen, die die kürzesten Anmarschstrecken haben, da diese gerade unerwartet Teile der feindlichen Stellung erreichen können, die die geringste Widerstandsfähigkeit haben. Die Aufgabe eines Reservebataillons kann nicht vorausgesehen werden, der Führer wird jedoch die beim Aufstellen eines

Digitized by Google

Angriffsplans in Aussicht genommene voraussichtliche Verwendung der Reserven den Unterführern mitteilen, wenn auch im Laufe des Kampfes eine ganz andere Verwendung sich ergeben wird.

Der Infanterieangriff wird nach der Vorschrift gegliedert:

1. in den Anmarsch,
2. in das Aufnehmen der Fühlung mit dem Feinde,
3. in die Durchführung des Angriffs einschließlich des Sturms,
4. in das Besitzerhalten des genommenen Geländes oder in das Ausbeuten des Erfolges.

„Das Bataillon ist die wichtigste taktische Einheit und der Grundstein für alle Kombinationen im Manöver. Es ist die größte Einheit, deren Führer noch persönlich ein Manöver leiten kann."

Die drei Infanteriekompagnien (compagnies des voltigeurs) führen das Angriffsgefecht, die übrigen Teile der Truppe sind für sie nur zur Verstärkung der Feuerkraft und zur „Tätigkeit zu ihrem Nutzen" bestimmt. In dieser Unterordnung liegt die Grundlage der Taktik des Bataillons. Die M.-G. Kompagnie wird nach der Tiefe gegliedert und zurückgehalten mit einem Teile der Reserve, nach Beendigung der ursprünglichen Aufgabe werden sofort den Maschinengewehren neue Aufgaben gestellt. Ihre Verwendung ist in allen Fällen gerechtfertigt, wo die Vorwärtsbewegung der Feuerunterstützung bedarf oder die erreichten Vorteile ausgenutzt werden sollen. Beim Vorbrechen zum Angriff sollen die Maschinengewehre die Feuerkraft des Verteidigers lahmlegen, im Laufe des Angriffs sollen sie das Feuer der Kompagnien verstärken, die Ausgangsstellung und erreichten Vorteile halten und die Flanke schützen. Die einzelnen Teile der M.-G Kompagnie dürfen niemals das Vorschreiten des Angriffs aufhalten. Kein Umstand kann die Untätigkeit des Führers einer M.-G. Abteilung rechtfertigen oder entschuldigen. Einzelne Züge können den Kompagnien zur Verstärkung ihrer Feuerkraft unterstellt werden.

Die Gliederung eines Bataillons vollzieht sich beim Anmarsch unter dem Schutze einer Vorhut, der die übrigen Kompagnien nach feststehender Angriffsabsicht folgen: In Form einer Raute (1 Kompagnie vorn, 2 Kompagnien in zweiter Linie, die 4. in dritter Linie) oder nach Art einer Doppelkolonne. Das Bataillon wird sich bis zu 1500 Meter ausdehnen können, die Stufen der

Digitized by Google

Tiefengliederung folgen sich auf Entfernung von 30—40 Meter Die Gefahr, daß die Formen zum Schema werden, liegt besonders nahe. Die Reservekompagnie wird sich mit ihren Züger gliedern bis zu 800 Meter Breite und 600 Meter Tiefe.

Die Kompagnien gliedern sich in ähnlicher Weise mit ihren Zügen, mit einem vorgeschobenem Zuge oder mit 2 Zügen in erster Linie und 2 Zügen gestaffelt nach einem Flügel oder auf Lücken oder auf Vorderrichtung, den vorderen Zügen folgend oder zum Schutz einer Flanke hinter einem Flügel des vorderer Zuges gestaffelt folgend. Der Abstand der Züge wird auf 100 bis 300 Meter angegeben.

Eine ausgebaute Sturmstellung wird auf 200 Meter vom Feinde gesucht. Der Feuerteil einer Kompagnie besteht aus 2—3 Zügen, eine Reserve folgt auf 50—150 Meter.

Ein besonderes Kapitel behandelt Einzelheiten, wie z. B. den Kampf mit leichten Wagen, Patrouillengefechte, nächtliche Kämpfe. Von diesen heißt es: „Man manöveriert nicht des Nachts, man kann nicht die Reserve dorthin lenken, wo ihre Anwesenheit geboten ist. Die Aufgabe des Führers liegt in der Feuerwirkung, in der Nacht vermag er diese nicht auszunutzen und kann sich nicht mit der Kampfführung das Gros beschäftigen. Die Gliederung verliert daher an Bedeutung, die Stärke des Nachtangriffs beschränkt sich nur auf den Kampf der Kolonnenanfänge bei der Unmöglichkeit, sie zu verstärken, wie es am Tage möglich sein würde. Hauptsache ist das Erhalten der Richtung. Die Artillerie kann nur auf Grund vorher festgelegter Abmachungen wirksam werden. Die Infanterie trägt fast allein die Schwere der nächtlichen Kämpfe. Der Angriff wird in einer Reihe kleiner Kolonnen angesetzt, die den größten Teil ihrer Stoßtruppen sogleich einsetzen. Eine kleine Reserve folgt auf kürzerem Abstande. Die Führung sucht den Erfolg durch Regelung der Angriffszeiten verschiedener Kolonnen zu erreichen. Die Reserve wird meist für den Fall eines Mißerfolges in einer Aufnahmestellung zurückgehalten. Der nötige Hinweis, daß zwischen Nacht und Nacht ein großer Unterschied sein kann wird unterlassen, man empfindet das Mißtrauen der Franzosen gegen nächtliche Unternehmungen.

Die Ansicht über Verteidigung bieten sehr wenig Neues. Sie gründen sich auf das vorbereitete, nach der Tiefe gegliederte Feuer. Gegenangriffe sind nur am Platze gegen einen Feind der durch das Feuer unbeweglich gemacht ist. Die Bewegung dient nur dazu, den Angreifer zu vertreiben, der dem Feuer ent-

Digitized by Google

gangen ist, oder ihn gefangen zu nehmen. Zu besonderen Bemerkungen über die Verteidigung gibt die Vorschrift keine Veranlassung.

Gesellschaft für Heereskunde

Anschrift des Schriftführers: Major a. D. Möllmann, Berlin W. 15, Pfalzburger Straße 10. Postscheckkonto: Berlin NW. 7, 113 600. Vereinslokal: „Berliner Kindl," Charlottenburg, Kurfürstendamm 225/226, Ecke der Augsburger Straße.

I. Einladung.

Die nächste Sitzung findet am Donnerstag, dem 21. September 1922, 7½ Uhr abends, mit folgender Tagesordnung statt:

1. Geschäftliches,
2. Vortrag des K. K. Rittmeisters Dr. Frh. von Baumgartner: „Die Schlacht bei Großbeeren am 23. August 1813,"
3. Fragekasten: a) Die Ausrüstung der deutschen Infanterie mit Schanzzeug. Referent: Major a. D. Möllmann.
   b) Gradabzeichen der Unteroffiziere im brandenburg-preußischen Heere. Referent: Kunstmaler Knötel.

II. Mitteilungen.

1. Der für den 7. September 1922 geplante Ausflug auf das Schlachtfeld von Großbeeren muß besonderer Umstände halber ausfallen.

2. Das nächste zwanglose Beisammensein findet am Montag, dem 2. Oktober 1922, die Oktobersitzung am Donnerstag, dem 19. Oktober 1922, statt. Vortrag des Schriftführers: „Die deutsche Feldpost im Weltkriege." M.

Digitized by Google

Literatur.

I. Bücher.

Ludendorff als Mensch und Politiker. Von **Hans Eggert.** (E. S. Mittler u. Sohn, Berlin).

Eine bemerkenswerte Ergänzung zu der literarischen Hinrichtung von Professor Delbrück als „militärischer" Sachverständiger durch Oberstleutnant Foerster, die bereits hier besprochen wurde. Hans Eggert bringt in seinem Werkchen überreiches Material, das dartut, wie Herr Delbrück leichtfertig und geradezu unanständig auch den Menschen und Politiker Ludendorff „porträtiert" hatte. Die Schlußsätze sind erfreulich, weil sie mit der sogenannten wissenschaftlichen „Objektivität" brechen, die bei Leuten wie Delbrück, Koester usw. gar nicht am Platze ist. Sie lauten: Herr Delbrück irrt sich, wenn er glaubt, ein Götzenbild zerschlagen zu haben, er hat nur ein Bild von sich selbst gezeichnet, das der Welt zeigt, wie gering er selbst als Mensch, Historiker und Politiker zu werten ist. Ich beneide den vierten Palamentarischen Untersuchungsausschuß nicht um diesen „Sachverständigen." Ich finde jedoch, daß er durchaus in den Rahmen dieses Untersuchungsausschusses paßt, soweit er sich bis jetzt betätigt hat. Keim.

Die Tragödie Deutschlands. Von einem Deutschen. Verlag Duncker u. Humblot. München und Leipzig 1922.

Ich bin gegen jedes Buch und jede literarische Betätigung mißtrauisch, bei dem nicht der Verfasser genannt ist. Dieses Mißtrauen hat sich nach Durchlesen des vorliegenden Buches durchaus berechtigt erwiesen. Es ist ein Buch eines undeutsch denkenden, undeutsch fühlenden, undeutsch schreibenden Mannes, der über Geist, Wissen, über eine geschickte Feder und die Gabe verfügt, aus Schwarz Weiß zu machen, oder umgekehrt, wie es gerade trifft. Politisch, militärisch unter dem Deckmantel das Menschentum wieder hochzubringen, die Welt mit Menschheitsgedanken usw. zu erfüllen. Dazu wird noch eine biologische Maske vorgefunden, denn jeder ernsthafte Biologe weiß, daß sich nur Arten Folgen richtig entwickeln, und daß es kein Gesamt-Bion gibt, weder in der Natur noch in der Menschheit. Selbst die Religionen haben dieses biologische Gesetz nicht erschüttert, denn auch im „Christentum" bleiben die Eigenarten der Nationen innerlich bestehen.

Bei Anbeginn wußte ich Bescheid, wessen Geistes Kind der Anonymus sei, als ich Folgendes las. Erstens vertritt er die Ansicht, daß Deutschland mitschuldig sei am Krieg . . . .

Da nun die Entente jede Mitschuld leugnet, so bleibt eben nur die deutsche Alleinschuld! Ich möchte den Herrn Verfasser fragen, welche Veranlassung sollte für Deutschland vorliegen, Krieg anzufangen?

Sein rasch aufblühender Wohlstand, sein unerwartet die Welt umspannender Handel bedrohte aber England, daher schon 1878 der Ausspruch: Germaniam delendam esse! Kennt der Herr Verfasser ferner nicht den Ausspruch des russischen Botschafters in London: „Die Friedfertigkeit Deutschlands gestattet uns, den Zeitpunkt des Kriegsausbruches zu wählen." Kennt er nicht die systematisch verfolgte Kriegspolitik Frankreichs? Er treibt Geschichtsklitterung übelster Art. Auch sind die Auswürfe gegen die Alldeutschen

Digitized by Google

törichte Aushülfen. Denn erstens hatten sie gar keinen Einfluß auf die Regierung und zweitens ist jeder Franzose Allfranzose, jeder Engländer All-Engländer, das wird ihm aber nicht übel genommen. Aber das Gleiche wird den Deutschen übel genommen! Ferner findet sich im Buche der Satz: „Der Militarismus und Marinismus waren in Frankreich, England und Rußland eine Angelegenheit der hohen Politik, und für Deutschland eine Angelegenheit der Seele des einzelnen Bürgers."

Wer angesichts der Statistik über die Friedensstärken und militärischen Lasten — sowohl der persönlichen wie der finanziellen — in Deutschland und Frankreich, angesichts der steten parlamentarischen Kämpfe in Heeressachen von Bismarck bis zum Jahre 1913 so schreibt, ist unwahrhaftig und niemals im Stande, eine wahrhafte historische Darstellung zu geben, geschweige ein auch wissenschaftlich wertvolles kritisches Urteil zu fällen. Mag er sonst auch noch so gelehrt und forsch auftreten. „Muster ohne Wert." Deshalb ist das Buch für ernsthafte wirkliche Deutsche nicht lesenswert. Keim.

Staat und Welt. Von **Dietrich Schäfer.** Verlag Otto Elsner, Berlin 1922.

Der Deutsche hat von jeher bedenklich dazu geneigt, über der „Welt" den eigenen Staat zu vergessen. Schon das „Römische Reich deutscher Nation" war ein völkischer wie politischer Mißgriff, der sich bitter gerächt hat, denn über das „Römische" wurde das Deutsche vernachlässigt. Auch Humanismus und die sogenannte klassische Zeit — Schiller mit seinem „Seid umschlungen Millionen, dieser Kuß der ganzen Welt" und Goethe „Ich habe mich in Rom an der Tiber mehr zu Hause gefühlt, als in Deutschland" — haben den Internationalismus bei uns unliebsam gefördert, ganz zu schweigen von dem „Weltschwindel," den manche Maßgebende schon vor 1918 zum Unheile Deutschlands betrieben. Da bedeutet ein Buch wie das vorliegende geradezu geistige Erquickung für einem Deutschen, der diesen Namen verdient. Aber auch politische Belehrung seitens eines Mannes, wie Dietrich Schäfer, der Meister in seinem historischen Fache, nach Methode und Gedankenfülle, auch als ernsthafter, weitblickender Politiker zu den besten unseres Volkes zählt.

Das Buch ist dem Generalfeldmarschall von Hindenburg als „dem Schirmer deutschen Bodens" zugeeignet. Leider ist inzwischen ein gut Stück dieses deutschen Bodens den Fremden ausgeliefert worden. Warum? Weil das deutsche Volk trotz aller Mahnungen und Warnungen nicht rechtzeitig seinen Staat militärisch wie wirtschaftlich so stark gemacht hat, wie es ihn hätte machen können und müssen. Wenn der Staatsgedanke nicht parteipolitisch und teilweise bürokratisch überwuchert gewesen wäre von einer laxen Auffassung eines Volkes gegenüber seinem Staate, der wie Felix Dahn zutreffend bemerkt „das höchste Gut eines Volkes ist."

Was Diertrich Schäfer nach dieser Richtung über „Militarismus" schreibt, Seite 200 u. f. f., trifft den Kern der Sache. Ein Staat ohne Militarismus — einerlei ob sie die Phalanx der Mazedonier, die Legionen der Römer, der Heerbann der Franken, der Ritterschwarm des Mittelalters, die Bataillone Friedrichs des Großen und Kaiser Wilhelms I. genannt werden, — ist gar kein Staat im großen Sinne dieses Wortes. Wir sehen ja in einer unglücklichen Gegenwart wie tief Deutschland gesunken ist ohne Militarismus und wie mächtig die französische Republik dasteht mit ihrem Militarismus. Aber die deutschen Doktornäre waren ja, stolz darauf, gegen den Militarismus zu kämpfen!

Digitized by Google

Die einzelnen Kapitel führen die Titel: Die Bedeutung des Staates, der Staatsgedanke als Quelle der Macht, der deutsche Staat, der Weltkrieg, Deutschlands Lage. Jedes dieser Kapitel ist bedeutsam und lehrreich in seinen geschichtlichen wie politischen Zusammenhängen, auch für die Gegenwart! Ob die Deutschen etwas aus dem vortrefflichen Buch lernen werden? Ich bezweifle es.

Keim.

Die Kriegslage im Herbst 1918. Von General der Inf. **von Kuhl.** Dob-Verlag, Berlin W. 9.

Die Sozialdemokraten und ihre Weggenossen sind im Besitz der staatlichen Macht und sie nutzen sie rücksichtslos aus. Auch auf dem Gebiete, was sie Geschichte und Wissenschaft nennen. Dafür ist das Pamphlet des Herrn Adolf Koester — Minister des Innern im Reichskabinett — „Konnten wir im Herbst 1918 weiterkämpfen?" ein neuer Beweis. Es wurde aus Staatsmitteln bestritten und auf Staatskosten in den Schulen verbreitet. Ich nehme zu Ehren des jetzigen Preußischen Kultusministers Beelitz an, daß diese entstellte — milde ausgedrückt — Darstellung nicht unter seinem Regiment in den Preußischen Schulen verbreitet worden ist. Im Reichstag ist ja seiner Zeit eine Anfrage erfolgt, ob jene Schrift mit Regierungsmitteln hergestellt und verbreitet worden ist, worauf die Regierung mit einem bündigen Ja antwortete. In dieser Regierung sitzen ja auch Zentrum und Demokraten — also auch sie sind offenbar freudig damit einverstanden, daß unsere Jugend auf solche Weise, was geschichtliche Vorgänge betrifft, „belehrt" wird. Ich denke aber, daß angesichts der Ausführungen des Generals von Kuhl eine neue Anfrage im Reichstag eingebracht wird, ob die Regierung jetzt noch den Mut besitzt, sich zu jener Arbeit des Herrn Koester zu bekennen! Die Darlegungen und Beweisführungen des Generals von Kuhl sind so einwandfrei, streng sachlich, kritisch unantastbar, daß an dem Erzeugnis Herrn Koesters „Konnten wir im Herbst 1918 weiterkämpfen" nichts, aber auch rein gar nichts übrig bleibt, was ernsthaften Anspruch auf kriegsgeschichtliche Wirklichkeit erheben könnte. Dieser Herr hat von kriegswissenschaftlicher Methode und „voraussetzungsloser" Geschichtsschreibung keine Ahnung. Er behandelt sein Thema im seichten Feuilletonstil und unter rein parteipolitischenGesichtspunkten. Er will die unsühnbare Schuld an der Verseuchung des Heeres und dem dann ausbleiblichen politischen wie militärischen Zusammenbruch parteipolitisch abwälzen, und das kann er nur, wenn er das, was ihm nicht paßt, totschweigt und so ein vollkommen verzerrtes Bild der wirklichen Sachlage schafft.

General von Kuhl hat sich ein wissenschaftliches aber auch ein politisches Verdienst erworben, einmal gründlich in diesen künstlichen Nebel einer Pseudo-Kriegsgeschichte hineinzuleuchten. Das in Mainz erscheinende französische „Echo du Rhin" hatte seiner Zeit allerdings mit Genugtuung festgestellt, wie der Beweis, daß die Deutschen überhaupt nicht mehr kriegsfähig waren, durch einen „deutschen Minister" erbracht worden sei. Bis dahin hatten sie es selbst nicht recht geglaubt! Keim.

Erich Otto Volkmann, Major a. D. u. Mitglied des Reichsarchivs: **Der große Krieg 1914—1918,** kurzgefaßte Darstellung auf Grund amtlicher Quellen des Reichsarchivs. Mit 3 Karten-

Digitized by Google

beilagen in mehrfarbigem Steindruck. Verlag Reimar Hobbing, Berlin SW. Preis 75.— Mark.

Unter den Werken, die den Weltkrieg in seinen großen Umrissen allgemein verständlich und erschöpfend darstellen, nimmt dies einen bevorzugten Platz ein. Es wendet sich an den weiten Kreis der Gebildeten, die sich über die Entstehung der großen Führerentschlüsse in beiden Kriegslagern und über die Leistungen der Heere zu unterrichten wünschen. Das Buch enthält zwar weder kritische Betrachtungen noch gibt es über Einzelheiten Auskunft, dafür sind die allgemeinen großen Linien glücklich ins Auge gefaßt. Wichtig sind auch verschiedene Zahlenangaben als Fußnoten und als Anlagen über die Ausgehobenen, die Stärken, dem verfügbaren Ersatz in verschiedenen Abschnitten des Krieges, die von den Feinden aufgebotenen Kräfte, die verfügbaren U-Boote zu Anfang und am Schluß der Feindseligkeiten u. s. f. Die Karten sind für den Umfang der Schilderung ausreichend.

General v. Zwehl.

H. von Waldeyer-Hartz. Ums deutsche Danzig. Eine Erzählung aus vergangenen Tagen. Leipzig-Berlin.

Diese geschichtliche Erzählung behandelt den Freiheitskampf der Stadt Danzig gegen den polnischen König Stephan Bathory im Jahre 1576. In romanhafter Form führt uns der Verfasser das Leben in der deutschen, damals wie jetzt von einer Unterwerfung unter den polnischen Nachbarstaat bedrohten deutschen Stadt vor, wobei die Hauptpersonen, Bürgermeister wie Kriegshauptleute geschichtliche Persönlichkeiten sind. In ansprechender Darstellung wird die Belagerung der Stadt und die dabei sich abspielenden Kämpfe geschildert, in denen diese zuletzt mit dänischer Hilfe Siegerin bleibt. Gerade in unseren Tagen, wo jene alten Kämpfe in unserer östlichen Grenzmark sich zu erneuern drohen, wird dem Buche eine freundliche Aufnahme gesichert sein, um so mehr als der Verfasser über sehr genaue Kenntnisse von dem deutschen Städteleben im 16. Jahrhundert verfügt. E.

Der internationale Jude. II. Band. Herausgegeben von **Henry Ford.** Ins Deutsche übertragen von Paul Lehmann. Leipzig 1922. Hammer-Verlag (Th. Fritsch). Preis 20.40 Mark.

Der Streit um Gott und Talmund. Meine Antworten an Strak, Kittel, Fiebig, Caro und andere von **Theodor Fritsch.** Leipzig 1922. Hammer-Verlag. Preis geh. 21,60 Mark.

Zwei sehr beachtenswerte Beiträge zur Judenfrage, die Niemand ungelesen lassen sollte, der sich über den heutigen Stand einer Frage unterrichten will, die sich, wie Henry Ford ausführt, immer mehr zum Weltproblem entwickelt. Dieser tapfere Vorkämpfer der anti-jüdischen Bewegung in Nordamerika hatte im ersten Teil seines Buches „Der internationale Jude, ein Weltproblem" zum ersten Male in Nordamerika in umfassender Weise die auf Erringung der Weltherrschaft gerichteteen Ziele des Judentums klargelegt, wie sie besonders auch in den von ihm zum Teil abgedruckten „Protokollen der Weisen von Zion" niedergelegt sind.*) Im zweiten, jetzt ebenfalls in deutscher Uebersetzung erschienenen Teile erörtert er vor allem die großartige Organisation des Judentums in Nordamerika, wie überhaupt

*) Siehe Besprechung des I. Teils in Nr. 602 (November 1921) dieser Monatshefte.

Digitized by Google

in der ganzen Welt. Zwar solchen Organisationen, gleich beachtenswert durch ihre Verheimlichung und durch ihre Macht, sind die Neuyorker „Kehilla" und das „Amerikanische jüdische Komittee." Kehilla hat dieselbe Bedeutung wie Kahal und heißt so viel wie „Gemeinde," „Versammlung," auch „Verwaltung." Der Kahal ist die besondere jüdische Form der Regierung und Verwaltung in der Diaspora. Das heißt: seit die Juden sich über die ganze Erde ausgebreitet haben, haben sie sich überall ihre eigene Regierung und deren Organe geschaffen, ohne Rücksicht auf die von den „Gojim" eingesetzten Regierungen. Der „Kehilla" von New-York ist die größte und machtvollste jüdische Organisation der Erde. Der Kehilla hat in New-York sein eigenes Gerichtswesen, erläßt Gesetze, fällt in Streitsachen Urteile, vollzieht Ehescheidungen. New-York, in dem mindestens anderthalb Millionen Juden wohnen, kann man heute die Hauptstadt des amerikanischen Judentums nennen; die Juden selbst bezeichnen es als das neue Jerusalem. New-York hat für das Judentum eine ähnliche Bedeutung heute, wie Rom für die Katholiken und Mekka für die Muhamedaner. Nach dem Verfasser hat das ganz von Juden regierte New-York aufgehört eine amerikanische Stadt zu sein; die Vereinigten Staaten fangen nach ihm erst westlich von New-York an. New-York und Umgebung nennt er „eine Sumpf- und Fieberstätte, aus welcher der stinkende Geifer von allem was an gemeinen und zersetzenden Gedanken erzeugt wird, ausgeht." New-York sagt er, ist eine fremde Provinz am Rande der Vereinigten Staaten.

Für uns ist besonders interessant, außer der Aehnlichkeit der amerikanischen Zustände mit den unsrigen, daß auch Ford die Juden als die Anstifter des letzten Weltkrieges bezeichnet. Die Monarchien Mittel- und Osteuropas standen ihren kapitalistischen Weltherrschaftsplänen im Wege. Folglich mußten sie in Judas Interesse durch Krieg und Revolution beseitigt werden.

In seinem Buche „Der Streit um Gott und Talmud" setzt sich der bekannte antijüdische Schriftsteller Theodor Fritsch mit verschiedenen Gegnern und deren Angriffen auf sein Buch „Der falsche Gott, Beweismaterial gegen Jahwe" auseinander. Fritsch vertritt bekanntlich die neuerdings auch von Professor Delitzsch in seinem Buche „Die große Täuschung" ausgesprochene Ansicht, daß der Gott Jahwe oder Jehovah des alten Testaments nicht mit dem Christengott, wie ihn Jesus verkündete, indentifiziert werden dürfe, vielmehr als ein jüdischer Nationalgott anzusehen sei. Wie jedes Volk der Geschichte Götter angebetet habe, welche das eigene geistige Wesen des betreffenden Volkes wiederspiegeln, so zeige auch der Gott Jahwe des alten Testaments speziell jüdische Eigenschaften und sei gleichsam eine Verkörperung jüdischer Ideale und jüdischer sittlicher Vorstellungen, die ein Christ ablehnen müsse. Während der „Himmlische Vater" Christi alle Völker mit gleicher Liebe umfaßt, sagt Fritsch, ist der Jahwe-Jehova der ausschließliche Gott der Juden, der alle seine Liebe nur den Juden zuwendet und die nichtjüdischen Völker verstößt, ja sogar, wie es oft im alten Testament geschieht, der Unterjochung und Ausrottung (!) durch die Juden preisgibt.

Am Schlusse gibt der Verfasser Auszüge aus dem Talmud und dem „Schulschom aruch," die noch heute, wie er nachweist, als jüdische Religionsbücher gelten.

W. Eisenhart.

Von Versailles 1871 bis Versailles 1920. Von **Dr. Paul Ostwald.** Berlin SW. 48. 1922. Staatspolitischer Verlag. Preis geh. 28.— Mark.

Digitized by Google

Dies sehr gute und empfehlenswerte Buch will, von der Tatsache ausgehend, daß politische Reife unserem deutschen Volke bitter nottut, das Verständnis für die politischen Aufgaben der Gegenwart durch eine gemeinverständliche und volkstümliche Darstellung der geschichtlichen Ereignisse seit dem ersten Versailler Frieden von 1871 fördern. Ausgehend von dem Worte Leopold von Rankes: „Die Kunde der Vergangenheit ist unvollkommen ohne Kenntnis der gegenwärtigen Zustände, die Kenntnis der Gegenwart unmöglich ohne die Kunde der früheren Zeit," gibt er auf dem engen Raum von nur 160 Seiten eine sehr klare und übersichtliche Darstellung der politischen inner- wie außerpolitischen Ereignisse in den letzten fünfzig Jahren, wobei insbesondere der Niedergang der deutschen Politik seit dem Sturze des Fürsten Bismarck ebenso wie der Niedergang des deutschen Parteiwesens in scharfe, aber durchaus richtige Beleuchtung gestellt wird. Beides mußte zum Verlust des Krieges und zu unserem Sturze führen. Das Buch zeigt überall ein gesundes Urteil, besonders auch bei der dem Werke beigefügten Kritik der Weimarer Verfassung, indem er den in ihr sich offenbarenden sozialdemokratischen Einfluß in stärkste Beleuchtung rückt. Jedem, der sich nicht dauernd und eingehend mit Politik befaßt, — und das ist doch die ungeheure Mehrzahl der Deutschen — besonders aber auch der heranwachsenden Jugend wird das Ostwaldsche Werk ein willkommener Führer sein.

W. Eisenhart.

Rußland und Deutschland durch Not zur Einigung. Von **Dipl.-Ing. Joh. Kolshorn.** Leipzig 1922. Hammer-Verlag (Theod. Fritsch). Preis 20 M.

Dies Buch gehört wohl zu den besten, die über das heutige Rußland geschrieben sind. Der Verfasser, als Sohn deutscher, in Rußland seßhafter Eltern dort aufgewachsen, hat als Ingenieur der Siemens-Schuckert-Werke die Revolution und den Bolschewismus in Petersburg mit erlebt und ist auf seinen Reisen mit allen Bevölkerungselementen Rußlands zusammengekommen, so daß er als ein gründlicher Kenner des heutigen Rußlands und seiner wirtschaftlichen Lage angesehen werden muß. Das Bild das Kohlshorn vom heutigen Rußland zeichnet, ist entsetzlich, ja geradezu grausig. Denn es ist das Bild eines durch eine unsagbar frivole, unfähige Regierung völlig zu Grunde gerichteten Landes und Volkes. Der Verfasser führt aus, wie vier Fünftel der gesamten russischen Intelligenz unter der Bolschewistenherrschaft, teils durch massenhafte Erschießung, teils durch Not, Hunger, Elend und Verfolgung zu Grunde gegangen sind, so daß es ausgeschlossen ist, daß Rußland aus eigener Kraft sich wieder erheben kann. Was bei dem Kommunismus und der Verstaatlichung aller Betriebe herauskommt, zeigt sich darin, daß verschiedene der wichtigsten Industrien nur noch 1—2 Prozent gegenüber ihren Leistungen in der Vorkriegszeit produzieren; so die Leinenindustrie, die Wollindustrie, die Gußeisenindustrie. In diesem zum Agrarlande wie wenige andere Gebiete geschaffenen Lande, verhungert die Landbevölkerung. Nur noch ein Drittel des Viehbestandes ist vorhanden; es fehlt an Saatgetreide, an Zugvieh, an Ackergerät, an dem nötigsten Hausrat. Das Verkehrswesen Rußlands ist völlig zerrüttet. Die Eisenbahnschwellen verfaulen, ohne genügend erneuert zu werden. Es fehlt an Lokomotiven, an Personen- und Güterwagen. Fast alles müßte erneuert werden.

Hier nun, meint der Verfasser, böte sich der deutschen Industrie ein ungeheures Betätigungsfeld, da für 40 Millionen Russen Kleider, Schuhwerk, Wäsche ganz neu beschafft werden müßten. Um Rußlands Volkswirtschaft

Digitized by Google

wieder in Gang zu bringen, wäre zunächst die Erneuerung der Transportmittel nötig. Nach Kolshorn bedarf Rußland heute 10 000 neue Lokomotiven, 100 000 neue Güter- und Personenwagen; ungerechnet von 12 000 vorhandenen Lokomotiven und 100 000 Wagen, die ganz neu in Stand gesetzt werden müßten. Ebenso müßten die meisten Fabriken mit ganz neuen Einrichtungen versehen werden.

Nach dem Verfasser ist freilich eine wirksame Hilfe für Rußland erst möglich, wenn die jetzige Sowjet-Regierung gestürzt ist, was nach Kolshorns Ansicht noch in diesem Jahre zu erwarten wäre. Dann aber müßte die deutsche Industrie mit aller Kraft einsetzen, bevor andere Länder den russischen Markt eroberten. So würde zunächst ein für Deutschland wie Rußland gleich heilsames wirtschaftliches Band zwischen beiden Ländern geschlossen, das sich dann, wie der Verfasser hofft, auch wieder zu einem politischen entwickeln würde. Die gemeinsame Not müsse beide Länder zusammenführen.

Wolfgang Eisenhart.

Der jüdische Zeitungspolyp. Von **Th. Fritsch** d. J. Leipzig, Hammer-Verlag. Preis 4,80 Mark.

Der jüdische Einfluß in Deutschlands. Politisch, wirtschaftlich, geistig in statistisch-bildlicher Darstellung nach wissenschaftlichen und amtlichen Quellen von **Berhard Funk.** München 1921. Sickingen-Verlag. Preis 2,60 M.

Zwei kleine aber äußerst lehrreiche Schriften über die Judengefahr in Deutschland, die sich vorzüglich zur Massenverbreitung eignen. In der Schrift „Der jüdische Zeitungspolyp" weist Th. Fritsch nach, daß wir heute schon eine deutsche Presse in nennenswertem Umfange gar nicht mehr besitzen. „Man behauptet nicht zu viel," meint er, wenn man sagt, daß mindestens neunzig Prozent der deutschen Presse unter jüdischer Kontrolle stehen; man bedenke, daß Zeitungen und Zeitschriften, die sich nicht unmittelbar in jüdischem Besitze befinden, oder jüdische Schriftleiter und Mitarbeiter haben, durch ihre jüdischen Anzeigen-Auftraggeber kontrolliert und beeinflußt werden, während andere Blätter in deutschem Besitz ahnungslos ihren Stoff von jüdischen Telegraphen- und Korrespondenzbüros und jüdischen Zeitungen beziehen und dadurch deren Tendenz unterstützen." So nähert sich das Judentum mit Riesenschritten seinem Ziele einer völligen Monopolisierung der deutschen Presse, und das Programm ist fast ausgeführt, das der Jude Moses Montefiore (Blumenberg) schon 1840 auf dem Sanhedrin zu Krakau ankündigte in den Worten: „So lange wir nicht die Zeitungen der ganzen Welt in den Händen haben, um die Völker zu täuschen und zu betäuben, bleibt unsere Herrschaft ein Hirngespinst." Auf 14 Seiten gibt dann der Verfasser eine Uebersicht, nach Städten geordnet, über die jüdischen, judenfreundlichen und unvölkischen Zeitungen, und im Gegensatze dazu über unsere völkische deutsche Presse, die ganz anders gefördert werden müßte vom deutschen Publikum.

Nicht minder lehrreich ist die Schrift von Bernhard Funk, da sie in streng sachlicher Weise die Judenfrage unter Beifügung eines umfangreichen, bisher zum Teil noch nicht veröffentlichten statistischen Materials behandelt. Eine besondere Gefahr für uns sieht der Verfasser in der erschreckenden Zunahme der jüdischen Mischehen, d. h. der Ehen von Deutschblütigen mit Jüdinnen. Kamen doch z. B. in Berlin von 100 Judenehen bereits in den letzten Jahren 35 – 44 auf Ehen zwischen Juden und Deutschblütigen; in

Digitized by Google

Hamburg sogar fast 50! Der Verfasser sagt: „Wenn dies so weiter geht, so wird nicht viel fehlen, und in 50 Jahren ist die ganze mittlere und obere Schicht bei uns verjudet." Er berechnet, daß auf diese Weise innerhalb der Jahre 1911—1919 186 000 aus solchen Mischehen hervorgegangene Kinder dem Deutschtum verloren gegangen sind. Polen und Galizien mit ihren 8 Millionen Juden sind der Rachen, der jährlich viele Hunderttausende nach dem Westen ausspeit. Weiter erörtert der Verfasser, ebenfalls an der Hand eines eingehenden statistischen Materials, die Stellung und Verbreitung der Juden in den einzelnen Berufszweigen, wobei er unter anderem die Tatsache feststellt, daß bei uns von 3140 Hochschullehrern nicht weniger als 937 Juden sind. Endlich erfährt auch die Beteiligung der Juden bei den Kriegsgesellschaften durch den Verfasser eine ganz neue Beleuchtung. Er stellt fest, daß in der Zeit, wo das deutsche Volk im Felde verzweifelt mit seinen Feinden rang, in der Kriegsmetallgesellschaft nur 13 vom Hundert Deutsche aber 87 v. H. Juden saßen, in der Leder-Aktiengesellschaft sogar nur 2 v. H. Deutsche, dagegen 98 vom Hundert Juden! Diese Gesellschaft zahlte, während das schwerarbeitende Volk unter der Last der Teuerung stöhnte, ihren Gesellschaftern 2640 Prozent Zinsen, d. h. 136 000 Mark Zinsen auf einen Anteil von 5000 Mark! Wie war es möglich, daß die Regierung solche Zustände duldete!

E.

II. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher.

Die eingegangenen Bücher erfahren eine Besprechung nach Maßgabe ihrer Bedeutung und des Raumes. Eine Verpflichtung, jedes eingehende Buch zu besprechen, übernimmt die Leitung der „Monatshefte" nicht, doch werden die Titel sämtlicher Bücher nebst Angabe des Preises — ofern dieser mitgeteilt wurde — hier vermerkt. Eine Rücksendung von Büchern findet nicht statt

1. **Pfeifer,** Gesichtspunkte für die Gefechtsausbildung der Infanterie in der Verteidigung und im Angriff. Berlin 1922. Verlag R. Eisenschmidt. Geh. 100,— Mk.

2. **Snijders,** Die Wereldoorlog op het duitsche Westfront. Amsterdam 1922. Maatschappi voor goede en goedkoepe Lektur.

3. **Stauff v. d. March,** Die wahren Kriegsverbrecher. **Auch** eine Gegenrechnung. Berlin. Georg Bath. Geh. 75,—, gebd. 120,— Mk.

4. **Rosenberg,** Der staatsfeindliche Zionismus auf Grund jüdischer Quellen erläutert. Hamburg. Deutschvölkische Verlagsanstalt. 25,— Mk.

III. Zeitschriftenschau.

Der Anker Nr. 33. Wehrt Euch! Gegen Wortbruch und Lüge! Ein Italiener gegen Versailles. Hans von Beseler als Förderer deutscher wirtschaftlicher Bestrebungen in Polen. Es dämmert merklich. — Nr. 34. Kommunisten wider Sozialisten. Ein Deutscher Prinz vor den Sozialdemokraten. Wahre Worte. Roter Drill. — Nr. 35. Wie sieht es im gegenwärtigen Rußland aus? Der Andere. Die verheiratete Beamtin. Zeitgemäße Enthüllungen.

Deutsche Treue Nr. 19. Kann die „Deutsche Treue" weiter erscheinen? Arische Kriegsgewalt als Kulturgewalt im Altertum. Verbandsnachrichten.

Digitized by Google

Michel. Folge 34. Westlerische oder germanische Demokratie. Das Haus Rothschild und die Wiener Judenfinanz. Philosophische Erneuerung. Kritisches zur Tagespolitik. Ursachen und Wirkungen. — **35.** Der Sieger in London. Der Hauptgrund der Judenfeindschaft. Philosophische Erneuerung. Das baltische Deutschtum. Kritisches zur Tagespolitik. Der Staatskrach von 1911. — Nr. 35. Die Devisen- und Valutenfrage — eine Judenfrage. Durch Kampf zum Sieg. Das baltische Deutschtum (Schluß). Deutsche Dichtung und deutsche Wissenschaft als Kinder der sicheren Auferstehung des altdeutschen Heldentums. Irredenta.

Digitized by Google

An die Bezieher der „Monatshefte für Politik und Wehrmacht."

Die Not der Zeit, wie sie in dem unaufhörlichen Hinaufschrauben aller Preise sich darstellt, bedrängt auch die Monatshefte. Trotz großer finanzieller Opfer, die schon seit geraumer Zeit für dieselben dargebracht worden sind, ist deren Weitererscheinen in Folge Verdreifachung der Herstellungskosten innerhalb der letzten zwei Monate in Frage gestellt.

Ich darf wohl die Ansicht vertreten, daß das Weitererscheinen der Monatshefte gerade jetzt mehr wie je im Interesse der guten Sache, die sie politisch, völkisch und militärisch vertreten, liegt. Um das zu ermöglichen, muß der monatliche Bezugspreis für das Heft auf 10,— Mk. erhöht werden. Außerdem bitte ich diejenigen Bezieher, die hierzu im Stande sind, Geldmittel zur Verfügung stellen zu wollen, diese an die Depositenkasse C. der Deutschen Bank, Berlin, Potsdamer Straße 127/28, für Georg Bath zu überweisen wären. Empfangsbescheinigung und Dank erfolgt durch mich.

Keim,
Generalleutnant.

IXL

Prinz Max von Baden und das Kriegskabinett.

Von
Generalleutnant Keim.

(Schluß.)

Die Revolution.

Völker, die während eines Krieges Revolution machen, begehen, abgesehen von allem anderen, eine Dummheit ohne Gleichen, weil dann der Krieg unfehlbar verloren geht und das eigene Volk die harten Folgen des verlorenen Krieges tragen muß! Diese mit keiner Druckerschwärze und keinem Phrasenschwall aus der Welt zu schaffende unerbittliche Tatsache, bestätigen in der neuesten Zeit die Revolutionen in Rußland, Oesterreich-Ungarn, Deutschland. Rußland und Oesterreich sind staatliche wir wirtschaftliche Trümmerhaufen. Deutschland ist zwar noch nicht soweit, aber es dürfte am Ende einem ähnlichen Schicksal verfallen,

Digitized by Google

wenn die Nachwirkungen der Revolution — die der Erzbischof von München kürzlich eine unsühnbare Meintat genannt — nicht gehemmt werden.

Ueber die deutsche Revolution ist abschließende Geschichte noch nicht geschrieben — für eine solche ist nicht genug Abstand gewonnen — aber sie liegt nicht nur in den Umrissen, sondern auch in den entscheidenden Einzelheiten bereits genügend fest, um ein zutreffendes Bild von ihr geben zu können. Hier ist das natürlich nur im engen Rahmen möglich. Ich möchte jedoch bei dieser Gelegenheit feststellen, daß die Bemühungen, die Revolution als die unvermeidliche Folge eines militärisch verlorenen Krieges hinzustellen, so als eine Art „Gottgewollte," — um mit Herrn v. Bethmann zu sprechen — politische Naturnotwendigkeit, gescheitert sind. Es liegen zu viele Beweise vor, die unwiderleglich dartun, daß, abgesehen von der unverantwortlichen Vernachlässigung unserer militärischen Rüstung im Frieden, der Verlust des Krieges durch zwei Ursachen herbeigeführt worden ist. Erstens durch eine schwache, schwankende, die Kriegsziele unsere Feinde verkennende Politik, die ihren „Ausklang" im Kriegskabinett fand. Zweitens durch eine planmäßig geleitete moralische wie geistige Unterwühlung von Heer, Flotte und Heimat mit dem Endziel des Umsturzes. Der erste Punkt ist hier schon wiederholt berührt worden. Ueber den zweiten gibt u. a. der „Deutsche Revolutionsalmanach" für das Jahr 1919 bemerkenswerte Aufschlüsse. In ihm kommen zum Wort: Ebert, Scheidemann, Dittmann, Landsberg, Barth. Diese Revolutionsgrößen vertreten die verschiedenen Richtungen der Sozialdemokratie und verherrlichen deren Taten. Der Herausgeber stellt ferner eine Geschichtstabelle über Anfang und Verlauf der Revolution auf, mit den Worten einleitend: alle sozialen Regungen, die sich seit Beginn des Weltkrieges wahrnehmbar machten, müssen als Keim- und Samenkörner der heranreifenden Umwälzung betrachtet werden."(!) Die Tabelle spricht für sich selbst und es seien aus ihr nur angeführt: 1916. 27. Januar erstes Erscheinen der Spartakusbriefe. 1. Mai Liebknecht sucht am Potsdamer Bahnhof zur Front-gehende Soldaten an der Abreise zu verhindern. Mai, Hungerdemonstration in verschiedenen Städten Deutschlands. Juni—Juli Verbreitung revolutionärer Flugblätter in Deutschland und an der Front. Sommer 1916. Erste vorbereitende Ansätze, die Revolution in Deutschland zum Ausbruch zu

Digitized by Google

bringen, 28.—30. Juni Massenstreik in Berliner- und Braunschweiger Munitionsfabriken usw. Es schließt sich an ein Verzeichnis des umfangreichen revolutionären Schrifttums, das als Vorläufer der Revolution bezeichnet wird: Jedenfalls geht aus diesem Almanach, ebenso wie aus der bereits erwähnten Schrift „Aus der Werkstatt der Revolution" hervor, daß zu Zeiten, als von einem verlorenen Krieg noch gar keine Rede sein konnte, die Revolution eifrig vorbereitet wurde. Die ersten Früchte dieser Arbeit zeitigte die Meuterei auf der Flotte am 31. Oktober 1918. Sie bildete den Auftakt zur Revolution. Ihre Schilderung findet sich in einer Abhandlung des Kapitänleutnants Fikentscher: „Die Wahrheit über den Zusammenbruch der Marine" (G. Bath, Berlin): Wir lesen dort: Als der Tag, an dem ursprünglich in ganz Deutschland gleichzeitig die Revolution ausbrechen sollte, war von den Leitern der Bewegung schon lange Monate vorher der 5. November 1918 festgesetzt worden. Dieser geheime Beschluß war den verantwortlichen Stellen in Berlin, auch der Marineleitung, bereits seit März 1918 bekannt. Trotzdem erhielten nicht einmal die Schiffskommandanten die notwendigen Instruktionen, sodaß die meisten von den Ereignissen völlig überrascht wurden." Hierin liegt vor allem eine sehr große Belastung der in Betracht kommenden militärischen Stellen, kurz ausgedrückt auch eine Pflichtverletzung gegenüber dem Staate. Weiter: „Als nun am 31. Oktober 1918 Nachmittags 2 Uhr die Meuterer der Thüringen, ein Schwarm von 380 Mann, unter dem Beifallsgebrüll der Helgoland-Besatzung an Bord gingen, waren die Würfel gefallen. Aus der örtlichen Revolution glitt die Bewegung im Laufe von reichlich 8 Tagen unaufhaltsam — denn sie wurde von der Regierung nicht aufgehalten, sondern nur gebremst und zum Schluß abgefangen — in die große politische Umwälzung hinein, die eigentlich mit einem Schlage und an einem Tage sich vollziehen sollte."

Fikentscher trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er der von der Sozialdemokratie ausgehenden Geschichtsklitterung, als ob die Revolution in der Marine, die als eine Entladung allgemeiner Unzufriedenheit erfolgt sei, in Folgendem entgegentritt. „Es geht nicht an, die Revolution, als den elemen-

Digitized by Google

ten Ausbruch eines grollenden Vulkans hinzustellen, sie glich vielmehr der wohlberechneten Explosion eines Systems von Minen, deren Zündschnüre mit kluger Sorgfalt und Berechnung schon seit Jahr und Tag gelegt waren."*)

Diese Vorbereitung zur Revolution begann schon im Jahre 1915. Am 30. August 1919 erklärte der frühere Marineangehörige Haase in einer Versammlung des radikalen Seemannsbundes zu Geestemünde: Wir haben schon mit Beginn des Krieges von Anfang 1915 an systematisch an der Revolution der Flotte gearbeitet. Wir haben von unserer Löhnung alle zehn Tage 50 Pfennig gesammelt, uns mit Reichstagsabgeordneten ins Benehmen gesetzt und revolutionäre Flugschriften verteilt, um für die Novemberereignisse die Vorbedingungen zu schaffen.

Der spätere Präsident der Republik Oldenburg-Ostfriesland, der inaktive Oberheizer Kuhn, vor dem Kriege sozialdemokratischer Stadtverordneter, dann Hilfsschreiber bei der Werft-Division Wilhelmshaven, hatte im Winter 1917/18 den Plan zur Republik sorgsam ausgearbeitet. Alle Einzelheiten einschließlich der Aemterbesetzung in der neuen Regierung durch seine Parteigenossen waren bis ins kleinste vorgesehen, sodaß dann die Umwälzung in Wilhelmshaven sich völlig planmäßig und mit verblüffender Selbstverständlichkeit vollzog."*) Dann weist der Kapitänleutnant daraufhin, daß die parteipolitische Schulung unserer Offiziere fehlte, unter dem Schlagwort, die Politik ginge die Offiziere nichts an. Man übersah dabei, daß sehr viele Soldaten politisch d. h. sozialdemokratisch, was gleichbedeutend mit staatsfeindlich war, erzogen, in das Heer eintraten und fortdauernd politisch beeinflußt wurden. Was wußten die meisten Offiziere vom Erfurter Programm? Nichts! Aber sehr viele Heizer und Matrosen konnten es auswendig. Unter solchen Verhältnissen war es einfach staatsbürgerliche Pflicht, — auch der Offizier durfte sich als Erzieher eines Volksheeres dieser Pflicht erst recht nicht entziehen — entsprechend Gegenwirkung auszuüben. Zumal in unseren Schulen die vaterländische Erziehung nicht im Vordergrund stand, wie das in anderen Ländern als selbstverständlich gilt. Als man im letzten Kriegsjahr beim Heere einen solchen Unterricht einführte, wurde das von radikaler Seite, auch im Reichstag, scharf be-

*) Fikentscher S. 14.
*) Fikentscher S. 20.

Digitized by Google

kämpft. Das konnte schon als Beweis dafür gelten, daß alles Nationale den Kreisen verhaßt war, denen zu Liebe eine schwache Staatsleitung den „Burgfrieden" und das Kriegskabinett die Demokratisierung in den Vordergrund stellten.

Vor dem törichten Anwurf „politische Generale zu züchten" unterließ die Regierung alles, um Verständnis für öffentliche Angelegenheiten — wobei selbstverständlich Parteipolitik auszuschalten war — zu fördern. Eine Ausnahme ließ man zu, bei den Bestrebungen des deutschen Flotten-Vereins, wohl weil sich der Kaiser besonders für die Flotte interessierte, während beim deutschen Wehrverein, der die Belange des Heeres in selbstloser Weise vertrat, solche Begünstigung durchaus fehlte. Im Gegenteil, man bekämpfte ihn vielfach und doch steht jetzt unwiderleglich fest, wenn die Forderungen des Wehrvereins auf Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, sowie verstärkter Rüstung erfüllt worden wäre, unsere Feinde es wahrscheinlich garnicht gewagt haben würden, uns mit Krieg zu überziehen. Wenn aber, so wäre menschlichen Ermessen nach die Marneschlacht ein großer Sieg geworden, der das Kriegsende bedeutete, dann gab es auch keine Revolution! Dann gab es auch kein Versailles! Der Mangel politischer Schulung unserer führenden Militärs hat jedenfalls mit dazu beigetragen, sowohl eine falsche Kriegspolitik als eine verhängnisvolle innere Politik aufkommen zu lassen. Da fehlten gerade in der schicksalsschweren Zeit der deutschen Geschichte neben einem „Wilhelm I" und „Bismarck" auch ein „Roon" und „Moltke," denn es ist ein Irrtum, zu glauben, daß letzterer kein politischer Kopf gewesen sei.

Der Generalgouverneur von Belgien, Frhr.v. Bissing, war unstreitig ebenfalls ein politischer Kopf. Er klagte mir einst, daß er unter seinen militärischen Mitarbeitern so selten politisches Verständnis fände, das doch gerade bei ihrer Tätigkeit durchaus nötig sei. Als ich bemerkte, daß das von der einseitigen Einstellung unserer militärischen Erziehung herrühre, pflichtete er mir bei. Hieraus erklärt sich nach meiner Ansicht auch das vollkommene Versagen hoher Militärs beim Ausbruch der Revolution, nicht allein in Deutschland, sondern auch in Polen und Belgien. Bei Lichte besehen, entsprach aber ein solches Verhalten durchaus dem Gedankengang des Kriegskabinetts, wie die nachfolgenden Ereignisse lehren werden. Auch die Art und Weise wie man den Meutereien der Flotte entgegentrat. Anstatt von sämtlichen Befehlsstellen pflichtgemäß die Unterdrückung des Aufruhrs mit allen Mitteln zu heischen, schickte das Kriegskabinett die Herrn

Digitized by Google

Noske und Hausmann nach Kiel, die dort „beruhigten," in dem Sinne, daß sie mit den Aufrührern „verhandelten." Wenn Herr Noske in seinem Buch, soweit es seine damalige Mission betrifft, auch noch stolz darauf zu sein scheint, daß seine Verhandlungen sozusagen „akademisch" verlaufen seien, so übersieht er die Hauptsache dabei. Diese Hauptsache bestand darin, daß jene meuterischen Matrosen bald ganz Deutschland verseuchen halfen, indem sie überall die Kerntruppen der Revolution abgaben. Die Ironie der Geschichte wollte es sogar, daß es später die „Volksmarine-Division" war, die in den Berliner-Aufruhrtagen der neuen Regierung ans Leben wollte unter den Rufen: Nieder mit den Bluthunden Noske und Ebert! Damals mußten die kümmerlichen Reste des Militarismus jene Herren mit ihrem Leben vor dem „Volke" schützen! Im Zusammenhange mit jener schwächlichen Reichspolitik, die unter dem Prinzen Max ihren Höhepunkt erreicht, stimmt es auch, wenn Fikentscher schreibt: „Zum Zusammenbruch der Flotte wäre es trotzdem niemals gekommen, wenn nicht das jammervolle Versagen unserer Regierung in der politischen Führung des Volkes gerade bei den guten Elementen der Besatzung — und diese bildeten die Mehrheit — den Glauben an den Sieg unserer gerechten Sache von Woche zu Woche zusehends untergraben hätte. Namentlich die bedingungslose Einstellung des U.S.B.-Krieges durch das Kriegskabinett bedeutete schließlich den moralischen Tod für den Geist der Besatzung."*)

Es wird hier also durchaus bestätigt, was ich schon wiederholt über den untrennbaren Zusammenhang zwischen Politik und Kriegführung bemerkt habe in dem Sinn, daß eine schlechte Politik wie sie in der Kriegszeit bei uns vorherrschte, unfehlbar auch die Kriegführung ungünstig beeinflussen mußte, weil sie die innere Kraft des Heeres schwächte, seinen guten Geist herabdrückte; mit einem Worte, die moralischen Faktoren verkümmerte, die auch im Krieg ausschlaggebend sind. Bei welchen „Staatssekretäre" aber die Revolutionäre unmittelbare Förderung ihres landesverräterischen Tuns voraussetzten, das lehrt die Tatsache, daß, als Fikentscher die Meuterer auf der „Thüringen" zur Pflicht ermahnte, und in den erregten Haufen hereinrief

*) Fikentscher S. 23.

Digitized by Google

„Was wollen Sie denn eigentlich" die Antwort erfolgte: „Wir wollen Erzberger."**) Als es endlich gelang, die Meuterer zum Verlassen der „Thüringen" zu veranlassen und sie auf ein anderes Schiff übergeführt wurden, bricht die Besatzung in drei wilde Hurras aus, zu Ehren der Meuterer. Dazu bemerkt wiederum Fikentscher: „Hier standen Zucht und Ehre der Flotte auf des Messers Schneide. Drei oder vier Torpedos auf ein pflichtvergessenes Schiff konnten den Geist der Flotte retten, Deutschland vor Schmach und Schande bewahren. Dazu gehörte der mannhafte Entschluß eines Führers. Der Mann, der Entschluß, der Führer, fehlten."

Jedenfalls hätte aber ein solcher Führer auf eigene Verantwortung handeln und nicht erst beim Reichskanzler anfragen dürfen, der dann die Zivilkommission nach Kiel entsandte.

Eine knappe Woche später haben jene von den Abgesandten des Kriegskabinetts, freigelassenen Meuterer die Revolution in Hamburg, Hannover entfacht. Auch in München, Berlin und an der Nordsee halfen sie „revolutionären." Daß die planmäßige Untätigkeit der Hochseeflotte in den ersten Kriegsjahren nicht allein viel dazu beigetragen hat, Nährboden für Abschwächung des kriegerischen Geistes zu schaffen, sondern daß das Ausschalten der Hochseeflotte bei Kriegsbeginn geradezu eine Versündigung am Kriegserfolg bedeutete, ist in dem Werke des Admiralstabes „Der Krieg zur See 1914—18" überzeugend nachgewiesen. Man liest dort auch nicht ohne Erbitterung, welche unheilvolle Rolle der Chef des Marinekabinetts damals gespielt hat. Er war der Mann nach dem Herzen von Bethmanns, der England nicht „reizen" wollte und diesen Geist übernahm auch das Kriegskabinett, als es den verhängnisvollen Entschluß faßte, den U. S. B.-Krieg aufzugeben.

Seit Kiel nahm das Verhängnis seinen Lauf. Die Vorgänge sind immer dieselben. Als Schulbeispiel kann München gelten, nach einer Schilderung des Generals Meyer: „Die Münchener November Revolution 1918."

Dieser Darstellung sei kurz Folgendes entnommen: Die Anschauung, daß die Revolution in München die Regierung ungewarnt überraschte, ist nicht zutreffend. Die Regierung war gewarnt, man gab aber nichts auf diese Warnung. Bereits am 13. Oktober 1918 wurde in einer sozialde-

**) Fikentscher ebendaselbst.

Digitized by Google

mokratischen Versammlung unter stürmischen Beifall die Beseitigung der Monarchie gefordert. Am 23. Oktober hielt Kurt Eisner seine erste öffentliche Rede mit dem Programm: Umsturz, Revolution, Beseitigung aller bestehenden Gewalten. Am 7. November, nachmittags 4 Uhr, zogen von der Theresienwiese aus, wo 20—25 Redner revolutionäre Reden gehalten hatten, Kolonnen, die stark mit Matrosen und Soldaten durchsetzt waren, durch die Stadt, drangen in die Kasernen ein und raubten dort Waffen. In der Nacht wurde dann unter Führung Eisners ein Arbeiter- und Soldatenrat gewählt, Bayern als sozialistisch-demokratische Republik ausgerufen. Die Revolution gelang, weil die Ersatztruppen disziplinlos, die Bürgerschaft völlig untätig war. Alle Generale, Minister, Beamte standen der drohenden Gefahr mit kaum begreiflicher Indolenz gegenüber und ließen sich durch den plötzlichen Ausbruch des schon lange tätigen Vulkans, den sie doch schon seit Monaten beobachten konnten, aus der Fassung bringen. Niemand konnte und wollte sich zu einer zielbewußten Tat aufraffen. Niemand setzte für den bisherigen Staat sein Leben ein."

Das war es, jenen „Generalen" vor allem fehlte es gewiß nicht an physischen Mut, wohl aber an moralischen Mut, an dem kategorischen Imperativ der Pflichterfüllung unter allen Umständen unter Nichtachtung des eigenen Lebens.

Dieselben Erscheinungen traten uns damals überall entgegen und deshalb kann man es den Novemberlingen von ihrem Standpunkt aus nicht verübeln, wenn sie höhnisch drauf hinwiesen, daß die Stützen des alten Systems ohne jede Gegenwehr, geradezu feige vor ihnen kapituliert hätten, vor der „inneren Gewalt" der Revolution, die es garnicht nötig gehabt, äußere Gewaltmittel anzuwenden.

Wie es aber mit dieser „inneren Gewalt" aussah, erhellt u. a. daraus, daß in Darmstadt der sozialdemokratische Führer Luesell die Soldaten öffentlich zur Meuterei aufforderte, unter dem Hinweis, daß soeben eine Meldung des Eifelturms aus Paris eingetroffen sei, die den Ausbruch der Revolution in Frankreich feststellte. Das war bewußt gelogen. So wurde ja auch die Lüge verbreitet, auf englischen Kriegsschiffen sei die rote Flagge gehißt worden.

Ueber den Verlauf der Revolution in Berlin liegt eine zusammenhängende abschließende Darstellung nicht vor. Auch seitens der damaligen verantwortlichen Dienststellen nicht. Polizei-

Digitized by Google

direktor Dr. Henninger hat jedoch in dem schon erwähnten Heft des 20. Jahrhunderts einen Rückblick über den 9. 11. 18 veröffentlicht, der jedenfalls, weil auf amtlichem Material beruhend, wertvoll bleibt. Diese Darstellung fand eine Ergänzung, teilweise auch Richtigstellung einzelner Punkte, durch einen Aufsatz in der Kreuzzeitung von Major v. Lettow vom Generalstabe des Oberkommandos in den Marken. Weiterhin ist es auch gelungen, durch Briefwechsel mit Beteiligten Klarheit zu gewinnen über anscheinende Widersprüche.

Hiernach ergibt sich folgendes Bild. Schon im Januar 1918 hatte sich in Berlin ein Revolutionskomitee gebildet, unter Leitung der unabhängigen Sozialdemokraten Barth, Däuming und Genossen, das mit der Regierung des Kriegskabinetts im Oktober ziemlich offenkundig „arbeitete." Die Regierung duldete ferner die Umtriebe des russischen Botschafters Joffe, der mit Flugblättern und reichlichen Geldmitteln das Komitee unterstützte. Schließlich fand sich auch ein Offizier, der Pionieroberleutnant Welz, der einen genauen Plan zur Eroberung der Stadt und Uebernahme der Regierungsgewalt ausarbeitete. So vorbereitet und, nachdem Liebknecht nebst Dittmann in Freiheit gesetzt waren, beschloß das Komitee in einer Sitzung am 2. 11. 18 an der außer Liebknecht auch die Reichstagsabgeordneten Haase und Ledebur teilnahmen, am Montag, den 4. November, einen revolutionären Aufstand herbeizuführen." Bei der Beratung über die Freilassung des Liebknecht und Dittmann, sagte Prinz Max von Baden im Reichstag am 22. Oktober 1918, um das Eintreten für jene Männer zu rechtfertigen: „Die Ueberzeugung von der Heilkraft einer Politik des Vertrauens hat den Ausschlag gegeben." Hierzu bemerkt Dr. Helfferich in seinem sehr beachtenswerten Buche über den Weltkrieg durchaus zutreffend: „Diese Politik des Vertrauens war nach innen wie nach außen nicht anderes, als eine Politik der Schwäche und der Illusion."*)

Die Ausführung jenes Beschlusses war auf den 11. November verschoben, um die Mithilfe der Matrosen abzuwarten. Da aber die Polizei Kenntnis von der Sache erhalten hatte und Däuming am 8. November verhaftete, auch die Revolutionsführer weitere Verhaftungen befürchteten, so wurde die Revolution Hals über Kopf auf den 9. November festgesetzt. Hierbei fragt man sich allerdings, warum die Polizei mit Herrn Däuming nicht auch

*) Helfferich „Der Weltkrieg" S. 703.

Digitized by Google

daß die Reichstagsabgeordneten Dittmann, Ledebur, Vogtherr am Abend des 8. November vom Reichstagsgebäude aus, das ihnen Sicherheit bot „Aufrufe" an die Berliner Arbeiterschaft verbreiteten, die zum bewaffneten Aufstand für den kommenden Tag aufforderten. Auch brachten diese Herren die Nacht vom 8. zum 9. November im Reichstagsgebäude zu, das ihnen als immune Parlamentarier Sicherheit bot, obgleich Polizei wie Regierung über ihr hochverräterisches Treiben genau unterrichtet waren. „Am 9. November vormittags erfolgten Massenaufzüge die anderen Verschwörer festnahm. Man ließ im Gegenteil zu, mit Frauen und Kindern an der Spitze, ein bekannter Trick, um die Truppen am Feuern zu verhindern. Auch hatte sich ein sozialdemokratischer Aktionsausschuß gebildet, vor dem eine Abordnung des nach Berlin herangezogenen 4. Jägerbataillons erschien, um mitzuteilen, daß das Bataillon sich auf Seiten der Arbeiterschaft stelle. Inzwischen waren telefonisch Anweisungen — wahrscheinlich gefälscht — den Militärbehörden zugegangen, Militär und Polizei seien von den besetzten Brücken, Straßenknoten, Gebäuden zurückzuziehen mit dem Zusatze, bewaffneter Widerstand sei nicht mehr zu leisten. Das Oberkommando in den Marken erteilte zwar um 10½ Uhr dem Gardekorps den Befehl, überall mit den schärfsten Mitteln Widerstand zu leisten, aber bei den Truppen erhielt sich die allgemein verbreitete Nachricht des Schießverbotes. In allen Straßen wurden Flugblätter mit dem Schlußsatz verbreitet: „Es lebe die soziale Republik, der Arbeiter- und Soldatenrat." Als dann Prinz Max von Baden seine eigenmächtige Entscheidung über die Abdankung des Kaisers sowie des Thronverzichtes des Kronprinzen, die Ernennung Eberts zum Reichskanzler bekannt gab, stieg die Verwirrung überall ins Maßlose und veranlaßte in Erkenntnis der aussichtslosen, politischen wie militärischen, Lage obwohl ein großer Teil der bewaffneten Macht noch zur Verfügung stand, das vielangefeindete Schießverbot des Generaloberſten v. Linsingen, das dahin lautete: „Von der Schußwaffe ist kein Gebrauch zu machen, auch nicht zur Verteidigung von Gebäuden."*)

Das bedeutete die nackte Kapitulation vor der Revolution und Meuterei. Herr Scheidemann hatte am 9. November, 9 Uhr vormittags, in einem Schreiben an den Reichskanzler sein Amt

*) Henninger S. 4.

Digitized by Google

als kaiserlicher Staatssekretär niedergelegt. Sein Austritt aus dem Kriegskabinett bedeutete seinen Uebertritt zur Revolution. Einige Stunden später rief er von der Treppe des Reichstagsgebäudes die Republik aus, mit den Worten: „Das Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt."

„Die Schutzmannschaft legte die Waffen nieder und der Revolutionär Eichhorn riß die Polizeigewalt an sich. Der neue Reichskanzler Ebert forderte die Truppen auf, dem im Kriegsministerium gebildeten Aktionsausschuß aller Berliner Truppen Folge zu leisten, außerdem verlangte General Scheuch von jedem Offizier im Interesse der Allgemeinheit, er solle seinen Dienst versehen. Es kam daher nicht überraschend, daß sich nicht nur die Polizei sofort dem Volkskommissar für öffentliche Sicherheit unterordnete, sondern auch Kommandantur und Oberkommandantur in den Marken nach Zusammenbruch der militärischen Macht unter roter Flagge ihren Dienst weiter verrichteten."*)

Unterdessen riß das Volk auf den Straßen den Offizieren Achselstücke, Kokarden, Ehrenzeichen, Tressen herunter. Ich habe den 9. November 1918 in Berlin miterlebt, auch auf den Straßen, und war deshalb erstaunt später zu vernehmen, daß Prinz Max nach Spaa telefonieren ließ: „Die Straßen Berlins schwimmen in Blut." Das war glatt gelogen. Solches geschah erst später unter der Republik, die ihr Dasein der „glorreichen Revolution" verdankte.

Wie es mit dieser Gloriole in Wirklichkeit aussah, hat Spengler im 2. Band seines „Unterganges des Abendlandes" wohl am treffendsten wie folgt geschildert: „Die Revolution war die sinnloseste Tat der deutschen Geschichte. Es wird schwer fallen in der Geschichte anderer Völker Aehnliches zu finden. Ein Franzose würde den Vergleich mit 1789 als eine Beleidigung mit Recht ablehnen. Vaterland und Revolution waren 1789 identisch, 1918 sind es Gegensätze. Wie flach, wie flau, wie wenig überzeugt war das alles. Wo man Helden erwartete, fand man befreite Sträflinge, Literaten, Deserteure, die brüllend und stehlend, von ihrer Wichtigkeit und Mangel an Gefahr überzeugt, umherzogen, absetzten, regierten, prügelten, dichteten. Man sagt, diese Gestalten beschmutzen jede Revolution. Gewiß, nur daß bei den anderen das gesamte Volk mit Urgewalt hervorbrach, daß die Hefe verschwand. Hier handelte sie allein, die ungeheure Masse, die ein Gedanken zur Einheit schmiedet, blieb aus. Die

*) Henninger S. 5.

Digitized by Google

unbeschreibliche Häßlichkeit der Novembertage ist ohne Beispiel. Kein mächtiger Augenblick, nichts Begeisterndes. Kein großer Mann, kein bleibendes Wort, kein kühner Frevel, nur Kleinliches, Ekel, Albernheiten."

Das mit dem „Frevel" stimmt wohl insofern nicht, als die Revolution schon an und für sich der größte Frevel war, der in Deutschland begangen werden konnte. Daß hierzu keine Kühnheit gehörte, das wußten die Novemberlinge ganz genau. Erstens, weil sie seit Jahren Heer und Flotte unterwühlt, verseucht, verdorben hatten und erst *dann* konnten sie ohne Gefahr an ihr Werk gehen. Zweitens, weil sie genau wußten, daß *diese* Regierung, d. h. das Kriegskabinett mit Prinz Max an der Spitze, keinen ernstlichen Widerstand leisten würde, der Einsetzen an Leib und Leben nötig machen konnte. So geschah es ja auch. Warum? Weil die bewaffnete Macht, die „ultima ratio regum" versagte. Warum sie versagte, das ohne Schminke und Retouche festzustellen, ist geschichtliche Pflicht, sonst würde der psychologische Schlüssel fehlen zu dem allgemeinen Versagen der verantwortlichen militärischen wie zivilen Stellen.

Zuerst käme hier in Betracht der preußische Kriegsminister Scheuch, dem nach Einführung des Parlamentarismus auch die Kommandogewalt übertragen war, unter Kontrolle des Reichstages. Daß der General durchaus von dem Geiste des Kriegskabinetts erfüllt war, erhellt aus folgendem Erlaß vom 7. 11. 18 an sämtliche oberen Kommandobehörden:

„Die Ereignisse der letzten Zeit haben eine völlig veränderte Lage geschaffen. Grundlegende Rechte sind von der Krone auf das Volk übertragen usw. Unter diesen Umständen wird es hin und wieder in Stäben und unteren Behörden *Persönlichkeiten* geben, denen die Bearbeitung von Angelegenheiten von politischer Bedeutung obliegt und sie sich in die neuen Verhältnisse nicht hineinfinden können. *Solche Persönlichkeiten werden zum Hindernis und tragen unbewußt zur Schädigung der militärischen Dienststellen bei. Sie können unbeschadet ihrer sonstigen Tüchtigkeit und ihres nicht zu bezweifelnden guten Willens auf ihren Posten nicht belassen werden.*"

gez. Scheuch.

Diese Säuberung der Dienststellen von unbequemen „Persönlichkeiten," konnte jedoch schon unmöglich bis zum 9. November — also binnen 48 Stunden — durchgeführt sein, sodaß an

Digitized by Google

dem Tage der Revolution überall Offiziere an der Spitze standen, von denen man voraussetzen durfte, daß sie wirklich „Persönlichkeiten" seien, durchdrungen von dem alten militärischen Ehr- und Pflichtbegriffen. Trotzdem haben sie beinahe ausnahmslos versagt, als die deutsche Schicksalsstunde schlug. „Vorbereitet sein, ist alles." Das gilt sicher für kritische Zeiten. Wir haben gesehen, daß in München wie in Kiel die Verantwortlichen die Revolutionswellen an sich herankommen ließen, anstatt sie rechtzeitig einzudämmen. Schon bei den ersten Anzeichen von Unbotmäßigkeit mußten die Kriegsgesetze in voller Schärfe angewandt werden. Das war Pflicht aller Kommandostellen, denn aufgehoben waren dieselben noch nicht, auch nicht nach Einführung des Parlamentarismus.

Nach der Meuterei in Kiel suchten die Matrosen in größerer Zahl nach Berlin zu gelangen, gemäß revolutionären Weisungen. Um solches zu verhindern, ordnete am 7. November Abends das Oberkommando in den Marken an, daß gegen Eisenbahnzüge mit Matrosen, die Bahnhofssperren, es kamen hier hauptsächlich Neustadt a. d. Dosse und Rathenow in Betracht, zu durchbrechen versuchen sollten, mit bewaffneten Flugzeugen vorzugehen sei. Außerdem wurde der Inspekteuer der Fliegertruppen angewiesen, sofort alle verfügbaren Flugzeuge mit Bomben und Maschinengewehren ausgerüstet, sowie alle verfügbaren Kampfmittel gegen die sich Berlin nähernden Matrosen in Tätigkeit treten zu lassen. Dieser Befehl wurde am 8. November vormittags durch einen Gegenbefehl des Generals Scheuch aufgehoben.

Dieser Gegenbefehl ging dem Inspekteur der Fliegertruppen unmittelbar vom Kriegsminister zu, unter Umgehung des Oberkommandos in den Marken. General von Linsingen reichte — als er erfuhr, daß am 8. November nachmittags der Kriegsminister vom Kaiser zum Oberbefehlshaber in Deutschland ernannt sei — telegraphisch sein Abschiedsgesuch beim Kaiser ein, mit der Begründung, daß er unter diesen Umständen die Verantwortung für Aufrechterhalten der Ordnung nicht mehr tragen könnte. Da aber die Genehmigung dieses Abschiedsgesuches erst am 17. November erfolgte, war v. Linsingen jedenfalls am 8. und 9. November noch Oberkommandierender in den Marken. Er mußte demgemäß handeln. Ich glaube Männer wie Blücher oder York hätten in diesem Falle gehandelt ohne jede formelle Rücksichten, selbst unter Verletzung der Subordnation. Wenn es gilt, Staat und Dynastie vor dem Untergang zu retten, darf man auch

Digitized by Google

davor nicht zurückschrecken, sich selbst außerhalb des Gesetzes zu stellen. Solche Männer hätten wohl schon angesichts des Verhaltens des Kriegskabinetts bei den Vorgängen in Kiel dieses abgesetzt und die Diktatur ergriffen. Aehnliche Vorgänge sind durchaus nichts Neues in der Weltgeschichte. So rissen die Revolutionäre die Diktatur an sich in der entgegengesetzten Richtung und der Erfolg fiel ihnen zu wie immer, wenn die Gegenseite nicht zu handeln wagte, und den Anderen das Handeln überließ. Am 9. November, 1 Uhr, meldete der Chef des Stabes des Gardekorps persönlich dem Oberkommando, daß die Truppen des Gardekorps in der Mehrzahl nicht mehr zuverlässig seien und nicht schießen würden. Dem Kriegsminister wurde die Lage telefonisch gemeldet und um Anweisung gebeten, ob von der Schußwaffe Gebrauch gemacht werden soll. Da bis 1 Uhr 15 Minuten keine Antwort erfolgte, faßte General v. Linsingen den Entschluß, die Waffen nicht gebrauchen zu lassen, und erließ dementsprechend den Befehl: Truppen haben von der Waffe nicht Gebrauch zu machen, auch bei Verteidigung von Gebäuden nicht.*

Im Gegensatz zu diesem Befehl traf 1 Uhr 25 Minuten die Verfügung des Kriegsministers ein „nach Anhören der Regierung" solle von der Schußwaffe Gebrauch gemacht werden, zum Schutze des Lebens und Eigentums der Bürger und zum Schutze von Gebäuden." Diese Verfügung wurde jedoch von dem Oberkommando nicht weitergegeben. Es geht aus Vorstehendem hervor, daß das allgemeine Schießverbot nicht vom Kriegsminister, sondern vom Generaloberst v. Linsingen herausgegangen ist und weiterhin, daß der nach „Anhören der Regierung" vom Kriegsminister erlassene Befehl sogar nur als ein beschränktes Schießverbot angesprochen werden konnte.

Jedenfalls ist die viel erörterte Frage von dem Schießverbot am 9. November jetzt dahin geklärt, daß es vom Generaloberst v. Linsingen ausgegangen ist und nicht vom Kriegsminister Scheuch. Letzterer kann deshalb formell sich der Verantwortung in dieser Frage entziehen und sogar darauf hinweisen, daß er den Waffengebrauch unter gewissen Voraussetzungen ausdrücklich gebilligt habe. „Dieser Befehl", 1 Uhr 25 Minuten nachmittags, erweist sich aber bei näherem zusehen als ein Verlegen-

*) Major v. Lettow, Nr. 273 der „Kreuzzeitung" von 1919.

Digitized by Google

heitsmittel. Die Revolution war eine politische Bewegung und keine soziale. Sie richtete sich gegen die bestehenden Staatsformen und nicht gegen das Leben und Eigentum der Bürger oder gegen die Besitznahme von „Gebäuden." Dieser Befehl bedeutete geradezu Unsinn, wenn es galt, ihn praktisch durchzuführen und deshalb hatte nach dieser Richtung das Oberkommando recht, ihn nicht weiterzugeben. Es hätte sich damit einfach lächerlich gemacht, nicht nur den Truppen, sondern auch den Revolutionären gegenüber.

Im Kriegsministerium hatten am Vormittag des 9. November Verhandlungen zwischen dem General und dem früheren kommandierenden General des Gardekorps, v. Löwenfeld, stattgefunden, wobei ersterer dem General von Löwenfeld das Oberkommando in den Marken anbot, was dieser ablehnte, da das Kriegskabinett beschlossen hatte, den Truppen den unbeschränkten Waffengebrauch zu verbieten, was die Truppen natürlich wehrlos machen mußte. Von diesen Verhandlungen erhielt jedoch General v. Linsingen keine Kenntnis.

Faßt man diese Vorgänge kritisch zusammen, so ergibt sich folgendes Bild. Der Kriegsminister, seit dem 8. November nachmittags durch kaiserliche Entschließung Oberbefehlshaber der Heimatarmee, nimmt keine bestimmte entschlossene Stellung zu der Frage, ob der sich anmeldenden revolutionären Bewegung mit aller Entschlossenheit, wozu in erster Linie unbeschränkter Waffengebrauch gehörte, entgegenzutreten sei oder nicht. Er erließ jedenfalls keinen diesbezüglichen klaren Befehl an die Kommandostellen der Heimatarmee. Diese Zauderpolitik des Kriegsministers lief parallel mit derjenigen des Kriegskabinetts, das endlich am Nachmittag des 9. November einem unhaltbaren Befehl zum beschränkten Waffengebrauch zustimmte. Dieser Befehl konnte sich bei der Sachlage doch nur darauf beziehen, die Bürger zu schützen, hatte also mit einem entschlossenen militärischen Vorgehen gegen die Revolutionäre garnichts zu tun!

Was das Verhalten des Generals v. Linsingen betrifft, sowie alle Entschuldigungen, die man für dieses Verhalten eines kriegsbewährten Mannes anführt, so wäre hierzu zu bemerken, daß die beste Widerlegung der Voraussetzung des Oberkommandanten in den Marken wie jeder Versuch eines Widerstandes vergeblich sei, sich in dem Buche Scheidemanns findet. Es steht dort: „ein einziges entschlossenes Offizierkorps

Digitized by Google

und die mutigen Macher wären erledigt, ja die ganze Bewegung vielleicht noch einmal erstickt worden."*)

Hieraus geht hervor, daß die Revolutionsmacher selbst ihrer Sache durchaus nicht sicher waren und vor entschlossenem Auftreten, auch nur einer kleinen Schar Männer Furcht hatten. Es geht ferner hieraus hervor, daß der Ausspruch Scheidemanns „das Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt," eine grobe Täuschung bedeutete, denn wenn wirklich das Deutsche Volk hätte Revolution machen wollen, so hätten selbst hundert Offizierkorps nicht genügt, um die Revolution zu verhindern.

Der Einwurf liegt nahe, daß es nachträglich leicht sei Heroismus, oder wie man es sonst nennen will, von den Verantwortlichen zu verlangen, ohne die allgemeine Verwirrung, die seelische Verfassung, in welche hierdurch die in Betracht kommenden Personen geraten seien, gebührend zu berücksichtigen. Daß Persönlichkeiten, wie die Mitglieder des Kriegskabinetts, der Reichskanzler an der Spitze, solchen Anstürmen nicht gewachsen waren, weil es da keine wahre Seelenstärke gab, was die höchsten vaterländischen Pflichten anging, kann weiter nicht verwundern. Schon eher, daß hohe Militärs, die doch eigentlich Tatmenschen sein sollen, versagten. Das beweist u. a. ihr aus sentimentalen Gründen erfolgtes Nichteingreifen, als es galt, die meuterischen Matrosen von Berlin fernzuhalten, weil dann auch mitreisende „Zivilisten" hätten in Gefahr kommen können. Die Maßregel des Generals v. Linsingen, schon vor dem 9. November ungefähr 1000 Offiziere, die in Berlin und dessen Umgebung weilten, auf die Kommandantur Berlin zu bestellen, fand nicht die „formelle" Billigung des Kriegsministers, und wenn verlautete, daß er diese Maßregel an sich gebilligt habe, so wäre es doch seine Pflicht gewesen, nachdem er am 8. November Oberbefehlshaber der gesamten Heimatsarmee geworden war, sie unverzüglich ins Werk zu setzen. Noch am 9. November vormittags wäre hierzu Zeit gewesen und wir haben ja von Herrn Scheidemann gehört, daß ein solches Offizierkorps wahrscheinlich genügt hätte, um die Revolution zu sprengen — ganz abgesehen davon, daß auch noch ein ganz erheblicher Teil der Berliner Garnison gegen die Revolutionäre marschiert wäre. Ich erachte das für ein nicht entschuldbares Versagen. Genau wie bei Generaloberst v. Linsingen, der schließlich — wie von beteiligter Seite erklärt wird —

*) Scheidemann „Der Zusammenbruch" S. 310.

Digitized by Google

die Verwendung jenes „Offizierbataillons“ nicht für nötig erachtete, weil er noch von der Zuverlässigkeit der Garnison überzeugt gewesen sei. Es beweist das jedenfalls eine geradezu unbegreifliche Unkenntnis wie Auffassung der wirklichen Sachlage. Auch drängt sich hierbei die Frage auf, warum denn unter solcher Voraussetzung überhaupt jener Offizierappell stattgefunden hatte? Aus selbstverständlichem militärischem Empfinden heraus, hätte jedenfalls seitens des Generals Scheuch wie des Generaloberst v. Linsingen der Versuch, den Anfängen der Revolution sofort mit den schärfsten Mitteln entgegenzutreten, unter allen Umständen unternommen werden müssen. Einerlei, ob er Erfolg hatte oder nicht. Gibt man diesen Standpunkt auf, so gibt man auch den Grundsatz auf, der in den Kriegsartikeln stand — die erst recht für alle Offiziere gelten — den Grundsatz unbedingter Pflichterfüllung unter vollem Einsatz der Person und unter eigener Verantwortung selbst in den schwierigsten Lagen!

Aus demselben Gedankengang heraus schreibt Max Treutler im „Tag“ v. 23. Mai 1922: „Ich bin heute nach allem, was ich draußen und daheim am 9. November 1918 beobachtet habe, der Ueberzeugung: „Ein einziger eiserner Wille, der allerdings vor nichts zurückschreckt, hätte den geistig armseligen Anfängen der Revolution und damit dieser überhaupt das Genick abgedreht, und damit eine andere für Volk und Vaterland bessere Wendung herbeigeführt!“

Die „Conditio sine qua non“ war eben ein einziger „eiserner Wille,“ der allerdings vor nichts zurückschreckte. Dieser fehlte jedoch und mußte fehlen nach Einführen des parlamentarisch-demokratischen Systems, als dessen oberster Hüter sich Prinz Max von Baden fühlte und der zwangsläufig samt seinem Kriegskabinett vor Allem zurückschreckte, was nach Entschlossenheit gegenüber dem „Volke“ aussah. Selbst die Ernennung des Kriegsministers Scheuch zum Oberbefehlshaber der Heimatarmee, sollte am Ende nur eine Geste bedeuten, ohne praktische Bedeutung, da erstens seit dem 28. Oktober 1918 auch ein solcher Oberbefehlshaber von dem Reichskanzler abhängig blieb und zweitens, General Scheuch nicht der Mann war, der „vor nichts zurückschreckte“ und dies konnte damals wirksam nur in dem Ergrei-

Digitized by Google

fen der Diktatur zum Ausdruck kommen. Inzwischen ist der Spruch eines freiwilligen Ehrengerichtes in der Angelegenheit des Generalleutnants Scheuch vom 22. Juli 1922 bekannt geworden, das sich mit den Vorgängen vom 8. und 9. November 1918 beschäftigt. Wenn dieser Spruch zu dem Ergebnis gelangt, daß dem General Scheuch vom Ehrenstandpunkt aus kein Vorwurf zu machen sei wegen seiner Handlungsweise an jenen Tagen, so ist dagegen nichts einzuwenden.

Anders liegt die Sache, was das politische und militärische Verhalten des Genannten angeht. Der Spruch gibt da selbst zu — allerdings in etwas gewundenen Ausdrücken — daß sowohl an dem passiven wie aktiven Verhalten des Generals manches auszusetzen sei, was mit den obwaltenden „Verhältnissen" entschuldigt wird. Ich habe jedoch auch nach dem Bekanntwerden jenes Spruches keine Veranlassung, meine hier wiedergegebene Auffassung über das Verhalten des Generals Scheuch zu ändern. Das war ja gerade das Verhängnis, daß sich kein Mann fand, der den obwaltenden „Verhältnissen" trotzte und sie zu meistern versuchte mit allen Mitteln!

Solches mußte aber geschehen, noch vor dem unglückseligen Entschluß des Trägers der Krone, letztere als Deutscher Kaiser niederzulegen. Damit war der Grundstein entfernt, der Eckpfeiler ausgebrochen aus dem stolzen Gebäude des deutschen Reiches. Das führt uns nach Spaa, wo Prinz Max von Baden den letzten Akt von seiner Tätigkeit als Reichskanzler abspielen ließ.

Spaa.

Ueber die dortigen Vorgänge am 9. November 1918 liegen verschiedene zuverlässige Quellenstücke vor. General Graf Schulenburg als Chef des Stabes der 5. Armee, der Flügeladjutant S. M. Oberstleutnant Graf Moltke sind zum Wort gekommen, als Anwesenheitszeugen bei entscheidenden Vorgängen. Ebenso der Kronprinz Friedrich Wilhelm in seinem Buche. Es liegt ferner der Briefwechsel zwischen dem Kaiser und dem Feldmarschall v. Hindenburg vor, schließlich eine Schrift des Generals v. Eisenhardt-Rothe „Der Kaiser am 9. November 1918." Auch ein Protokoll über die Geschehnisse jenes Tages ist aufgesetzt worden.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, einen abschließenden Bericht zu geben über den Verlauf der Ereignisse im Kaiserlichen Hauptquartier am 9. und 10. November. Ich gehe deshalb auf dieselben nur ein, insofern sie mit dem Eingreifen des Prinzen

Digitized by Google

Max als Chef des Kriegskabinetts in Verbindung stehen, das allerdings von entscheidender Wirkung war. Womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß diese Wirkung trotz der außerordentlich gespannten Lage unabänderlich gewesen wäre. Da hierbei neben politischen auch militärische Fragen mitsprechen, so durften letztere nicht unerörtert bleiben.

Noch am späten Abend des 8. Novembers hatte der Prinz dem Kaiser telefonisch seine Abdankung nahegelgt, was dieser auf das Entschiedenste ablehnte. Am Vormittag des folgenden Tages setzte ein förmliches telefonisches Trommelfeuer seitens der Reichskanzlei ein, mit dem Refrain: Der Kaiser müsse abdanken. Dann meldete die Reichskanzlei, die Revolution sei in Berlin ausgebrochen. Die Straßen *schwämmen in Blut* und die Truppen seien sämtlich zu den Revolutionären übergegangen.

Schließlich ließ der Reichskanzler mitteilen, daß es nur noch auf Minuten ankäme, um durch die Abdankung des Kaisers das Schlimmste zu vermeiden. Der Kaiser entschloß sich hierauf — unter dem Zustimmen seiner Umgebung — die Erklärung abzugeben, daß er als Kaiser abdanken, jedoch König von Preußen bleiben und das Heer nicht verlassen wolle. Staatssekretär von Hintze sollte die bezügliche Erklärung aufsetzen und sie nach Berlin übermitteln. Ehe dies noch geschehen war, teilte die Reichskanzlei mit, daß Prinz Max soeben eine öffentliche Bekanntmachung veranlaßt habe, des Inhaltes:

> „Der Kaiser und König hat sich entschlossen, dem Thron zu entsagen. Der Reichskanzler bleibt noch solange im Amte, bis die mit der Abdankung des Kaisers, dem Thronverzicht des Kronprinzen des deutschen Reiches und von Preußen und der Einsetzung der Regentschaft verbundenen Fragen geregelt sind."

Herr v. Hintze erhob gegen dieses eigenmächtige unverantwortliche Vorgehen des Reichskanzlers, der die in Aussicht gestellte entscheidende Erklärung des Kaisers garnicht abgewartet und die unwahre, jeder Unterlage entbehrende Behauptung, der deutsche Kronprinz habe auf sein Recht verzichtet, aufgestellt hatte, sofort Einspruch. Auch verlangte er, den Prinzen Max persönlich am Telefon zu sprechen. Dieler erschien endlich und erklärte „*er übernehme persönlich die Verantwortung für seine Bekanntmachung.*"

Das Vorgehen des Prinzen Max rief begreiflicher Weise im Hauptquartier Bestürzung wie Empörung hervor. Der Kaiser erklärte, den Staatsstreich des Prinzen — und er stellte sich als ein solcher verwerflichster Art dar — nicht anzuerkennen, jeden-

Digitized by Google

falls König von Preußen und beim Heer bleiben zu wollen. Dieser Entschluß schien so feststehend, daß der Kronprinz glaubte, beruhigt sich wieder an die Front begeben zu können. Am späten Abend kam dieser Entschluß des Kaisers jedoch zu Fall, weil Legationsrat v. Grünau angeblich im Auftrage des Herrn v. Hintze und des Feldmarschalls v. Hindenburg dem Kaiser hatte sagen lassen, beide seien der Ansicht, er müsse ungesäumt ins Ausland gehen.

Herr v. Hintze bestreitet es, den Auftrag in jener Fassung erteilt zu haben, und der Feldmarschall bestreitet ihn überhaupt. Es schwebt also über diesen Punkt ein gewisses Dunkel, den ich jedoch für nicht so wichtig halte, um aus ihm eine Begründung der Ausreise des Kaisers herzuleiten, worauf ich noch zurückkomme. Im übrigen ist eine „Klärung" jener strittigen Mitteilung des Herrn v. Grünau bis jetzt nicht erfolgt. Günstigen Falles dürfte sie darauf hinauslaufen — wie in solchen Fällen üblich — daß hier ein Mißverständnis vorgelegen habe.

Jedenfalls verließ der Kaiser am 10. November, morgens 5 Uhr, Spaa, um sich nach Holland zu begeben.

Bis zum 9. November konnte man der an sich unglücklichen weil schwächlichen, jeder wirklich-staatsmännischen Auffassung entbehrenden Politik des Reichskanzlers insofern mildernde Umstände zubilligen, weil sowohl der Prinz wie die Mitglieder des Reichskabinetts unfähig waren, Ersprießliches zu leisten. Man könnte deshalb mit Recht der Krone den Vorwurf machen, daß sie in erster Linie die Schuld trifft, solcher Unfähigkeit die Geschicke des Reiches in schwerer Zeit anzuvertrauen.

Mit dem 9. November jedoch ist allen Entschuldigungen oder Erklärungen über das Verhalten des Prinzen Max der Boden entzogen. Nicht nur der politische, sondern auch der sittliche, sowohl nach der menschlichen wie auch nach der staatsmännischen Seite hin. Hier beginnt das Verbrechen. Aus dem Munde eines alten Soldaten und überzeugten Monarchisten könnte dieser Vorwurf am Ende als voreingenommen erscheinen und deshalb will ich die Auffassung zweier Juristen über das Verhalten des Reichskanzlers an jenem Tage wiedergeben. Der Rechtsanwalt Dr. Ebenau in Frankfurt a. M. stellte am 22. 8. 1920 Strafantrag beim Reichsgericht gegen Prinz Max von Baden, Philipp Scheidemann, Friedrich Ebert, Dr. Landsberg, Dittmann, wegen „Hochverrates."*)

*) „In der Strafsache gegen Prinz Max von Baden und fünf Genossen wegen Hochverrats." F. Lehmann, München.

Digitized by Google

Es heißt dort, was den Prinzen angeht: „Der Beschuldigte hat am 9. November 1918 eine amtliche Bekanntmachung erlassen, in der es heißt, der Kaiser und König habe sich entschlossen, dem Thron zu entsagen. Tatsächlich waren um diese Zeit die Verhandlungen mit dem Kaiser über seine Abdankung noch nicht abgeschlossen, insbesondere lag eine Abdankungserklärung noch nicht vor. In derselben amtlichen Bekanntmachung sagt der Beschuldigte, er bleibe solange im Amt, bis die mit dem Thronverzicht des Kronprinzen des deutschen Reiches und Preußen verbundenen Fragen geregelt seien. Um diese Zeit war mit dem Kronprinzen wegen eines Thronverzichtes überhaupt noch nicht Fühlung genommen. Einer der Zwecke der genannten Bekanntmachung ist gewesen, durch diese Veröffentlichung eine Lage zu schaffen, die mit physischer Gewalt Kaiser und Kronprinz zur Thronentsagung zwang. Der Beschuldigte hat es also unternommen, die im deutschen Reich und Preußen bestehende Thronfolge gewaltsam zu ändern — Verbrechen gemäß §§ 87, 82 des Reichsstrafgesetzbuches.

Der Beschuldigte hat am 9. November 1918 die Wahrnehmung der Geschäfte des Reichskanzlers dem Abgeordneten Ebert übertragen. Zu einem Uebertragen hatte der Beschuldigte keinerlei Recht. Auch hierbei liegt der Tatbestand des Verbrechens nach § 81/82 R. St. G. B. vor.

Das Reichsgericht gab dieser Anklage in zwei Instanzen keine Folge. Dr. Ebenau bemerkt hierzu: „Der Beschluß des Reichsgerichtes vermeidet es ebenso wie der Bescheid des Oberreichsanwaltes auf die von mir gegebene Begründung einzugehen. Ich ziehe hieraus den Schluß, daß beide nicht in der Lage sind, meine Rechtsauffassung zu widerlegen. Das höchste Gericht, die Regierung, die nach ihren eigenen Worten die alte Regierung stürzte, um an Stelle der Macht das Recht zu setzen, zerschlägt mit dieser Entscheidung das seitherige Recht und setzt an dessen Stelle die Macht. Recht und Gericht sind zum Werkzeug der Machthaber erniedrigt."

Professor Dr. Frhr. v. Freytag-Loringhofen sagt im „Tag" unter der Ueberschrift: „Die Rechtsgültigkeit der Weimarer Verfassung"*) u. a. Folgendes: „Prinz Max von Baden gab am 9. November 1918 in Nr. 267 des „Reichsanzeigers" wahrheitswidrig die Abdankung des Kaisers bekannt, die damals nicht erfolgt war, und Scheidemann rief die Republik aus.

*) „Der Tag" vom 13. Mai 1922.

Digitized by Google

Prinz Max und Scheidemann haben sich durch ihre Handlungen des Hochverrates im Sinne des geltenden Strafgesetzbuches schuldig gemacht. Die Tatsache, daß ein vom 12. 11. datierter Aufruf der „Volksbeauftragten" die Amnestie für alle politischen Strafhandlungen gewährte, kann sie von der verwirkten Strafe befreien, aber auch amnestierter Hochverrat bleibt Hochverrat .... worauf es ankommt ist, daß sie beide ihren als Reichskanzler und als Staatssekretär dem Kaiser geleisteten Eid gebrochen und überdem das Vertrauensverhältnis mißbraucht haben, indem sie zum Kaiser als seine nächsten Berater standen. Prinz Max von Baden hat ferner gegen die Pflicht verstoßen, die ihm als deutschen Fürsten oblagen, und hat bewußtermaßen eine Lüge ausgesprochen.

Wenn seine Freunde und selbst manche Staatsrechtlehrer ihn damit zu entschuldigen versuchen, daß der Kaiser sich telefonisch bereit erklärt habe, unter Beibehaltung der Preußischen Königskrone als Kaiser abzudanken, so ändert das nicht den Tatbestand. Eine solche „Abdankung zum Teil" war staatsrechtlich unmöglich und deshalb nichtig. Die Handlungen des Prinzen Max und Scheidemanns sind, strafrechtlich betrachtet, schwere Verbrechen. Sie waren aber außerdem sittlich verwerflich. Was Prinz Max von Baden und Scheidemann begingen, ist mehr als ein Verstoß gegen das Strafgesetzbuch, es ist ein Verbrechen wider die Heiligkeit des Rechtes selbst."

Diesem klaren und sachlichen Urteil wäre nichts weiter hinzuzufügen. Sie sind vernichtend für den Prinzen Max von Baden nicht nur als Politiker, sondern auch auch als Fürst, General und — Mensch! Es gelten für den letzteren auch die Worte des Frhr. v. Freytag: „Treubruch und Lüge bleiben unvergeßlich, sie bemakeln den, der sie beging, für alle Zeit. Dafür gibt es keine Verzeihung und keine Verjährung."

Am schwarzen Tag des 9. November in Berlin wie in Spaa folgte der nach meiner Ueberzeugung noch verhängnisvollere 10. November, als der Kaiser sich in der Frühe dieses Tages nach Holland begab. Dieses Verlassen von Heer und Heimat, hat man als gleichsam zwangsläufig zu erklären wie zu entschuldigen versucht. Wenn solches aus der nächsten Umgebung des Kaisers geschieht, bleibt das menschlich zu verstehen, zumal schließlich alle in Betracht kommenden Personen zu jenem Schritt geraten, ja

Digitized by Google

geradezu gedrängt hatten. In: „Kronprinz Wilhelm Erinnerungen" findet sich hierüber (S. 304) Folgendes: „Darauf hat ein Vortrag bei Seiner Majestät stattgefunden, an dem der Feldmarschall, die Generale v. Plessen und v. Marschall, Exzellenz v. Hintze, Herr v. Grünau teilnahmen. Später ist noch Admiral Scheer hinzugekommen. Hier ist der Kaiser aufs schärfste bedrängt worden, die Abdankung auszusprechen und die Reise nach Holland anzutreten." Aber politisch ist das nicht zu rechtfertigen. Weil der monarchische Gedanke in jenen Stunden erst recht unlöslich verbunden war mit dem Bestande der Zukunft des Reiches und des Kaisertums, so mußten für monarchisch gerichtete Männer alle persönlichen Gefühlsmonmente ausscheiden. Geschieht das in solchen Lagen wie sie hier vorlagen nicht, so kommt die Grundlage des monarchischen Gedankens ins schwanken und an seine Stelle tritt persönliche oder politische „Oportunität." Damit hört er auf „Roscher de bronze" zu sein, um mit Friedrich Wilhelm I. zu reden.

Am 10. November wurde das Heer führerlos. Es besaß keinen obersten Kriegsherrn mehr. Es war physisch wie moralisch des Fahneneides entbunden, des Treugelöbnisses als Symbol militärischen Pflicht- und Ehrgefühles. Es hörte auf, ein wirkliches Heer zu sein. Und wenn General Groener, wie der Kronprinz schreibt, damals Fahneneid und Kriegsherr als bloße Worte, als Ideen darzustellen beliebte, so ist es ein neuer Beweis, daß diesem General der echte wahre Geist preußisch-deutschen Soldatentums fremdgeblieben war. Es erscheint deshalb auch unbegreiflich, daß ein Mann wie der Feldmarschall, der die militärischen Imponderabilien doch sonst richtig einschätze, dem General Groener einen maßgebenden Einfluß einräumte. Das ergibt sich auch aus der Ansprache des Feldmarschalls an die unter Umgehung der Armeeführer wie der kommandierenden Generale von der O. H. L. am 9. November nach Spaa befohlenen höheren Frontoffizieren. Das pessimistische Ergebnis der Urteile dieser Offiziere, wurde dann als Stimmung des Heeres dazu verwertet, um die Berater des Kaisers sowie diesen selbst in der Schwarzseherei so zu bestärken, daß er sich zur Abdankung und Abreise nach Holland bestimmen ließ.

Näheres über dieses „Konzilium" von Frontoffizieren ergibt sich aus der Niederschrift eines hierbei anwesenden Offiziers, die der Kronprinz mit Recht als wichtiges Dokument anspricht für das psychologische Verständnis jenes Vorganges. Sein Umfang

Digitized by Google

verbietet jedoch hier die Wiedergabe, es sei aber besonders auf dasselbe hingewiesen S. 294—302 der „Erinnerungen."

Jedenfalls steht fest, daß der Geist des Heeres nicht so niedergedrückt war, um jeden Widerstand einem Feinde gegenüber, der selbst kriegsmüde war, als aussichtslos erscheinen zu lassen. Ebenso steht fest, daß beim größten Teile des Feldheeres noch eine kaisertreue Gesinnung herrschte — trotz aller sozialdemokratischen Verhetzung. Endlich steht fest, daß das Hauptargument der O. H. L., welches General Groener vertrat, nämlich die Unmöglichkeit das Heer weiterhin zu verpflegen, weil die Zufuhr aus der Heimat gesperrt sei durch die Meuterer, in der Tatsache Widerlegung fand, woselbst nach den Aussagen der Feinde, die von uns zurückgelassenen Vorräte noch auf Monate hinaus die Ernährung des Heeres sicher gestellt hätten.

Auch findet sich über die Vorgeschichte jenes „Konziliums" in Spaa und die hiermit im Zusammenhange stehenden Fehlschlüsse der O. H. L. beachtenswerte Aeußerungen in einem Buche des Oberstleutnants v. Löwenfeld „Republik oder Monarchie."*) Es heißt dort u. a.: „der Oberst Heye hat in einem Artikel der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" über die Befragung der Kommandeure geschrieben: „Die Abdankung des Kaisers stand nicht zur Beurteilung." Demgegenüber bemerke ich, daß ich in meiner Stellung als Ia des Armee-Oberkommandos persönlich am Fernsprecher die mündliche Weisung der O. H. L. zur Absendung der Kommandeure entgegeennahm und daß mir auf meine Frage, um was es sich handelte, geantwortet wurde: „Es handelt sich um Seine Majestät." Die Weisung an die 6. Armee forderte, daß die 5 Kommandeure von den schlechtesten Divisionen zu entnehmen seien. Die 6. Armee ist nicht die einzige Stelle, die diesen Zusatz erhielt!"

Mit dem Weggehen des Kaisers mußte auch beim gemeinen Mann jeder Gedanke an weiteren Widerstand sowie an eine Bekämpfung der Revolution schwinden. Ich habe seit dem November 1918 bis in die neueste Zeit viele Soldaten aus der Front gesprochen und stets die Worte gehört: „Der Kaiser durfte uns nicht verlassen, damit war alles verloren." Diese schlichten Worte entsprangen einem instinktiv richtigen Gefühl ehrenhafter deutscher Männer, die Jahre lang unter den schwierigsten Umständen ihre Schuldigkeit getan hatten. Sie besitzen wohl mehr Beweis-

*) Verlag von Koehler, Leipzig.

Digitized by Google

kraft als alle, die das Entfernen des Kaisers vom Heer entschuldigen zu wollen versuchen. Die Gesinnung an sich, der solche Versuche entsprangen, ehre ich, aber die Handlungsweise des Kaisers bleibt unentschuldbar, vom Standpunkt eines hochgemuteten Fürsten, zumal eines Hohenzollern, der die militärischen wie dynastischen Ueberlieferungen eines ruhmvollen Herrscher-Geschlechtes zu vertreten hatte. Ich schließe mich hier in der Hauptsache der Auffassung des Grafen Reventlow an — an dessen royalistisch-monarchischer Denkweise wohl nicht zu zweifeln ist, der aber auch schon vor 1914 den Mut besaß, vor dem sich einschleichenden Byzantismus zu warnen — die er in dem Aufsatz „Der Kaiser am 9. November 1918" vertritt, anknüpfend an eine gleichnamige Schrift des Generals v. Eisenhardt-Rothe.*) Es wird dort u. a. zutreffend hervorgehoben, daß es sich in Spaa um eine Charaktertragödie handelte, bei der die Beteiligten zu Gunsten der persönlichen Seite die ungeheure politische Bedeutung in den Hintergrund schoben; das war aber die Hauptsache!"

Der Kaiser selbst hatte ja noch kurz vorher die unausbleiblichen katastrophalen militärischen wie politischen Folgen seiner allenfallsigen Abdankung klar entwickelt und deshalb die Abdankung abgelehnt. In noch höherem Grade mußte aber offenbar sein Uebertritt nach Holland jene unheilvollen Folgen nach sich ziehen. Sie kommen auch moralisch nur den Umstürzlern zugute, die dann nicht das verhängnisvolle Schlagwort von der „Desertion des Kaisers" in die Massen werfen konnten, wie sie das bis auf den heutigen Tag noch gelegentlich tun, um das monarchische Empfinden zu schädigen. Es ist deshalb bei dem ganzen Komplex jener weltgeschichtlichen Vorgänge des 9. Novembers in Spaa ohne falschen Pathos und ohne Uebermenschentum vorauszusetzen, die Frage am Platz: „Wo blieb das Heldenhafte?

Es ist dort ebensowenig in die Erscheinung getreten, wie in Berlin und sonst in Deutschland. Wo blieben beim Träger der Krone der Geist, die Gesinnung Friedrich des Großen oder seines Großvaters Wilhelm I., die er beide so gern erwähnte. Es ist doch einfach ausgeschlossen, daß beide in gleicher Lage so gehandelt hätten wie Wilhelm II. Selbst wenn der Kaiser, wie es General v. Eisenhardt und neuerdings Feldmarschall v. Hindenburg tun, die Möglichkeit hervorheben — die jedoch höchst unwahrscheinlich er-

*) „Reichswart" Nr. 17 von 1922.

Digitized by Google

scheint — daß der Kaiser in die Hände der Feinde oder gar der Revolutionäre fallen konnte, so würde solches Martyrium der monarchischen Sache eine unzerstörbare Stütze geworden sein.

An jenem Tage mußten die Worte Richtschnur sein — auch für die Berater — die Bismarck seiner Zeit dem Prinzen Wilhelm geschrieben hatte: „Als feste Stütze der Monarchie sehe ich ein Königtum an, dessen Träger entschlossen ist, in kritischen Zeiten lieber mit dem Degen in der Faust auf den Stufen seines Thrones für sein Recht kämpfend zu fallen, als zu weichen."

Solches Heldenhafte, solcher seelische Vulkanismus fehlte in Spaa bei allen Beteiligten, auch den Feldmarschall nicht ausgenommen. Und wenn der Kronprinz schreibt, „der Kaiser suchte mit den Augen den Blick des Feldmarschalls, als müßte er dort Kraft und Hülfe finden — in dessen Augen fand er jedoch nichts," so liest man das bewegt. Aber es entlastet den Kaiser nicht und belastet insofern vielleicht auch den Feldmarschall nicht, der von dem richtigen Gedanken erfüllt sein konnte, daß in solcher Lage ein Kaiser von selber wissen mußte, was er zu tun habe!

Das ist der Kernpunkt der „Charaktertragödie" in Spaa. Ich finde, offen gestanden, das Bestreben der „Berater" — wie sie mit Vorliebe genannt werden — letztere für die Entschließungen des Kaisers verantwortlich zu machen, nicht schmeichelhaft für den Kaiser. Man stempelt ihn dadurch zu einem Monarchen ohne festen Tatenwillen, ohne eigene unbeirrbare Entschlußfähigkeit. Man schädigt damit auch die Vorstellung von der Selbstverständlichkeit heldischen Herrschergefühles!

Die Erklärung des Kaisers, er habe durch seine Abdankung den Bürgerkrieg vermeiden wollen, finde ich von der politisch-monarchischen Seite aus gesehen, und die allein kann doch für einen Kaiser die richtige Stelle sein, nicht stichhaltig. Da brauchte ja auf das allgemeine politische „prosiziert" — wie sich Prinz Max ausdrückte — die Opposition nur mit dem Bürgerkrieg zu drohen, um ihre Umsturzpläne durchzusetzen. Das Kriegskabinett hat solche Drohung durch die Erfindung von dem „im Blut Schwimmen der Straßen Berlins" drastisch verstärkt und sie hat offenbar ihre Wirkung in Spaa nicht verfehlt. Für das Oberkommando in den Marken war eine solche Drohung gar nicht einmal nötig, um das Schießverbot auszulösen, dort kapitulierte man schon vor der Möglichkeit eines Bürgerkrieges. Bürger-

Digitized by Google

krieg? Meuterer, Fahnenflüchtige — Herr Scheidemann selbst stellt ja fest, daß die Revolution von meuterischen Soldaten ausgegangen sei. Der Umsturz kam nicht von den revolutionären Obleuten, „sondern von meuterischen Soldaten."*)

Volkshefe beiderlei Geschlechts bildete die Kerntruppe der Revolutionäre. Meuternde Soldaten sind und bleiben verächtliche Verbrecher, selbst in jeder „Republik" und wir haben ja gesehen, wie in Frankreich mit ihnen summarisch verfahren worden ist und sie dürfen doch ebensowenig wie ihre Gefolgsleute als Bürger im guten Sinne dieses Wortes angesprochen werden! Der Kaiser selbst hatte ja bei einer Rekrutenvereidigung gesagt: „Ihr müßt, wenn nötig, auf Eure Brüder schießen." Der Gedanke war an sich richtig, weil selbstverständlich für einen Soldaten, der den Fahneneid geleistet hat, die Form allerdings nicht glücklich gewählt. Jetzt wurde er bei Seite geschoben, als es galt, ihn pflichtmäßig zur Rettung des Staates wie der Dynastie zur Tat werden zu lassen!

An demselben Tage, an dem der Kaiser das Heer verließ, und die Heimat preisgab, schied Max von Baden klanglos aus dem Amte und verschwand ebenso klanglos aus Berlin. Der von ihm ernannte Reichskanzler Ebert samt Genossen dachten garnicht daran, ihn als vorläufigen Regenten anzuerkennen, zu dem er sich selbst ausgerufen. Ihr Ziel war erreicht und damit auch das Ziel unserer Feinde! Das deutsche Kaiserreich war zu Fall gebracht. Prinz Max von Baden samt seinem Kriegskabinett hatten dabei ersprießliche Vorarbeiten geleistet. Sie konnten jetzt gehen. Was das Kriegskabinett angeht, so möchte ich noch ergänzend bemerken, daß es nicht die Gesamtheit der Staatssekretäre umfaßte, sondern bezeichnenderweise nur die „Staatssekretäre ohne Portefeuille," also die Herren Scheidemann, Erzberger, Gröber, Haußmann, „die um so mehr Zeit zum Reden und Raten hatten,"*) dem Vizekanzler v. Payer, dem Vizepräsidenten des preußischen Staatsministeriums Dr. Friedberg sowie den Prinzen Max als Vorsitzenden.

Seine Tätigkeit in ihren verhängnisvollen Auswirkungen zu schildern, ist hier versucht worden. Ich glaube, eine „voraussetzungslose" Geschichtsschreibung wird diesem Kriegskabinett, vor allem seinem verantwortlichen Leiter dem Prinzen Max von Baden die Kennzeichnung als Reichsverderber nicht er-

*) Der Umsturz S. 209.

*) Helfferich „Der Weltkrieg" S. 688.

Digitized by Google

sparen können. Seine innere Haltlosigkeit, sein Mangel an Entschlossenheit stets wachsendem Demagogentum und parteipolitischer Selbstsucht gegenüber, sein würdeloses Verhalten angesichts feindlicher Demütigungen, sein Irrwahn vom „Weltgewissen" und Weltvernunft, sein vollkommenes Versagen bei Bekämpfung einer hochverräterischen Umsturzbewegung, sein Drängen auf Abdankung des Kaisers haben jedenfalls das Reich verderben helfen! Zu ähnlichem Urteil gelangt übrigens auch die in Chicago erscheinende Wochenschrift „Die neue Zeit" in ihrer 31. Nummer vom 5. August 1922.

Das Kriegskabinett suchte programmmäßig seine Hauptaufgabe darin, der gehorsame Diener des Parlamentarismus und mit der Vollstrecker der Forderungen des Reichstages zu sein. Lord Cecil hat im Jahre 1917, als die militärische Lage der Verbündeten eine sehr mißliche war, den Ausspruch getan: „Militärisch sind die Deutschen nicht zu besiegen, aber wir hoffen auf den deutschen Reichstag."*) Diese Hoffnung hat nicht getrogen. Der „Exponent" dieses Reichstages war aber das Kriegskabinett!

Für den Geschichtskundigen englischen Staatsmann unterlag es augenscheinlich keinem Zweifel, daß auch diesmal, trotz heldenhaften Ringens ohne Gleichen im Weltkriege, der uralte Fluch, der seit Ermordung Hermanns, des Befreiers durch die eigenen Volksgenossen, auf dem deutschen Volke lastet, sich erfüllen würde. Der uralte Fluch, der schon in der deutschen Sage von Locki und Hödur zum Ausdruck kommt — daß die Deutschen wiederholt ihre eigenen Verderber gewesen sind!

XL.

Der österr.-ungar. Bundesgenosse im Weltkrieg

Ein offenes Wort aus Deutschösterreich.

Von

Generalmajor Pitreich, Klagenfurt.

Mit altererbter Gründlichkeit und regem Eifer sucht das

*) Nach der Aussage eines unverfänglichen Zeugen, eines ins englische Hauptquartier kommandierten Schweizer Offiziers. General Wille in „Monatsschrift für Politik und Kultur."

Digitized by Google

deutsche Volk nunmehr aus seinem katastrophalen Zusammenbruch die für die Zukunft notwendigen Folgerungen und Lehren zu ziehen.

Richtiger Weise haben führende Geister das Streben nach Wahrheit, nach richtiger Erkenntnis und gesunder vorurteilsloser Beurteilung der vielfachen Zusammenhänge von Ursache und Wirkung als Grunderfordernis hierfür hingestellt. Mit mehr oder weniger parteipolitischer Tendenz und individueller Schattierung dient auch die Publizistik diesem anerkennenswerten Streben. So werden die Vorgeschichte des Krieges und die politischen, sowie militärischen Vorgänge während desselben in kritisches Licht gestellt und der verschiedentlichsten Beurteilung unterzogen, um die wahren Ursachen des eben abgeschlossenen weltgeschichtlichen Dramas festzustellen. Allseits tritt begreifliches subjektives Regen zutage, um bei der geschichtlichen Feststellung der Tatsachen in richtigem Lichte zu erscheinen.

Nur ein ganz ansehnlicher Teil des deutschen Volkes, dessen Aderlaß im Verhältnis zu jenem seiner übrigen Stammesgenossen im Reiche gewiß nicht im Rückstand geblieben ist und dessen langjährige, unsäglich mühevolle Betätigung in völkischem Interesse bis zum Zusammenbruch aus politischen Gründen mehr verborgen zu bleiben gezwungen war, kam in diesem Wettstreite noch nicht gebührend zu Worte, sinkt vielmehr immer tiefer in den Schatten der Vergessenheit und muß — selbst nach dem Kriege noch still und geduldig — eine Reihe unverdienter Vorwürfe über sich ergehen lassen: — das ist das viel verkannte Oesterreich.

Es möge daher auch einmal diesem deutschen Stamme ein Wörtlein im Kampfe um die Feststellung der Wahrheit gestattet sein, auf daß die Frucht vieljähriger harter deutscher Kulturarbeit im Rahmen der alten Habsburgermonarchie nicht allzusehr der Vergessenheit anheimfalle.

Die alte Habsburgermonarchie war schon lange krank, schwerer krank, als es so manchem oberflächlichen Beobachter derselben erscheinen mochte. Wie drall und kerngesund nahm sich daneben der mächtige deutsche Bruder im Reiche aus! Und trotz ihrer schweren inneren Leiden zeigte sich diese Kranke während des langen Krieges oft noch staunenswert widerstandsfähig, zäh und sogar lebensmutig. Namentlich in den ersten Kriegsjahren schien es zuweilen, als würde sie geradezu wieder ihrer Genesung entgegengehen! Erst als ihre Seele den alten Schwung verlor und der Wille zum Leben immer mehr erlahmte, war es um sie geschehen! So lange das Deutsche Reich durchhielt, hielt aber

Digitized by Google

auch sie erwiesenermaßen noch immer aus. Erst als der starke Bruder sie nicht mehr zu stützen vermochte, schwand sie dahin und ging in Trümmer.

Daß die Donaumonarchie dieser Stütze wohl bedurfte, darüber darf sich der Deutsche nicht wundern. Das Jahr 1866 hatte hinsichtlich der Vorherrschaft in Mitteleuropa die Entscheidung gebracht. Das Jahr 1870 schuf hierauf die Grundlagen nicht nur für das neue Reich, sondern notwendigerweise auch für ein neues Mitteleuropa. Die Führung in diesem war hiermit endgültig von Wien nach Berlin übergegangen. Bismarck war sich dessen auch stets wohl bewußt. Ob dies im Deutschen Reiche nach seinem Abgange noch ebenso der Fall war, bleibe dahingestellt.

Dem Deutschen Reiche stand nun die Welt offen, während wohl niemand behaupten kann, daß die alte Donaumonarchie um diese Zeit noch weltpolitischen Träumen nachhing, die sich der große Bruder nun mit Recht gestatten konnte und mußte.

Daß der Weltkrieg aber vor allem nur weltpolitischen Zwecken zu dienen hatte, daher in erster Linie dem mächtig aufstrebendem Deutschen Reiche galt, darüber lohnt sich wohl kein weiteres Wort mehr zu verlieren. Oesterreich-Ungarn konnte für die Feinde immer nur Mittel zum Zweck sein.*)

Dies mußte dem, nach der Natur der Dinge zur Führung in Mitteleuropa berufenen Deutschen Reiche schon lange vor Kriegsbeginn klar sein; schon gar angesichts eines etwaigen Kampfes um Weltgeltung auf Leben und Tod, der für das Deutsche Reich wohl stets im Bereiche der Möglichkeit lag, nicht so aber für die arme Donaumonarchie, welcher die indirekte Beteiligung an der ihr wesensfremden Weltpolitik die ganze Existenz kosten mußte.

Mit einer derartigen Entwicklung seiner Politik hatte das Deutsche Reich eben zu rechnen. Deshalb konnte es sich auch mit den Stärken und Schwächen seines Bundesgenossen nicht genug rechtzeitig vertraut machen und mußte — mit entsprechendem Takt — den notwendigen Einfluß auf die politischen und militärischen Verhältnisse der Donaumonarchie zu gewinnen suchen. Grundbedingung für jede gedeihliche Kriegführung des Deutschen Reiches mußte daher sein, über die tatsächliche Leistungsfähigkeit

*) Trotzdem ist aber doch schließlich das Deutsche Reich mit an seiner Nibelungentreue zu Grunde gegangen, denn das Vorgehen Oesterreich-Ungarns mit dem Ultimatum an Serbien erfolgte gegen den Willen der deutschen Regierung. Keim.

Digitized by Google

des auf Grund der Bismarckschen Politik selbst auserkorenen Bundesgenossen stets möglichste Klarheit zu besitzen.

Dem war nun leider sowohl seitens der Allgemeinheit wie auch seitens der leitenden Kreise des Deutschen Reiches nicht im wünschenswerten Maße der Fall.*) Die Monarchie wurde stellenweise überschätzt, sie wurde auch gerne unterschätzt; aber nur in seltenen Fällen wurde sie richtig eingeschätzt. Diese Erscheinung zieht sich geradezu wie ein roter Faden durch die Zeit der Vorgeschichte des Krieges, wie durch die Kriegsepoche selbst. Man meinte in der Regel mit den Verhältnissen der Monarchie vertraut zu sein, wenn man einen Zeitungsbericht über ihre ständigen parlamentarischen Nöten gelesen hatte, einmal etwa in Bozen gewesen war oder auch noch mit Wien flüchtig Bekanntschaft gemacht hatte. Was darüber hinausging, wie es in den weiten Gefilden Ungarns und Galiziens usw. tatsächlich aussah, darüber pflegte man geradezu mit verblüffender Großzügigkeit hinwegzusehen. So waren der Masse des Deutschtums kaum erforschte afrikanische und hinterasiatische Gebietsstrecken oft weit geläufiger, wie die nächstgelegensten Länder, mit denen man im Falle kriegerischer Verwicklung auf Leben und Tod verkettet war. Man könnte diesen Umstand geradezu auch als Beleg für die mangelnde kriegerische Absicht des Deutschen Reiches anführen. Zugestanden, daß die monarchische Hausmachtpolitik vielleicht einem allzu tiefen Eindringen in die inneren Verhältnisse des Nachbarn gewisse Schranken auferlegte, so war deren Einfluß aber sicherlich nicht so wesentlich, daß dieselbe gewissermaßen als Entschuldigung dieser bedauerlichen Tatsache dienen könnte. Daß die Schwierigkeiten, mit welchen die Monarchie und namentlich das deutsche Element in derselben schon lange vor dem Kriege zu kämpfen hatte, im benachbarten Reiche nicht gebührend eingeschätzt wurden, läßt sich nun einmal nicht hinwegleugnen.

Merkwürdig ist demgegenüber, daß die Monarchie, wie sie vor Kriegsbeginn vom Freunde meist überschätzt worden zu sein scheint, von den Feinden augenscheinlich mindestens ebenso unterschätzt wurde. Letztere hatten sich — mehr oder weniger alle miteinander — in der tatsächlichen Widerstandskraft des alten, im Herzen Europas schon die längste Zeit ziemlich still und müde dahindämmernden Staates anscheinend zum guten Teil gründlich verrechnet und sich ihre Zertrümmerung entschieden wesent-

*) Das trifft durchaus zu. Es war schon ein schwerer Fehler des Bündnisvertrages, daß die militärischen Leistungen Oesterreich-Ungarns dort nicht genau festgelegt waren! Keim.

Digitized by Google

lich leichter vorgestellt, als dies dann tatsächlich der Fall war. So war es denn der Monarchie wenigstens bei ihrem Todesritte noch beschieden, den Feinden schwere Stunden bitterster Enttäuschung bereiten zu können.

Hierzu ergibt sich nun, daß die mangelhafte Beurteilung der alten Monarchie nicht nur von Seiten ihrer Feinde, sondern auch ihres Freundes von nicht zu unterschätzender Bedeutung für den Beginn, den Verlauf und auch den Ausgang des Weltkrieges war.

Gerade aber in der richtigen Bewertung aller für die Kriegführung wichtigen Faktoren zeigt sich nicht zum geringsten Teile die wahre Kriegskunst. Großadmiral von Tirpitz gibt diesbezüglich in seinen Erinnerungen seinem Volke unschätzbare Aufklärungen und Lehren. Und selbst bei diesem Hereos an Geist, Urteilskraft und Charakterstärke kommen die armen „unzuverlässlichen Oesterreicher" nur zu oft kurzerhand recht schlecht weg. Mit Ausnahme des abgeklärten, edlen Generalfeldmarschall von Hindenburg haben aber auch General Ludendorff und so manche andere bedeutende Männer der Kriegsepoche in ihren Veröffentlichungen — gewiß unbewußt nur dem Impulse folgend — für die „Oesterreicher" meist nicht viel übrig. Es ist dies geradezu typisch. Erst durch die dankenswerten Veröffentlichungen des Generals von Cramon kam etwas mehr Licht in das über dem Herzen Mitteleuropas schwebende Dunkel. Vermögen diese allein zwecks gerechter Beurteilung aller historischen Sachverhalte die über dem Verhängnis der alten Habsburgermonarchie ausgebreiteten Schleier genügend zu zerreißen, um die über das alte Oesterreich herrschenden Vorstellungen und Ansichten entsprechend zu korrigieren und in richtige Bahnen zu lenken?

Abgesehen davon, daß nun die Volksgenossen jenseits der dermaligen politischen Grenzen des Deutschen Reiches unter diesen mehr oder weniger leicht hingeworfenen Urteilen ihrer Stammesbrüder schwer litten und noch leiden, gibt die in die Erscheinung tretende nachträgliche Geringschätzung des einstigen Bundesgenossen aber auch noch weiteres zu bedenken. Mag nämlich die verschiedentlichste nationale Propaganda mit noch so viel gegenteiligen Behauptungen auftreten, so läßt sich doch nicht leugnen daß — abgesehen von der Dynastie — die elf Millionen Deutscher eigentlich der einzige Kitt der alten Monarchie waren, da sie das feste Rückgrat der k. u. k. Wehrmacht bildeten, in der die Führung vornehmlich deutschen, bezw. unter deutschem Einfluß und in deutschem Sinn erzogenen und überzeugungstreu heran-

Digitized by Google

gebildeten Händen überantwortet war. Da nun aber die alte k. u. k. Armee die Quintessenz des deutschen Volkes innerhalb der gewesenen Monarchie repräsentierte, scheinen — nicht zum Schluß hiermit auch zu Ehren des ganzen großen deutschen Volkes — auch heute noch einige aufklärende Worte über diese Armee, über ihr Verhältnis zum Staate, den sie repräsentierte, demnach über das, was man mit Fug und Recht von ihr erwarten konnte und durfte, am Platze zu sein, damit die breite Oeffentlichkeit im Reiche Anhaltspunkte zu einer gerechten Beurteilung der österreichisch-ungarischen Wehrmacht gewinnen und sie selbst, die arme vielgeprüfte, nun auf immer dahingegangene „stille Dulderin" vielleicht doch noch ein ihrer würdiges Plätzchen in der Weltgeschichte finden könne.

Die Heere sind nur die Exponenten der Staaten, denen sie dienen. Sie führen das Schwert je nach der Macht des Staates. Sie liefern „Feldzüge;" sie vermögen aber nicht den „Krieg" zu entscheiden, für dessen Ausgang eben alle Kräfte und Mittel des Staates bestimmt sind.

Lediglich nach diesem Maßstab können daher gerechterweise die Leistungen der k. u. k. Armee im Weltkriege beurteilt werden und von diesem Gesichtspunkte aus konnte man doch bereits von Haus aus vom österr.-ungar. Bundesgenossen nicht Größeres und Erhabeneres erwarten, als das herrliche deutsche Reichsheer zu leisten vermochte. Der k. u. k. Armee Fehler und Schwächen vorzuwerfen, für die sie als solche allein nicht verantwortlich gemacht werden kann, ihre oftmals ganz heroischen Leistungen nur zu häufig einfach nur mit einer Geste abzutun, dieselben möglichst zu verkleinern und zu übersehen — wie man dem gerne in den bisher erschienenen Veröffentlichungen über den großen Krieg begegnet — ist ungerecht und unbillig. Ist denn die k. u. k. Armee dafür verantwortlich zu machen, daß sie sich den ganzen langen schweren Weltkrieg hindurch bettelhaft ausgerüstet und unzulänglich versorgt einer Welt von Feinden gegenüber zu wehren hatte? Hat sie es — trotz aller Mängel und Härten, trotz aller in ihren Reihen befindlichen, der Deutschen Nation nicht sehr wohl gesinnten Völkerschaften — nicht dennoch zuwege gebracht, ebenso lange wie der weit vermögendere Bundesgenosse den äußeren Feinden gegenüber in Ehren Stand zu halten: — bis eben beide der meuchlerische Todesstoß von rückwärts traf?

Wenn nun trotz aller Schwierigkeiten und der von den inneren und äußeren Feinden in schamlosester Weise betriebenen Propaganda selbst noch in den ersten Tagen des November 1918

Digitized by Google

k. u. k. Regimenter dem feindlichen Ansturm noch äußersten Widerstand entgegenzusetzen vermochten, so verdient dieses Ergebnis in deutschem Geiste gehaltener Erziehung und Führung denn doch nicht allzu sehr übersehen und geradezu zum alten Gerümpel geworfen zu werden. Zu viel Heldenblut ist seitens der k. u. k. Armee geflossen, als daß es nicht würdig an die Seite jenes der reichsdeutschen Heldensöhne gestellt werden könnte. Hier ist Kleinlichkeit dem von Haus aus nicht auf der gleichen Höhe Stehenden gegenüber nicht am Platze. Auch jener Ungezählten sei dankbar und ehrend gedacht, die — wiewohl Söhne anderer Nationen — dennoch ihrem Soldateneide bis zum Tode getreu ihr Leben vornehmlich auch für die deutsche Sache rühmlichst einsetzten: — und derer gab es in der alten k. u. k. Armee unendlich viele!

Nur in der Einigkeit liegt die Macht; — schon gar wenn man einer Welt von Feinden gegenübersteht. Auch diese haben im Weltkrieg einiges Lehrgeld gezahlt, bis sie ihren partikularistischen Bestrebung den nötigen Zwang auferlegten und sich zu tatsächlich einheitlicher Führung herbeiließen.

Auf Seiten der verbündeten Zentralmächte stand die Führung des Krieges im Großen wohl von Haus aus dem Deutschen Reiche, als dem mächtigen, starken, auch weltpolitisch interessierten Faktor zu. Dies hatte sich die deutsche Reichsleitung stets vor Augen zu halten. Wie sie diesen Grundgedanken des Erfolges ihren Bundesgenossen gegenüber entsprechend zur Geltung zu bringen hatte, war ihre Sache, darin hatte sich eben ihr Geschick zu zeigen. Man vergleiche diesbezüglich nur das Verfahren Englands gegenüber seinen Bundesgenossen. Rechtzeitig zielbewußt eingegriffen, war auch auf unserer Seite der Erfolg stets bald zur Stelle. Ein bisweilen keineswegs zu leugnender passiver Widerstand der von Natur aus schwächeren und dazu noch schlapp geführten Monarchie wäre gewiß gar oft durch Energie, weise Einwirkung und entsprechende Unterstützung zu Nutzen der Sache leichter zu besiegen gewesen, als der aktive Widerstand des Feindes. Für Eigenbrödelei waren aber die Zeiten zu ernst. Eifersüchteleien und vermeintliche Prestigefragen durften bei einem solchen Unternehmen nicht zum entscheidenden Wort kommen. War es beispielsweise angebracht, nach den bereits mißlungenen Extratouren des Frühjahrs 1916 auch noch solche im Jahre 1918 folgen zu lassen? Dürfte hierbei nicht auch wieder ein gewisses Mißtrauen, eine allzu schablonenhafte Unterschätzung der verbündeten Wehrmacht ein entscheidendes Wort gesprochen haben? Sind dann aber die Konsequenzen dieser mißglückten separati-

Digitized by Google

schen Waffentänze lediglich auf das Schuldkonto des österreichischen Bundesgenossen zu buchen, der nach Kräften doch noch immer seinen Mann stellte? Oder meinte man, österr.-ungar. Divisionen zu Zeiten nicht einmal so hoch bewerten zu können, wie die im Lager der Entente zu einheitlichen Zwecken versammelten Italiener und Portugiesen, von anderen Hilfsvölkern nicht zu reden? Als endlich k. u. k. Divisionen — stark ausgehungert und mangelhaft bekleidet — auch in Frankreich Verwendung fanden, war es wohl zu allem bereits zu spät.

So scheint doch der fehlenden einheitlichen festen politischen Leitung und dem immer schwächer werdenden Siegeswillen des verhetzten, verführten Volkes ein nicht minder namhafter Teil von Schuld an dem unseligen Zusammenbruch des Deutschen Reiches beizumessen sein, als dem Versagen des „unzuverläßlichen, schlappen Bundesgenossen," dem man leider nur zu oft direkt und indirekt in der nachträglichen Beurteilung begegnet.

Wir Epigonen der k. u. k. Wehrmacht des alten Oesterreich streben gewiß nicht nach Lob, das uns nicht gebührt. Wir sind uns unserer natürlichen Fehler und Schwächen wohl bewußt. Wir wollen die herrlichen Leistungen unserer mächtigen Brüder im Reiche in keiner Weise verdunkeln. Als ehrliche deutsche Männer können wir uns aber hinsichtlich unserer Leistungen im Weltkriege nicht mit spärlichen Brosamen mehr oder weniger stillschweigender Anerkennung begnügen, welche uns von Seiten einzelner lieber Kameraden der deutschen Armee, die uns vor dem Feinde zufällig näher kennen und auch wertschätzen lernten, zuteil wird. Wir haschen nicht nach einzelnen Stimmen individueller Sympathie, nach Wohlwollen oder nach Schönfärberei. Wir verlangen nur Wahrheit und Gerechtigkeit vor dem breiten Forum der öffentlichen Meinung beim Einzug in die Annalen der Weltgeschichte:

„Die österreichisch-ungarische Armee — seligen Angedenkens — war gut. Sie war tapfer und standhaft. Was man *gerechterweise* von ihr verlangen konnte, das hat sie auch gehalten."

XLI.

Der allerchristlichste Kriegsgott.

Diese kleine, mit größter Wahrscheinlichkeit von Leibniz 1683 verfaßte Schrift mit obigem Titel, die eine ironisch gemeinte Ver-

Digitized by Google

teidigung der unerhörten und unersättlichen Raubansprüche Ludwigs XIV. gegenüber Deutschland enthält, hat heute wieder eine ungeahnte Aktualität gewonnen: Vor mir liegt eine Neuausgabe von 1916, in deren Einleitung der Herausgeber schreibt: „Aber was aufs tiefste verletzt und alle Stimmen der Abwehr, Entrüstung, Klage, Hohn und Spott, hervorruft, das ist die Art, wie Frankreich kämpft, diese grauenerregende Mischung von roher Gewalt, Lug und Trug, Hochmut und Selbstgerechtigkeit. Dieser König fordert und nimmt, was er will, gewährt heute dem Gegner Frieden und fällt morgen noch einmal über ihn her. Er schließt Verträge und Bündnisse, verpfändet sein Wort, doch immer, wie es scheint, mit dem stillen Vorbehalt, daß er selber nicht daran gebunden sei: denn wenn es gilt, wird alles widerrufen, oder gepreßt und gedehnt, bis es sich fügt." Man kann nicht leugnen, daß diese Worte völlig auf den Vertrag von Versailles passen — woraus sich wiederum ergibt, daß die Nationen sich in den Jahrhunderten kaum einen Deut ändern und internationale Verbände heute wie einst Humbug sein dürften. —

Leibniz nimmt also in der Schrift, die im Original den Titel hat: Mars Christianissimus, Autore Germano Gallo-Graeco, ou Apologie des Armes du Roy Très-Chrestien contre les Chrestiens. A. Cologne. Chez David Le Bon, 1664 — vorgeblich den Standpunkt ein, daß die Ansprüche des Königs eigentlich durchaus gerecht und jeder Widerstand gegen ihn verbrecherisch und irreligiös sei. „Ich denke diese Leute (d. h. des Königs Gegner) eines besseren zu belehren und unwiderleglich zu erweisen, daß man dem König viel eher zu große Mäßigung als zu großen Ehrgeiz vorwerfen muß." Es ist Unrecht, das Verfahren der Reunionskammern, die Einnahme von Straßburg und Casale zu tadeln — die Franzosen haben das alles aus höherem Recht getan: „Denn wie St. Paulus richtig bemerkt: für den Gerechten gilt kein Gesetz, und wem Gott den Charakter einer außerordentlichen Vollmacht gegeben hat, der ist kraft seines Auftrages der gemeinen Pflichten überhoben." Die ironische Beweisführung des französischen Rechtes stützt sich auf folgende Argumente: „Ich setze also als Grund: Alles ist Gottes, und alle Dinge sind dem erhabenen Recht unterworfen, das er gegen die Kreaturen besitzt ...." und dann werde ich beweisen, daß der heute lebende Allerchristlichste König der wahre und einzige Statthalter Gottes in allen weltlichen Dingen ist." „Recht ist, was dem Mächtigeren nützt." „Denn Gott ist der allermächtigste. Der mächtigste aber nächst Gott — den Teufel immer ausgenommen — ist ohne

Digitized by Google

Zweifel der Allerchristlichste König." „Alles, was von dem Reiche Christi auf Erden vorhergesagt ist, muß von dem Reiche des Allerchristlichsten Königs verstanden werden," Frankreich ist schon durch das Evangelium als der eigentliche Ausbreiter des Reiches Gottes auf Erden bezeichnet: „Ist es nicht ein großes Wunder, daß ein Fürst, der so viele Kriege auf dem Halse hat, keinen Mangel an Geld leidet? Manche Narren wähnen, er besitze jenen geweihten Stein, der alle Könige reich machen kann. Andere, die da sehen, wie alles dem Könige gelingt, wie er alles erfährt, was bei seinen Feinden vorgeht, geben ihm einen Hausgeist. Das ist nicht Narrheit, sondern Gottlosigkeit, dem Teufel zuschreiben, was der Finger Gottes vollbringt." Sichtlich hat der Herr Ludwig XIV. beschützt und die Einigung seiner Feinde hintertrieben. Und: „Ich meine, ich habe jetzt hinreichend, aus Weissagungen und aus Wundern, erwiesen, daß der König eine besondere Berufung oder Sendung hat zur Reformation der weltlichen Angelegenheit der Christenheit . . . . . Daraus folgt: Alle Könige und Fürsten sind in ihrem Gewissen verbunden, diesem Monarchen vollkommene Ehrfurcht zu erweisen . . . . ." und ihm die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten der Christenheit zu überlassen. „Der König hat natürlich nichts anderes im Sinne, als die Befreiung der deutschen Katholiken von der drükkenden habsburgischen Vormacht, und der Erzbischof von Straßburg, Fürstenberg, habe dies längst eingesehen. Der Einwurf, daß der König auch die Protestanten beschützt habe, wird zurückgewiesen mit der Begründung, daß solche kleinen Einzelnachteile der katholischen Kirche dem großen Endzweck gegenüber nicht in Betracht kämen. — Mit wundervoller Ironie verteidigt dann Leibniz den zum Schein angenommenen Verräterstandpunkt: „Wie mir scheint, ist hier, bei der Verteidigung des Königs, der Ort, im Vorbeigehen auch die deutschen Gallogriechen zu rechtfertigen, meine Mitbrüder, die immer für einen französischen Ludwig zu haben sind. Das gemeine Volk, das uns nicht kennt, schilt uns Verräter, die das Vaterland verkauften und unter das Joch eines Fremden zu bringen suchten. Ich glaube, die meisten von denen, die uns diesen Vorwurf machen, wären gar zu gern desselben Verbrechens schuldig. Sie schreien also aus Neid, weil sie nicht die Gewandtheit oder das Glück haben, Wasser auf ihre Mühle zu bringen. Nein, es ist durchaus Unrecht, sich gegen Frankreich, das schon damals das eigentliche Heimatland der Kultur und Freiheit war, aufzulehnen: „Ich finde also an dem (deutschen) Kaiser nur eines zu tadeln, was andere vielleicht nicht

Digitized by Google

tadeln würden: er versteift sich zu sehr darauf, die Rechte des Reiches zu wahren. Er will nicht anerkennen, daß es eine höhere Gewalt gibt als die seinige, und doch hat der Allerchristlichste König eine solche unmittelbar von Gott empfangen, wie wir bewiesen haben."

Aber auf den letzten Seiten bricht immer mächtiger dann doch der wahre Standpunkt des zürnenden Patrioten unter der Maske des verlogenen Diplomaten durch: „Ich gebe zu und denke oft genug daran: die Lage der Deutschen wird unter dem Joch der Franzosen gar traurig sein. Sie verachten schon jetzt unser Volk, wo es noch etwas in der Welt bedeutet. Was werden sie erst tun, wenn es besiegt und ganz verächtlich sein wird? Wenn sie uns nicht nur unsere Einfalt, sondern auch unsere Feigheit vorwerfen können, die so unwürdig ist des alten Rufes unseres Volkes und des Ruhmes unserer Väter. Sie werden uns die Waffen nehmen wie Leuten, die sie nicht zu tragen verdienen. Sie werden die edlen Geschlechter erniedrigen oder nach Frankreich verpflanzen. Gnaden und Aemter von Bedeutung werden nur für Franzosen vorhanden sein oder für vollendete Knechtesseelen unter den Deutschen. Wer Stolz besitzt und sich noch einen Rest der alten Tüchtigkeit bewahrt hat, wird mit tausend Nachteilen gequält werden, bis sie alle an die Knechtschaft gewöhnt und aus uns ein Volk gemacht haben, das eher Mitleid als Furcht erweckt." Aber dann wird sofort wieder die Maske vorgenommen — es geschieht dies alles ja nur zum größeren Heile zur einheitlicheren Macht der Kirche! „Ihr werdet also selig vor Gott sein, o meine Deutschen, wenn die Franzosen euch vor der Welt ins Elend stoßen. Denn ihr werdet nun mit Freuden in den Himmel gehn und ohne Bedauern dieses Jammertal verlassen."

Der König ist durchaus zu verstehen und zu entschuldigen: „Denn ohne Frage handelt er mit großer Mäßigung, angesichts seines Rechtes, alles ins Werk zu setzen, was ihm in den Sinn kommt, wenn es nur seiner Größe dient . . . . Er kann daher nur fehlen durch zu große Mäßigung, und alles, was er in der Absicht tut, sich zu erhöhen, ist immer gerecht. „Solch ein großes Ziel entschuldigt Mord und Wortbruch: „Zeuge ist der französische Minister, der bei den Erwägungen über den Pyrenäenfrieden dem König kühn empfiehlt, alle Verpflichtungen, die von der Infantin, seiner Verlobten, gefordert würden, zu bewilligen und so feierlich zu bekräftigen . . . . selbst durch einen Eid: er werde trotzdem beim Tode des Königs von Spanien immer freie

Digitized by Google

Hand haben; denn kein guter Franzose werde dem König raten, die Vorteile seiner Krone, für die er Gott und der Nachwelt verantwortlich sei, zu vernachlässigen." Der Verfasser nimmt es sich vor, diese neuen Sittenlehre eindringlich im deutschen Volke zu verbreiten, die Deutschen müssen endlich erkennen, was ihnen Gutes von Frankreich kommen wird! Nur Verleumdung ist es, wenn man die kriegrischen Handlungen des Königs als verbrecherischen Raub und Wortbruch tadelt. Das Verhältnis Frankreichs zu Deutschland wird schließlich folgendermaßen zusammengefaßt: „. . . . der (deutsche) Kaiser muß sich sagen, daß er sich vor den Schlingen Frankreichs nur durch einen ewigen Krieg auf Leben und Tod retten kann, einen Krieg, der nur mit der vollständigen Erschöpfung des einen oder des anderen Teiles enden darf, sodaß der Unterliegende die Kraft verliert zu neuen Erpressungen oder zur Vergeltung. Ströme von Blut werden fließen, bis dieses Ziel erreicht wird."

Wir schließen damit diese kleine historische Betrachtung und bitten den geneigten Leser nur, das heutige Verhalten Frankreichs in Versailles mit dem Verhalten Frankreichs im 17. Jahrhundert, und den senilen Wüterich Clémenceau („diese Mischung von Gift und Haß" wie ihn ein englischer Bundesgenosse nannte) mit Ludwig XIV. zu vergleichen; vielleicht wird man eigentümliche Aehnlichkeiten entdecken, vielleicht auch unsere Herren Pazifisten und Völkerversöhnler nach dem Sprichwort, daß man vom Ochsen nicht mehr als Rindfleisch verlangen könne, neu beurteilen. — Alles in Allem: Wer Ohren hat, zu hören, der höre!

XLII.

Der Wiederaufbau.

Von
Franz Rabich.

Das Problem des Wiederaufbaues soll in den folgenden Zeilen gelöst werden. Ich staune, wieviele Köpfe sich damit befassen, und wiewenig von all den Schriften in der Oeffentlichkeit eine Wirkung hat. Ich jedenfalls wüßte kein Buch und keine Broschüre zu nennen, deren Erfolg auch nur annähernd z. B. dem des Spenglerschen Buches vom Untergang des Abendlandes

Digitized by Google

entspräche. Man darf das nicht nur damit erklären wollen, daß Spengler ein besonders origineller Kopf ist. Es liegt vielmehr daran, daß aus all den Wiederaufbauschriften der nüchterne, meist Bürgergeist, Angst ums Brot und Sorge für die Kinder, herausschaut. Mit einfacher Tüchtigkeit befaßt man sich heutzutage nicht gerne. Wie ginge man sonst an einem Buche wie Paul Ernsts „Der Zusammenbruch des deutschen Idealismus“[1]) vorüber? Seine Ausgangspunkte sind einfach, natürlich, seine Folgerungen freilich unbequem, weil aus einem starken Innenleben selbständig hervorgeschöpft. Mit „Geist“ ist er schon gar nicht zu widerlegen, mag man zur einzelnen Behauptung stehen, wie man will. Es kommt ihm gegenüber allein auf die eigene Tüchtigkeit an. Stimmungsschriften liest man eher. Unsere Tageszeitungen leisten als solche ja trotz der Papierknappheit Erkleckliches. Aber auch ein gut Teil der sonstigen Presseerzeugnisse läuft in dem Geleise der Parteiphrasen ohne andern Zweck, als Parteipolitik zu treiben. Das macht sie den Gedankenlosen so angenehm. Sie heischen keine innere Umschaltung. Die Schriften aber, die eine neue Einstellung bezielen, sind oft in der Form wenig ansprechend. Die Einfachheit des Anrufs, die Sven Hedins Vorwort zu dem Buche seiner Frau „Arbeitsfreude“[2]) kräftigen Ton verleiht, gelingt recht selten. Die Form der wissenschaftlichen Abhandlung wiederum, die viele unbewußt irgend welchen Vorbildern folgend, wählen, mindert die Anziehungskraft. Als Beispiel nenne ich das inhaltlich treffliche Schriftchen von Georg Hauk: „Die deutsche Seele und die geistigen Strömungen der Gegenwart,“ dessen Titel schon 9/10 der biederen deutschen Leserschaft in die Flucht schlagen dürfte. Und doch steckt eine so herzhafte Liebe zum deutschen Volke in ihr, so viel gründliche Arbeit, ernstes Wissen und ehrliches Bemühen um Objektivität, daß das Heft schon um dieser Eigenschaft willen Verbreitung verdient. Es liest sich übrigens auch nicht unangenehm. Vielleicht ist es nur Sache meiner Eigenart, seinen Vortrag nicht ganz glücklich zu finden. (Eine Anmerkung dazu: Es beginnt: „Die deutsche Seele ist krank.“ Ich frage „Nur die deutsche?“ Die Konsequenzen der Frage möge der Leser selbst ziehen.) Hauk hat die seelischen Zustände und Erscheinungen zum Gegenstande. Ihn ergänzt durch ausschließlich wirtschaftliche Betrachtungen Dr. Erwin Gör-

[1]) Verlag Georg Müller, München.

[2]) Sonderdruck unter dem Titel: „Der 9. November“ bei F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

ke: „Niedergang und Neubau der deutschen Volkswirtschaft."[3]) Görke, ein früherer Offizier, packt seinen Gegenstand mit erfreulicher Frische. Der eine oder andere Satz verträgt vielleicht die Sonde der Logik nicht, die Gesamtdarstellung hat jedoch Linie. Görke plädiert für die möglichst schnelle Umsteuerung der gesamten Volkswirtschaft in der Weise, daß der Landbau ihr wesentliches Ziel wird. Dabei wird erörtert, wie weit die Landwirtschaft einer Intensivierung bedarf, inwiefern ihre Methoden Verbesserung fordern, was die Vermehrung des Gartenbaus für Vorteile haben würde, usw. In Parenthese: Paul Ernsts oben genanntes Buch hat in dem letzten Abschnitt „Das Maschinenwerk," und hier in dem Unterabschnitt „Arbeit und Bedürfnislosigkeit" in wenigen Sätzen einige Hauptgedanken Görkes in einer sehr einleuchtenden Fassung vorausgenommen. Görke hat nicht vergessen, die Rückwirkungen zu behandeln, die eine Befolgung seiner Ideen für die Industrie hat. Unbeschadet der Kürze ist gründliches Bedenken aller Ausführungen Görkes Schrift anzumerken.

Wer wird sie lesen? Sie gehört in die Hand der Politiker, der Palamentarier, der Presse. An diesen Leserkreis hat Görke wohl auch zuerst gedacht, denn er hat die Form etwa der amtlichen Denkschrift gewählt. Auch der Staatsbürger sollte sich aber aus der Schrift Anregungen holen. Da stehen wir indeß wieder vor der im Eingang gestellten Frage. Für solche Kost dankt der Staatsbürger. „Das sind Utopien!" sagen die ganz Bequemen. „Das muß man den Sachverständigen überlassen" höre ich von den „Gründlichen." „So was läßt sich nicht erzwingen," trösten sich die Verantwortungslosen. Die Quintessenz der politischen Weisheit des Durchschnittsdeutschen ist — allen schlimmen Erfahrungen der letzten Jahre zum Trotze — eben immer noch: nur nicht selber handeln! Und diese Stimmung ist die wahre Ursache, weshalb alles Mühen der Tüchtigen Gedanke auf dem Papiere bleibt, selbst wenn die Form der Darlegung gut ist. Ich sage Darlegung. Nur meine ich keine langatmigen quasiwissenschaftlichen Entwicklungen, sondern wirklich und wörtlich ein daroder vorlegen auf dem Präsentierbrett; Ausführungen in einer Art Plakatstil. Damit ist zugleich gesagt, daß wir unser sehr ehrenwertes und ach so tatenfrohes Bürgertum, die Herren Gebildeten und die kunstbeflissenen Rosenwinderinnen des irdischen Lebens ruhig beiseite lassen können, wenn es gilt, Meinungen

[3]) Staatspolitischer Verlag G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google

ins Volk zu tragen. Der einfache Mann begreift Objektivität nicht, er will die Leidenschaft spüren, die hinter der Ueberzeugung steht. Aus diesem Tone ist daher die Musik zu machen, die als Rattenfängerweise zur Wiederaufbauarbeit locken soll.*)

Literatur.

I. Bücher.

Die wahren Kriegsverbrecher. Auch eine Gegenrechnung von **Ottokar Stauff v. d. March.** Verlag Georg Bath, Berlin. Preis brosch. 75,— Mk., gebd. 120,— Mk.

Der bekannte österreichische Schriftsteller behandelt die Frage nach den Kriegsverbrechern in eigenartiger Weise. Er weist geschichtlich nach, daß Frankreich Deutschland bis auf den heutigen Tag 36 mal angriff, lediglich, um seiner Ländergier zu frönen. Er schildert auf Grund eines zeitgenössischen Drucks die furchtbaren Greuel, die Frankreich 1689 in der Pfalz begangen hat. Er zeigt, wie dieses „friedliche, ritterliche" Frankreich auch anderen gegenüber verfahren ist (Raub Savoyens).

Als 2. Kriegsverbrecher bezeichnet der Verfasser England, dessen Kriege mit den Festlandstaaten die Bezeichnung perfides Albion rechtfertigen.

Der 3. Kriegsverbrecher ist Amerika. Schon die Gegenüberstellung Wilsons vor dem Krieg und während dessen, bezw. seiner Ansicht über Deutschland genügt, um die Unredlichkeit dieses Mannes zu erkennen. Der Eintritt Amerikas zur Entente erfährt auf Grund zahlreicher fremdvölkischer Aeußerungen eine vernichtende Kritik. Zusammenfassend läßt der Verfasser eine lange Reihe von Anklägern aus nichtdeutschen Ländern auftreten, die ein Verdammungsurteil über die Entente fällen, wie es schärfer nicht gedacht werden kann.

Eine wertvolle Schrift, die Jedermann, zumal aber dem Deutschen, auf das Wärmste empfohlen werden kann. Des Verfassers geachteter Name bürgt für die Reinheit seiner Absichten. Er ist tatsächlich, was ein amerikanisches Blatt von ihm schrieb: „Ein Mann von hervorragender kritischer Kraft, sittlicher Reinheit und mutvoller Unternehmungslust!" — Wer nach einem Führer in der Kriegsverbrecherfrage sucht, der vertraue sich ihm an. Daß der Verfasse durch und durch treudeutsch gesinnt, braucht nicht erst betont zu werden. Sp.

Blücher. Von **Johannes Herold.** Fr. Seybold, München-Leipzig 1921.

Ein gutes Buch, ein tapferes Buch, weil es auch mutige Bekenntnisse des Verfassers zum Deutschtum, zum Vaterländischen, enthält, gemessen an der Schmach und Trostlosigkeit der Gegenwart, deshalb ist sein Erscheinen

---

*) Ich kann diesen Ausführungen nur beistimmen. Mit mehr oder minder „akademischen" Betrachtungen und ohne daß man seine Person überall für seine Ueberzeugung einsetzt — auch im Tun — wird man keinen Wiederaufbau zu Wege bringen! Keim.

Digitized by Google

durchaus zeitgemäß, denn es wirkt aufs Gemüth, es stimmt nachdenklich auch nach der Richtung, warum dem deutschen Volke gerade in der schwersten Periode seiner Geschichte, Männer gefehlt haben, wie Stein, Blücher, Scharnhorst, York, Gneisenau, Bismarck! Aber auch Männer wie Arndt, Fichte, Schleiermacher, Theodor Körner, Eichendorff, Schenkendorff, die seelisch, geistig, moralisch die Seelen aufwühlten bis in das Innerste! Warum? Vor Allem, weil die Nation selbst schon seit geraumer Zeit das Nationale hatte zurücktreten lassen hinter Weltgeschwätz, internationalen Phantastereien und parteipolitischen Herrschaftsgelüsten! Eine Nation, die wie die deutsche im November 1918 zusammenbricht unter dem Versagen jeglicher Staatsgewalt, unter dem Drucke einer Schar Radikalinskys, Meuterer, Fahnenflüchtiger und Straßengesindel, die hat es eben selbst verscherzt, sich in der Welt zu behaupten unter dem Zeichen nationaler Ehrenhaftigkeit! Weil schon zu Bismarcks Zeiten unter dem hohlen Schlagwort vom Militarismus bis auf den heutigen Tag Sturm gelaufen wurde gegen den Geist soldatischer Zucht und soldatischen Ehrgefühles! Als diese verschüttet waren durch systematische politische Wühlarbeit, kam auch der Geist der Treue ins Wanken im Heere und letzteres wurde der Auflösung preisgegeben unter dem Jubelschrei von den Gegnern des Militarismus! Seitdem er tod ist, liegt auch Deutschland im Sterben! Aber er blüht ja mehr wie je zuvor in der Republik Frankreich, Polen, Tschechen!

Blücher war Miltarist im besten Sinne dieses Wortes, ebenso wie die anderen großen Soldaten jener großen eisernen Zeit. Das heißt, er verkörperte Heldengeist, Selbstlosigkeit, Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl geradezu vorbildlich. Er wurde das Symbol unbeirrbaren Hoffens und Harrens auf die endliche Befreiung Deutschlands vor der fremden Schmach. Er war der Dränger, der Feuergeist, der nichts wissen wollte von blutleeren Erwägungen — und „Opportunität" und „Abwarten" — als die Stunde der Vergeltung, der Rache geschlagen hatte. Er verlor auch den Mut nicht als Groß-Görschen und Bautzen die Unbesiegbarkeit des Korsen darzutun schienen. Er war die Verkörperung des Offensivgedanken, als der Herbstfeldzug 1813 eingeleitet wurde! Was der greise Feldmarschall dann noch in dem Feldzug 1814 und 1815 geleistet hat — wo wiederholt das Schicksal des Kriegsausganges an des Messers Schneide stand — wird Herr Herold noch in einem zweiten Band noch zu schildern wissen. Der vorliegende Band beschäftigt sich nur mit der Zeit bis Ende Oktober 1813, aber er bringt den Beweis, daß der Herr Verfasser seiner schwierigen Aufgabe durchaus gerecht geworden ist, das Leben Blüchers zu schildern „auf dem Hintergrund jener Zeit und sein vaterländisches Wirken", wie es auf dem Titelblatt heißt.

Deshalb sollte dies mit Bildnissen, Plänen und literarischen Dokumenten gut ausgestattete Buch recht weite Verbreitung finden, wegen seines volkstümlichen Tones, seines wertvollen geschichtlichen Inhaltes, wegen seiner Anregung, das Heldenhafte wieder zu Ehren zu bringen, was auch eindringlich in einer vortrefflichen „Vorrede und Einleitung" besonders hervorgehoben wird. Keim.

Robert Kurpiun, Entrissenes Land. Bilder aus Oberschlesien. Gleiwitz 1922. Heimatverlag Oberschlesien G. m. b. H. Preis 30 Mk., gebd. 50 Mk.

Dieses mit einer prächtigen farbigen Kunstbeilage, 76 schönen Ansichten nach guten Lichtbildaufnahmen und einer Uebersichtskarte (des Polen zugesprochenen Teiles von Oberschlesien) geschmückte Heft schildert in knappster

Digitized by Google

Form und volkstümlicher Sprache, was Deutschland durch den Machtspruch von Genf verloren hat. Durch seine Abfassung hat sich der treffliche schlesische Heimatdichter Robert Kurpiun ein großes Verdienst erworben. Auch das „Hultschiner Ländchen," das tschecho-slowakisch geworden ist, wurde ebenfalls berücksichtigt. Das Buch gehört in jedes deutsche Haus!

Dr. Stephan Kekule von Stradonitz.

Felix Rachfahl (Geh. Hofrat, Ord. Prof.), **Bismarcks englische Bündnispolitik.** Freiburg i. Br. 1922. Verlag Theodor Fischer. Preis 20 Mk.

Der Inhalt des kleinen Heftes, einer Rede zum Antritte des Rektor-Amtes, ist bedeutsam. Er schildert, auf Grund von Quellen allerersten Ranges, sowohl von deutscher wie auch von englischer Herkunft, die erst in allerjüngster Zeit abgeschlossen worden sind, wie der Minister der Außenstaatskunst seit 1871, in unausgesetztem Streben auf die Erhaltung des Friedens für Deutschland und Europa, fortdauernd bemüht gewesen ist, ein Bündnis Deutschlands mit England zur gemeinsamen Abwehr, und mit der Spitze gegen Rußland und vor allem gegen Frankreich, zustande zu bringen, und wie diese „englische Bündnispolitik" Bismarcks ausklang, weil das Inselreich damals noch nicht „bündnisreif" war. Dr. Stephan Kekule von Stradonitz.

II. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher.

Die eingegangenen Bücher erfahren eine Besprechung nach Maßgabe ihrer Bedeutung und des Raumes. Eine Verpflichtung, jedes eingehende Buch zu besprechen, übernimmt die Leitung der „Monatshefte" nicht, doch werden die Titel sämtlicher Bücher nebst Angabe des Preises — ofern dieser mitgeteilt wurde — hier vermerkt. Eine Rücksendung von Büchern findet nicht statt

1. **Balck,** Entwicklung der Taktik im Weltkriege. 2. Aufl. Berlin 1922. Verlag R. Eisenschmidt. Geh. 225,—, gebd. 275,— Mk.
2. **Jäger,** Neue Wege zur Erforschung des deutschen Volkscharakters. Leipzig. Theodor Weicher.
3. **Jäger,** Fortschritt? Untersuchungen über die Wertlosigkeit des Fortschrittgedankens. Leipzig. Theodor Weicher.

III. Zeitschriftenschau.

Der Anker. Nr. 36. Schreihälse. Der richtige Standpunkt des deutschen Arbeiters. Lebensfurcht. Die Dolchstoßwahrheit und der „Vorwärts." Unheilbar verrückt! Harden verhöhnt Republik und Gewerkschaften. — Nr. 37. Der Klassenkampf. Die Sozialisten gegen das kommunistische Paradies. Ein italienischer Staatsmann gegen die Entente. Nie wieder Krieg! Deutsche Arbeit. Deutscher Geschmack. Der Sozialist Auer und Graf Arco. — Nr. 38. Der Versailler Vertrag in uns selbst! Zu Hindenburgs 75. Geburtstage. Der türkische Freiheitskampf. Imperialismus und Militarismus. In der Theorie „Sozialist," in der Praxis gefühllos.

Michel. Folge 38. Gefahren. Propaganda. Arbeitsdienstpflicht. Wahrheit gegen Lüge. Wien 1814, Versailles 1919 und Deutschlands Zukunft. Wer treibt Volksverdummung?

Digitized by Google

LXIII

Morbus teutonicus.

Von

Ottokar Stauf von der March.

Die deutsche Krankheit ist alt, uralt, sie plagte allbereits unsere Urväter, die Germanen, da sie noch „Heiden" waren. Im germanischen Blute steckend, wurde sie ohne Zweifel mittelbar durch das Christentum gefördert, auch die deutschen Fürsten taten es vielfach durch ihren Partikularismus und ihre Fremdenvorliebe (Französisch). Infolge der Einspritzungen von kräftigen Gaben internationalen sowie parlamentarisch journalistischen Fusels ist sie zu erhöhter „Virulenz" (zu deutsch: Bösartigkeit) angeregt worden. Jetzt hat die deutsche Krankheit sich zur Seuche entwickelt. Gleich der Pest rast und tobt sie durch unser Volk; die Seele vergiftend und die Sinne verblödend. Und die Priester der papierenen „Humanität" sind unermüdlich tätig, den Kranken immer neue und immer stärkere „Injektionen" aus ihrem höllischen Vorrat zu geben. Zumeist sind es die allbekannten Männer aus dem Osten, aber auch die Zentrumsleute in Deutschland und ihre Gesinnungsgenossen in Oesterreich helfen wacker mit! Die Anzahl der „Deutschen", die, sei es aus Klassenhaß, sei es aus Raffgier, sei es aus Wolkenkuckucksheimerei, sei es unter dem Druck politisch mißbrauchter Religion, nunmehr wackere „Assistenten" an der Klinik zur Reinkultur deutscher Trottelhaftigkeit geworden, wächst in beunruhigender Weise.

Die deutsche Krankheit zeigt folgende — fachmännisch gesprochen — Symptome: unbedingte Fremdenvergötterung, vollkommenen Mangel an völkischem Bewußtsein, Miß-, ja Verachtung des Deutschtums, feindselige Be- und Verurteilung vaterländischer Bestrebungen, maßlose Ueberschätzung der sogenannten „Politik des Geistes." Völkerversöhnung-um-jeden-Preis. Weltverbrüderung und Ende gut, Alles gut: brennenden Haß auf jedwede Vergangenheit, zumal wenn sie groß war.

Digitized by Google

Kein Geringerer als Napoleon hat über diese Krankheit den Befund gegeben — oder um verständlicher zu sein: die „Diagnose" eigentlich schon eine „Anamese" (o diese gelehrte Diebessprache!) Zugleich auch eine Anleitung, wie mans machen muß, wenn man die Deutschen übertölpeln will. Sein Guthaben lautet (nach Görres Rhein. Merkur vom 6. 12. 1814): „Gegen Deutschland habe ich vor allem den Blick gewendet. Zwiespalt durfte ich nicht stiften unter ihnen, denn die Einigkeit war aus ihrer Mitte längst gewichen. Nur meine Netze durfte ich stellen und sie liefen uns wie ein scheues Wild von selbst hinein. Untereinander haben sie sich erwürgt und glaubten damit redlich ihre Pflicht zu tun. Leichtgläubiger ist kein Volk gewesen und törichttoller kein anderes auf Erden. Keine Lüge ist so grob ersonnen worden, der sie nicht in unbegreiflicher Albernheit Glauben beigemessen hätten. Nichts Schandbares für sie ist vorgegangen, dem sie nicht eine schöne Seite abgewonnen. Die törichte Mißgunst, womit sie sich untereinander angefeindet, hab ich zu meinem Gewinste wohl gehegt; immer haben sie mehr Erbitterung gegeneinander, als gegen den wahren Feind gezeigt."

Dieses wahrhaft „klassische" Urteil deckt sich fast wörtlich mit dem, des im 1. Jahrhundert schreibenden Römers Tacitus und findet zahlreiche Gegenstücke in den Jahrbüchern mittelalterlicher Geschichtsschreiber. Aber auch Deutsche bestätigen es; von Walther von der Vogelweide, über Hans Sachs, Hutten, Moscherosch und Logau bis zu Liebig, Langemann, Volliger, H. Wolf u. a. hinunter. Der so sehr beliebte „rote Faden" ist hier besonders am Platze „voll und ganz" umsomehr, als die rote Farbe zeitgemäß geworden (seit der „Friedenstagung" des deutschen Reichstages a. D. 1917 mit schwarz innig verwoben).

Gefährlich war die Krankheit wie ersichtlich immerdar, aber seit der „deutsche" Gelehrte seinen Senf dazugetan hat, begann sie entzündlich zu wirken. Zumal seit dem Eindringen der „humanistischen" Gedanken sonderte er sich vornehm von seinem Volke ab, das auch äußerlich durch Verwelschung seines Namens bekundend. Für den „deutschen" Gelehrten war alles Deutsche Barbarei. Damals begann die Verlotterung unserer Sprache und die Verallgemeinerung der deutschen Krankheit. Während die Gelehrten der anderen Völker unbeschadet ihres Dienstes am Altare der Wissenschaften kaum jemals vergaßen, daß sie auch Söhne ihres Volkes seien, und demnach die Verpflichtung hätten, dessen Dienst wahrzunehmen, haben „unsere" Gelehrten von vornherein den Grundsatz aufgestellt: die Wissenschaft und somit ihr

Digitized by Google

Jünger ist international, ihre Heimat ist die Welt, die Menschheit. Wer dagegen verstoße, verstoße auch gegen die „wissenschaftliche Objektivität." So wurden die „deutschen" Gelehrten die Heger und Pfleger der Geschlechtslosigkeit unter dem deutschen Nachwuchs und befließen sich, wie der „Mobel" die Kinder durch einen Messerschnitt in die Gemeinschaft des „auserwählten Volkes" aufzunehmen. Selbstverständlich gab und gib es auch da ehrenwerte Ausnahmen, wie z. B. Leibnitz, Pufendorf, Thomasius, Giesebrecht, Häusser u. a., aber die Mehrheit, zumal der Tempeldiener der Wissenschaft ist nicht national, ja oft genug widernational. Das bestätigen Vorwürfe aus dem deutschen Gelehrtenstande selbst. Vgl.: „Wo es sich um Herabwürdigung der eigenen nationalen Kultur handelt, waren es leider stets deutsche Gelehrte, die sich die Siegespalme gewannen und diesen „Rekord" mühelos verteidigten." Das sagt ein namhafter deutscher Gelehrter: Kossina in seiner „Deutschen Vorgeschichte."

Dank der peinlich gewahrten „Objektivität" konnte es so weit kommen, daß die Worte Rembrandts als Erzieher vollständig zu Recht bestehen: „Der deutsche Professor, ausgestattet mit der äußeren Autorität und dem inneren Selbstgefühl eines Weisen, ist jederTorheit fähig; und er beweist es jetzt, wie je. Ein Professor der Universität Rostock z. B. schrieb in den 70er Jahren dieses Jahrhunderts eine Abhandlung, in welcher er weitläufig nachwies, daß Bismarck überhaupt kein Staatsmann sei."

Das unselige Geschrei nach „Humanität" in der Zeit des seichten Aufklärichts förderte das Aufschießen der Gedanken von Weltbürgerei und Emanzipation, die wiederum bei „deutschen" Gelehrten besonderen Anklang fanden. Allerdings wehrten sich schon dazumal erleuchtete Geister dagegen. Goethe lehnte die Entfesselung des Judentums mit scharfen Worten ab und zum Humanitätsgeschwefel bemerkte er bissig: „Die Welt wird ein großes Spittel und einer des anderen humaner Krankenwärter." Von Schiller, dem doch niemand Rückwärtserei vorwerfen kann, rührt der Anruf her:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!

Freilich hat man Beide zu Weltbürgern gemacht, da man solche „Autoritäten" brauchte, jedenfalls aber verstanden sie das Weltbürgertum erheblich anders, als ihre Vormünder.

Aber die Warnungen so scharfgesichtiger Männer verfingen nicht; das Unheil nahm seinen Lauf. Zwar vor dem Welt-

Digitized by Google

kriege schlich die Krankheit nach so ziemlich auf Spitzzehen einher, wenn sie auch bereits weite Kreise erfaßt hatte; als der erlösende Krieg ausbrach, erfaßte die große Stunde, die Schicksalsstunde, unbewußt die Gemüter mit Sturmesgewalt und hob sie weit über Raum und Zeit hinaus — Kriegspsychose nannten das die neunmal gescheiten Wurmdoktoren — da duckten sich scheu die Lebkuchler und ein Teil von ihnen tat sogar mit. Aber der große Moment fand — wie so oft bei uns Deutschen: ein kleines, diesmal ganz besonders winzig kleines Geschlecht. Die vielen Männer ohne Mann: Bethmann, Kühlmann, Haußmann, Naumann waren eben längst angestochen von der deutschen Krankheit und versagten nun bis zur Kläglichkeit. Damals trat die Krankheit in eine neue Entwicklungsstufe: die Pusteln begannen zu eitern.

Spätere Geschlechter werden hier wie vor einem Rätsel dastehen: wie es möglich war, daß die deutschen Intellektuellen angesichts solcher Gefahr, Aug in Auge der unverhohlen ausgesprochenen Vernichtungsabsicht einer Welt von Feinden in so kindsköpfiger Weise sich benommen haben! Zumal jene Intellektuellen, die vermöge ihrer Forschungen tiefer, schärfer sehen müßten, denn alle andern. Ein Professor der Geschichte (Lamprecht) z. B. forderte: (lt. Ber. der L. N. N.) in währendem Kriege wir Deutschen müßten „die Fremden besser kennen lernen!" Man nenne mir doch den französischen oder britischen Geschichtsprofessor, der dazumal seinen Landleuten angetan hätte, sie müßten die Deutschen besser kennen lernen. Wahrlich! Derlei wäre ihm übel bekommen! Ich will gar nicht von einer gewissen Annette Kolb sprechen, die in deutschgeschriebenen Briefen einer Deutschfranzösin während des Krieges die „silberne und grüne Stadt Paris" in den höchsten Tönen pries; muß aber eines gewissen Hermann Wendel M. d. R. gedenken, der im „März" dieses Buch besprechend, der Verfasserin „besonderen Dank" dafür ausspricht, daß sie die „Verleumdungen des französischen Volkes durch alldeutsche Maulhelden abwehrt" und den „europäischen Standpunkt vertritt." Dieses höchst sonderbare „Mitglied des (deutschen) Reichstags" stellte also die tierischen Rohheiten und Gemeinheiten, mit denen der französische faure und süße Pöbel die deutschen Kriegsgefangenen und „Internierten" behandelt hat und die von Franzosen selbst zugegeben werden, als „Verleumdungen" in Abrede, wobei er die „Alldeutschen" als Maulhelden beschimpft. Ist es nicht ein bedenkliches Zeichen

Digitized by Google

der deutschen Krankheit, daß die deutsche Regierung dergleichen ruhig duldete?

Wem fällt nicht Prof. F. W. Foerster ein, der so viel und faustdicke Beispiele von widerdeutscher Gesinnung u. z. während des Krieges gegeben hat?! Freilich ist dieser größte Giftmischer unter den zahlreichen Giftmischern seines Zeichens „Pazifist" d. i. Wolkenkuckucksheimer ersten Ranges, was einen Milderungsgrund gibt; dergleichen Leute müssen ja als Geisteskranke angesehen und können demnach nicht gut bestraft werden. Dafür aber durfte, ja mußte man ihm das Handwerk gründlich legen. Daß das nicht geschah — ist es nicht ein klarer Beweis für die deutsche Krankheit? Während man in Frankreich, England, Amerika und anderwärts Denjenigen, die pazifistisch-apokalyptischen Unsinn schwatzten, kurzweg als „Defaitisten" mit vollem Rechte den Prozeß machte, ließ man die deutschen Miesmacher gewähren. Und bei uns trieben — Dank jener Krankheit! — 100 mal mehr Defaitisten ihr horizontales Handwerk als in Frankreich, obwohl dort infolge der fortgesetzten Niederlagen 100 mal mehr Grund zum „Defaitismus" war, denn in Deutschland, dem das Schicksal Siegeskranz um Siegeskranz, einen üppiger als den andern, auf dem Helm warf. In Frankreich gab und gibt es eben eine vollblütige völkische Gesinnung, bei uns aber schimpft man die völkisch Gesinnten: alldeutsche Maulhelden.

So mußte denn kommen, was kam. Die unter den Augen der regierenden Jammermenschen getriebene Zermürbung und Zermülmung der Massen zeitigte Fahnenflucht und Meuterei — die deutsche Krankheit gohr in ekelhaftester Weise aus. Und obwohl Zeugnisse genug vorlagen, die klar bekundeten, daß der Feind uns vernichten wolle, gab es Leute genug, die das Gegenteil weiß machten. So der Prof. Förster in seiner Drahtung vom 14. 11. 1918 an Eisner, fluchwürdigen Andenkens, darin gipfelnd: das „auf Seite der Entente keine Absicht bestehe, das deutsche Volk zu verelenden, sondern ihm Hilfe zu bringen." Aehnlich der zweite Giftmischer Erzberger. Wenn das nicht Krankheit bekundet, dann weiß ich wahrhaftig nicht, was Kranksein heißt. Und man glaubte dem — soll man sagen: Betrogenen, oder Betrüger, oder betrogenen Betrüger? Tut das ein gesunder Mensch? Hätten das unsere Feinde getan?

Und schließlich, als das Ungeheure geschehen, als man die siegreichen Waffen hingeworfen und auf Gnad und Ungnad der Hasseswut der Feinde sich preisgegeben hatte — wo ist ein Bei-

Digitized by Google

spiel hierfür zu finden? Heilige oder Narren? Dummköpfe oder Kranke? Da sagte dieser Prof. Förster zu einem Briten: Deutschland müsse es noch viel schlechter gehen, damit es seine Schuld endlich einbekenne!" Er hat es zwar geleugnet, als „Racheakt meiner alldeutschen Feinde," aber die „Augsbg. Abendztg." hielt die Mitteilung voll aufrecht und Herr Professor Förster ließ die Sache auf sich beruhen. Zuzutrauen ist ihm dergleichen sehr wohl. Und dieser Mann ist nicht des Volksverrates angeklagt worden! Warum nicht? Merkt Ihr die deutsche Krankheit noch immer nicht? In Frankreich wäre solch ein Verräter am „souveränen Volk" schon längst zumindest ins Pfefferland Cayenne abgeschoben worden. Erinnert Euch an Jaurès, dem die bloße Erörterung: warum der Friede mit Deutschland dem Kriege vorzuziehen wäre, das Leben kostete!

Ich will nicht erinnern an die Meute der „Konjunkturleute," wie Harden, Kellermann u. s. f., die zuerst als Kriegsherolde nicht genug die Backen aufblähen konnten vor Begeisterung, um dann, nach dem „Zusammenbruch" mit genau derselben Begeisterung Umsturzherolde zu sein, nicht ohne jene Tage zu beschimpfen. Ebenso verzichte ich auf die Kennzeichnung jenes Menschen, der in der Arb. Ztg. Ludendorff einen Schuft genannt hat, sowie jenes, der im „Vorwärts" von Hindenburg als von einem „Feldwebel" sprach — all diese Leute sind ja Gottlob! nicht Deutsche, sondern bloß deutschschreibende Juden! Aber erwähnt muß werden, daß der dumme deutsche Michel just Leuten dieser Rasse sein Ohr leiht, die seit jeher bestrebt war, das deutsche Volkstum zu schächten. Daß dabei Frechheiten, durch die Deutschlands Ehre verunglimpft wird, geahndet worden wären, davon hat man nichts gehört. Die deutsche Krankheit! Man vergegenwärtige sich demgegenüber, in Frankreich hätte Jemand den Foch Schuft geheißen und in England wäre Haigh als ein Feldwebel hingestellt worden!

Wie tief die deutsche Krankheit sich schon eingefressen hat, ersieht man aus folgenden Beispielen:

In der von einem Oberleutnant a. D. Kuhn herausgegebenen Zeitschrift „Marienburg" (!) schreibt ein gewisser Wenke-Wildberg: „Zwei Jahrhunderte hindurch ist Bayern der natürliche (!) Bundesgenosse Frankreichs (!) gewesen. Das große, mächtige, siegreiche (!) Frankreich wird auch heute wieder Bayern schützen (!), und unterstützen. . . Wir dürfen keinen Augenblick zögern (!), wenn Frankreich für seine Hilfe die Annexion der

Digitized by Google

Rheinpfalz fordert. Denn mit der Rheinpfalz verbinden uns .... keinerlei völkische Bande (!!)"

Wer kann sich da eines empörten Pfuis! enthalten? Sucht bei unsern Feinden solch eine niederträchtige Schamlosigkeit! Und keine deutsche Regierung hat sich gefunden, den Schreibersknecht an der Gurgel zu fassen! So was soll ich nicht Krankheit nennen?

Daß trotz der vielen klaren Eingeständnisse von feindlicher Seite: einmal die Schuld am Kriege treffe nicht Deutschland, dann die Schuld am Zusammenbruch sei nicht Ludendorff oder den Alldeutschen, sondern der Riesen-Dummheit des Umsturzes zuzuschreiben, dennoch die gegenteilige Meinung geglaubt, ja von den eigentlichen Kriegsverlierern geflissentlich aufrecht erhalten wird, das ist auch ein hervorragendes Zeugnis vom Vorhandensein der deutschen Krankheit, die schon die Knochen anzufressen beginnt; wenn Deutsche, wirkliche Deutsche — nicht die Eisner, Cohn, Sinzheimer und wie die Jenseitigen alle heißen — nicht heute behaupten, Deutschland müsse die Alleinschuld am Kriege klipp und klar einbekennen, um Erleichterungen zu gewinnen — so ist das Knochenfraß und Gehirnschwund. Dazu gehört die Niedertracht, deren jener Sekretär der Liga „Das neue Deutschland" sich schuldig gemacht, indem er dem „Matin" mitteilte, daß „die Entwaffnung Deutschlands nicht bestimmungsgemäß vorgenommen worden" sei. Ferner, daß in der von Anita Augsburg herausgegebenen Zeitschrift ein Weibsbild das Treiben der Schwarzen im Rheinland beschönigte (!), ja rechtfertigte. (!) Endlich, daß die Regierung Wirth die Veröffentlichung der deutschen Gegenrechnung über französische und britische Kriegsverbrechen verhinder hat, „um den guten Willen Deutschlands zu beweisen." Daß man Prof. Sauerbecks Anerbieten, zur Herausgabe seines Buches über die Entstehung des Krieges, das die Entente auf Grund von Nachweisen schwer belastet, einen Geldbeitrag zu leisten, abgelehnt hat, da hierdurch „doch nur die öffentliche Meinung wieder aufgeregt würde." Endlich gehört auch hierher die schandbare Hetze zum Bürgerkrieg infolge der Ermordung Erzbergers, und das damit zusammenhängende Verbot von 10 deutschvölkischen Blättern.

Ein dickes Buch könnte man von dem Verlauf der deutschen Krankheit schreiben — ein Buch? ach nein, eine Reihe von Büchern! Das Uebel wütet wie der schwarze Tod nur je gewütet hat, aber es ist ärger als dieser: der tötete nur den Leib, jener tötet den Geist, das Volkstum. Es verblendet und verblödet die

Digitized by Google

deutschen Menschen, die einen werden zu Arme-Hunde-Politikern, die immerdar sagen: Wir können nichts tun, wir arme Hunde, die Alles hinnehmen müssen. Die Andern zu Bütteln und Schergen der fremden Gewalthaber. Beide zu Zernichtern und Zerstörern unseres Volkstums, die Einen unbewußt, die Andern bewußt. Jene aus Feigheit, um ihr Leben bangend, diese aus Lumperei, um ihre Stellung zu behalten.

Unter solcherlei Umständen ist es nicht zu verwundern, daß wir Deutschen, je weiter, desto mehr und tiefer in Verachtung sinken bei allen Völkern der Erde. Wenn es so fortgeht, werden wir in der Wertschätzung bald tief unter der allerverachtetsten Völkerschaft stehen. Allerdings machen wir eine Krankheit durch, eine schwere lebensgefährliche Krankheit, die uns auch geistig wie moralisch hart mitnimmt. Aber es ist doch nur ein Teil, freilich der größere, der heute daran leidet. Darum sollen und müssen die Gesunden, die auf Ehre und Reinlichkeit halten — ohne Ansehen der Parteistellung, des Glaubens, der politischen Ueberzeugung — bestrebt sein, dieser Seuche ein Halt zu gebieten.

Das ist nicht so schwer, als es den Anschein hat. Jeder in seinem Kreise kann es tun. Man sage nicht, daß des Einzelnen kräftiges Tun ein Tropfen Wasser auf glühendes Eisen sei — nicht die Masse ist es, die große Taten vollbringt, sondern der Einzelne. Aus der Summe der Taten des Einzelnen erst setzt sich die große Tat zusammen, die der Masse zugeschrieben wird. Jeder in seinem Bereiche befleiße sich nach Möglichkeit frei und frank, stark und stolz zu sein, Reden und Handlungen, die der Ehre der Allgemeinheit entgegen sind, allsogleich zurückzuweisen nach Gebühr und entschieden, ohne Furcht, ohne Tadel. Die Erfahrung lehrt, daß in einem solchen Falle sich sofort ein oder der andere Mensch findet, der ihm beispringt. Trotz alledem und alledem in vielen Menschen schlummert das redliche Gefühl für eine gute Sache und das gute Beispiel weckt es zum Mittun auf. Und im äußersten Notfall — Haut drein!

Der Wille zur Notwehr — das ist es, was uns fehlt! Aber nicht nur der Notwehr gegenüber den Schwarzen vom Senegal, sondern auch den innerlich schwarzen und verschmutzten Volksgenossen! Gehts im Guten nicht, so im Bösen. — Bösartige Krankheiten müssen bösartig behandelt werden, so die milden Mittel nicht verfangen. Wie sagt doch Shakespeare im Hamlet?

Digitized by Google

„Wo die Krankheit verzweifelt ist,
kann ein verzweifelt Mittel nur helfen oder keins." (IV. 3.)

Die deutsche Krankheit? Wird sie zu heilen sein? — Ich denke ja. Freilich nicht ganz. Steht sie doch mit deutscher Wesensartung im Zusammenhang — aber — im medizinischen Rotwelsch zu reden: „lokalisieren" ließe sie sich doch. Oertlich beschränken, bezirken — mehr kann man nicht verlangen. Denn immerdar wird es leider vom Deutschen heißen, was Hebbel in den „Nibelungen" Sigfried, dieses Urbildes des Deutschen, von seiner Mutter erzählen läßt:

„Sie sagt, ich sei zwar stark genug, die Welt
mir zu erobern, aber viel zu dumm,
den kleinsten Maulwurfshaufen zu behaupten."

Der Weltkrieg hat es vollauf bewiesen und die Gegenwart beweist es täglich.

LXIV.

Kritische Beiträge zum Weltkriege.

Von
Klehmet, Oberst a. D.

Schlacht bei Mons.

I.

Die deutsche 1. und 2. Armee waren unter dem gemeinsamen Oberbefehl des Generaloberst von Bülow bis zum 20. August in die Linie Brüssel—Namur vormarschiert. Am 21. August begann eine Schwenkung beider Armeen um Namur als Drehpunkt. Beide Armeen waren z. Zt. 5 Korps stark; vor der 1. Armee befand sich außerdem, unabhängig von ihr, das 2te Kavallerie-Korps.*)

Ihnen gegenüber hatte sich bis zum 21. August die Versammlung der 5. französischen Armee im wesentlichen westlich der Maas, südlich der Sambre, vollzogen, westlich von dieser um Maubeuge die der englischen Armee; letztere bestand aus 2 Armeekorps zu je 2 Divisionen, diese zu je 3 Infanterie-Brigaden,

*) Diese Bezeichnung entspricht zwar nicht der offiziellen, ist aber kürzer und verständlich.

Digitized by Google

und aus einer Kav.-Div. zu 5 Kav.-Brig., im ganzen etwa 90 000 Mann stark.

22. August Am 22. August war die 5. französische Armee auf dem Wege, mit ihren Hauptkräften nördlich, über die Sambre, vorzugehen, während mehrere abgezweigte Divisionen an der Maas nördlich Givet Front gegen die 3. deutsche Armee Aufstellung genommen hatten. Diese Bewegung führte zum Beginn der Schlacht an der Sambre bei Charleroi zwischen ihr und der deutschen 2. Armee, die an diesem Tage ihre Einschwenkung nach Süden zwischen Mons und Namur beendigte, indem ihr rechtes Flügel-Korps, das VII. A. K., an diesem Tage von Nivelles auf Binche vorging, letzterer Ort etwa halbwegs zwischen Mons und Chorleroi gelegen.

An demselben Tage fanden auch die ersten Berührungen zwischen deutscher und englischer Kavallerie in der nördlichen Umgebung von Mons statt. Der englische Ober-Befehlshaber hatte die Absicht, sich dem Vormarsch der Franzosen auf deren linkem Flügel in Richtung auf Nivelles und Soignies anzuschließen. Er wurde überdies nach der ersten ernsten Wendung, die der französische Vormarsch am 22. an der Sambre betroffen hatte, zu einem Vorstoß in dieser Richtung aufgefordert. Angesichts der Erkenntnis aber, daß er selbst durch einen deutschen Anmarsch aus nördlicher Richtung bedroht sei, gab er diese Absicht auf, und beschloß, in einer Verteidigungsstellung am 23. August den deutschen Angriff zu erwarten.

Es nahmen zu diesem Zweck Aufstellungen: am Canal du centre von nordöstlich Mons bis Condé, das II. A. K., und zwar die 3. Division rechts bis Jemappes einschließlich, die 5. Division links davon, das I. A. K. rechts rückwärts gestaffelt, auch in sich, dahinter zwischen Mons und Maubeuge, die Kavallerie-Division ohne eine Brigade, welche bei Binche Verbindung mit den Franzosen halten sollte, hinter dem linken Flügel. Mit Ausnahme des nach Norden ausspringenden Kanalbogens nordöstlich Mons, war die Stellung an sich ausgezeichnet, auch in Bezug auf ihre allgemeine Frontrichtung. Allerdings war sie für die tatsächliche Besetzung nur durch das II. A. K. etwas reichlich ausgedehnt, über 30 Kilometer lang.

Auf Befehl des Generaloberst von Bülow hatte die 1. Armee der Bewegung der 2. sich derartig anzuschließen, daß sie gegebenenfalls die Nord- und Nordostfront von Maubeuge abzuschließen vermöchte. Sie war naturgemäß nicht imstande, mit der schnellen Schwenkungsbewegung der 2. Armee Schritt zu

Digitized by Google

halten; es mußte auf die Erhaltung der Marschfähigkeit der rechten Flügelkorps Rücksicht genommen werden. Sie marschierte — von links nach rechts betrachtet — mit den 3 Armeekorps IX., III., IV in vorderer Linie, dem II. Armeekorps rechts rückwärts gestaffelt, und dem IV. Res.-Korps in zweiter Linie. Die ersten 3 Korps erreichten bis zum 22. August abends etwa die Linie Lessines—Roeulx, (südl. Soignies), das II. A. K. Ninove, das IV. Res.-Korps mit dem Anfang Brüssel. Seit dem 22. August marschierten die 3 vorderen Armeekorps mit ihren Infanterie-Divisionen nebeneinander auf gesonderten Marschstraßen.

Die Ungewißheiss, in welche die 1. Armee hineinmarschierte, hatte sich an diesem Tage aufzuklären angefangen. Bis dahin hatte man nur gewußt, daß die Ausschiffung der englischen Armee in französischen Häfen am 18. August beendigt worden sei, aber über ihre weitere Bewegung herrschte Dunkel. Am 22. August wurde nun aber mit Sicherheit englische Kavallerie an der Straße Mons—Soignies und an den von ihr besetzten Kanalbrücken nördlich und nordöstlich von Mons festgestellt; auch war ein in Maubeuge aufgestiegenes englisches Flugzeug beim IV. A. K. abgeschossen worden. Dagegen war durch eigene Flieger das Gelände in Richtung auf Lille und Valenciennes vom Feinde frei gemeldet worden.

Diese Feststellungen reichten zwar nicht zur vollen Gewißheit hin, aber es war doch wahrscheinlich, daß man in Gegend nordwestlich Maubeuge auf den Gegner treffen würde. Das A. O. K. 1 hatte die Absicht, diesen Gegner mit starkem rechten Flügel zu umfassen, mußte aber auch dem oben genannten Befehl des Gen.-Ob. von Bülow entsprechen. Der Armeebefehl verlangte für den 23. August daher Marschziele, welche beim IV. A. K. 7 bis 9 Kilometer nördlich des Canal du Centre nordöstlich Condé lagen, beim III. A. K. am Kanal, nämlich St. Ghislain und Jemappes, beim IX. A. K. über die Kanallinie nicht unerheblich südlich hinaus, Mons und Gegend östlich davon. Das II. A. K. sollte noch über Lessines hinaus gelangen, IV. Res.-Korps weiterhin hinter der Mitte folgen.

Nachdem am frühen Morgen des 23. August eingetroffene — übrigens irrtümliche — Nachrichten über das Vorhandensein starken Feindes bei Tournai Veranlassung zu dem Befehl gegeben hatten, die Spitze der drei vorderen A. K. in der Linie Leuze—Mons—Binche anzuhalten, klärte sich im Laufe des Vormittags die Lage vor der Front am Kanal immer mehr auf. Nicht nur 23. August

Digitized by Google

der Kanal bei und nordöstlich Mons, sondern auch bei St. Ghislain erwies sich als stark besetzt; auch durch sonstige Nachrichten wurden die Zweifel an der Anwesenheit einer starken englischen Armee bei Mons beseitigt. Die Freigabe der alten Marschziele bedeutete also für III. und IX. A. K. den Angriff auf diesen Feind, und eine logische Folge davon war es, daß auch dem IV. A. K. eine beträchtliche Vergrößerung seiner Marschleistung zur Unterstützung des III. A. K., nämlich noch über den Kanal östlich Condé hinaus, befohlen wurde; übrigens wurde dieser Befehl aufgehoben, gerade als die beiden Inf.-Div. des Korps nach etwa 40 Kilometer Marschleistung ihre oben genannten Marschziele erreicht hatten.

Die Divisionen des IX. A. K., beide wiederum in zwei Marschkolonnen gegliedert, stießen am späteren Vormittag auf den Feind, bevor der Armeebefehl eintraf, der ihrer Vorwärtsbewegung Zügel anlegen sollte; aber er wirkte auf die späteren Bewegungen im Gefecht ein, denn der Feind stand an mehreren Stellen nördlich der oben genannten Linie. Der Vormarsch der 17. Inf.-Div. traf auf den nicht mehr von Infanterie, sondern nur von Kavallerie besetzten Teil des Kanals, ostnordostwärts von Mons, und die beiden Brigaden gelangten ohne erheblichen Widerstand bis vor den scharf nach Süden abgebogenen rechten Flügel der 3. englischen Division, östlich und südöstlich Mons. Erst am späteren Nachmittag griffen sie hier an, ohne vor Einbruch der Dunkelheit noch Erfolg zu haben. Das Tagesende wird vielleicht auch daran beteiligt gewesen sein, daß die engl. Führung die Gunst der Umstände verpaßte, mit ihrem I. A. K. auf diesen linken Flügel des IX. A. K. einen umfassenden Gegenangriff zu unternehmen.

Bei der 18. Inf.-Div. kam es schon am Vormittag zu mehrere Stunden andauernden schweren Kämpfen am Kanal nördlich und nordöstlich Mons, die für eine der beiden dort betroffenen englischen Brigaden so verlustreich sich gestalteten, daß sie nicht mehr gefechtsfähig zurückgenommen werden mußte. Die Kämpfe der 18. Inf.-Dev. endigten außerhalb der Süd- und Südostausgänge der Stadt Mons, um deren Besitz innerhalb und östlich von ihr bis zum Beginn der Dunkelheit hatte gerungen werden müssen. Der Feind verblieb stellenweise wenige 100 Meter vor der Front.

Für die 5. und 6. Inf.-Div. des III. A. K. fiel die Linie, die nach dem Armeebefehl zunächst nicht überschritten werden durfte, ungefähr mit derjenigen zusammen, in der sie sich zum Kampf

Digitized by Google

um die anfangs ihnen gesteckten Marschziele entfalten mußten. Denn auf der ganzen in Frage kommenden Kanalfront waren die vorausgeschickten Patrouillen der Div. Kavallerie auf feindliches Feuer gestoßen. Erst um 3 Uhr nachmittags traf der Befehl ein, der die Bewegungsfreiheit gab. Aehnlich, wie bei der 18. Inf.-Div., befanden sich beide Divisionen vor geschickt vom Verteidiger ausgenutzten Geländeverhältnissen, die dem Angreifer die größten Schwierigkeiten bereiteten: sumpfige Wiesen, Stacheldrahtzäune, zahlreiche Busch- und Baumgruppen, die die Uebersicht erschwerten, zahlreiche Baulichkeiten und Ortschaften, deren Verteidigungseinrichtung durch Schießscharten den Nahangriff erschwerten, ergänzt durch Barrikaden auf den Ortsstraßen und schwer erkennbare Schützengräben auf den Kanaldämmen und den südlich des Kanals ansteigenden Höhen.

Auf deutscher Seite erwiesen sich aber taktische Führung und Truppe bei diesen beiden Divisionen den Verhältnissen ebenso gewachsen, wie bei der 18. Inf.-Div. In musterhaftem Zusammenarbeiten der Infanterie und Feldartillerie, die mit einzelnen, vorgezogenen Geschützen an der Durchführung der Nahkämpfe sich beteiligte, gelang es in lange Stunden währenden Kämpfen, die Kanalstellung der Engländer an mehreren Stellen zu überwältigen. Die 6. Inf.-Div. eroberte Jemappes, und gelangte noch vor Anbruch der Dunkelheit bis auf die Höhen südlich der Stadt. Auch die 5. Inf.-Div. gelangte auf beiden Flügeln in den Besitz von Kanalübergängen, gewann auf dem linken Flügel bis zur Dunkelheit sogar erheblich Gelände südwärts; nur der Mitte gelang es an diesem Tage nicht, sich in den Besitz von St. Ghislain zu setzen.

Die Erkenntnis, daß das III. A. K. auf eine starke Verteidigungsfront gestoßen sei, veranlaßte in den späteren Nachmittagsstunden die erneute Inmarschsetzung des IV. A. K. Seine beiden Infanterie-Divisionen konnten naturgemäß erst bei sinkendem Tag zum Eingreifen am Kanal zwischen Condé und dem Gefechtsstreifen des III. A. K. kommen. Aber es gelang der 7. Inf.-Div., in nächtlichem Kampf eine allerdings vom Feinde gesprengte Brücke über den Kanal in ihren Besitz zu bringen, und südlich des Kanals sich festzusetzen, der 8. Inf.-Dev. wenigstens an eine westlich der ersteren gelegene nahe heranzukomm, die alsdann von den Engländern gesprengt wurde.

Aus den Kämpfen und besonders der harten Gegenwehr des Feindes gegenüber der 5. Inf.-Div. schloß die deutsche Führung auf weiteren starken Widerstand am 24. August in dem **24. August**

Höhengelände südlich des Kanals. Die in dieser Erwartung getroffenen Anordnungen faßten wiederum die Umfassung des feindlichen linken Flügels ins Auge; insbesondere wurde dazu das II. A. K. mittels Nachtmarsches nach Condé heranbefohlen, und das am 23. August abends der 1. Armee unmittelbar unterstellte Kavallerie-Korps v. d. Marwitz aus der Gegend nördlich Tournai in beinahe südlicher Richtung auf die Gegend westlich Valenciennes angesetzt.

Die englische Führung aber beschloß auf Grund der eigenen Kämpfe am 23. August und der Nachrichten von der höchst ungünstigen Lage der benachbarten 5. franz. Armee für den 24. August den Rückzug der Armee in eine Stellung zwischen Maubeuge und Valenciennes. Infolge der nahen Gefechtsfühlung war dieser Rückzug aber nicht ohne weitere Kämpfe ausführbar; starke Teile nicht nur der beiden Divisionen des II. A. K., sondern auch des I. A. K. nördlich Maubeuge, und auf dem linken Flügel eine neu eingetroffene Inf.-Brig. und die Kavallerie-Division hatten zunächst Stand zu halten, bis der Abmarsch der übrigen Teile gesichert war.

Aus diesen Verhältnissen ergab sich, daß die deutschen Divisionen der Gefechtsfront vom 23. August, obwohl sie schon frühzeitig in Bewegung waren, die neuen englischen Arrièregarden-Stellungen im allgemeinen mit mäßiger Eile angriffen — der angestrebten Umfassung mußte Zeit gelassen werden —, und daß die Kampfhandlungen im allgemeinen den Erwartungen nicht entsprachen.

Beim IV. A. K. trat die 8. Inf.-Div. erst um 9 Uhr vormittags den Vormarsch über neu hergestellte Uebergänge des Kanals an, erreichte noch vor Mittag die Eisenbahn Valenciennes—Mons, und wurde nach kurzen nachmittäglichen Kämpfen gegen englische Infanterie, Artillerie und Kavallerie einige Kilometer weiter südlich angehalten, um durch die Verfolgung nicht in ungünstige Richtung zu geraten. Die 7. Inf.-Div. erreichte nach kurzem Frühgefecht die genannte Eisenbahn noch zeitiger. Auch sie hatte in den ersten Nachmittagsstunden ähnliche Kämpfe zu bestehen, wie die 8. Inf.-Div., und wurde aus gleichen Gründen alsdann bald angehalten. Die verhältnismäßig leichten Kämpfe des A. K. hatten reichliche Beute an Gefangenen, Waffen und Gerät eingebracht.

Das III. A. K. traf mit beiden Inf.-Div. auch an diesem Tage auf hartnäckigen Widerstand, der zu heftigen Kämpfen vom frühen Morgen bis zum Nachmittag führte. Die englischen

Digitized by Google

Arrièregarden der 3. Division hielten ihre Stellungen südlich des Kanals mit einer Verzweiflung, als ob von ihrer Verteidigung viel mehr abhinge, als der Sachlage entsprach.

Beim IX. A. K. erstreckten sich die Kämpfe dieses Tages im wesentlichen nur auf beiderseitige Artillerietätigkeit. Die englische Artillerie baute ab, sobald der Zweck der Zeitgewinnung erreicht war. Die Rücksichten auf die Festung Maubeuge hatten von vornherein dazu veranlaßt, den Divisionen das Ueberschreiten einer bestimmten Linie zu verbieten. Als am Nachmittag Nachrichten der benachbarten Armeekorps rechts und links (nämlich des VII. A. K. bei der 2. Armee) über ihre Fortschritte eingingen, setzte sich das IX. Korps in Bewegung, um, beide Divisionen hintereinander, auf einer Marschstraße Stellung zum Schutz des III. A. K. gegen Maubeuge zu nehmen, kam aber nicht mehr weit vorwärts.

Unter den tatsächlichen Umständen dieses Tages hatte die Gewinnung von Condé durch das II. A. K. keine weitere Folgen. Auch das 2. Kavallerie-Korps kam für ein Eingreifen gegen die Engländer an diesem Tage nicht mehr in Frage. Es hatte aber bei Tournai eine französische Inf.-Brig. zersprengt, sonst westlich der 1. Armee keine größeren feindlichen Kräfte feststellen können, also die Verhältnisse daselbst genügend aufgeklärt. Nunmehr stand es westnordwestlich Valenciennes günstig in der Flanke der Engländer.

Während das deutsche Oberkommando, bestärkt in seiner Anschauung durch erbeutete englische und französische Befehle, an der Hoffnung festhielt, die englische Armee in ihrer Stellung zwischen Maubeuge und Valenciennes zu entscheidendem Schlage am 25. August fassen zu können, und entsprechende Anordnungen traf, war auf englischer Seite bereits der Entschluß zu weiterem Rückzug gereift. Nicht nur die 5. französische Armee war geschlagen, auch die 3. und 4. Weitere Nachrichten ließen die Bedrohung der linken Flanke der Engländer erkennen. Zu alledem kam die starke Erschütterung der englischen Truppen durch die zweitägigen Kämpfe und die in hohem Grade unordentlichen Rückzugsbewegungen am 24. August. Die englische Armee blieb daher am 25. August in weiterem Rückzug nach der Linie le Cateau-Cambrai. 25. August

Die deutschen Bewegungen, welche für den 25. August angeordnet waren, beruhten also, wie z. T. an den vorhergegangenen Tagen, auf unrichtigen Voraussetzungen, ebenso die am Morgen des 25. August getroffenen Abänderungen auf Grund

Digitized by Google

der nächtlichen Nachrichten, die auf eine Bewegung der Engländer über Maubeuge schließen ließen. Aber auch die späteren richtigen Nachrichten über den Feind hätten tatsächlich auch bei früherem Eintreffen schwerlich Maßnahmen auf deutscher Seite treffen lassen, die dazu führen konnten, ihn zum Entscheidungskampfe zu stellen.

Die Engländer waren dem zugedachten Verhängnis entkommen. An dieser Tatsache änderte auch die rastlose Verfolgung mit außerordentlich hohen Marschansprüchen an die deutschen Truppen, und die sich daraus entwickelnden späteren Verfolgungskämpfe nicht alles nach Wunsch: die englische Armee war schließlich wohl auf einige Zeit kampfunfähig, vernichtet aber, wie es nach den beiderseitigen Anfangsstellungen am 20./21. August als stark im Bereich der Möglichkeit liegend beurteilt werden muß, war sie leider nicht. Die Ursache für diesen Mißerfolg der Schlacht bei Mons soll in Nachstehendem zu finden versucht werden.

II.

1. Die Aufstellung der belgischen Armee hinter der Gette darf man als ein Glied des Aufmarschplanes der feindlichen Verbündeten betrachten. Dann gehörte naturgemäß die englische Armee in den Raum zwischen dem Südflügel der Belgier und dem Nordflügel der 5. französischen Armee, den man sich etwa bei Namur zu denken hätte.

Dieses Aufmarschgebilde ist aus verschiedenen Gründen nicht zustande gekommen: der französische Aufmarsch vollzog sich zu langsam, noch langsamer der englische Herantransport, und der deutsche Vormarsch erfolgte mit einer so gewaltigen Schnelligkeit, daß der zunächst vereinzelt von ihm betroffenen belgischen Armee nichts übrig blieb, als sich schleunigst in den Bereich der Lagerfestung Antwerpen nordwärts zu retten.

Im feindlichen Aufmarschraum klaffte also eine gewaltige Lücke, in welcher der deutsche Vormarsch weiterging, ohne der in seiner Flanke verbliebenen belgischen Armee weiterhin besondere Wertschätzung zu erweisen; nur einem Korps, dem III. Res.-Korps, wurde die Ueberwachung dieses Gegners überlassen. Die geschlossene Front der 5 deutschen Armeen schob sich indessen mit einer Riesenschwenkung, Fühlung links haltend, Richtung nach dem schwenkenden Flügel rechts, bis zum 20. August in die Linie Brüssel—Namur—Arlon—Diedenhofen, den gewaltsamen Angriff auf Namur den inneren Flügelkorps der 2. und 3. Armee überlassend.

Digitized by Google

Nach Pressenachrichten war die Ausschiffung der englischen Armee am 18. August beendigt worden. Sie konnte im Rahmen des beabsichtigten, aber vorzeitig in die Brüche gegangenen Aufmarsches nunmehr ebenso den Anmarsch zum Anschluß an die Belgier, wie — wahrscheinlicher — an die Franzosen bewerkstelligen wollen, wenn die Verbündeten in groß angelegter Offensive die entstandene Lücke in ihrer Front nach vorwärts wieder schließen wollten. Ihre Versammlung an der oberen Schelde, etwa bei Tournai, wäre nach der Lage und den Eisenbahn-Verhältnissen ebenso denkbar gewesen, wie bei Maubeuge oder Gent.

Man kann daher die Auffassung des Oberkommandos der 1. Armee, des General-Oberst von Kluck, als berechtigt anerkennen, daß zweckmäßigerweise die 1. Armee im allgemeinen in südwestlicher Richtung den Vormarsch fortzusetzen hatte, mit dem linken Flügel an Maubeuge vorbei, natürlich mit der nötig werdenden Sicherung gegen diese Festung. Die Armee blieb bei der gestaffelten Gruppierung ihrer 5 Armeekorps dann in der Lage, je nach den Feststellungen über den Verbleib der Engländer entweder zum Schutz der 2. Armee, mit 2 bis 3 A. K. wenigstens, nach Nordosten oder Westen abzudrehen, oder zu ihrer Unterstützung nach Süden einzuschwenken. Man könnte sich denken, daß eine Vorbewegung der 1. Armee mit dem rechten Flügel etwa in Richtung Lessines—Tournai, mit dem linken in Richtung Soignies—Jemappes—Valenciennes im Sinne des Generaloberst von Kluck gewesen wäre.

Durch seine Unterstellung unter den Befehl des Generaloberst von Bülow ist Generaloberst von Kluck verhindert gewesen, nach *seiner* Auffassung der Sachlage zu handeln.

Die 2. Armee führte am 21. und 22. August eine Schwenkung um den Drehpunkt Namur nach Süden gegen die Sambre-Linie aus. Erreicht wurde mit dieser Bewegung, in Verbindung mit dem Vordringen der 3. Armee gegen die Maaslinie oberhalb Namur, daß diese Festung isoliert wurde, die Wechselwirkung gegenseitiger Unterstützung zwischen ihr und der französischen Armee unmöglich gemacht wurde. Der alsbald erkennbare Erfolg war die Zurückziehung der 4. belgischen Division aus Namur, wohl auch französischer Hilfstruppen, was am 23. August beim Sturm auf Namur durch verhältnismäßig schwachen Widerstand der Besatzung in Erscheinung getreten ist. Dieser Erfolg der operativen Bewegung der 2. Armee kann gewiß nicht bestritten werden. Ob es aber notwendig war, bei dieser Bewegung den bis zum 20. August verfolgten Leitgedanken zu ver-

Digitized by Google

lassen, daß die den Schwenkungsflügel bildende 1. Armee das Marschtempo für die 2. Armee anzugeben hätte, muß bezweifelt werden. Es sei nochmals wiederholt: Generaloberst von Bülow befahl am 21. August*), „daß die 1. Armee sich unter Sicherung gegen Antwerpen so weit der Bewegung der 2. Armee anzuschließen habe, daß sie gegebenenfalls unter Abschließung der Nord- und Nordostfront von Maubeuge westlich (!) dieser Festung zur Unterstützung der 2. Armee eingreifen könnte." A. O. K. 2 rechnete dabei, wie die O. H. L., noch nicht mit der englischen Armee!

Aus dem vorgenannten Befehl des Generaloberst von Bülow muß daher wohl auf folgende Auffassung der Lage beim A. O. K. 2 geschlossen werden: die anzugreifende französische Armee steht südlich der Sambre zwischen Namur und Maubeuge, ihr linker Flügel reicht vielleicht noch über Maubeuge westlich hinaus. Trifft dieser Gedanke zu, dann war es aber erst recht geboten, der 1. Armee Zeit zu lassen, mit der 2. Armee — vorausgesetzt, daß das Verhalten des Feindes das zuließ — über die Sambre erst zu gehen, wenn der rechte Flügel der 1. Armee etwa bei Condé angelangt war.

Daraus, daß die 2. Armee die gebotene Rücksicht auf die möglichen Marschleistungen der 1. Armee nicht nahm, daß von letzterer das Heranhalten an die 1. verlangt wurde, — denn anders war die geforderte Abschließung der Nord- und Nordostfront von Maubeuge nicht zu leisten —, entstand die Schlacht bei Mons, wie sie nach obiger Schilderung stattfand, ganz zwangsläufig. Denn auch nach der Feststellung am 22. August, daß die 1. Armee wahrscheinlich die Engländer nördlich Maubeuge vor sich habe, war das A. O. K. 1 in seinen Entschlüssen durch jenen Befehl zu stark gebunden, als daß der richtigen Absicht, die linke Flanke der Engländer gewinnen zu wollen, auch die richtigen Entschlüsse hätten folgen können.

Ob günstigere Verhältnisse noch zu schaffen gewesen wären, wenn das A. O. K. 1 am 22. August das IX. A. K. schon in Höhe von Soignies etwa angehalten hätte, erscheint unsicher, weil an diesem Tage die Engländer, durch die anreitende deutsche Kavallerie gewarnt, sich zur Verteidigungsschlacht bei Mons setzten. Die Umfassung der Engländer war aber am ersten Schlachttage

*) Ich folge hiermit der Darstellung des „Im Auftrage des Großen Generalstabes" herausgegebenen Heftes der „Einzeldarstellungen" „der große Krieg" über die Schlacht bei Mons auf Seite 13, die also zutreffend sein dürfte.

Digitized by Google

nur über Condé möglich, und hier konnte frühestens am 24. August das II. A. K. wirksam werden. Das IX. A. K. nicht allein, sondern auch das III. und IV. A. K. hätten sich also am 23. August nördlich der englischen Front, auf die sie frontal stießen, zurückhalten müssen, und dann hätte vielleicht die englische Armee ganz ungerupft am 24. August auf Grund der Ereignisse bei der 5. französischen Armee den Rückzug in die Linie Maubeuge—Valenciennes reibungslos ausgeführt.

Man kann nämlich der englischen Führung die Anerkennung nicht vorenthalten, daß sie aus den jeweiligen Kriegslagen im allgemeinen die richtigen Entschlüsse gefolgert hat. Von dieser Anerkennung sind auszuschließen: die fehlerhafte Kräftegruppierung für die Verteidigungsstellung am 23. August, die mangelhafte Loslösung vom Angreifer am 24. August und die ungeschickten weiteren Rückzugsmaßnahmen dieses Tages und der nachfolgenden. Diese drei Punkte sind es vornämlich gewesen, die einem solchen Angreifer gegenüber, wie den unvergleichlichen Truppen der 1. deutschen Armee, mit ihrem rastlos tätigen Oberkommando an der Spitze, die englische Armee an den Rand des Verderbens gebracht haben. Um nur den ersten Punkt näher zu beleuchten, sei bemerkt, daß die Beteiligung des I. englischen A. K. mit etwa einer Division an der unmittelbaren Besetzung der etwas breiten, sonst aber recht glücklich gewählten Verteidigungsstellung, und die näher herangestaffelte Bereitstellung der anderen Division dieses Korps vermutlich die Erfolge der deutschen A. K. III. und IX. am 23. August sehr stark in Frage zu stellen vermocht hätten.

Auf Grund der vorstehenden Betrachtungen erscheint der Schluß berechtigt, daß es der unzutreffenden Auffassung der Sachlage bei Generaloberst von Bülow in Verbindung mit seinem nicht glücklichen Befehl vom 21. August für die Operationen der 1. Armee, und dem vorzeitigen Beginn der Schlacht bei Charleroi beizumessen ist, daß der unmittelbare Ausgang der Schlacht bei Mons nicht voll befriedigend war. Für die weitere Untersuchung, ob ein vollkommeneres Ergebnis tatsächlich möglich war, sollen daher zwei Gedanken näher betrachtet werden:

1. Was trat voraussichtlich ein, wenn die 1. Armee ungebunden von der 2. Armee war, wenn also beide Armeen die Operationen der nächsten Tage nach dem 20. August unabhängig von einander nach völlig eigenem Ermessen auf Grund ihrer Beurteilung der Sachlage ausführten; oder

2. Was geschah, wenn eine gemeinsame Führung nach Maß-

Digitized by Google

gabe entweder der beim A. O. K. 2 oder der beim A. O. K. 1 herrschenden Auffassung der Sachlage, jedenfalls aber unter gebotener Rücksichtnahme auf die Marschleistungsfähigkeit des rechten Flügels der 1. Armee, die Bewegungen beider Armeen regelte.

2. Im ersteren Fall wird man anzunehmen haben, daß eine abschlägige Antwort der 1. Armee auf ein Ersuchen der 2. Armee um Hilfeleistung im Sinne jenes Befehls des Generaloberſten von Bülow vom 21. August die letztere Armee nicht abgehalten hätte, so zu operieren, wie es tatsächlich geschehen ist. Das entsprechende Verhalten der 5. französischen Armee führte also für unsere Betrachtung zu den gleichen Geschehnissen zwischen der 2. deutschen und 5. französischen Armee, wie 1914. Von der 1. deutschen Armee wird man aber am 21. August die Einleitung einer Bewegung in südwestlicher Richtung anzunehmen haben, wie sie oben bereits näher begrenzt wurde; anzunehmen würde dabei weiter sein, daß das Kav.-Korps v. d. Marwitz der 1. Armee von Anfang an unmittelbar unterstellt war.

Den obigen Erwägungen des A. O. K. 1 würde vielleicht folgendes Schema für die Marschgruppierung der 5 A. K. entsprechen: IV. und III. A. K. in vorderer Linie, jede Inf.-Div. auf besonderer Marschstraße; rechts rückwärts gestaffelt das II. A. K., links rückwärts gestaffelt das IX. A. K., das IV. Res.-Korps in der Mitte dahinter, die letzteren 3 Korps mit beiden Infanterie-Divisionen auf derselben Marschstraße. Als Marschrichtung im allgemeinen könnte man sich denken: für II. A. K. Tournai, für IV. A. K. die Schelde oberhalb der Einmündung des Antoing-Pommereul-Kanals, III. A. K. Condé und Gegend nordwestlich davon, IX. A. K. Quiévrain, südöstlich von Condé. Das Kav.-Korps wird man sich auf dem Wege nach Lille vorauszudenken haben, da dem A. O. K. 1 an der Klärung der Verhältnisse in dieser Gegend außerordentlich viel lag; die Richtung auf Gent und Maubeuge brauchte darüber in der Aufklärung nicht vernachlässigt zu werden.

Schnelligkeit der Bewegungen, besonders für die Aufklärung der Kavallerie, war nach wie vor von größter Bedeutung, aber sie hatte ihre natürlichen Grenzen, in die sich das A. O. K. 1 1914 geschickt hatte. Was erreichbar erscheint, waren also wohl für die vorderſten Teile der Fußtruppen folgende Marschziele am 22. August: II. A. K. Ninove, IV. und III. A. K. Linie Leſſines—Thoricourt (an der Straße Leſſines—Soignies), IX. A. K. — entsprechend zurückgehalten — Braine le Comte, IV. Res.-Korps Brüſſel, Kav.-Korps die Schelde unmittelbar nördlich Tournai.

Digitized by Google

Nehmen wir zunächst, so wenig wahrscheinlich es sein mag, an, daß auf diese Entfernung die Anwesenheit starker deutscher Kräfte der Erkundung seitens der englischen Armee bei Maubeuge, die am 23. August auf Nivelles und Soignies, also in Richtung auf die inneren Flügel der deutschen 2. und 1. Armee vorzugehen beabsichtigte, am 22. August entgehen konnte. Dann würde es am 23. August in der Gegend nordöstlich von Mons zunächst zwischen den Engländern und dem IX. A. K., sowie dem rechten Flügel des VII. A. K. (auf dem rechten Flügel der 2. Armee), zum Begegnungskampf gekommen sein, in den aus verhängnisvollster Richtung für die Engländer alsdann die Divisionen des III., später wohl auch des IV. A. K. eingriffen. Daß es der englischen Armee bei ihrer schwerfälligen Manöverierfähigkeit gelungen wäre, sich aus dieser Lage in ihrer natürlichen Rückzugsrichtung westlich Maubeuge herauszuziehen, kann man sich kaum vorstellen. Günstigstenfalls gelang ihr fürs erste die Rettung nach Maubeuge, aus dem sie dann wohl schwerlich heil entkommen wäre. Sehr möglich aber wäre es geworden, daß sie nordöstlich von Maubeuge auf die 5. französische Armee geworfen wurden, und diesen beiden Armeen alsdann aus der Umklammerung durch 1., 2. und 3. deutsche Armee die Vernichtung erwuchs.

Bezog aber, wie es wahrscheinlicher blieb, die englische Armee ihre Verteidigungsstellung am Canal du Centre, so kam es dort am 23. August unter ein wenig veränderten Verhältnissen zur Schlacht, wie 1914. Vermutlich hätte das IX. A. K. auf den Gefechtsfeldern der 18. und 6. Inf.-Div. zu ringen gehabt, das III. A. K. etwa auf dem des IV. A. K., während das letztere am späten Abend Condé erreichte, zu spät für eine ausschlaggebende Entscheidung dieses Tages. Die Lage wäre aber eine ganz erheblich andere am 24. August gewesen. IV. A. K. und das selbstverständlich schon am 23. August zeitig in Richtung Valenciennes heranbefohlene Kav.-Korps standen für eine Fortsetzung des Kampfes, auch wenn die Engländer sich geschickter in die Linie Maubeuge—Valenciennes zurückzogen, so günstig zur Umfassung des linken englischen Flügels, das IX. A. K. war so weit von Maubeuge abgesetzt, um energisch, wie das III. A. K., dem Feind folgen zu können, daß der vom A. O. K. 1 1914 vergeblich angestrebte Vernichtungsschlag unter den hier angenommenen Verhältnissen an diesem 24. August sehr wohl gelingen konnte, wenn auch das II. A. K. nicht rechtzeitig herankam.

Freilich! legt man auf deutscher Seite günstigere Operations-

Digitized by Google

bedingungen zu Grunde, so muß man auch dem Feind günstigere, zeitigere Erkenntnis seiner Lage, der ihm in der linken Flanke drohenden Gefahr für die Nacht vom 23. zum 24. August zubilligen, und damit die Möglichkeit, sich dem Schlimmsten am 24. August durch schleunigsten, weiteren Rückzug zu entziehen. Der ursächliche Zusammenhang des englischen Rückzugsgedankens 1914 mit dem Mißerfolg der benachbarten 5. französischen Armee würde nämlich bei der vorliegenden Betrachtung gleichfalls als bestehend zugegeben werden müssen.

Die Vorgänge bei der 1. Armee — dem Verhalten der englischen Armee gegenübergestellt — sind also allein nicht maßgebend für die Beantwortung der aufgeworfenen Frage. Auch die Vorgänge zwischen der deutschen 2. und französischen 5. Armee müssen von anders denkbaren Möglichkeiten aus betrachtet werden, und das ergibt sich aus dem zweiten Annahmefall.

3. Stellt man sich die Lage am Abend des 22. August 1914 unter der Annahme vor, daß der 2. Armee — ausgerichtet nach dem schwenkenden Flügel, dem IV. A. K. der 1. Armee — zunächst nur bis zur Straße Nivelles—Namur vorwärts zu gehen erlaubt war, daß ihr ein Angriff auf den Feind vor ihr einstweilen untersagt war, so ist es für die weitere Betrachtung wenig von Belang, ob sich der gemeinsame höhere Befehlshaber, der diese Anordnung traf, dabei von der Auffassung der Sachlage leiten ließ, wie sie beim A. O. K. 1 oder beim A. O. K. 2 herrschte. Bis zu diesem Tage war das praktisch ziemlich gleichgültig, weil die Marschbewegungen bei der 1. Armee bis zum 22. Aug. einschließlich in beiden Fällen, wie aus den obigen Darlegungen bereits ersichtlich ist, so ziemlich auf die gleichen Straßen angewiesen waren.

Bei dieser strengen Begrenzung der Vorbewegung der 2. deutschen Armee würde voraussichtlich nur ihr linker Flügel in Gefechtsberührung — und zwar verteidigungsweise — mit der an demselben Tage über die Sambre gegangenen 5. französischen Armee gekommen sein. Gelangte der linke Flügel dieser Armee unangefochten etwa bis in die Gegend südlich Nivelles, so konnte die englische Armee sich schwerlich der Verpflichtung entziehen, einer französischen Aufforderung zum Vorgehen in Richtung Nivelles—Soignies zur Deckung der linken französischen Flanke am 23. August nachzukommen. Daß der deutsche Gegner die Linie Brüssel—Namur mit starken Kräften erreicht hatte, war natürlich bekannt, daß es bei beiderseitigem Vorgehen im Raume Brüssel—Namur—Mons zur Schlacht kommen müsse, daher selbstverständ-

Digitized by Google

lich. Dieser Entscheidung auszuweichen lag für die Engländer kein Grund vor, wenn die Franzosen sie suchten. Daß und wie der äußere deutsche Flügel sich über Brüssel in südwestlicher Richtung weiter ausbreiten würde, konnte an dem Erscheinen der deutschen Kavallerie allein nicht ermessen werden. Selbstverständlich gehörte die englische Kav.-Div. in die linke Flanke der englischen Vorbewegung, etwa in Richtung Ath—Lessines.

Den Verlauf der hiernach erst am 23. August beginnenden allgemeinen Kämpfe zwischen den vier Armeen kann man sich unter Berücksichtigung der 1914 zutage getretenen beiderseitigen Qualitäten unschwer ausmalen. Das auf Nivelles vormarschierende englische A. K. brachte vielleicht das dort gegen den linken Franzosenflügel angehende VII. A. K. in Bedrängnis. — Das IV. Res.-Korps würde daraufhin wohl die Marschrichtung auf den Raum Braine le Comte—Nivelles erhalten haben. — Das auf Soignies marschierende englische Korps verbiß sich mit dem IX. A. K., wurde dann vom III. A. K. in der linken Flanke bedroht, und, wenn es nicht bei Zeiten auswich, umfaßt. Gelang ihm der Rückzug hinter den Kanal in Richtung auf Mons, so fand es hier vermutlich spät am Abend bereits den Anfang des IV. A. K. vor.

Die beiden feindlichen Armeen, ganz besonders die englische, steckten also in einer Zange, aus der sie, ohne aufs schwerste gerupft zu werden, schwerlich herauskamen. Alles spricht dafür, daß sie am 24. August von mehreren Seiten *vernichtend* gefaßt wurden. Für ihren Rückzug blieb ihnen keine freie Wahl mehr. Ihre linke Flanke war überholt und konnte es trotz Maubeuge bleiben, wenn II. A. K. und 2. Kav.-Korps mit Gewaltmärschen auf die Gegend südlich Maubeuge angesetzt wurden. Das darf man wohl mit Sicherheit vom damaligen A. O. K. 1 voraussetzen.

Handelte die englische Armee anders, bezog sie auch in diesem Annahmefall ihre Verteidigungsstellung bei Mons, so war die natürliche Entwicklung der Dinge die, daß das IX. A. K. der 1. Armee die offene linke Flanke der Franzosen am 23. August umfaßte, daß die ganze französische Front der 5. Armee von diesem Flügel aus aufgerollt wurde. Gleichzeitig entwickelte sich dann mutmaßlich an der englischen Front ein mehr oder weniger hinhaltender Angriff des IV. und III. A. K., der am 24. August — bei dieser Gesamtlage mußten die Engländer schließlich doch unter allen Umständen ehrenhalber standhalten, um für die durch englische Schuld in schwere Bedrängnis geratenen Franzosen zu retten, was noch zu retten war — die Umfassung ihres linken Flügels durch II. A. K. und 2. Kav.-Korps zur Folge hatte.

Digitized by Google

womit es zur vernichtenden Niederlage auch der abgesonderten englischen Armee kommen mußte.

Die deutsche O. H. L. war nach Maßgabe der bei Ausbruch des Krieges 1914 zur Verfügung stehenden Verbindungs- und Nachtrichtenmittel von Coblenz aus nicht in der Lage, in genügend eingehender Weise ihren Einfluß auf die Heeresbewegungen in Belgien auszuüben. Konnte sie mit Rücksicht auf ihre sonstigen Aufgaben politischer und militärischer Natur diesem für den Verlauf des ganzen Krieges maßgebenden Heeresflügel nicht näher auf folgen, dann mußte zwischen ihr und den einzelnen A. O. K. dieses Flügels eine hohe Befehlsstelle eingeschaltet werden, die, anders, wie der Generaloberst von Bülow, mit den Obliegenheiten der Führung einer einzelnen dieser Armeen nichts zu schaffen hatte, sondern auf einer höheren Warte stand.

Das ist eine Erkenntnis späterer Kriegszeit; sie ist aber auch ein Zeichen, wie zu wenig eingehend der Gedanke des Zweifrontenkrieges im Frieden bei uns durchgespielt worden ist. Nicht erst in der ersten Marneschlacht sind diese organisatorischen Mängel in der Oberen Leitung der Operationen zur Geltung gekommen, sondern schon gleich anfangs bei den Operationen des für die Entscheidung des Krieges bestimmten rechten Heeresflügels. Das scheint bisher nicht genügend seiner ausschlaggebenden Wichtigkeit entsprechend hervorgehoben zu sein, weil — gegenüber der Marneschlacht betrachtet — Alles „gut abgelaufen" ist. Vergegenwärtigt man sich aber, daß der nicht voll befriedigende Ausgang der Schlacht bei Mons mit seinen Folgen überhaupt die Möglichkeit der Marneschlacht geschaffen und schließlich den unglücklichen Abbruch der Marneschlacht verschuldet hat, daß die tatsächlich mögliche Vernichtung der englischen Armee sehr wahrscheinlich auch der 5. französischen Armee ein ähnliches Schicksal bereitet hätte, so dürfte dieses Urteil berechtigt erscheinen.

Nur ein solches, wirklich entscheidendes Ergebnis der Grenzschlachtenfolge in den Tagen vom 22. bis 25. August an der Sambre hätte der O. H. L. mit Recht die Kriegslage so zu beurteilen erlaubt, wie es am 25. August 1914 in so verhängnisvoller Weise unberechtigt geschah, als sie 6 Armeekorps von der Westfront für die Ostfront herauszuziehen anordnete. Die Frage stellen, ob diese Anordnung auch dann noch einstweilen besser unterblieb, heißt sie beantworten.

Digitized by Google

LXV.

Ermattungstaktik.

Von
E. von Sommerfeld, Oberstleutnant a. D.

Langatmige Auseinandersetzungen über den Unterschied zwischen Vernichtungs- und Ermattungsstrategie hieße Eulen nach Athen tragen. Beide Arten der Kriegführung verfolgen das gleiche Ziel, den Feind zur Aufgabe des Krieges zu veranlassen. Die Vernichtungsstrategie will es dadurch erreichen, daß sie den Gegner bis zur vollen Unfähigkeit weiteren Widerstandes auf die Kniee zwingt. Sie will sich also das unwiderstehliche Uebergewicht erringen. Für die Ermattungsstrategie hängen dagegen diese Trauben zu hoch. Ihr schwebt kein positives, sondern nur ein negatives Ergebnis vor Augen. Sie überläßt dem Feinde die Ueberlegenheit als nicht entreißbar, und will ihm nur die Ueberzeugung beibringen, daß seine Uebermacht nicht ausreicht, um ihrerseits den Gegner nicht ohne die schwerste, unheilbare eigene Schädigung zur Strecke zu bringen. Die Ergebnisse der Ermattungsstrategie sind naturgemäß die geringeren, sie werden über die Erhaltung des status quo ante kaum hinausgehen. Als Musterbeispiel wird das Verfahren Friedrichs des Großen gegen die Ueberlegenheit seiner Feindee in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges hingestellt, wodurch nur die Erhaltung Schlesiens, also des früheren Besitzstandes, zu erzielen war.

Der Ermattungsstrategie entsprach jedoch keineswegs eine Ermattungstaktik. Die erstere wich lediglich entscheidenden Schlägen mit feindlicher Uebermacht aus. Sobald aber der Kampf mit Teilkräften aufgenommen wurde, da sollten diese vernichtend aufs Haupt geschlagen werden. Wenn der große Heldenkönig dem Gegner an die Kehle sprang, da sollte ihm die Luft nicht bloß zeitweise, sondern dauernd genommen werden. Die Schlacht bei Torgau am 3. November 1760 ist hierfür der augenfälligste Beweis.[1])

Erst der General von Falkenhayn hat im letzten Weltkriege durch sein Vorgehen an der Maas, bei Verdun im Frühjahr 1916 für die von ihm als „Kriegführung mit beschränkten Zielen"

[1]) Vergleiche die von Ludendorff „Kriegführung und Politik" S. 18 angeführte Stelle aus den Schriften Friedrich des Großen über die Vernichtung detachierter Korps.

Digitized by Google

bezeichnete Ermattungsstrategie das Mittel der Ermattungstaktik als eine bisher in der Kriegsgeschichte unbekannte Neuerung eingeführt.[2]) Nach der noch ganz von der Vernichtungsabsicht getragenen, jedoch erfolglosen Schlacht bei Ypern im Herbst 1914 und nach dem glänzenden aber nicht zur strategischen Ausnutzung gelangten Siege in der Marneschlacht im Februar 1915 hatte sich der General von Falkenhayn bezüglich der Weiterführung des Krieges unter Abweisung der „Jagd nach nebelhaften Zielen" folgende Absicht gebildet. „Hierzu gehörte die Hoffnung, es würde möglich sein, alle Feinde der Mittelmächte mit Waffengewalt tatsächlich so niederzuwerfen, daß sie bedingungslos um Frieden bitten müßten. Dieses Ziel war bei der feindlichen Uebermacht nicht zu erreichen. . . Sich trotz unserer geringen positiven Leistungen zur See darauf verlassen, daß man das Ziel im Westen unter allen Umständen erreichen würde, hieß sich über den Widerstandswillen unserer Westgegner und das Widerstandsvermögen zum mindesten Englands gründlich täuschen und mehr auf eine ganz unsichere Karte wagen, als gewagt werden durfte. Dagegen war mit jenem Maß von Sicherheit, das im Kriege überhaupt vorhanden ist, darauf zu rechnen, die Westgegner zum Verzicht auf ihren Vernichtungswillen zu zwingen, wenn man ihnen die Aussicht abschnitt, Deutschland und seine Verbündeten schließlich doch noch durch Erschöpfung niederzuwerfen, bevor die Feinde selbst unheilbaren Schaden erlitten. Schon ein Friede auf solcher Grundlage bedeutete für die Mittelmächte in diesem Verteidigungskriege einen vollen Sieg, dessen Früchte zwar erst in Zukunft aber dafür umso sicherer reifen mußten."[3]) Das Mittel zur Zufügung des unheilbaren Schadens an unsere Gegner bot der notgedrungen aufgenommene Stellungskrieg. „Sehr früh erkannte man jedoch, daß diese Art der Kriegführung abwechselnd mit schweren wohlvorbereiteten Schlägen gegen Teile des Feindes, die einzige war, durch deren Anwendung man hoffen konnte, den Krieg zum guten Ende zu bringen."[4]) An anderer Stelle kleidet er denselben Gedankengang in folgende Worte: „Wir standen jetzt in einem Ringen, in dem es um das Dasein unseres Volkes nicht etwa um Ruhm oder Landesgewinne ging.

---

[2]) Foerster „Graf Schlieffen im Weltkrige" II. S. 27 „ein in der Kriegsgeschichte bisher noch nie versuchtes Verfahren."

[3]) Erich von Falkenhayn „Die Oberste Heeresleitung 1914 bis 1916", S. 129 und 130. Bei der bloßen Angabe der Seitenzahl ist stets dieses Werk gemeint.

[4]) Seite 34.

Digitized by Google

In ihm durften wir den Fall nicht unbeachtet lassen, daß wir, wie sich die Verhältnisse gestaltet hatten, doch auch vor eine Lage gestellt werden konnten, in der die Entscheidung nicht durch physisches Niederringen aller unserer Gegner im buchstäblichen Sinne zu erreichen war, sondern nur dadurch, daß ihnen eingehämmert wurde, wie wenig sie imstande waren, den Preis für unsere Ueberwältigung zu zahlen.“[5])

Der Kern dieser Ausführungen läßt sich kurz und gemeinverständlich dahin zusammenfassen: Deutschland besitzt, selbst mit der Beihilfe seiner Verbündeten, nicht die Kraft, den Westgegnern im kriegsmäßigem Sinne das Lebenslicht auszublasen, wohl aber sie zu Krüppeln zu machen. Daher ist nicht die Vernichtung der feindlichen Gesamtmacht anzustreben, sondern nur die Austeilung vieler und schwerer, in ihrem Endergebnis zu unheilbarem Siechtum führender Teilschläge. Auf deutscher wie gegnerischer Seite handelt es sich also um einen Erschöpfungskrieg,[6]) jedoch mit verschiedenweitgestecktem Endziel: bei den Westmächten bis zur Vernichtung, bei Deutschland nur bis zur Verkrüppelung des Gegners.“ Jedoch würden die Westmächte die Vernichtungspartie nicht bis zu Ende spielen wollen, weil sie alsdann bereits selbst unheilbaren Schaden erlitten haben würden. Der Krieg würde also halbwegs auf einer beiden Seiten die Wiedererlangung voller Gesundheit gestattenden Entwicklungsstufe sein Ende finden. Mit diesen Plänen steht Falkenhayn voll auf dem Boden der Ermattungsstrategie.

Mit dem Vorgehen bei Verdun an der Maas ändert er insofern seine Absicht, als aus den verschiedenen Schlägen gegen Teile des Gegners ein einziger großer gegen die französische Gesamtmacht werden sollte. „Es wurde bereits betont, daß Frankreich in seinen Leistungen bis nahe an die Grenze des noch Erträglichen gelangt ist — übrigens in bewundernswerter Aufopferung. Gelingt es, einem Volk klar vor Augen zu führen, daß es militärisch nichts zu hoffen hat, dann wird die Grenze überschritten, England sein bestes Schwert aus der Hand geschlagen werden. Das zweifelhafte und über unsere Kraft gehende Mittel des Massendurchbruchs ist dazu nicht nötig. Auch mit beschränkten Kräften kann dem Zweck voraussichtlich Genüge getan werden. Hinter dem französischen Abschnitt der Westfront gibt es in Reichweite Ziele, für deren Behauptung die französi-

[5]) Seite 245.

[6]) England „stellt seine Sache offenbar auf der Ermattungskrieg“, S. 177.

Digitized by Google

sche Führung gezwungen ist, den letzten Mann einzusetzen. Tut sie es, so werden sich Frankreichs Kräfte verbluten, da es ein Ausweichen nicht gibt, gleichgültig, ob wir das Ziel selbst erreichen oder nicht. Tut sie es nicht und fällt das Ziel in unsere Hände, dann wird die moralische Wirkung in Frankreich ungeheuer sein. Deutschland wird nicht gezwungen sein, sich für die räumlich eng begrenzte Operation so zu verausgaben, daß alle anderen Fronten bedenklich entblößt werden. Es kann mit Zuversicht den an ihnen zu erwartenden Entlastungsunternehmungen entgegensehen, ja hoffen, Kräfte in genügender Zahl zu erübrigen, um den Angriffen mit Gegenstößen begegnen zu können, denn es steht ihm frei, seine Offensive, schnell oder langsam zu führen, sie zeitweise abzubrechen oder sie zu verstärken, wie es seinen Zwecken entspricht.

Die Ziele, von denen hier die Rede ist, sind Belfort und Verdun.

Für beide gilt das oben Gesagte. Dennoch verdient Verdun den Vorzug. Noch immer liegen die französischen Linien dort in knapp 20 Kilometer Entfernung von den deutschen Bahnverbindungen. Noch ist Verdun die mächtigste Stütze für jeden feindlichen Versuch, mit verhältnismäßig geringem Kraftaufwand die ganze deutsche Front in Frankreich und Belgien unhaltbar zu machen. Die Beseitigung dieser Gefahr als Nebenziel ist militärisch so wertvoll, daß dagegen der bei einem Angriff auf Belfort sozusagen „nebenbei" abfallende politische Erfolg der Säuberung des südwestlichen Elsaß leicht wiegt."[7])

Aus diesem Wortlaut läßt sich streng genommen ebenfalls nur eine Vernichtungsabsicht herauslesen, denn das zum Einsetzen des — hyperbolisch gesprochen — letzten Mannes gezwungene Frankreich soll sich „verbluten." Ein verbluteter Körper aber ist tot, also vernichtet. Aus seinen sonstigen Ausführungen geht jedoch hervor, daß der gewählte Ausdruck nicht den zu Grunde liegenden Absichten entspricht.[8]) Sein Ziel bestand vielmehr nur

[7]) Seite 183 und 184.

[8]) Das Buch ist wohl etwas zu eilig niedergeschrieben. Ludendorff: „Kriegführung und Politik", S. 81, bemerkt die Schwierigkeiten richtiger Erkenntnis der Falkenhaynschen Gedanken und Absichten. Namentlich die technische Terminologie ist unklar. So wird z. B. S. 67 von einem „entscheidenden Schlage" also einem Vernichtungsschlage gesprochen. Gemeint ist aber der als beschränktes Ziel in Aussicht genommene Durchbruch bei Gorlice am 2. Mai 1915.

Digitized by Google

darin, „mit möglichst geringem eigenen Aufwand an Menschen dem Feinde möglichst großen Schaden zuzufügen.“[9])

Durch die Aufnahme der Kämpfe bei Verdun sollte ihm also nicht alles Blut entzogen werden, sondern nur soviel, daß er bei Fortsetzung des Krieges unheilbare Gesundheitsstörungen voraussieht und deshalb lieber das Schwert in die Scheide steckt. Dieses bloße „Zerschlagen in der Mühle von Verdun,“[10]) tritt so sehr in den alles beherrschenden Vordergrund, daß alle sonstigen Ergebnisse, wie die Einnahme der Festung als gleichgültig oder wie die Beseitigung der Gefahr für die deutsche Nordwestfront und ihre Bahnverbindungen zwar als militärisch wertvoll aber immerhin nur nebensächlich bezeichnet werden. Die Ausgestaltung zum Durchbruch mit sich anschließender Operation wird sogar völlig zurückgewiesen. *Zur Ermattungsstrategie tritt also die Ermattungstaktik vom reinsten Wasser.*

Die Wahl zur Verwirklichung seiner Ermattungsabsicht fiel auf Verdun als die aussichtsreichste Stelle auf der ganzen Linie von der Schweizer Grenze bis zum Meere. Nicht tatsächliche Vorteile, sondern moralische Imponderabilien gaben dabei den Ausschlag. Eine alte schottische Sage knüpft sich an einen Kristallbecher „Das Glück von Edenhall.“ Solange der Becher unversehrt bleibt, wird die erlauchte Familie seiner Besitzer blühen und gedeihen, sobald er aber in Scherben geht, bricht die Stunde des Unterganges über sie herein. Der General von Falkenhayn hatte den Nationalstolz der Franzosen richtig eingeschätzt. Die Maasfestung wuchs sich in der Tat zu einer ähnlichen Art von Glück oder Unglück in seinem Schoße bergenden Volksheiligtum aus. Die erste Vorbedingung für das Gelingen der Blutentziehung in dem erstrebten beschränkten Umfange verwirklichte sich mithin, da die Franzosen, bildlich genommen, in der Tat den letzten Mann einsetzten. Darüber hinaus aber erwartete der General von Falkenhayn eine so große Spannung zwischen den französischen und den deutschen Verlusten, daß mit dem eigenen Ueberschuß den an anderer Stelle zu erwartenden Entlastungsangriffen nicht nur verteidigungs- sondern gar angriffsweise entgegengetreten werden könnte. Es erinnert fast

[9]) Seite 189. „Unser Problem ist mit verhältnismäßig bescheidenen eigenen Aufwand, dem Gegner schweren Schaden an entscheidender Stelle zuzufügen“ Schreiben v. 7. 2. 16 an A. O. K. III. Foerster „Graf Schlieffen und der Weltkrieg“, Bd. II, S. 28.

[10]) Seite 242.

Digitized by Google

an das Spiel der Katze mit der Maus, daß er das Vorgehen an der Maas bei Verdun ganz nach eigenem Belieben schnell oder langsam, unter zeitweisem Abbrechen oder Verstärken, führen zu können glaubte.

Auf die hier in Rede stehende Bereicherung der Kriegsmittel durch die Ermattungstaktik paßt jedoch leider nur das Goethesche Wort: „grau, Freund, ist alle Theorie." Neben diesem Beweise soll an der gegebenen Stelle nur ein kurzes Streiflicht darauf geworfen werden, daß sich Falkenhayn für die Verwirklichung seiner Absicht mit dem Angriffspunkt bei Verdun vielleicht die allerunhandlichste Stelle ausgesucht hatte.

Von vornherein scheidet für die Ermattungstaktik die Verteidigung aus. Durch sie kann auf den Angreifer kein Zwang ausgeübt werden, daß er als aussichtslos erkannte Angriffe solange fortsetzt, bis seine Verluste sich zu einer ihn ermattenden Höhe steigern. Mit voller Berechtigung faßte daher der General von Falkenhayn ein angriffsweises Vorgehen ins Auge.

Der Mangel an folgerichtigem Denken, aus dem die Ermattungstaktik herausgeboren ist, macht sich nun bereits vor Beginn der ganzen Unternehmung bemerkbar. Nach sorgfältigster Durchkämmung der deutschen Linien im Westen und Osten hatte sich die Stärke der gesamten für den Westen verfügbaren Heeresreserven auf nur 26 Divisionen steigern lassen, von denen etwa ein Drittel, also acht, hinter den übrigen Frontabschnitten gegen die erwarteten Entlastungsangriffe zu belassen war.[11]) Bei die-

[11]) Seite 189 und 190. Die Frage nach der Möglichkeit einer noch größeren Steigerung der Reserven soll lediglich zur Erwägung gestellt werden. Das Vorgehen gegen Verdun sollte baldmöglichst den umfangreichsten Einsatz der französischen Reserven an diesem Brennpunkt hervorrufen." Eine ihrer Sache gewisse Führung, daß die sonstigen Entlastungsangriffe aus diesem Grunde bald an Entkräftung leiden müßten, hätte darum vielleicht den Wagemut zu noch größerer Schwächung der eigenen sonstigen Linien gehabt. Noch für den Monat Juni sagt Falkenhayn S. 200 „Die dort stehende (d. h. an der Somme von einem Großangriff der Engländer bedrohte) II. Armee war durch Ueberweisung von Truppen und Artillerie erheblich verstärkt worden. Trotz dieser Abgaben und der Ablösungen, die für das Maasgebiet bereit gehalten werden mußten, wurden außerdem in der Heeresreserve stets genügende Kräfte bereit gehalten, um auf einen etwaigen Großangriff des Gegners mit starkem Gegenstoß antworten zu können." Sind denn diese großen Reservemassen erst nachträglich zu schaffen gewesen? Jedenfalls genügten späterhin bei Verdun abgekämpfte Divisionen zum Ersatz frischer von anderer Stelle herangeholter Divisionen. Die Angaben Falkenhayns über die aufzubringenden Reserven leiden an großer Unklarheit. S. 189, 191, 192, 194, 195, 198, 200, 202, 203, 209, 210, 214, 216, 218, 220—226, 230, 237, 243 und 244.

Digitized by Google

sem Kräfteverhältnis gerät der General von Falkenhayn sofort in einen Widerspruch mit sich selbst. Mit Recht sagt er „Dagegen lag es in der Natur der Sache, daß von größeren Operationen neben dem geplanten Hauptstoße abgesehen wurde.“[12]) Trotzdem tritt er in die Erörterung über solche mit der III. Armee ein wegen eines breit angelegten Vorstoßes bis in die Gegend von Vitry la Francois und mit der IV. Armee wegen eines Anpackens der Engländer, damit diese nicht unmittelbar bei Verdun selbst oder mittelbar durch einen Entlastungsangriff aus ihrer eigenen Front heraus Hilfe brächten. Beide Angriffsunternehmungen sollen gleichzeitig mit oder wenigstens unmittelbar nach dem Beginn des Vorgehens an der Maas einsetzen. Beiden verheißt er eine Zubuße von 8 Divisionen.[13]) Aber er hat deren doch nicht 16, sondern nur 8 in der Heeresreserve zur Verfügung! Zur Ausführung gelangte keine von beiden Großunternehmungen.

Mit seinem Plane bezüglich des Vorgehens bei Verdun ging es sodann dem General von Falkenhayn nach seinen eigenen Worten „wie so häufig bei den höchsten strategischen Entscheidungen.“ Es war „sehr viel einfacher, festzustellen, was zu geschehen hat, als zu finden, wie es vollbracht werden soll.“[14]) Angegriffen sollte und mußte werden, schon weil das Ziel in Reichweite „hinter“ der feindlichen Stellung lag, nur durfte der Angriff nicht bis zu seiner letzten vernichtenden Auswirkung durchgeführt werden, weil er sonst zu dem als aussichtslos bezeichneten Massendurchbruch geführt hätte. „Gegen einen militärisch und moralisch auf der Höhe stehenden Gegner waren sie (d. h. Massendurchbrüche) es (d. h. aussichtsvoll) nicht.“[15]) Der Stein des Weisen, welcher den Angriff nur auf die reichliche Blutentziehung beschränkte, lag also in der Mitte: Der Angriff war bloß bis zu einer — alsdann bis an die Zähne zu verschanzenden — Linie vorzutragen, an welcher sich die Franzosen schlechterdings mit dem wilden Mut der Verzweiflung immer wieder die Köpfe blutig rennen mußten . Ueber das vorangehende Verfahren bis zum Erreichen dieser Stellung gibt der General von Falkenhayn dahin Aufschluß, daß der Angriff Schritt für Schritt unter Ausbau der jedesmal erreichten Stellung vorgetragen werden sollte,

[12]) Seite 195.
[13]) Foerster II. S. 27 und 28.
[14]) Seite 178.
[15]) Seite 147.

Digitized by Google

die Franzosen zu steten verlustreichen Gegenstößen verleitet würdamit durch die in die Länge sich ausspinnende Kampfesdauer den. Als nämlich der Kampf diesen Charakter angenommen hatte, sagte er: „die Operationen entwickelten sich entsprechend den Absichten, die ihrer Einleitung zu Grunde gelegen hatten.“[16])

Sicherlich wird der Vernichtungsangriff seine volle Durchführung in einem Zuge anstreben, aber schwerlich immer erreichen. Auch er sieht sich alsdann zum abschnittsweisen Vorgehen genötigt. Im Grunde genommen fällt hierunter bereits das sprungweise Angriffsverfahren, denn die einzelnen Sprünge werden nur aus dem Grunde eingelegt, weil das Ziel nicht durch ununterbrochenes Vorgehen erreicht werden kann. Das Vorgehen Schritt für Schritt, von Abschnitt zu Abschnitt, ist also kein Sondergebiet des Ermattungsangriffs.

Schon an und für sich war mit der schrittweisen Art des Vorgehens das erstrebte Ziel der Schonung der eigenen Kräfte unter unverhältnismäßig größerer Zerreibung der feindlichen schwer erreichbar. Weil, deutscherseits doch gleichfalls beständig gegen wohlausgebaute Stellungen angerannt werden mußte, war die Partie besten Falles remis zu spielen. Drei Vorteile aber schanzte Verdun gerade bei diesem Angriffsverfahren den Franzosen zu — die natürliche, Stellung hinter Stellung gewährende Gunst des hügeligen Geländes, die ständigen Festungswerke und das vortreffliche Netz der davor und dazwischen angelegten Feldbefestigungen. Sie sind bereits in anderen Veröffentlichungen genügend hervorgehoben. Es soll hier lediglich noch betont werden, daß die Franzosen die rückwärtigen Stellungen mit besonderen Mannschaften in voller Muße und Sicherheit ausbauen konnten, die Deutschen dagegen die frischgewonnenen Linien in heftigstem Feuer verschanzen mußten. Im Gegensatz zum Franzosen war der deutsche Soldat Kämpfer und Arbeiter zugleich.[17]) Gab sich der General von Falkenhayn darum nicht einer bedenklichen Illusion hin, wenn er ausgerechnet bei Verdun die

[16]) Seite 199. Mutatis mutandis hat der General von Falkenhayn dieses schrittweise Verfahren in größerem Maßstabe auch bei dem mit dem Durchbruch bei Gorlice anhebenden Vorgehen gegen Rußland im Sommer 1915, welches gleichfalls nicht als Vernichtungsschlag gedacht war, zur Anwendung gebracht. — Vergleiche auch S. 198 „Der angestrebte Zweck (der Ermattung des Gegners) war bisher erreicht worden. Man durfte wohl hoffen, daß er auch fernerhin erreicht werden würde.“

[17]) Von A. O. K. V. in dem Bericht an O. H. L. vom 31. März 1916 besonders hervorgehoben, Foerster II. S. 36.

Digitized by Google

In dem „Befehl des Angriffskorps" vom 27. Januar wählte A. O. K. V. das abgekürzte Angriffsverfahren. Es kommt „für die gesamte Kampfhandlung um die Festung Verdun unbedingt darauf an, den Angriff niemals ins Stocken kommen zu lassen, damit die Franzosen keine Gelegenheit finden, sich in rückwärtigen Stellungen erneut zu setzen und den einmal gebrochenen Wiederstand wieder zu organisieren."[22]) Dieses schleunige Verfahren stand in diametralem Gegensatz zu dem dem General von Falkenhayn vorschwebenden schrittweisen, sich zeitnehmenden Vorgehen. Im Falle des Gelingens, also der sofortigen Besitzergreifung des rechten Maasufers, jagten die Franzosen schwerlich dem verlorenen Groschen durch aussichtslose Angriffe über den Fluß hinweg nach. Wo blieb dann die Gelegenheit zur Blutabzapfung?[23]) Falkenhayn erhob indes auch gegen diese Absicht der Heeresgruppe Kronprinz keinen Einspruch, weil ihm möglicherweise die Gefahren des abschnittweisen Vorgehens zu bedenklich erschienen, um dafür allein die Verantwortung zu übernehmen. Vielleicht nahm er auch an, daß das Ungestüm des ersten Angriffs von selbst in diese Bahnen gelenkt werden würde. Jedenfalls aber hielt er den einheitlich durchgeführten langwierigen Angriff, da seine Durchführung doch nicht ausgeschlossen war, mit dem Wesen der bloßen Ermattung für vereinbar.

Eine weitere Eigenart des Generals von Falkenhayn als Heerführer bestand bei Verdun darin, daß er seinen mit dem Vorgehen an der Maas beabsichtigten, beschränkten Zermürbungszweck in dem Schrein seines Herzens verschloß.[24]) Er stellte sich also nicht auf den Boden des allgemeinen anerkannten Grundsatzes, daß der nur vollkommen in die Absichten der oberen Leitung eingeweihte Unterführer seinen Auftrag richtig erfüllen kann. Die Heeresgruppe Kronprinz erhielt nur den Befehl „die französischen Stellungen nördlich von Verdun rechts der Maas anzugreifen."[25]) Die Wahl des rechten Maasufers geschah lediglich aus taktischen Rücksichten wegen der anfänglichen und voraussichtlichen dauernd aufrecht zu erhaltenden Umfassungsmöglichkeiten,[26]) die sich im Laufe der Ereignisse nicht bewahrheiteten. Späterhin sollte der Angriff zur Verhütung artilleristischer Fern-

[22]) Foerster II. S. 32.

[23]) Wie Foerster II. S. 47 hervorhebt.

[24]) Bei der Offensive im Sommer 1915 in Polen und Rußland hatte er diesen im weiteren Verlauf bekannt gegeben.

[25]) Foerster II. S. 30.

[26]) Seite 192.

Digitized by Google

deutschen Gliedmaßen zu schonen und die französischen Knochen zu zerschlagen hoffte?[18]) Da er einerseits die Fortsetzung des Angriffs nur unter dieser Bedingung für erlaubt hält,[19]) andererseits an ihr bis zum Schluß festhält, so hat er dieses Glaubens während der ganzen Dauer seiner Obersten Heeresleitung gelebt. Noch gegen Mitte August sagt er nach vorübergehender Einstellung der Angriffe „Es blieb zu erwarten, daß diese (d. h. die Wiederaufnahme der Angriffe) . . . . . den Zweck erreicht hätte, Frankreich zum ausbluten zu bringen."[20]) In der Wirklichkeit drehte sich der Spieß um: aus der französischen Zermürbung wurde die deutsche.

Nach einiger Zeit kam der General von Falkenhayn zu der Einsicht, daß das schrittweise Vorgehen mittelst Stoß und Gegenstoß nicht das unfehlbare Mittel für die Ermattung der Franzosen war. Am 4. April schrieb er an die Heeresgruppe Kronprinz, daß die Franzosen gezwungen werden müßten „entweder ihrerseits fortgesetzt frische Kräfte bis zu deren Erschöpfung einzusetzen oder den nordöstlichen Sektor der Festung aufzugeben. Zu dem Ende sind aber Fortschritte nötig. Schleppende, hin und her wogende Gefechte genügen dazu nicht!"[21]) An der Erschöpfung bezw. Ermattung des Feindes wurde also festgehalten, das Mittel jedoch vertauscht, indem an die Stelle der schleppenden, also schrittweise vorgetragenen Angriffe durchgreifende Fortschritte gesetzt werden. Eine dritte Art von Angriffen gibt es nicht. Wenn also sowohl langwegige Angriffe in einem Zuge wie kurze abschnittweise sowohl mit der Vernichtungs- wie mit der Ermattungstaktik vereinbar sind, so fällt in Wirklichkeit und sogar nach Falkenhayns Auffassung der Unterschied beider in Bezug auf die Art der Ausführung in sich zusammen. Hierfür noch ein weiterer Beweis.

---

[18]) Der General Freiherr von Freytag-Loringhoven „Heeresführung im Weltkriege" II. S. 194 hält diese Absicht für erreicht. Dagegen Ludendorff S. 191 „Meine Kriegserinnerungen" „Verdun hat uns viel Blut gekostet." Ebenso „Kriegführung und Politik" S. 94.

[19]) Schreiben an A. O. K. V. vom 30. März 1916. „Ueber die Bedeutung, die einem weiteren Vortragen des Angriffs auf Verdun für den Kriegsverlauf beigemessen werden muß, solange wir dabei weniger leiden als die Gegner, besteht kein Zweifel." Foerster II. S. 34.

[20]) S. 242. „Auch dieser Vergleich (d. h. die Zahl der bis Mitte Juni eingesetzten weit über 70 französischen Divisionen gegen kaum die Hälfte deutscher Divisionen) bestärkte die O. H. L. in der Ueberzeugung das ihre Absichten durch die Maasoperationen erreicht werden würde."

[21]) Foerster II. S. 37 und 38.

Digitized by Google

flankierung über den Fluß hinweg auch auf das linke Maasufer ausgedehnt werden. Die Rücksicht auf den geeignetsten Weg zur Eroberung der Festung spielte naturgemäß keine Rolle. Die Heeresgruppe Kronprinz konnte indes aus der Form des ihr zugegangenen Auftrages nur an einen Angriff gewöhnlichen Stiles denken und brachte — darum in ihrem Angriffsentwurf vom 4. Januar 1916 die Eroberung der Befestigungen auf dem rechten Maasufer in Vorschlag, weil dadurch die ganze Festung unhaltbar oder wenigstens der Fortbesitz des Westufers wertlos gemacht würde. Als „wünschenswerter" zweiter Akt der Gesamtoperationen sollte sich auf dem Ostufer die Besitzergreifung der Höhe südlich von Verdun vom Fort d'Houdainville bis St. Mihiel und auf dem Westufer des Geländes vom Four de Paris in den Argonnen über Aubréville bis Landrecourt anschließen.[27]) Die Heeresgruppe verfolgte also konkrete taktische und sogar strategische und nicht blos Ermattungsziele. Der General von Falkenhayn erhob gegen diese Vorschläge keinerlei Einwendung. Mithin war er der Ansicht, daß auch ein bloßer Ermattungsangriff unmittelbar zum mindesten bis zur Eroberung der ganzen Ostseite der Festung und mittelbar bis Lahmlegung auch der Westseite durchgeführt werden müßte, von den weiteren gleichfalls nicht abgewiesenen Zielen der Heeresgruppe Kronprinz ganz zu schweigen. Damit verschwindet für die Wirklichkeit weiterhin der Unterschied zwischen einem Vernichtungs- und einem bloßen Ermattungsangriff auch in Bezug auf die räumliche Ausdehnung. Außerdem verträgt sich aber selbst nach Falkenhayn mit dem Begriff und Wesen des letzteren, daß örtliche volle Erfolge erreicht werden, wie sie in das Gebiet der Vernichtungsangriffe fallen.

Der bloße Ermattungsangriff muß nun schließlich vor der vollen Durchführung bis zur Vernichtung des Feindes an einer Stelle Halt machen und in die Verteidigung umgeleitet werden, welche für die eigene Seite eine besondere Kräfteersparnis verheißt, für die gegnerische aber die Notwendigkeit der Wiedergewinnung des Geländeverlustes unter schwersten Verlusten unbedingt in sich schließt. Würde aber nicht auch der Vernichtungsangriff eine derartige Gunst des Augenblicks unbenutzt lassen, wenn er nicht zu dem gleichen Verfahren der zeitweiligen Vertauschung von Angriff und Verteidigung schritte? Allerdings muß er seinerseits sofort zur Wiederaufnahme des Verfolgungsangriffes übergehen, sobald die Kraft des feindlichen Gegenstoßes

[25]) Foerster II. S. 31.

Digitized by Google

zu erlahmen anfängt. Würde aber nicht auch der bloße Ermattungsangriff ein Opfer theoretischen Eigensinnes werden, wenn er nicht in dieser Lage sein beschränktes Ziel in einen Vernichtungsschlag umwandelte?

Die Kette des Beweises ist hiermit geschlossen. In der rauhen Wirklichkeit des Krieges gibt es keinen begrifflichen Unterschied zwischen Ermattungs- und Vernichtungsangriff. Beide gehen in einander über. Der Vernichtungsangriff wird, sobald er die Unmöglichkeit sich durchzusetzen erkennt, von selbst zu dem Bestreben gelangen, dem Feind wenigstens soweit als möglich Schaden zuzufügen, wogegen der Ermattungsangriff bei günstiger Wendung die Hand nach der Palme eines vernichtenden Sieges ausstrecken wird und muß. Der beste Beweis für die Bedeutungslosigkeit der Aussonderung der beiden Angriffsarten liegt darin, daß sich bei der Ausführung der Zwiespalt zwischen den Absichten der O. H. L. und des A. O. K. V. — dort Ermattungs- hier Vernichtungsangriff — nicht störend bemerkbar machte.

Der Ermattungsangriff bringt auch nicht voll die moralische Wirkung jeder Kriegshandlung auf die Truppe in Anschlag. Zwar erkennt der General von Falkenhayn, daß das Ringen „ohne sichtbare und für den Mann in der Front fühlbare Entscheidung die härteste Probe auf die Leistungsfähigkeit der Truppe darstellt, die denkbar ist.“[28]) Damit hat er jedoch die Tiefe der moralischen Einwirkung nicht erschöpft, weil er glaubt, daß die der augenfälligen Erfolge entbehrende Ermattungstaktik dem Geist der Truppe zwar die höchsten Anforderungen auferlegt, aber ihn nicht beeinträchtigt. Eine derartige Schädigung wird jedoch nicht zu leugnen sein. Ein Unternehmen, bei welchem der beabsichtigte Erfolg in geheimnisvoller Tiefe schlummert, welches dagegen auf der Oberfläche wie ein Fehlschlag aussieht, geht über das Fassungsvermögen des gemeinen Mannes hinaus, sodaß er sich als nutzlos hingeopfert betrachtet. Darunter leidet in gleicher Weise der Geist der Truppe wie das Vertrauen zur Führung. Beides war bei Verdun der Fall. „Der Truppe, die so viel vor dieser Festung geleistet hatte, graute vor dem Trichterfelde.“[29]) „Sie sprach schließlich nur noch von der Hölle von Verdun.“[30]) Sie glaubte natürlich, daß es sich um die Einnahme von Verdun bezw. um einen vollen Sieg über die Franzosen handelte. Das Ausbleiben dieses greifbaren Erfolges mußte ihr daher als

[28]) Seite 199.

[29]) Ludendorff „Meine Kriegserinnerungen“ S. 191.

[30]) Ludendorff „Kriegführung und Politik“ S. 94.

Digitized by Google

ein schwerer Nackenschlag erscheinen. Der deutsche Soldat büßte dadurch das Gefühl der Ueberlegenheit diesen Jungbrunnen aller Heldentaten, ein und begann an dem Glauben an einen glücklichen Ausgang des Krieges irre zu werden. Ist es darum zu viel gesagt, daß der Fehlschlag von Verdun in den Boden für die Unterwühlung des Heeres durch die Sozialdemokratie die erste Pflugfurche gezogen hat? Jedenfalls steht fest: auch die moralische Zermürbung lag auf der deutschen nicht auf der gegnerischen Seite.

Ein Lehrsatz dürfte jedenfalls feststehen. Der Ermattungsgedanke gehört nicht aufs Schlachtfeld. Von Kämpfen um Zeitgewinn und ähnlichen Zwecken abgesehen, hat es sich niemals bloß um die Gesundheit des Gegners, sondern stets um sein Leben zu handeln. Das große Feldherrnpaar Hindenburg und Ludendorff wandte sich daher von der unklaren Denkweise ihres Vorgängers ab. Es hat manchmal „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb," eine Art ——?—— Ermattungsstrategie getrieben, niemals aber Ermattungstaktik. „Die Aushilfen, die wir wählten, waren im Angriff vom Vernichtungsgedanken getragen."[31]) Das war der Geist Friedrichs des Großen.

Berichtigung.

Auf Seite 479 muß es in der zweiten Zeile des Aufsatzes „Der Wiederaufbau heißen „nicht" gelöst werden. Auf Seite 480 erstes Wort, vierte Zeile „ernste" statt meist.

Gesellschaft für Heereskunde

Anschrift des Schriftführers: Major a. D. Möllmann, Berlin W. 15, Pfalzburger Straße 10. Postscheckkonto: Berlin NW. 7, 113 600.

Vereinslokal: Restaurant Ruhland, Charlottenburg, Savigny-Platz Nr. 5, Ecke der Knesebeckstraße.

I. Einladung.

Die nächste Sitzung findet am Donnerstag, dem 21. Dezem-

[31]) Ludendorff „Kriegführung und Politik" S. 324.

Digitized by Google

ber 1922, 8 Uhr abends, mit folgender Tagesordnung statt.

1. Geschäftliches.
2. Vortrag des Herrn Redakteurs und Lektors Sommer: Die Entstehung und Entwicklung des heutigen polnischen Heeres.
3. Fragekasten: a) Wie war das K. und K. Heer im Weltkriege mit Maschinengewehren ausgerüstet? Referent K. K. Rittmeister a. D. Dr. Freiherr von Baumgartner.
   b) Seit wann gab es Galauniformen im preußischen Heere? Referent: Oberstleutnant a. D. von Courbière.

II. Mitteilungen.

Das nächste zwanglose Zusammensein findet am Montag, dem 4. Dezember 1922, dann am 8. Januar 1923, die Januarsitzung am 18. Januar 1923, 8 Uhr abends, statt. Vortrag des Vorsitzenden: Die Garnisontruppen im preußischen Heere. M.

Literatur.

I. Bücher.

Aus den Leutnantsjahren eines alten Generalstabsoffiziers. Erinnerungen an den Rhein und die Reichshauptstadt aus den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts von **Franz von Lenski,** Generalleutnant a. D., Verlag Georg Bath, Berlin SW. 11. Preis geh. 378 Mk., gebd. 504 Mk.

Der Verfasser schildert, wie in jenen für uns heute schon so weit zurückliegenden Jahren in dem preußischen Offizierkorps am Rhein gelebt, gefühlt und gedacht wurde. Echt rheinischer Frohsinn durchweht das Buch, das uns von Köln und Jülich, rheinaufwärts zu den herrlichen Garnisonen Koblenz und Andernach und dazwischen immer mal wieder zur Reichshauptstadt führt, wo verschiedene Kommandos den Verfasser manches Jahr festhalten.

Selbstverständlich werden diese Erinnerungen zunächst den alten Offizier fesseln. Ernste Fragen werden beleuchtet, so die Vorbildung des jungen Offiziers, das zahlenmäßige Verhältnis zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen Adel und Bürgertum im Offizierkorps und in der Armee; die gewaltige Entwicklung der Fußartillerie zur modernen Kampfwaffe wird geschildert. Aber nicht nur der Offizier findet Anregendes die Fülle, auch für den Nichtsoldaten bietet diese stete Abwechselung zwischen Ernstem und Heiteren, zwischen Anekdote und Geschichte, sowie die vielfach eingestreuten kulturgeschichtlichenund gesellschaftlichen Anmerkungen des Beachtenswerten genug. Jeder wird auch z. B. mit Interesse lesen, was der Verfasser über das Verhältnis

zwischen Altpreußen und Rheinländern zu sagen hat. Das scheint uns gerade heute aktuell zu sein. Wir zweifeln nicht daran, daß, wie der Verfasser im Vorwort ausführt, sein Buch vielleicht in späterer Zeit für einen Historiker, der die Schilderung des preußischen Offizierkorps zu Ende des 19. Jahrhunderts sich zur Aufgabe macht, reiche Ausbeute bieten wird. Aber auch dem heutigen Leser bietet es des Anregenden genug.

Hans von Treskow, Von Fürsten und anderen Sterblichen. Erinnerungen eines Kriminalkommissars. Berlin 1922. F. Fontane u. Komp.

Der sehr bekannte Verfasser, der 33 Jahre als Beamter des Polizeipräsidiums in Berlin tätig gewesen ist, lange Jahre bei diesem das wichtige Dezernat für Erpressersachen und besondere „Aufträge" gehabt, außerdem auch als Verfasser von Skizzen aus der Verbrecherwelt und von Jagdgeschichten in Schriftstellerkreisen schon seit langem Ansehen hat, gibt in diesem umfangreichen Buch in anspruchsloser Weise Erinnerungen aus seinem Leben, die ebenso unterhaltend sind, wie Gespräche mit diesem vielgewandten und vielgewanderten Manne. Die wirklich „Wissenden" werden in dem Buche nicht viel Neues finden, aber die Beleuchtung des den „wissenden" Bekannten durch den Verfasser ist doch immer fesselnd. Die Nicht-Wissenden, die nur den „Klatsch" kennen, werden sich aber freuen, bei dem Verfasser zu lesen, wie die Dinge wirklich gewesen sind. „Enthüllungen" über Unbekanntes" bringt das Buch also nicht. Wenn man gerecht sein will, muß man aber anerkennen, daß der Verfasser, wenn er nicht Unglück anrichten wollte, gar nicht anders verfahren k o n n t e ! Dinge, über die wirklich Gras gewachsen ist, mußte er ruhen lassen.

Trotzdem ist aber ein eigentlich erschütterndes Gesamtbild zur deutschen und namentlich der Berliner Sittengeschichte um die Wende des 20. Jahrhunderts zustande gekommen, das sehr verdient gelesen zu werden.

Dr. Stephan Kekule von Stradonitz.

Geheime Fäden im Weltkrieg. („Der Dämon des Verfalls. Schriftenfolge der Deutschvölkischen 1920," Heft 1). Leipzig 1920. Deutschvölkische Buchhandlung (Martha Rudolph u. Komp., Leipzig, Thalstr. 23).

Eine Flugschrift von sechs Seiten im Geist Ahlwardts! Der leitende Gesichtspunkt ist: Der Weltkrieg stellt sich den Eingeweihten dar als der letzte Kampf der Jesuiten gegen die Juden, in dem die „auf Judenkapital gestützten Mittelmächte" zuletzt unterlegen sind. Nachher haben sich „Juda und Jesu, die würdigen Par nobile fratrum (also die Juden und Jesuiten) versöhnt und üben jetzt die Herrschergewalt über die Besiegten.

Dr. Stephan Kekule von Stradonitz.

II. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher.

Die eingegangenen Bücher erfahren eine Besprechung nach Maßgabe ihrer Bedeutung und des Raumes. Eine B e r p f l i c h t u n g, jedes eingehende Buch zu besprechen, übernimmt die Leitung der „Monatshefte" n i c h t, doch werden die Titel sämtlicher Bücher nebst Angabe des Preises — ofern dieser mitgeteilt wurde — hier vermerkt. Eine Rücksendung von Büchern findet nicht statt

1. **Sir Campbell Stuert,** Geheimnisse aus Crewe Louse. Aus dem Englischen übersetzt von Korvetten-Kapitän Walter Köhler. Leipzig 1922. Verlag Theodor Weicher.
2. **v. Lenski,** Aus den Leutnantsjahren eines alten Generalstabsoffiziers. Erinnerungen an den Rhein und die Reichshauptstadt aus den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts. Berlin 1922. Verlag Georg Bath, Brosch. 378,— Mk., gebd. 504,— Mk.

Digitized by Google

3. **v. Treskow,** Von Fürsten und anderen Sterblichen. Berlin 1922. F. Fontane u. Co.
4. **Bruchmüller,** Die deutsche Artillerie in den Durchbruchschlachten des Weltkrieges. 2. Aufl. Berlin 1922. E. Mittler u. Sohn.
5. **Foeckle,** Bayern und die große politische Krise in Deutschland im Sommer 1922 München. Dr. Franz A. Pfeiffer u. Co. ‚Verlag. Brosch. 150 Mk.
6. **Groos,** Der Krieg zur See 1914—1918. Der Krieg in der Nordsee. 3. Bd. Von Ende November 1914 bis Anfang Februar 1915. Berlin 1923. E. S. Mittler u. Sohn. Brosch. 2240,— Mk., gebd. 3040,— Mk.
7. **Preller,** Die Weltpolitik des 19. Jahrhunderts. Berlin 1923. E. S. Mittler u. Sohn. Z. Zt. brosch. 1365,— Mk., gebd. 1890,— Mk.

III. Zeitschriftenschau.

Der Anker Nr. 39. „Keine Führernatur?" Die Einigung der Sozialdemokratie. Die Friedensmöglichkeit im Sommer 1917. Frankreichs Gier nach dem Rheinland. Im Friedrichshorst. „Friedericus Rex" in Wiesbaden. Freie Bhn dem Tüchtigen. — Nr. 40. Ds neue Kronprinzenbuch! Der große Schwindel in Genf. Rußland nicht mehr kommunistisch? Hilfsbereitschaft der deutschen Landwirtschaft. Ein Ruf aus Holland. — Nr. 41. Ueber die „Souveränität des Volkes." Die Arbeitsleistung — eine Folgeerscheinung politischer Programme und allgemeiner Weltanschauungen. Die Wirtschftspolitik Sowjet-Rußlands. Aus Kaiser Wilhelms Buch „Ereignisse und Gestalten." Eine beachtenswerte Anregung. — Nr. 42. Verfehlte und berechitgte Hoffnungen. Gedanken zum Rathenau-Prozeß. Kaiser Wilhelm II über seine Abdankung — Die diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes 1871—1914. — Nr. 43. Zum 9. November. Der Vorwärts — Monarchist? Das angebliche Mordkomplott gegen den Reichskanzler. Aus dem kommunistischen Narrenhause. Kontrolle der Produktion nach kommunistischem Verlangen. An der Futterkrippe. Falsche kommunistische Parolen. — Nr. 44. Wer hat vor dem 9. November 1918 das deutsche Volk belogen? Zur Frage: Wie wir den Krieg verloren! Mögliches und Unmögliches. Linienschiff Hannover in Stockholm. Ein Auslandsdeutscher über unsere Erfüllungspolitik.

Michel Folge 40. Der deutsche Reichskanzler und die Schuldfrage. Französischer Antisemitismus. Wie 1814, Versailles 1919 und Deutschlands Zukunft. Kritisches zur Tagespolitik. Deutschland. Der Ausstand der Hausbesitzer. Handwerk und Bildung. Betrachtungen über das Münchener Oktoberheft 1922. — Folge 41. Genf und die nationale Ehre. Mord, Mordversuch und Mordhetze. Ueber die Franzosen und über uns. — Folge 42. Vor fünfundzwanzig Jahren. Die „völkischen" Marxisten. Weltpolitik. Deutschland. Wie sollen wir uns nennen?

Digitized by Google

Ein Kampfruf, wie er schärfer seit Luther wohl nicht erklungen ist. Auf Grund von Geschichtstatsachen, die der Verfasser möglichst zusammendrängt, aber in ausreichender Fülle vorlegt, wird die Anklage erhoben und bewiesen:

Das seit rund 1000 Jahren ultramontanisierte Papsttum ist der grosse Zerstörer,

weil es die höchsten menschlichen und christlichen Begriffe: Religion, Gott, Christus, Christentum, Kirche, Staat, Wissenschaft, Ehe verderbt und zu Zerrbildern gemacht hat. Die Beweisführung ist umso wuchtiger, weil sie unter Zugrundelegung des katholischen Standpunktes geführt wird.

* * *

Die Einrede eine solche Schrift zerstöre die Volksemigkeit, wird gründlich widerlegt.

Die Verdienste des Papsttums auf anderm Gebiete werden anerkannt; aber da sie nichts zu tun haben mit dem vom Papsttum selbst aufgestellten und als sein eigentliches Wesen erklärten Ansprache: „Stellvertreter Christi", „Fortsetzer seines Werkes" zu sein, so entkräften sie die Anklage nicht. Im Gegenteil, das religiöse Papsttum der 9 erst n Jahrhunderte fällt ein Vernichtungsurteil über das von d: an bis heute g folgte ultramontane Papsttum.

(Verkleinerte Wiedergabe des Einbandes)

Geheftet 50.—, gebunden 75.—, Mk.

Das Werk, wie mit Feuer geschrieben, hält von der ersten bis zur letzten Seite in Spannung.

Von Paul Graf Hoensbroech erschienen, ferner

Zum Wesen u. zur Geschichte des Jesuitenordens

Heft 1 **Ignatius von Loyola, Gründung, Erste Genossen,** usw.
„ 2 **Fürstenmord, Fürstenabsetzung** usw.
„ 3 **Der Jesuit als Beichtvater**

Preis jeden Bandes Mark 25.—, geb. 40.00

An weiteren Heften sind in Bearbeitung:

Jesuitenorden und Politik

Die Jesuitenmoral

Die jesuitischen Exerzitien

Die marianischen Kongregationen

Der Jesuit im Weltkrieg

Jesuitenorden und moderner Staat

Jesuit und Jesus

Jesuitenorden und Protestantismus

Jesuitenorden und Wissenschaft

Worte (Theorie) und Taten (Praxis) im Jesuitenorden

Der Jesuit als Erzieher und Lehrer.

Der Jesuit als Geschichtsfälscher

Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIX. (1773), seine Wiederherstellung durch Pius VII. (1814)

Urteile über den Jesuitenorden von Freund und Feind.

Landes-Verlag Bernburger **Berlin SW 11** Strasse 24/5

Digitized by Google

Gegen Zuckerkrankheit u. Arterienverkalkung anerkannt vorzüglich: Heilquelle Karlssprudel nahe der Selterser Grenze Post Biskirchen Tel. 6.

Die Deutsche Werkgemeinschaft

will folgendes erreichen: Die Parteizerklüftung durch berufsständische Volksvertretung ersetzen. Allen Schaffenden, Kopf- wie Handarbeitern, Arbeitgebern und Arbeitnehmern im Rahmen verantwortlicher Selbstverwaltung den vollen Arbeitsertrag gewährleisten und die schmarotzenden Ausbeuter beseitigen. Uns aus der Knechtschaft und Fron des Weltbörsenringes und des Wucherzinses durch gemeinwirtschaftliches Geldwesen befreien. Deutsches Recht in Deutschland aufrichten und jedem Volksgenossen durch Einführung des deutschen Bodenrechtes eine freie, unverschuldbare Heimstätte sichern. Ein gerechtes Steuerwesen auf der Heimholung der Bodenrente aufbauen und dadurch Erzeugung und Gewerbefleiß heben und unser aller Lebenshaltung gesunden, verbilligen uned verbessern. Die Vorherrschaft des Judentums brechen und Deutschland den Deutschen zurückgeben.

Die Deutsche Werkgemeinschaft ist die unterschiedslose und brüderliche Zusammenfassung derjenigen deutschen Volksgenossen, Bauern, Bürger und Arbeiter, die unser armes gemeinesames Vaterland aus Erniedrigung und Not erlösen, deutsche Einheit und deutsche Wesensart erhalten und uns und unsere Kinder vor Verelendung und Untergang bewahren wollen.

Jeder Deutsche ist willkommen. Wer mitarbeiten will, schreibe an die „Deutsche Werkgemeinschaft", Göttingen.

Soeben erschienen:

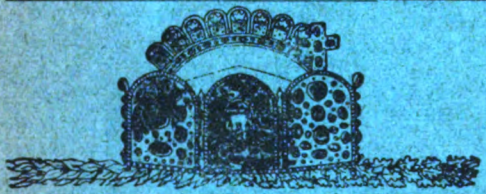
Die wahren Kriegs-Verbrecher

auch eine Gegenrechnung.

Von Ottokar Stauf von der March

Eine Aufsehen erregende Schrift!

Preis brosch. 75.— Mk.
Gebd. 120.— Mk.



Die Krone

Zeitschrift zur Pflege des monarchischen Gedankens und der nationalen Überlieferung im Sinne Steins und Bismarcks (nationalpolitisch und literarisch)

Vierteljährlich 6 Hefte 24 M., Einzelheft 4 M.
Probeheft auf Wunsch
Verlag „Die Krone", Dresden-N 22
Postscheckkonto Dresden 3446.

Interessieren Sie sich für Okkultismus?

Dann schreiben Sie wegen **kostenfreier** Uebersendung von Schriften an den
Luna-Verlag, Berlin SW 11

Balck

Kriegserfahrungen

Ein hervorragendes Buch für alle die Vielen, die in dem Verfasser den bekannten Taktiker u. Lehrer verehren. Preis M. 50.—

Buchhandlung Landes-Verlag, Berlin SW. 11.

Digitized by Google

Verantwortlich für den Anzeigenteil Bernhard E. Schulz, Berlin-Lankwitz

Digitized by Google

32101 063968844

Digitized by Google